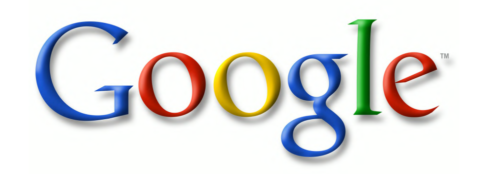
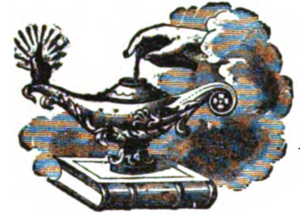


Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen

Berliner Gesellschaft für das Studium der ...



ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN

UND LITERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XXXV. JAHRGANG, 65. BAND.

BRAUNSCHWEIG,

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1881.

Inhalts-Verzeichniss des LXV. Bandes.

Abhandlungen.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Programmenschau.

Seite

Miscellen.

Widerruf.

Bibliographischer Anzeiger.

Ein portugiesisches Weihnachtsauto.

Pratica de tres pastores na noite do Natal.

Nachstehendes alte portugiesische Weihnachtsauto schien uns sprachlich wie sachlich interessant, und, da es äusserst selten ist, eines Wiederabdrucks wert und bedürftig. Diesen zu unternehmen bestimmte uns der glückliche Umstand, dass uns zwei verschiedene, ziemlich gleich unbekannte, gleich seltene, und in sehr wenigen, vielleicht nur in je *einem* Exemplar erhaltene (übrigens aber gleich fehlerhafte und flüchtige) Drucke zur Verfügung standen; und dass wir überdies ein Manuscript ausnutzen durften, das möglicherweise älter als beide Drucke ist, vielleicht jedoch nur dem früheren unter beiden an Alter gleichkommt, jedenfalls aber, wenn nicht der Zeit, so doch der Filiation nach, dem Originale *näher* steht als jene.

Auch das Manuscript war bis jetzt unbeachtet geblieben, obwohl seine Existenz in der Bibliotheca publica Eborense seit 1869, d. h. seit dem Erscheinen des trefflichen Manuscripten-Katalogs dieser Bibliothek kein Geheimniss mehr ist.* Es stammt, wie Handschrift und Papier zeigen, aus dem letzten Viertel des 16., oder dem ersten Viertel des 17. Jahrhunderts und bildet einen kleinen Bruchteil des mit $\frac{\text{CXIV}}{1-33}$ chiff-

---

* Catalogo dos Manuscriptos da Bibliotheca Publica Eborense, ordenado com as descripçoes e notas do bibliothecario *Joaquim Heliodoro da Cunha Rivara* e com outras proprias por *Joaquim Antonio de Sousa Telles de Matos*. 3 voll. in fol. — Lisboa. Imprensa Nacional 1869.

rirten Codex in klein Oktav, der eine ältere Seitenzählung von 96 bis 274, doch mit Uebergehung vieler nicht gezählter Seiten aufweist.* Jetzt ist er neu nach Blättern numerirt, von welchen unser Auto zwölf (6 bis 18) einnimmt. Der Specialtitel dieses Manuscriptes heisst:

Fr. Antonio da Estrella: | Pratica | de tres pastores | Rodrigo Lourenço e Sylvestre. | Aparecendolhe hũ Anjo a noite | Chama hũ | pello outro.

Der ältere der zwei Drucke, den wir mit A bezeichnen, stammt ungefähr aus derselben Zeit, d. h. er kann dem Anfang des 17. Jahrhunderts angehören, fällt eher jedoch in die letzte Hälfte des 16. Das Exemplar, welches wir benutzt haben (und zwar in der königlichen Bibliothek von Ajuda), ist ohne alle Daten.** Ob es sie je gehabt hat, können wir nicht sagen, da der untere Rand des letzten Blattes, auf welchem die Angaben über Zeit und Ort des Druckes stehen konnten, abgerissen ist. Im übrigen ist das Exemplar vollständig. Es bildet ein Heft in 4° von zwölf Blättern oder 24 Seiten zu je 2 Colonnen, auf sehr schlechtem Papier und höchst unsorgfältig gedruckt; in Format, Typen, Druckeinrichtung, kurz im ganzen Aeusseren genau so gehalten wie die gewöhnliche Volkslitteratur des 16. und 17. Jahrhunderts. Der Titel lautet:

Pratica | de tres pastores | Asaber: Rodrigo Loirenço e Sylvestre | Os quaes apparecendolhe o Anjo a noite de Natal | espantados chamão hum ao outro dizendo: Es folgt ein kleiner roher Holzschnitt, das Christkind in der Krippe darstellend. Unmittelbar darauf beginnt, noch auf der ersten Seite, der Text.

Der zweite Druck vom Jahre 1761, den wir mit B bezeichnen, besteht gleichfalls aus 24 Seiten in 4°:

Pratica | de tres | Pastores, | saber Rodrigo, Loirenço, e Sylvestre | Aos quaes apparecendo lhe o

* V. Tomo II Que comprehende a litteratura p. 69, Zeile 1, wo es heisst: Pratica de tres pastores ao presepio por Fr. Antonio da Estrella. Cod. $\frac{\text{CXIV}}{1-33}$: a. fl. 6. — 12 folhas 8°.

** Es befindet sich daselbst mit vielen anderen Volksschriften im XVII. der mit „Papeis varios“ bezeichneten Bände.

Anjo a noyte de Natal, espantados chamão hum ao outro. Darunter ein Bildchen, die Anbetung der Hirten darstellend. Lisboa. | Na Officina de Francisco Borges de Sousa. | Com todas | as licenças necessarias e Privilegio real. — Diese Licenzen stehen am Schlusse, d. h. auf p. 24 und heissen kurz und bündig: Pode se reimprimir etc. Das von uns benutzte Exemplar befindet sich in der Bibliothek von Porto.

Unserer Meinung nach muss vor A, das für eine erste Ausgabe zu unordentlich gedruckt ist und schon Interpolationen aufweist, noch eine andere, die Editio princeps, liegen; eine oder mehrere andere auch vermuthlich zwischen A (um 1600) und B (1761). Die bibliographischen Nachweise, die wir zu geben vermögen, bleiben also wahrscheinlich unvollständig, obwohl wir noch über eine dritte Ausgabe (C), und vielleicht gar über eine vierte, zu berichten wissen. Dass solche existirt haben, lehren uns Bluteau und Salvá. 1) Bluteau im 8. Bande seines grossen Vocabulario Portuguez & Latino (welcher Band 1721 erschien) citirt unter tartaranhão nach einem gedruckten Text, wie er selbst sagt, zwei Stellen aus der Pratica, die sowohl von der Lesart des Manuscriptes als auch der Ausgabe A abweichen, hingegen mit B, das doch erst 40 Jahre später erschien, übereinstimmen. 2) Salvá in seinem wertvollen Kataloge* citirt unter No. 1363 unser Stück in folgender Form:

Pratica de tres pastores. A saber Rodrigo Loirenço e Sylvestre. Os quaes *apparecendolhe* o Anjo a noite *do* Natal, espantados chamão hum *a* outro dizendo. (Sigue una laminita de madera que representa el Nacimiento y bajo principia la pieza. Al reverso de la duodecima hoja que es la ultima se lee:)

Com todas as licenças necessarias. Em Lisboa. Por Antonio Aluares. 1626. 4°. 12 hojas sign.†

Wie man sieht, weist dieser Titel, trotz aller Aehnlichkeit, doch nicht absolute Gleichheit mit A auf; und, bei der grossen Sorgfalt und Genauigkeit in allen Angaben Salvá's, dürften

---

* Catalogo de la Libreria de Salvá escrito por D. Pedro Salvá y Mallen. Valencia 1872. Tomo I, p. 486.

wir, schon auf Grund der drei durch den Druck hervorgehobenen kleinen Differenzen hin, ohne weiteres annehmen, dass wir es mit einer neuen Ausgabe zu tun haben, und die Vermutung zurückweisen, dass A identisch mit C, also 1626 aus der Druckerei des Antonio Alvares hervorgegangen sei. Diese Annahme der Verschiedenheit von A und C wird aber dadurch zur Gewissheit, dass eine von Salvá nach seinem Exemplar mitgeteilte Textprobe eine Reihe weiterer Abweichungen von A enthält. Der Leser wird selbige an der betreffenden Stelle (Zeile 1381—1428) unter den Varianten finden. — Ob nun aber die von Bluteau vor 1721 benutzte Ausgabe der Pratica die gleiche ist, von der ein Exemplar in Salvá's Hand gekommen, ob also zu A und B eine oder zwei Ausgaben hinzuzuzählen sind, muss dahingestellt bleiben.

Wie die drei verschiedenen Ausgaben, um die wir wissen und die vielleicht nicht die einzigen sind, es beweisen dürften, ist unser kleines Weihnachtsauto einst beliebt gewesen. Heute aber ist es so gut wie unbekannt. Es hat nicht das glückliche Geschick so vieler anderer Volksdramen ähnlichen Inhalts gehabt, die ihm an Wert durchaus nicht überlegen sind und sich doch durch die Jahrhunderte hindurch bis auf den heutigen Tag in der Gunst des port. Volkes erhalten haben und wieder und wieder gedruckt und ausverkauft werden.* Weder das Volk kennt unsere Pratica, noch die Gelehrten. — Keiner der spanischen und portugiesischen Bibliographen führt sie an: weder Barbosa Machado, noch Innocencio da Silva, weder Nicolas Antonio, noch Barrera y Leirado. Die einzigen Stellen, in denen ihrer gedacht wird, sind (mit einer gleich zu erwähnenden Ausnahme) bereits von uns im obigen angeführt, die einzigen erhaltenen Exemplare sind die schon erwähnten; d. h. 1) das Ms. in Evora, im Kataloge seiner Codices verzeichnet; 2) die datenlose Ausgabe A, vollkommen unbekannt, in Ajuda; 3) die von 1626, im Besitze Salvá's, der sie raríssima nennt, und vielleicht einst auch in Bluteau's Hand; 4) die von 1761 in der Bibliothek dieser Stadt Porto. — Es wäre nur natürlich,

* Eine Liste derjenigen portugiesischen Volksbücher, welche heute die gelesensten sind, findet sich in Gröber's Zeitschrift für Romanische Philologie III, 5. Bibliographie 1878.

wenn sich von dieser letzten, verhältnissmässig jungen Ausgabe weitere Exemplare erhalten hätten, da sie ja nach dem Erdbeben gedruckt ward, also nicht wie so unendlich viele andere unersetzliche Denkmäler portugiesischer Kunst und Litteratur durch dasselbe zerstört worden sein kann; doch, wie gesagt, es finden sich keine Angaben darüber, und im Handel kommen Exemplare nicht vor. Theophilo Braga's unermüdlichem Forscherfleiss auf dem Gebiete vaterländischer Litteraturgeschichte konnte jedoch auch dieses kleine Denkmal nicht entgehen. In seiner „Historia do Theatro portuguez“* bespricht er die Pratica in einer Weise, die klarstellt, dass er sie gesehen und benutzt hat, und zwar in der Ausgabe von 1761, und nur in dieser. Er bespricht sie nämlich im dritten Bande jenes Werkes, welcher dem 18. Jahrhundert gewidmet ist; und stellt auch, in dem zum Schlusse beigegebenen „Repertorio geral do theatro portuguez“, irre geleitet durch das Datum dieser jüngsten Ausgabe, unser Stück fälschlich unter das Jahr 1761. Wir vermuten, er habe dasselbe Exemplar wie wir benutzt. Doch ob er auch ein zweites kenne oder besitze, die Seltenheit der Pratica wird dadurch nicht vermindert, und der heute von uns gebotene kritische Wiederabdruck ist von diesem Standpunkte aus vollkommen gerechtfertigt.

Ob auch der Wert der Pratica ihn gutheisst? Unserer Ansicht nach: ja. Als altes Denkmal des portugiesischen Volksidioms und als Specimen des im Auslande wenig gekannten Genres jener durch und durch volkstümlich-traditionellen Schauspiele, welche — als Loa, Pratica, Auto, Egloga, Colloquio, Dialogo pastoril, Representacion — in der Weihnachtsnacht am häuslichen Heerd um die, statt unseres heidnischen Tannenbaumes als christliches Symbol aufgeschlagene Krippe (Presepe oder Presepio) aufgeführt zu werden pflegen, verdient sie an und für sich Beachtung. Dadurch aber, dass sie sich durch echte naive Volkstümlichkeit, unverfälschte Derbheit in Geist, Sprache und Charakteristik der Figuren auszeichnet, d. h. das Genre in seiner genuinen Form vertritt, wie es durch kein

* Historia do Theatro Portuguez. Vol. III. A baixa comedia no seculo XVIII. Porto. Imprensa Portugueza 1871. p. 106—108.

anderes portugiesisches Stück bis jetzt zu weiterer Kenntniss gelangt ist, wird ihr Wert natürlich erhöht.

Es ist eine bekannte Tatsache, dass sich in Spanien wie Portugal aus dem Mittelalter herüber, aus Zeiten, die Jahrhunderte weit hinter die ersten eigentlich litterarischen Dramenschöpfungen fallen, die Sitte erhalten hat, kirchliche Festtage durch dramatische Darstellungen (Autos) zu feiern, deren Stoff jedes Mal das Ereigniss bilden muss, an welches der Festtag erinnern soll; dass besonders das Weihnachtsfest noch bis auf den heutigen Tag,* unter anderem durch Aufbau einer rohen oder kunstvollen, scenisch einfachen oder complicirten „Krippe" und durch Aufführung entweder traditionell erhaltener oder eigens durch einen Dichter aus der Familie componirter Krippenspiele gefeiert wird; dass im Anfang des 16. Jahrhunderts die Schöpfer des spanischen und portugiesischen Dramas, Juan del Encina und Gil Vicente, an diese damals allgemeine Sitte anknüpfend, die Geburt Christi zum Gegenstand ihrer ersten dramatischen Versuche machten, und beide, jener 1492 in seiner „Egloga representada en la noche de natividad de nuestro señor entre cuatro pastores: Juan. Mateo. Lucas y Marco", dieser 1502 in seinem „Auto pastoril castelhano"** den Typus des Weihnachtskrippenspiels schufen, wie er im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts von allen weiteren Dichtern ähnlicher

* Man sehe darüber: Revista d'Ethnologia & de Glottologia. Estudos e Notas por F. Adolpho Coelho, Fasciculo I, Lisboa 1880. p. 5. Materiaes para o estudo das festas, crenças e costumes populares portuguezes. I O Natal., wo es unter § 3 heisst:

„Em muitas casas fazem se presepes figurando a gruta de Belem etc., e representam-se entremezes, peças dramaticas etc."

** Beide Stücke finden sich abgedruckt in Böhl de Faber's: Teatro antiguo anterior a Lope de Vega. Hamburgo 1832 als No. 1 und No. 7. Mit No. 1, welches das im Texte citirte Stück von Encina ist, möge man auch No. 6 als Encina's zweites Krippenstück vergleichen. (Egloga representada en la noche de natividad entre cuatro pastores: Juan, Miguelejo, Rodrigacho y Anton, y un Angel.) Unter No. 7 stehen (statt einer) die zwei ersten Compositionen von Gil Vicente, als bildeten sie ein Ganzes. In der Tat aber ward das früheste, gewöhnlich Visitaçāo oder Monologo do Vaqueiro genannt, welches zwar auch ein Auto pastoril del Nacimiento nach dem volkstümlichen Typus der Weihnachtsstücke ist (eigentlich nur eine Loa), jedoch nicht Christi Geburt, sondern die Geburt des Prinzen Dom Joāo, nachmaligen Königs D. Joāo III, feiert, am 8. Juni 1502 gedichtet und dargestellt, während das wahre Weihnachtsauto, auf das es uns ankommt (p. 43), zur Christnacht desselben Jahres verfasst ward.

Schaustücke, in Spanien von Lucas Fernandez, Bartolomé Aparicio, Juan Pastor, Pedro Lopez Ranjel, Hernando de Yanguas, Felipe Godinez, Velez de Guevara, Mira de Mescua, Antonio del Castillo, Valdivielso, Lope de Vega etc. etc.; in Portugal von Baltasar Diaz, Clemente Lopez, Antonie Piros Gonge, Pedro Vaz Quintanilha, Francisco Lopez, Sor Francisca de la Columna,* Francisco Rodriguez Lobo und hier

* Die uns bekannten Titel von portugiesischen und spanischen Weihnachtsautos, gesammelt zum Teil aus den Werken selbst, zum Teil aus den Bibliographen: Barbosa Machado, Innocencio da Silva, Salvá, Barrera y Leirado und aus Theophilo Braga's: Repertorio geral do Theatro portuguez, sind folgende:

I. Portugiesische:

1502 Gil Vicente: Auto pastoril castelhano endereçado ás matinas de Natal.
Gegen 1600 Baltasar Diaz: Auto do Nacimento de Christo.
1600 Antonio Pires Gonge: Auto do Nascimento de Christo (Barbosa).
1600—1700 Clemente Lopez: Auto do Nascimento (Barbosa).
1646 Francisco Lopez: Auto e colloquio do Nascimento de Christo.
1650 Manoel Nogueira de Sousa: Auto do Nascimento de Christo.
1650 Sor Francisca de la Columna: Comedia ao Nacimento de Christo (Barbosa).
1676 Francisco Rodriguez Lobo: Auto del Nacimiento de Christo y edicto del emperador Augusto Cesar.
1678 Pedro Vaz Quintanilla: Auto do Nascimento de Christo Nosso Senhor.

II. Spanische:

1496 Juan del Encina: 1) Egloga para la noche de la Natividad de nuestro salvador (Cancionero de J. d. E. f. 77 e 79 & Böhl. 3—11).
2) Egloga trovada para la noche de la Natividad (Canc. f. 94 v.).
3) Egloga representada en la noche de Natividad entre cuatro pastores Juan, Miguelejo, Rodrigacho y Andres, y un Angel (Canc. & Böhl 32).
1514 Lucas Fernandez: Egloga o farsa del Nacimiento de Jesu Cristo (Farsas y Eglogas).
1517 Torres Naharro: Dialogo del Nascimiento (Propaladia).
1528 Juan Pastor: Auto del Santo Nacimiento de Christo nuestro señor.
Vor 1550 Pedro Ramos: Representacion del Nascimiento del hijo de dios humanado (Inedito).
Vor 1550 Antonio de Morales: Breve dialogo del nacimiento de nuestro salvador Jesu Cristo (Inedito).
1554 Fernando Diaz: Farsa nuevamente trobada en la qual se introduzen tres pastores. En loor del nascimiento de Jesu Christo.
1550 Pero Lopez Ranjel: Farsa al nacimiento de nuestro redentor Jesu Cristo e de la Virgen gloriosa madre suya.
1550 Hernando de Yanguas: Egloga nuevamente trobada en loor de la Natividad de nuestro señor en la qual se introduzen cuatro pastores.
1554 Jorge de Montemayor: Tres autos en los maitines de la noche de navidad.
1554 Diego Sanchez de Badajoz: Farsa de la Natividad.

wie dort von vielen Anonymos mehr oder weniger genau eingehalten worden ist. Wie aber schon Juan del Encina und Gil Vicente sichtlich die volkstümliche Form der Autos de Presepio umgestalteten, sie litterarisch verfeinerten und mit einigem poetischen Kunstgehalt füllten; für die Grossen ihrer Zeit, in deren Pallästen und Kapellen sie dargestellt werden sollten, zurechtstutzten, was ursprünglich Volkssache gewesen war, so gehen auch die meisten ihrer Nachahmer auf dieser Bahn vorwärts und entfernen sich immer mehr von der Einfachheit des eigentlichen Volksschauspieles. Ihren Ursprung verleugnen freilich auch die kunstvollst arrangirten unter den Christnachtseglogas nicht: den Mangel an einem eigentlich dramatischen Fabelmotiv, an jeder Verwickelung und Entwickelung, an

---

1580 Padre Juan de Cigorondo: Egloga pastoril al nacimiento del niño Jesus (Inedita).
1586 Juan Lopez de Ubeda: 1) Coloquio del santo nacimiento de nuestro señor Jesu Cristo, entre tres pastores (V. Cancionero de L. de U.).
2) Diez dialogos pastoriles al nacimiento del hijo de dios (Im Vergel de flores divinas).
1606 Pedro Suarez de Robles: Danza del santisimo Nacimiento de nuestro señor Jesu Cristo, al modo pastoril. Danza (Vielleicht in älterer Ausgabe von 1561).
1607 Gaspar de Mesa: El Nacimiento. Auto (Inedito).
1611 Bartolomé Aparicio: Obra del santisimo Nacimiento de nuestro señor Jesu Cristo, llamada del Pecador.
1641 Lope de Vega: 1) El Nacimiento de Cristo (Comedias Parte XXIV).
2) El Nacimiento de nuestro Salvador Jesu (Navidad y Corpus Cristi).
1664 Cristo: Auto famoso del Nacimiento del hijo de dios: Tirano castigado (Com. P IV).
1664 Anonimo: 1) El Nacimiento de Cristo N. S. Loa.
2) Del nacimiento de Christo nuestro bien.
3) El Nacimiento de Cristo nuestro bien y sol á media noche.
1664 Montalvan: La natividad del señor (Einzelausgabe).
1664 José de Valdivielso: El Nacimiento de nuestro señor.
1664 Anon.: 1) El Nacimiento.
2) El Nacimiento de Cristo nuestro bien y sol a media noche.
3) El Nacimiento del hijo de dios.
1674 Diamante: El Nacimiento de Cristo. Zarzuela (P. II).
1675 Antonio de Castilla (auch del Castillo): 1) El Nacimiento del hijo de dios.
2) Loa al nacimiento para el auto de los angeles encontrados.
1675 Anon.: El Nacimiento de Cristo.
1675 Luiz Velez de Guevara: El Nacimiento de Cristo.
1675 Mira de Amescua: 1) El Nacimiento de Nuestro Señor. Coloquio en dos jornadas.
2) El Nacimiento de nuestro señor.

Mannichfaltigkeit der Charaktere, so wie die roh bäurische Sprechweise, teilen sie mit ihren Schwestern aus dem Volke. Durch Einschieben einzelner Dialoge in höherem, edlerem Gesprächstone, und ganzer Volksschwanksscenen lustigster Art suchen sie jenen Mängeln abzuhelfen, natürlich aber ohne durch solche Mischung heterogener Elemente eine ebenso gute Wirkung zu erzielen wie das reine Genre in seiner groben Einfalt.

Ein Volksdrama reinen Genres aber, wie es vom Volke und für das Volk geschrieben ward, in dem alles, das Motiv, die Gedanken, die Charaktere, die Sprache, der Strophenbau, der Reim, von Ungeschultheit spricht, glauben wir in der „Pratica de tres pastores“ erkennen zu dürfen. Die Handlung bietet sich schlicht und einfach wie sie ist, ohne Schmuck; da wird nicht aus der Hauptsache Nebensache gemacht; bäurische Spiel- und Zankscenen ohne inneren Zusammenhang mit dem eigentlichen Motiv nehmen nicht den Hauptraum ein; die Anbetung des Christkindes wird nicht zum blossen Schlusseffect benutzt oder gar hinter die Bühne verwiesen; der Dichter drängt sich nicht in eigener Person vor; da ist keine Spur von irgend welcher Bezugnahme auf den Zuschauer zu finden, kein ein-

---

1675 Godinez: 1) El Nacimiento de Cristo.
2) El Nacimiento de Cristo y pastores de Belen.
1729 Alonso Sanchez de Tortoles: El Nacimiento de Nuestro señor Jesucristo.
1747 Anonimo: El rescate del hombre. Auto al Nacimiento del hijo de dios.
Um 1750 Gaspar Fernàndez y Avila: El Nacimiento de nuestro señor Jesucristo. Coloquio 3° del Poema dramatico: Infancia de Jesu-Christo.
Anonimo: Auto del Nacimiento de Jesuscristo. Las bodas de Bato y Menga.
Anonimo: Loa al santisimo misterio del nacimiento de N. S. Jesucristo (Entremeses varios y Loas).

Alle unter 1664 verzeichneten Autos finden sich in dem Sammelwerk: Navidad y Corpus Cristi, Madrid 1664; alle unter 1675 stehenden in den Autos Sacramentales y al nacimiento de Christo, Madrid 1675 — selbstverständlich mit Ausschluss derer, bei welchen Einzelausgaben erwähnt sind.

Ein reicher Schatz! Leider aber sind von den Stücken aus dem 16. Jahrhundert, welche die eigentlich wertvollen und interessanten sind, einige ganz verschollen, vielleicht für immer verloren, andere, weil in überaus seltenen Exemplaren vorhanden, so gut wie unzugänglich. In neuen Abdrücken sind eigentlich nur die Stücke von Encina, Vicente und Lucas Fernandez da. Ein kleines Bruchstück einer anderen, die unserer Pratica an Popularität gleich zu kommen scheint, hat Salvá seinem Katalog eingefügt. (No. 1298.)

geschaltetes Bittschreiben an grossmütige oder ungrossmütige Gönner, kein Seitenhieb auf neidische Gegner, keine Anspielung auf Zeitereignisse, keine Allegorie, kein Doppelsinn; in einer Figur stecken nicht zwei oder drei (wie z. B. in der ersten Egloga des Juan del Encina Juan zu gleicher Zeit der Hirt, der Evangelist und der Dichter ist); die Geschenke, die dargebracht werden, sind keine Attrappen, in denen ein oder das andere Werk des Dichters sich versteckt. Verkündigung und Anbetung in ihrer Wirkung auf die beteiligten Hirten sind wirklich der ganze Stoff.

In unserer Pratica z. B. wird er in folgender Weise behandelt: Der geistig lebendige unter drei Hirten, Rodrigo mit Namen, der von den Prophezeiungen des alten Testamentes weiss, des Messias wartet, und darum in der Christnacht nicht schläft, empfängt froh und gläubig, wenn auch erschreckt, die Botschaft des Engels, verkündet sie dem bereitwilligeren unter seinen zwei Gefährten, Loirenço, der noch im letzten Augenblick, ehe der Engel davonflog, erwacht ist; und beide wecken nun, um die Wette rufend und Fussstösse austeilend und, als selbst das nicht fruchtet, das althergebrachte Nasenkitzeln mit dem Strohhalm mit Erfolg versuchend, den dritten unter den Hirten, Sylvestre, den Tölpel im Stücke, der „wie ein Stein im Kothe“ schläft. Dieser ist ungläubig, ein Sancho Panza, den nur die Sorge um den lieben Leib und sein liebes Vieh quält. In derbster drastischer Weise setzt er sein materialistisches credo auseinander: er giebt zu, dass auch er der Evasünde vielleicht unterlegen wäre, da ein guter Bissen doch gar zu verlockend sei, schilt nichtsdestoweniger auf den dummen Adam, der sich durch Frauenrat habe besiegen lassen; er will nicht begreifen, warum des Urvaters Sünde auch ihn des Paradieses beraubt hat: er zweifelt jedoch nicht am Kommen des Messias, da doch Gott halten müsse was er versprochen, schüttelt aber freilich den Kopf über die sonderbare Laune des neugeborenen Königs, der „ohne gezwungen“ zu sein, weinend und unbekleidet in der Krippe liege, während er doch „Sammet essen und sich in Flittergold kleiden könne.“ Schliesslich aber geht er doch, halb überzeugt, halb skeptisch mit nach Bethlehem. Singend und mit Geschenken beladen, wie Käse,

Schinken, Honig, ein Lämmchen, ein warmer Schafpelz, kommen sie dort an, vom Stern geleitet, beten nach einander in höchst volkstümlicher, naiver und den drei Charakteren gemässer Weise das Christkind an, dem sie die Geschenke überreichen, wobei der Tölpel sich als der Geistesarme, Herzenseinfältige zeigt, der kein anderes Geschenk als seine Seele bringen will. Zum Schluss singen sie gemeinsam ein villancico an die Jungfrau.

Dieser äusserst einfache Gang der Handlung (wenn man das überhaupt Handlung nennen will) hat nichts Bemerkenswertes; die Gegenüberstellung der Charaktere ist durch die dramatische Form bedingt, die Ausführung ist grob und streift oft ans Farcenhafte, jedoch echt volkstümlich, humoristisch derbe, nicht ganz ohne zartere schlicht empfundene Gefühle. Dass wir weit davon entfernt sind, der Pratica hohen litterarischen Wert beizulegen, versteht sich von selbst. Nicht als Kunstwerk, sondern als treues Spiegelbild des hispanischen Volksgeistes, als ein Specimen des echt volkstümlichen Weihnachtsauto ist es uns interessant.

Und (wir sagten es schon) als Denkmal des altportugiesischen Volksidioms. Alle Autos do Natal bieten Beiträge zur Kenntniss des port. und span. Volksidioms, weil sie stets unter Hirten spielen, denen, wenigstens so lange sie unter sich sind, ihre natürliche Redeweise von keinem Dichter ganz entzogen wird. Doch ist auch in dieser Beziehung unsere Pratica aussergewöhnlich reichhaltig. Die Dialekte der iberischen Halbinsel sind aber bisher so wenig bekannt, so ungenügend durchforscht, der Hülfsmittel sie kennen zu lernen sind so wenige, dass ein jeglicher Beitrag dazu, so bescheiden er auch sei, Aussicht hat, von allen Romanisten gern angenommen zu werden.

Theophilo Braga, der einzige, der sich, wie gesagt, bisher mit unserem Stücke beschäftigt hat, scheint etwas abweichender, doch nicht ganz anderer Ansicht zu sein als wir. Er gesteht dem Dichter eine grosse Kenntniss der Volkssprache und einen richtigen Einblick in die Volksseele zu, doch findet er die Derbheit der Rede affectirt, ihre Plebeismen übertrieben, die Gedanken zu materialistisch, und nennt den Verfasser sarkastisch und ungläubig — eine Auslegung, die vielleicht eine Folge der irrigen Datirung des Stückes ist. Im 18. Jahrhun-

dert erwartet man in der Tat, selbst im Volksmunde, andere Gedanken und eine andere Ausdrucksweise als im 16., und was hier natürlich, wird dort affectirt erscheinen. Unter den streng klassischen, französirenden und italianisirenden Tragödien des 18. Jahrhunderts, die in Geist und Sprache ganz unportugiesisch sind, nimmt sich die Pratica etwas sonderbar aus; neben all den rhetorischen Stilübungen der vielen Medeas, Edipos, Athalias, Ifigenias, Andromacas jener Zeit müssen Rodrigo's, Loirenço's und Sylvestre's vulgäre Redewendungen übermässig grob und plump erscheinen. Stellt man sie aber an ihre rechte Stelle, neben die volkstümlichen, gesund realistischen, von derbem Humor beseelten Figuren eines Gil Vicente und seiner Schule, so wird man an ihrer körnigen Grobheit keinen Anstoss nehmen, an der Naivetät ihrer Gedanken vielleicht Gefallen finden und sogar durch die rauhe Schale einen Hauch von Poesie hindurchwehen fühlen.

Der Name des Autors wird in keinem der Drucke erwähnt, während das von uns benutzte Manuscript ihn Frei Antonio da Estrella heisst. Wer ist das? wann und wo lebte er? Keine portugiesische Litteraturgeschichte giebt darüber Aufschluss. Frei Antonio da Estrella ist eine vollkommen neue, unbekannte Erscheinung. Doch dürfen wir ihr, mit einiger Wahrscheinlichkeit das Rechte zu treffen, ihren Platz unter den Schülern und Nachahmern Gil Vicente's anweisen. Dahin, an die Seite eines Alfonso Alvares, Antonio Ribeiro, Antonio Prestes, Baltasar Diaz weisen es Geist und Sprache; dahin glaubt auch Salvá es setzen zu müssen (su lenguaje prueba que debió escribirse en la segunda mitad del siglo XVI o quizas antes); und Theophilo Braga hat sich nur durch das Jahr des einzigen ihm bekannten jüngsten Wiederabdruckes irre leiten und zu der Ansicht bestimmen lassen, als gehöre die Pratica in das 18. Jahrhundert.

Ob Frei Antonio da Estrella vielleicht identisch ist mit jenem anderen Frei Antonio aus Lisboa, den Barbosa Machado und nach ihm Innocencio da Silva, Barrera y Leirado und Theophilo Braga als Autodichter bezeichnen, der um 1600 blühte? Das einzig erhaltene, d. h. mit dem Namen Frei Antonio de Lisboa versehene Auto „Auto dos dous ladroes que

forão crucificados juntamente com Christo Senhor nosso" wurde in Lisboa im Jahre 1603 von Antonio Alvares gedruckt. Wir kennen es nicht und enthalten uns daher aller weiteren Hypothesen.

Es erübrigt uns noch einige Worte über die Methode unseres Wiederabdrucks zu sagen.

Wie wir bereits Anfangs erwähnten, stammt das Ms. ungefähr aus derselben Zeit wie der datenlose Druck A; weder dieser noch jenes, noch B geben aber den Text in einer ohne weiteres annehmbaren Gestalt, d. h. weisen unmittelbar auf das Original zurück. In allen drei Texten ist die strophische Gliederung völlig unberücksichtigt geblieben, oft durch Auslassung von Zeilen, wie durch Interpolation von anderen* gänzlich aufgelöst; alle drei sind voller Druck- respective Schreibfehler. Dass sie in höchst ungleicher, verwirrender Orthographie und ohne jede Interpunktion dastehen, bedarf keiner Erwähnung, so allgemein ist dieser Fehler. Ein grosser Unterschied im Werte der Texte ist also nicht da, der uns hätte bestimmen müssen, einen vor den anderen zur Grundlage unserer Ausgabe zu wählen. Da aber das Ms. immerhin durch weniger Interpolationen entstellt ist als A u. B und überdies durch Erhaltung des Namens des Autors auf einen direkteren Bezug zum Originale schliessen lässt, legten wir es unserer Textgestaltung zu Grunde. Die abweichenden Lesarten aus A, B (und C) begleiten den Text. Was wir an diesem geändert haben, ist folgendes:

1) Die strophische Gliederung** ist wiederhergestellt; die

* Interpolirte Zeilen finden sich in Strophe 35. 98. 125, wo sie allen drei Texten gemeinsam sind; ausserdem in Strophe 62, wo nur A und B sie aufweisen. Es fehlen Zeilen in Strophe 4. 195. 207. 225 aller drei Texte; ausserdem in 73. 209 von A und B; und im Manuscripte in 32. 135. 182. 190; sowie die ganze 124. und 236. fehlen.

** Wir glauben keinen Fehlgriff getan zu haben, indem wir den Text in Strophen von sechs Zeilen je zu acht Sylben zerlegten. Diejenigen Zeilen, welche die Regelmässigkeit dieses Baues stören würden, dürfen wir, da ihrer sehr wenige sind, als interpolirte aus dem Text entfernen; und da, wo einzelne Strophen bei dem jetzigen Zustand des Textes unvollständig bleiben, nehmen wir an, dass etwas ausgefallen sei, obwohl weder wo wir ein Zuviel noch wo wir ein Zuwenig nachweisen, der Sinn ein verstümmelter oder entstellter ist. Die erste Zeile jeder Strophe ist gewöhnlich kürzer als die übrigen; ein Gesetz für ihre Zählung oder Messung hat der

Strophen sind numerirt, wie auch die Zeilen (von 6 zu 6, und nicht von 5 zu 5, weil die Strophen sechszeilig sind).

2) Die interpolirten Verse sind unter den Text verwiesen, wenn nicht alle drei Texte sie aufweisen; in Parenthesen geschlossen, und nicht gezählt, wenn alle drei sie bieten; die in allen drei Texten fehlenden sind punktirt und mitgezählt, die nur in unserm Ms. fehlenden aus AB ergänzt und durch kursiven Druck hervorgehoben.

Dichter der Pratica jedoch sich jedenfalls nicht gemacht, oder er hat es nicht eingehalten, denn sie schwanken zwischen der grösstmöglichsten Kürze von einer Hebung, oder Hebung und Senkung, und der grösstmöglichsten Länge von vier Hebungen auf und ab, d. h. sie können von einer bis zu acht Sylben zählen. Es überwiegen diejenigen, welche viersylbig sind und aus zwei Trochäen bestehen wie: Ay Lourenço. Que canalha. Adormenta. Sem prefiares. Quasi o bebe. Sem touteada. — Die Strophen sind so gegliedert, dass jede durch zwei Reime gebunden ist, von denen entweder jeder drei Mal oder der eine vier, der andere zwei Mal wiederkehrt in folgender Ordnung: I. 3 + 3: 1) aabbab, 2) aababb. II. 4 + 2: 3) aabaab, 4) aababa, 5) abaaba, 6) ababaa, 7) aabbaa, 8) aabbbb. Der ganze Text umfasst 236 Strophen, von welchen jedoch nur 224 sechszeilig sind, während die übrigen zwölf, die sich auf zwei eingestreute Lieder verteilen, anders gebaut sind. [Cantiga I (Str. 120—124) besteht aus einem vierzeiligen Mote abab und vier achtzeiligen Voltas, deren jede aus einer Quintilha cdcdd und den wiederholten letzten drei Zeilen des Mote gebildet wird, von denen die erste jedoch statt wiederholt zu werden, variirt werden kann. Cantiga II (Str. 230 bis 236) ist ganz ebenso gebaut, nur sind in dem Mote Zeile 1 und 3 reimlos und 2 und 4 assoniren statt zu reimen und nach 5 Voltas wird das Mote noch einmal wörtlich wiederholt. Das erste Lied ist in Sechssylblern geschrieben, im zweiten wechseln vier- und fünfsylbige Zeilen mit sechssylbigen.] Von den 224 sechszeiligen Strophen gehören 122 unter Schema 1 und eine unter Schema 2; 58 unter 3; 38 unter 4; 1 unter 5; 1 unter 6; 2 unter 7; und 1 unter 8. Von den 448 verschiedenen Reimen dieser Strophen sind 171 stumpfe, gegen 277 klingende, und 29 Strophen haben ausschliesslich stumpfe Reime, ein für cultivirte portugiesische Ohren unerhörtes Verhältniss, welches für die Volkstümlichkeit des Stückes und das Farcenhafte des Genres charakteristisch ist. Unreine und unvollkommene Reime sind sehr häufig. Man sehe in Str. 1 und 111 enço eço; in 3. 30. 142 este und estre; 6 alha aya; 7 orde orme ome; 10 ebe eve; 16 und 230 empre entre; 32 ença eça und orme ome; 36 osto osco; 37 orva ova; 38 icio iço; 39 adre abre; 41 ĭco ĕgo; 49 eva ega; 60 orca arca oca; 69 ixe ice; 72 el er; 73 oras ollas; 87 iz id i; 86 oje ouje; 87 efre efe; 90 obes omem; 120 ias igas; 121 oje onje; 122 ido ivo; 124 igo ido; 129 ica iça; 134 alde ade; 135 ado abo; 136 orio onio; 166 oa ora; 171 é eph; 186 eyo ejo; 216 istes estes ites; 231 erto esto. Alle diese Beispiele haben an und für sich nichts Auffallendes; und es möchten sich für jedes einzelne Belegstellen aus allen Quinhentistas, Camões nicht ausgeschlossen, besonders aber aus Gil Vicente und aus den Romanceiros zusammentragen lassen. In solcher Häufung aber wie hier sind sie selten.

Kurz und gut, die freie Behandlung des Metrums, die vielen stumpfen und die vielen unreinen Reime sind ebenso viele Zeichen für das echt Volkstümliche der Pratica.

3) Fehlerhaftes ist entweder auf Grund von A oder B, oder wenn diese keine Handhabe zum Bessern boten, durch selbständige Arbeit berichtigt worden; von jeder Aenderung aber wird Rechenschaft abgelegt.

4) An der Orthographie haben wir nur solche Aenderungen vorgenommen, die wirklich zur Erleichterung des Verständnisses beitragen, d. h. wir haben die Abbreviaturen aufgelöst, die Worte sinngerecht von einander geteilt, die Verwendung von u und v, i und j geregelt; Accente nur da gesetzt, wo gleichgeschriebene und doch verschiedene Worte auch äusserlich geschieden sein müssen wie *o*: männlicher Artikel, *ó*: Dativ desselben, und *oh*: Exclamationspartikel; *a*, das immerhin noch drei verschiedene Worte repräsentirt: 1) den weiblichen Artikel, 2) die Präposition *a* und 3) *e* = *und*, haben wir von drei weiteren Bedeutungen, die es im Original hat, á, ha und ah, unterschieden; unetymologisches und phonetisch unnützes h in hum hũa he gestrichen, es dagegen nach Analogie von ha : hat in allen Zeiten von haver wieder angefügt; das Schwanken zwischen ay ey und ai ei nach ai ei hin ausgeglichen.* Hingegen haben wir alle Variationen, die auf eine Variation der Aussprache schliessen lassen, wie z. B. den Wechsel zwischen oi und ou, b und v, und auch den zwischen z, ç, s, ss, (weil nicht in allen Fällen Gewissheit darüber zu erlangen ist, ob die verschiedene Schreib-

* An ein eigentliches Modernisiren der altportugiesischen Orthographie kann hier ebenso wenig wie sonstwo gedacht werden, weil es eine geregelte moderne Orthographie überhaupt nicht giebt, sondern ungefähr eben so viele ungeregelte, widerspruchsvolle als es port. Schriftsteller giebt. Die alten Orthographien mögen in vielen Punkten schlechter und willkürlicher sein als die modernen (z. B. in der Anwendung von h und y und der Verdoppelung der Consonanzen), doch auch dies jedenfalls nur in dem Sinne, dass ein einzelner Text all die Schreibvarianten aufweist, die jetzt aus vielen Texten zusammengesucht werden müssten; in vielen anderen Punkten sind sie besser und consequenter als diese. Der Hauptunterschied besteht darin, dass in der alten das volkstümliche Princip phonetisch zu schreiben vorwiegt, dass möglichst sparsam mit den Buchstaben umgegangen und kein Laut geschrieben wird, der nicht auch gesprochen würde, während heutzutage das etymologische Princip herrscht und ein möglichst grosses Buchstabengefüge geschrieben, überhaupt jedem Worte ein möglichst lateinisches und griechisches Aussehen aufgezwängt wird. Die Alten sprachen und schrieben dino dano escrito fato casi, heute schreibt man digno damno escripto facto quasi und auch die Aussprache hat sich — im Munde der Gebildeten — dem Lateinischen wieder mehr genähert: ein Wort, in dem die lateinischen Verbindungen pt ct mn gn qu cç und grie-

art auf verschiedener Aussprache beruht)* skrupulös beachtet und Verschiedenheiten der Texte in dieser Beziehung als Varianten aufgefasst, während wir natürlich rein orthographische Unterschiede unbeachtet lassen.

Unregelmässigkeiten und Unreinheiten im Reim (wie auch im Metrum)* haben wir unberührt gelassen, da sie vom Dichter selbst herrühren und nicht von den Abschreibern und Druckern.

Das kleine Glossar, welches wir dem Texte beigeben, möchte für den Ausländer von Nutzen sein. Nur wer die port. Volkssprache gründlich kennt, wird es ganz entbehren können. Wir haben alles dasjenige darin aufgenommen, was in dem tüchtigsten und reichhaltigsten aller bis jetzt vollendeten port. Wörterbücher, der neuesten Ausgabe von Moraes,** entweder gar nicht steht, oder mit nicht ausreichender, die betreffenden Stellen der Pratica nicht genugsam beleuchtender Erklärung, oder ob auch richtig erklärt, doch ohne Belegstelle. Das blosse Hervorheben der beachtenswerten Worte wäre nützlich; meistens aber haben wir, über dies und die Angabe der Bedeutung hinaus, Bemerkungen über ihre Verwertung, ihr Entstehen, ihre Zusammengehörigkeit mit Worten der übrigen romanischen Sprachen beigegeben und sind dabei besonders darauf bedacht gewesen, diejenigen spanischen Dialekte, welche zum portugiesischen Sprachgebiete gehören, d. h. das Gallizische, das Leonesische wie es in der Landschaft Bierzo gesprochen wird, und das Asturische zum Vergleich herbeizuziehen. Es war nicht immer leicht der Versuchung zu entgehen, seltenere Formen zum Gegenstand kleiner Abhandlungen zu machen, wie sie in den Rahmen eines Glossars doch nicht passen; wir haben uns jedoch, wo wir nicht umhin konnten etwas weiter auszuholen,

---

chisches ph th und y vorkommen, gilt für „gebildet“, und so kommt man dazu, diese Latinismen und Graecismen auch an unrechter Stelle anzubringen. Wortungeheuern wie „phylosophia Theophylo metheora replecto“, begegnet man auf Schritt und Tritt in Werken von Leuten, die es sehr übel vermerken möchten, wenn man an ihrer allgemeinen und klassischen Bildung zweifeln wollte.

* Z. B. scheinen groza und glossa neben einander hergegangen zu sein.

** Diccionario da Lingua Portugueza por Antonio de Moraes Silva. 7ª ediçaõ melhorada e muito accrescentada. 2 voll. Lisboa. Joaquim Germano de Souza Neves 1877.

bemüht, unsere Auslassungen möglichst sparsam und knapp zu halten. Wir unterlassen es fast nie, auszusagen, ob ein Wort im Volksmunde gebräuchlich, oder dem Anscheine nach nur eine vom Witz des Autors inspirirte, für das augenblickliche Reimbedürfniss zurechtgemachte Form ist. Da wir mehr als hundert Volksbüchlein durcharbeitet haben und andererseits vielerlei aus dem Volksmund selbst sammeln, dürfen wir uns ein Urteil über das Gewöhnliche oder Ungewöhnliche einer Wortbildung oder -bedeutung erlauben. Der Leser kann sicher sein, dass wir jedes Mal, wo ein Wort oder eine lautliche Eigentümlichkeit häufig genannt wird, im Stande sind eine Reihe von Belegstellen beizubringen, die wir hier aus drei Gründen fortlassen: 1) um unser Glossar nicht unverhältnissmässig zu erweitern; 2) weil die benutzten Schriften im Auslande doch unfindbar und selbst hier zu Lande verschollen und sehr selten sind* und 3) weil wir solche Belege für eine weitläufige Darstellung des portugiesischen Volksidioms aufsparen, zu der wir manches, doch noch nicht ausreichendes Material gesammelt haben. Wo hingegen in klassischen, zugänglichen Werken (Gil Vicente, Sâ de Miranda, Francisco Manoel de Mello, Antonio Prestes, Almeida Garrett, Diniz) Belegstellen zu finden sind, weisen wir auf dieselben hin, da in diesen Fällen dem Leser Controlle unserer Angaben möglich ist.

---

* Wir haben die reiche Sammlung von Volksschriften (Litteratura de cordel), welche die königliche Bibliothek von Ajuda besitzt, bei Gelegenheit eines längeren Aufenthaltes in Lissabon gründlichst durchforscht. Die Gegenstände dieser oft satyrischen, meist humoristisch gehaltenen und derb ausgeführten, sich selten zu etwas höherer, ernster Lebensansicht und edlerer Darstellungsweise erhebenden Prosastücke und Romanzencyklen sind mannichfaltiger Art: Wunder, welche Heilige und Heiligenbilder verrichtet; Untaten phantastischer Tiere; Schrecken und Gräueltaten berüchtigter Banditen und Raufbolde; Romantische Liebesabenteuer; Moralische Abhandlungen; Ratschläge für junge Ehefrauen und Ehemänner; Satyren auf Sitten und Trachten; Sentenzen; Fabeln; Häusliche Zwistscenen vor und nach dem Messgange, Plauderstündchen in der Kirche; Theegesellschaften; Gespräche zweier Hunde über das, was sie erlebt und erfahren haben; Briefe eines jungen Bauernlümmels, der zum ersten Male in die Hauptstadt kommt; Verhaltungsmassregeln, die ihm Eltern und Gevattern auf diese Reise, oder die Fahrt nach Brasilien, mitgeben; Briefe eines Matrosen aus Indien an seine Geliebte etc. etc.

Die beliebtesten Formen für diese Themata sind die des Zwischenspiels, des Dialoges, des Briefes, des Bekenntnisses, des Testamentes; die Form der schlichten Erzählung, des einfachen Berichtes wird selten (und dann nur in Versen) eingehalten.

Wenn diese bescheidene Arbeit den Lesern des Archivs einiges Neue bringt und ihnen beweist, dass wir die schöne Pflicht, welche unsere Uebersiedelung auf romanische Erde uns auferlegt, als solche anerkennen und auffassen und anfangen, ihr Genüge zu tun; wenn sie den Mitgliedern der Gesellschaft für neuere Sprachen zeigt, dass der Gedanke, welcher sie leitete, als sie uns die Ehre erwiesen, uns in ihre Gemeinschaft aufzunehmen, — der Gedanke mehr an das, was wir leisten könnten und müssten, als an das, was wir bislang erreicht —, von uns freundlich aufgenommen worden ist, so hat sie ihren Zweck erfüllt.

Porto, October 1880.

Carolina Michaëlis de Vasconcellos.

Pratica de tres pastores: Rodrigo, Loirenço e Silvestre;

Aparecendo-lhe um anjo á noite, chama um pello outro:

R. Ai Loirenço! fol. 6.
Loirenço! dormes ou não?
L. Não durmo nem adormeço,
Mas, pardes, que estremeço.
Vai ca um tartaranhaõ
Que canta couzas de preço
Com grande ouzio.
R. Tu ouviste?
L. Ouvi e vi-o
Ser penderado no ar
Sem descer nem abaixar.
Mas, pardes, que eu estou frio
Do seu dizer e cantar
E novas que deu.
R. Juro a corpo de meu,
Que isso é couza celestre.
L. A cantiga era do ceo?
R. Pois, quanto á terra, não deu
Tam doce cantar com' este!
L. Nem daria!
Mas aquelle, quem seria?
R. Quem será? algum charubim
Ou anjo ou selafim
La da santa monarquia.
. . . .
Viste-o tu aboar?
L. Escapou-me por tardar,
Porque eu descandecia;
Estrovinhei ó cantar
A quando o quiz lobregar,
Elle ja escafedia.
R. Que canalha!
E essoutro folga na palha,
Dorme por este mez todo.
L. É mui bom para atalaia!
Jaz coma pedra em lodo
Sem dar fe de nemigalha!
R. Que tal sono o morde!
Peteia nelle, que acorde!
L. Silvestre!
R. Que fe dará
Do crestão que o lobo come?
L. Cudo eu, segundo elle dorme,

1 AB schreiben hier wie oft: Lourenço. 5 A tataranhão. 9 A ponderado. B pendurado. 11 AB estou eu. 14 A Juro o corpo de meu. 15 B isto. AB celeste. 17 B quanta terra. 18 AB como este. 19 A diria. 22 AB charafim.

23 A La na s. m. 24 Fehlt in allen Texten. 25 AB avoar. 27 A pescandelecia. B descandelecia. Ms. des q decia. 28 AB ao cantar. 29 AB E quando. 30 B ja se escafedia. 33 AB esse. 35 AB como. 36 B nimigalha. 38 AB pateia. 39 AB Que dirá. 41 AB Cudo segundo elle dorme.

Que aquí lhe amanhecerá.
R. Ora, pescudaio!
L. Silvestre! mamarjangaio!
Que folle para ferreiro!
R. Puxa-lhe bem pelo saio! fol. 6v.
L. Que fará no mez de maio
Quem assi dorme em Janeiro?
R. Ah! boa fumaça!
L. Silvestre! — Fallar de graça!
Agora entra no melhor!
R. Não vi cousa tam devaça.
Pardes, não comerá a traça
Quem dorme com tal sabor.
L. Quasi o bebe!
R. Arrojo por esse alqueve,
A sicais resurgirá.
L. Pardes, que tam quente está
Que nem geada, nem neve
Que caja, lhe chegará.
(Pega nelle dizendo:)
Adormenta?
R. Bico de junco na venta —
E acordará espirrando.
L. Ves, que estou arreceando
Que espirre por outra venta,
Como faz de quando em quando.
(Mete um junco pello nariz.
Acorda espirrando.)
S. Abrinusio, Satané!
Que bespa ou que demo é
Que me morde nas ventãs?
R. Espirrilha, poem-te em pe.
Ah! que mancebo aqui see
Pera vigiar as manhãs!

(Agravado Silvestre e diz:)
S. Isto é folia?
Quem é o que batutía?
L. Sempre te hão de erguer com vozes?
Acorda! que é alto dia.
S. Abofa, que me sabia
Como pão trigo com nozes.
R. Quem o dovidou?
Nunca ja te elle amargou;
Sempre o achas de vez.
S. E o sono que mal me fez?
Ou a quem injudiou?
Deixa-me um tamalavez!
R. Queres espertar?
S. Sempre tu m'has d'acordar
Perque es tam mal escançado?
Não é bom jazer callado?
Nunca ja m'has de deixar
Dormir um sono folgado,
Sem toutiada?
R. Boa é ũa fornada,
Mas tu queres dormir sempre!
S. Sonhava d'esta pancada
Que minha cabra malhada
Me paria dous d'um ventre.
L. D'ahi comerás?
R. Dize, rogo-te, mangáz,
Não ouviste a embaixada?
S. Que hei de ouvir? não oiço nada
R. Pois ché-te ca, ouvirás fol. 7
Cousa nunca apregoada.
S. Quem te ora oivisse!
Será algũa parvoisse
Das que tu soes dizer.
L. E essa é boa bestisse!
É nova de mais prazer
Que atégora se não disse
Nem escreveu:
Veo um anjo do ceo
Agora, antes não ha nada,
Aqui sobola malhada.
A, pollas novas que deu,
A redenção é chegada.

42—43 AB fügen ein: Aqui ronca Silvestre e chama-o Loirenço e diz Rodrigo. 43 AB Ora piscudaio não. 44 AB schreiben „mamarjangaio“, während das Ms., nach unserer Meinung fälschlich, mamarlangaio schreibt. 45—46 AB Porque assopra dormindo. 47 AB será. 48 AB assim. 55 A Que assim. B Qua assim. 57 AB Arrojo por este alqueve. 58 A O sicais refugirá (Err.?). 60 AB caia. 62 AB Adromenta. 65 A espirrei. 66—67 AB Mete Loirenço hum junco pelo nariz a Silvestre o qual acorda espirrando e diz. 67 AB Abrenuncio, Satana! 69 AB na ventana. Das Ms. schreibt irrt. nas ventas. 70 AB Espirralha, pon-te em pé. 71 A Ah que mancebo aqui é. 72 A Para vigiar a menhãa. B Para vigiar menhans.

77 AB Abofé. 79 AB Quem duvidou. 81 A achar (Err.). 83 AB injuriou. 84 AB huma. 85 B Qués. 86 AB me has. 87 AB Por que. 89 A ja mais. 93 AB touteada. 97 AB Di (De hi) comerás. 100 A ouço, wie immer. 102 A pergoada. B pregoada. 107 A É a nova. A praz. 108 AB té agora. 110 Das Ms. schreibt irrtümlich: V. u. a. d. c. agora, Antes etc. 113 AB Apollas (i. e. apos für pos).

S. Vai-te á requia, que sonhaste.
Para isso me acordaste?
Nunca ma mim tal engana.
Vou me geitar na cabana.
L. Ainda te naõ fartaste?
S. Boa está a tranquitana!
R. Enloqueceu!
Torna ca, homem sandeu,
Que isto naõ saõ zombarias!
Soma, que é vindo o Mexias,
Como deus nos prometeu
Pollo prefeta Zaias.
S. É por ser?
R. Naõ tens mais que debater:
Hoje é o seu nascimento.
Folga, ri, toma prazer,
Por que o mesmo anjo vento
No-lo veo aqui dizer.
S. E ou a pee? ou em besta?
R. Mas em berço ou em cesta?
S. Pois naõ hei de perguntar?
R. Naõ; que tal cousa com' esta,
Quem tem miollo na testa
Por si o ha de distinsar,
Sem prefiares.
A no me espanto pasmares,
Que é coisa de confusaõ!
Vinha sem pôr pé em chaõ
Sostentando-se nos ares,
Sem caiado nem bordaõ.
S. Como arremessas!
Tais paruvellas como essas
Naõ-nas crerei sem conselho.
R. Fez elle mui boas peças
Bailando como francelho
Sobollas nossas cabeças.
S. A que dezia?
L. Oh! mas como retenia!
Que fallas para terreiro
E melhor para follia!
R. Diga-o o nosso companheiro
Que tam bem entaõ dormia!
(Mostra se Loirenço aggravado
de dizer que dormia.)
L. Ah corpo de meu! fol. 7 v
Por que naõ acordei eu
Ó seu cantar e oivi?
Ainda lhe eu deprendi
„Gorlia nel celsas Deu
A na terra paz aqui.
Com alegria."
R. Bem assim que te dezia!
Silvestre, que te contava?
Tam gram luzeiro trazia
Que o monte todo mostrava
Como horas do meio dia.
S. É para crer?
Porem queria eu saber
De quem vinha esse recado.
R. De quem? de Deus enbiado;
Mas eu quando o vi descer,
Estive em dar o ferrado.
S. A naõ fugiste?
L. Rodrigo, conta o que viste,
Se algorrem lhe deprendeste.
R. Naõ vi nelle nada triste.
L. Mofino de ti, Silvestre,
Porque em tal tempo dormiste!
S. Mofino?
Isso é fallar sem tino.
Ha i coisa mais suavel,
Mais doce e angelicavel,
De que dormir de contino?
É melhor que comer savel.
Tal m'aconteça,
Que o sono é mea mantença,
Para naõ sentir a fome,
A por que naõ envelheça.
A mais homem, em quanto dorme,

---

115 A a rãquel. B a reque. 116 A isto me acordaste. 117 AB ma mi. 120 In AB fehlt S. Die Zeile gehört nach ihnen noch L. an. A traquitana. 124 AB Sabe. 126 AB Pelo Profeta Isaias. 129 AB É hoje. 131 AB bento. 132 AB veio. 133 AB Vinha a pé. 134 AB breço. 136 A começa (i. e. com' essa). 138 B distrinçar. 139 AB profiares. Das Ms. schreibt irrtümlich prefiores. 140 A Mas naõ. B Mas no. 143 AB Sustentando-se. 145 AB atravessas. 146 A parouvelas. B parouvellas. A começas (i. e. com' essas). B com essas 147 AB Naõ crerei eu sem conselho. 148 A Faz. In A wie B spricht L. 151 AB dizia. 152 A retinia.

155 AB Diga-o nosso companheiro. 156—57 AB de dizerem. 159 B A seu cantar. A e ouvir (Err.). 160 AB lh'eu. 161 AB Gloria in excelsis Deo. 162 AB E. 164 AB dizia. 165 A e que cantava? B e que contava? 168 B de meio día. 173 AB o via. AB enviado. 175 A fustite (Err.). 177 AB algo bem. Das Ms. schreibt irrtümlich deprendiste. 180 B dormistes (Err.). 185 AB Do que. 188 AB Que o sono é mantença. 189—90 fehlen im Ms. 190 AB tão envelhaça, was keinen Sinn giebt. 191 A em quanto um homem dorme. B em quanto homem dorme.

Não lhe doi pee nem cabeça.
L. Ora é feito;
Tu parollas a teu geito,
Escusas teu desarranjo:
Nasceste do sono treito,
Dormes mais do teu direito:
Por isso não viste o anjo.
S. Deus! que certaste!
Dize, rogo-te, medraste
Com a sua boa vinda?
Inda nada me contaste.
L. *Rodrigo*, tu lhe deslinda
Tudo, ja que começaste.
R. Ora sabrás
Que elle soffonicou paz
Logo no primeiro artigo.
S. Isso é o que me praz,
Por que se assim é, *Rodrigo*,
Ja mais não peleijarás
[Com Lourenço nem comigo.]
R. A proposto!
Tu fallas como homem tosco!
Sabes que quer dizer *paz?*
Que, pois deus homem se faz,
Que não quer guerra com nosco,
Se não só com Satanás fol. 8.
Que nos estorva.
Abonda que deu por nova,
Dizendo: „gaudium manho",
Que era ja nascido o anho
Que nos dará lei de prova,
Morrendo pelo rebanho.
S. Eu não dovido;
Mas inda hoje é nascido,
Sendo deus ja defenicio?
R. Olha, não caias em bicio;
Por qu'isto rapa o sentido.
Has de crêr sem mais buliço,
Que sa mercé
Sempre foi e sem fim é
Deus tam bem como seu Padre;
Mas hoje nasce de madre,
Vestido nesta libré,
Com a qual o ceo nos abre
A bel prazer,
Por que pode quanto quer
E ninguem pode mais que elle.
Veste-se de nossa pelle
Para por nos padecer,
A nos vivamos por elle!
S. Ai! barão,
Tu fallas como saibão
A parollas como egresiastico.
R. Isso é uma lição
Que m'a mim veio á mão
Do livro do genesastego.
Por que diz
Mei dono, Martim Luiz,
Que oiviu dizer ó pai,
Que lhe deixara sua mãi,
Que ouvira a Branca Diniz,
A mulher do Tiritai,
Que era neta
De Jacó Lopes Moreta,
Qu' é filho de Rabim Moisem,
Que deus *la* na gorlia tem,
Que foi um grande perfeta
Das coisas que agora vem.
E este velhinho
Tinha um cartapolinho,
Feito de letra de mão
Em papel de pergaminho.
E chamava-se o feitinho
„O livro da criação."

---

195 AB Escusa. 196 AB Nascestes. A no sonotreio (Err.). B no sonotreito. 197 AB de. 199 AB Pardes, que acertaste! 200 Das Ms. schreibt fälschlich: dizem. AB Dize, logo que amedraste. 202 B contastes. 203 A Rodrigo, tu lhes delinda. Rodrigo fehlt im Ms. 206 AB sufinicou. 208 A Isso é que me praz (Err.). 209 B peleijará (Err.). 210 Diese 35. Strophe ist in allen drei Texten siebenzeilig. Wahrscheinlich erübrigt die letzte Zeile, obwohl der Sinn ein befriedigender ist, wenn sie stehen bleibt. 212 B tonto. A tonot (Err. für tonto). 216 AB Senão com Satanas (Err.). 217 AB estrova. 225 AB debinicio. 226 A Ora. B Olá. AB vicio. 227 A Per que isto. B Por que isso. 228 AB bolicio. 229 A a mercés, Druckfehler für: sa mercé. B a mercé. 231 AB tam bom. A com seu padre. Das Ms. schreibt irrtümlich: pai. 237 AB qu'elle. 240 Das Ms. schreibt: A que nos, was als Construction des Satzes vielleicht zugelassen werden könnte, metrisch aber unmöglich ist. 241 AB Ai batão! (Err.?) 243 Das Ms. schreibt irrtümlich: parolla. A A perolas a griastico. B A parolas a griastico. 246 A genesastico. B genesastigo. Das Ms. schreibt genesestego. 249 AB a seu pai. 250 AB dissera. 255 A Que um rabi Moisem. B Que é um. 256 Im Ms. fehlt: la. AB gloria. 257 A profeta. 259 A Esse velinho (Err.). B Esse velhinho. Ms. cartapolino (Err.). 264 AB Do livro da creação.

A então
Que sempre cada serão,
A noite depois de cea,
Com ocolos, á candea
O lia por devação
A toda a gente d'aldea.
S. Esse homem, 'si
Nunca elle errara por i
A carreira da folgança.
R. Com taes feitos se alcança; f. 8 v.
Por que elle dezia alli
As verdades pela mança.
A diz que lia
Que figera deus num dia
Os ceos e a terra de nada.
S. S'é deus, por que não faria?
Que quem tem tal nomeada,
A tudo se estreveria.
R. A então
Que nosso bisdono Adão,
Que foi o homem primeiro
(Que o fez Deus de um torrão
Elle mesmo por sua mão
Melhor que nenhum oleiro)
E a Eva,
Por ser cousa que releva
Ter o homem companheira,
De uma costa a fez inteira;
A que logo lh'a entrega
Por mulher e por parceira.
S. Oh que vida!
R. Foi bem mal agardecida
D'ambo-los dous esposados,
Que, por serem desmandados,
Ficou a gente perdida
A os anjos aggravados.
S. A isso por qué?
R. Perque lhe fez deus mercé
De lhe entregar um vergel,
Fresco a rico como qué,
Cujo nome indagora é
O paraiso terreel.
A nelle havia
Muita fruita em demasia:
Convem a saber: maçãs,
Figos, peras, a romãs,
Marmelos de fantezia,
E as aguas muito sãs,
A outras fruitas
De caroço e enxutas,
Que era alegria de ver.
S. Mais as quizera eu comer.
R. Pois estas a outras muitas
Lhe deu deus a seu prazer.
Mas, para os provar,
D'ũã os mandou gardar,
A elles poérão-lh'os dentes
Coma bons avidientes;
Comérão até fartar:
Não foram mais anocentes!
Que te parece?
Que penetença merece
A gente qu'assi comia?
S. Pardés, onde tanta havia,
Quem nũã desovedece,
Grande pena merecia.
R. Tal lh'a derão, fol. 9.
Que logo fora as pugerão
Ambos fora do ixido,
A esposa e o marido,
Por qu'ambos de dous comérão
Do que lh'era defendido.
Mas a senhora
Foi a primeira caujadora
E a primeira que provou,
Soube-lhe bem, convidou;
Ora elle não se negou,
Fez o que lhe ella mandou.
S. A senhora? bem! bem! bem!
D'ahi, má ora, ellas tem

---

269 AB devoção. 272 A Nunca errou por i (Err.). B Nunca elle errou por i. 273 A fogança (Err.). 275 AB dizia. 276 AB mansa. 278 B fizera. 279 AB Os ceos e terra. 280 AB fazia. 286 AB Que fez deus de um terrão. 291 Das Ms. schreibt irrt. companheiro. 292 AB enteira. 296 AB agradecida. 297 AB desposados. 300 B E os anjos. 301 A isto. 302 AB Por que. 303 A De entregar. 304 A Fresco e rico. B como quer. 305 AB schreiben fälschlich: e indagora. 306 AB terreal.

309 AB Como vem saber. B mançans. 310 AB e romãs. 313 AB de presentía. 314 A assaz enxustas (Err. für enxuitas). B assaz enxuitas. 316 A Mas as quizera comer. B Mas as quigera c. 317 AB e outras muitas. 319 AB polos provar. 320 AB De uma os mandou cavidar. 321 AB Elles pondolhe os dentes. 322 AB Cómo maos avidientes. 324 AB annocentes. 326 B mereceo (Err.). 331 AB lhe derão. 332 A Que logo a esta hora os pugérão. B Que logo a essa hora etc. 333 AB enxido. 338 AB Foi a mesma causadora. 341 AB Elle não se lhe negou. 342 AB Fez o que ella mandou. 344 AB D'ahi melhora etc. (Err.?)

Tão mâs manhas e manqueiras,
Que todas, por onde vem,
São golosas lambareiras
Mais do que cuida ninguem.
  Mallo comer,
Tambem t'eu quero dizer
Que é mui escorregadío.
L. Pardés, é, que até o•bacío
Deseja homem de lamber
Ás vezes, se tivesse ousío.
S. Sim, mas fruita como porca!
Par deus, homem que se embarca
Por conselho da molher,
Ha mister pôr-lhe uma roca.
Pois é „Maria Baboca"
Que va fiar e cozer.
R. Assim que dezia
Que d'aquella fantezia
De comerem o deffeso,
Ficou a todos por vezo,
Que d'antão 'té hoje em dia
Anda o peccado acceso.
  Que da semente
D'aquella primeira gente
Que todo o mundo inçou,
Esta tinha s'apegou,
Que não ha um anocente
Em que Adão não peccou.
S. A é bom juizo
Que perca eu o paraizo
Pello peccado de Adão?
R. Fallas como homem sem siso.
Se o formento é sediço,
Que tal ha de ser o pão?
  É o formento
De Adão tão peccadento
Que podrentou toda a massa,
E por mais bem que homem faça,
Não perde seu nascimento.
Com nosco nasceu a traça,
  Por que o peccado
Em que Adão foi acoimado
Polla desobediença,
Fez que na sua sentença
Foi o mundo condenado
Sem haver ja i redença, f. 9 v.
  Se não em deus,
Que dos meus males e teus
Está ja tão offendido
Que, pardés, é mui soffrido
Se ha de remir os judeus
Como lh'o tem promettido.
L. Mas ha que não?
É elle sicais villão
Que ha de faltar na promessa?
S. Faltar? boa seria essa!
Mas se prometteu ou não,
Me metei vos na cabeça.
R. Ora, tem sentido:
Digo que está promettido
A muitos santos passados,
Que forão de deus amados,
Que o povo será remido
De todo-los seus peccados.
S. Quem-no dixe?
R. Ollá! grande parvoice!
Por que me fallas á mão.
O livro da geração
Que falla da gargantice
Que enganou Eva a Adão.
  A esse diz
Que, depois que o demo quiz
Que Adão houvesse peccado,
Fosse o mundo tão danado
Que pollo justo juiz
Foi com agoas afogado.
  A não escapou
Do diluvo que mandou
Mais que sós oito cabeças,
S. Amargulha, que t'eu dou!
Algum santo tinhão essas

345 Im Ms. steht irrt. manqueira. 349 AB Malo. 350 AB te querò. 351 B escorregado (Err.). 352 AB Pardés que até etc. 354 AB Se a tanto tivesse ousío. 355 AB Deu-lhe a fruta como porca. 356 AB Pardes und emborca. 357 AB Par conselho de molher. 358 A pôr uma roca. 360 B fiar cozer (Err.). 361 B Assi. AB dizia. 364 Das Ms. schreibt irrtümlich: por uso. 365 AB Que d'antão até etc. 366 AB Andou. 370 fehlt in AB. 372–373 AB fügen hier die reimlose Zeile: Se não a Virgem ein, in der wir ohne Zweifel einen späteren Zusatz zu erkennen haben. 375 B Pollo. 377 Ms. ceidiso. 379 Das Manuscript schreibt nur: Formento. 381 AB apodrentou.

382 AB E por mais que etc. 387 A Pela. A desobediencia. 392 AB meis males. 395 A Te ha etc. (Err.). 396 AB Como lhe tem promettido. 397 AB Mas é que não? 400 AB R. statt S. und Boa seria essa. 409 AB diz. 410 AB Ora. 414 AB Eva e Adão. 415 A A este diz. B E este diz. 419 A pelo. Das Ms. schreibt irrt. juizo. 420 AB aguas. 422 AB diluvio. 423 AB Mas. 424 AB quem tei dou (?). 425 AB esses.

Que por ellas supricou.
E quaes erão?
R. Segundo m'a mim disserão,
Era o bom velho Noel,
Que este só viu deus fiel
De quantos s'ali perderão,
E os filhos, e a molher,
E as noras.
Antão logo nessas horas
Se encortolharão nũa arca,
A esta lhe foi boa barca,
Por que as ondas e marollas
Diz que eram de mais de marca.
A pollo perigo
Logo meterão consigo
Cada casta d'alimais,
Sete a sete, pouco mais,
Por que tivessem abrigo,
Alagados os currais.
S. E caixa não se virava?
R. Não, mas diz que assi nadáva
Como cortiça em maré
Porque deus lha sustentava. f. 10.
Que o arcaz, quem no apodava,
Diz que era mor que gallé.
S. Alumia!
Quant' a assim, bem caberia
Nella todo o nosso gado?
R. Caberia, si, folgado.
L. Como não se afundia,
Estou eu maravilhado.
R. Abonda e basta
Que tam sois aquella casta
Que deus ali escapentou,
Como a broega acabou,
Feita do mundo madrasta
Outra vez o apoveou:
E novamente
E per linha descendente
Abrotou d'ali Abraam,
Que, por ser obediente,
Lhe ensinou Deus boa mão
Fazer a circumcisão
Que nós fazemos.
A, por que não desguerremos
De proposto teu e meu,
A este se prometteu
O Mexias que dizemos
Que hoje este dia nasceu.
Que dixe Deus
A Abraam que nos filhos seus
Seria o mundo bendito,
Porque era homem de esprito
E o primeiro dos judeus,
Pai do povo Israilito.
Antão diz
Que nasceu el rei David
Que é o que fez o salteiro,
A quem deus dixe primeiro
„Do fruito que houver de ti,
Porei sobre o teu poleiro,“
Que é este,
Que em ora venha que preste
Para nossa redenção!
Que é da mesma geração
De David e de Jaceste,
Tartaranetos de Abraam.
S. Tu bem espedregas,
Mas não sei isso que alegas,
Se é assi ó pee da verdade.
L. Mas seria falsidade?
S. Para crer o que me pregas,
Ha i mister mais craridade.
R. Pois has de oivir,
Sem tresler nem argüir,
Que tu não es muito agudo.

---

426 AB Que por elles suspirou. 431 A Se quanto alli (Err.). B De quantos alli. 433 AB É a notar. 434 AB Então. 435 AB Se encorrelharão ũa arca. Das Ms. schreibt irrt. aiarca. 436 Fehlt in AB. 438 A Dizem que erão mais da marca. B Dizem que eram mais de marca. 441 AB de alimais. 443 A abrigado (Err.). 445 AB schreiben: L. für S. A E caxa. B A caixa. 446 AB assim andava. 448 AB lhe. 449 Das Ms. schreibt irrt. apodara. A que o apodava (Err. für quem). B quem o. 452 AB Cant' a. 454 Das Ms. schreibt irrt. folgando. 456 AB esmaravilhado. 457 AB Abunda. 460 AB com a broega. 462 A apoveo. B apouveou.

463 AB Nascendo de novamente. 464 A A espinha recedente. B A sepinha recedente. 465 AB Abram. 467 AB Ensinou Deus a boa mente. 470 A L.: Porque nos desgarremos. B A porque nos desgarremos. 471 B preposto. 475 AB deixe. 476 AB Abram. 477 A benditor (Err.). 478 AB d'esprito. 480 AB Israelitico. 481 AB Antão (ohne diz). 482 AB Gereceo El Rei David. 484 AB disse. 487 A Que (i. e. qu'é) este. 491 A Jacesta (Err.). 492 A Tratarenetos d'Abram. B Trataranetos d'Abram. 495 Se é o pé da verdade. 498 AB Hei mister. A claridade. B cralidade. 501 AB mui agudo.

S. Pardés, não, mas sou sesudo,
Sinto quanto hei de sentir,
A entendo quaje tudo;
A sempre ouvi,
Des quanto ha que me entendi, f. 10 v.
Que havia de vir Mexias,
E que havia prefecías
Que o soletrão assi,
Mas não sei se nestes dias.
R. A pois quando?
Não vinha o anjo cantando
Que „natos es vobes“ hoje?
Eu que estou apregando?
Pardés, que m'estás tentando
Que te ribi e te ajouje.
S. Tu es valente
Se te colhes com pão quente
E tigella de tabefe.
Ai da puxa! que bom xefre!
Não-no ha mais diligente!
L. Que direi a este bonefre?
R. Ora se tu has de crer,
Acabarei de dizer;
Se não, torna-te á cabana.
S. Eu folgarei de saber
Se é coisa que possa ser,
Se é diabo que te m'engana.
R. É o que digo:
Que nos fallou como amigo
O anjo nesta malhada,
Alli, escontra a madrugada.
E Lourenço ahi comigo
Lhe ouviu esta palavrada:
„Gaudium vobes
A nescelsis gorlia vobes,
Que é nascido o redentor,
Filho de deus salvador;
Ad em terra paz ó homem
Que de voluntatis for.“
L. Verdade é,
A d'isso eu bem dou fé
Que no-lo disse cantando;
A vinha sonificando
Que estava sua mercé
Panes envolto chorando.
E chamão-lhe Manoel!
S. A por que chora o donzel?
Não é elle rei de tudo,
Que pode comer veludo
E vestir-se d'oiropel?
R. Cuidei qu'eras mais sesudo.
S. Ainda mais
Vos oitros me enjuliais.
R. O que a natureza nega,
Contrapôl-lo é por demais.
Qual viste dos alimaes
Que em nascendo não barrega?
S. E onde está?
R. Logo havemos d'ir lá,
Porque sei qu'é em Belem.
S. Não pode ser maior bem
Que vir deus buscar nos ca.
R. Pois a virtude isso tem. f. 11.
A, pela conta,
Isso é o que se monta
Na vinda d'este senhor:
Vestir-se de peccador,
E sem-no têr por affronta,
Pagar como devedor!
S. Será 'si,
Mas eu ca nunca tal vi,
Nem-no oivi soletrar
Que venha deus ca pagar
Meus feitos e os de ti
Sem-no ninguem obrigar.
L. Coisa é nunca sonhada,
Por Eva ser desmandada
E nós, como filhos seus,
Deixar deus sua poisada
E vir tão longa jornada
Como é da terra aos ceos!
S. Quem tal diria?
Hora, quem o pareria?

---

505 A Ai. 506 Das Ms. schreibt irrt. entendia. 507 B o Mexias. 508 AB profecias. 509 A que o sosetreão (Err.) assim. 512 AB Não vinha anjo. 514 AB O que te estou apregando. 516 A que te ajougue. B que te ajouge. 520 AB xefe. 521 A Não ha. 522 AB direis. bonefe. 523 AB se has. 525 A tornar-te. 528 AB te engana. 529 AB O que te digo. 534 AB Lhe ouvi. 536 A Aneicelsis gloria vobes. B nobes. 539 AB A deu na terra paz aos homens. 540 A voltutatis (Err.). 542 AB A isso só eu dou fé.

543 A dixe. B dexe (Err.). 544 AB E vinha. A sofonicando. B sonoficando. 549 AB Não sê elle etc. 552 AB que era mais sesudo. 554 AB injuriais. 555 AB O que natureza. 556 AB Contrapolo. 557 AB vistes. 558 A non. B berrega. 561 AB Por ver festa em Belem. 566 A Isso é que se monta (Err.). 570 AB Paga. B devedora (Err.). 571 AB assim. 572 AB Mas sicais nunca eu tal vi. 573 B soletrear. 581 AB longe. 584 AB quem no pariria?

R. Quem? algũa mulher benta
[Que elle mesmo escolheria.]
S. Fica ella logo parenta
De toda esta monarquía?
L. Isso já per si s'ementa.
Mas digo eu
Que frio tempo escolheu
Para nascer nesta terra.
R. Deix 'o fazer; que não erra.
Sabe o nosso, a mais o seu;
Tudo na mão se lhe encerra.
L. Isso folgado.
R. Satanás, pai do peccado,
Andar se hia gorliando
Por que nos tinha peado.
S. Mas como estará entrufado
De lhe deus tirar o mando
E o presumir!
R. Quanta se elle isto sentir,
Não ha de ter boa festa.
L. Não terá, digu'eu, quant' esta,
Nem nas outras que hão de vir.
R. Pois elle não seja besta,
Nem tão valente
Que se enfronhe na serpente
Para enganar a coitada
De Eva, que estava anocente,
Só pella ver condenada
Com toda sua semente!
S. E o Satanado
Lhe ensinou a ella o bocado!
R. Esse! que inda 'gora o temo,
Que é tam trefo e refalsado
Que dará um membro o demo
Por ver fazer um peccado.
L. Leix'o, ja
Que o senhor nos vingará
De quem nos emgaticou. f. 11 v.
Pois que do ceo nos baixou,
Permetto que elle fará
Como quem-no ca mandou.
S. Ora bem!
Se o senhor a isso vem,
Vamos la com muita festa
Todos juntos a Belem,
Porque uma coisa como esta
A prol de todos convem.
L. Ora aparelhar!
Mas, que lhe hemos de levar?
R. Eu levar lhe hei um rezente
Que tinha para matar.
L. A eu hei lhe de offertar
Esta samarra que é quente,
A um tassalho
Que tenho de vinhadalho
Do barrasco que matei;
A dous queijos que queijei
Quando me deste o coalho
O dia que trasquiei.
R. Eu dar lhe hei mais
Tres lingoiças frescais,
E um prospee de lacão,
E do meu mel um porrão,
E seis queijadas frescais
Que muito boas lhe serão
Em Belem.
L. Tu has de levar tambem.
S. E eu que posso levar
Ó senhor que tudo tem?
L. Todos folgam que lhe dem,
Por mais que tenham que dar.
S. É verdade,
Mas dar lh'hei a boa vontade
Que tenho para servir
Sua venta majestade.
R. Se elle é boa caridade,
Offertas ha de parir.
S. Não te obedeço.
L. Se não tens coisa de preço,
Leva sequer um queijinho.
S. Não me apregues mais, Lo[illegible]
Que o senhor inda é menino

---

586 In dieser 98. Strophe erübrigt eine Zeile. Vermutlich die vierte. 588 AB por. AB se ementa. 593 AB e mais. 594 A ancerra. 596 B de peccado. 597 A Ainda se hia gloriando. B Andar se hia gloriando. 598 B penando. 599 AB L. statt S. 600 Das Ms. schreibt irrt. mundo. 603 A ha ter. 610 AB está. 612 A toda a sua semente. 615 AB E ficou, que etc. 616 AB Que hé tão credo. A e refaçado (Err.). 617 A gum (Err. für hum). 619 AB Deixo já. 620 AB engatimou. Das Ms. schreibt irrt. emgatica. 621 AB dos ceos abaixou. 623 A Prometto.

624 AB quem cá o mandou. [illegible] AB isto. 629 B com' esta. 631 [illegible] Aparelhai. 633 AB levar lh'ei. [illegible] A Eu lhe hei. B A eu lhe hei. [illegible] AB barasco. 641 AB destes. [illegible] trisquiei. 643 AB Eu dar lhei. [illegible] A A hum golpe. B A hum [illegible] 646 Das Ms. schreibt irrt. porra[illegible] AB queijadas trigais. 648 A[illegible] muito boas serão. 649 B Bel[illegible] AB Mas dar lhei boa v. [illegible] partir. 662 AB si quer. 663 [illegible] ges. B apregues. A apregue. minino.

E far lhe ha o queijinho renço
Ou azedia.
L. O melhor me esquecia!
Não havemos de levar
Gaitas para uma folía?
R. Si, que tão fermoso dia,
Hemo-lo de festejar
Polo bémole.
Silvestre! a gaita de folle!
Olha se está concertada.
S. Está desenchavelhada.
R. Cada sempre te acho molle;
Nunca prestas para nada.
Boa ou má, f. 12.
Vai por ella como está.
E traze-me a minha fraita
Que cá se corregerá.
Tu, Loirenço, hi tens gaita?
Rebeca te abastará.
S. Aqui see.
R. Olha, que venhas num pee.
L. Assim virá ella bem?
Não anda com dous que tem;
Que tão pousa-folles é.
Verás a que horas vem!
R. Ora, elle não tardará.
L. Não? Maravilha será
Não beber elle um par d'ellas
Antes que venha de la.
R. Agora, nas más orellas,
Ora vé-lo, hi vem já,
Se não é morcego.
[Vem Silvestre tangendo a gaita e diz Rod. rindo-se:]
R. A não praja a São Comego
Como tu vens tangedeiro!
Tanges ja como gaiteiro!
S. A tu bailhas como prego
Quando andas no terreiro
Com Margarida.
R. Ora, quereis que vos diga?
Silvestre, tu e Loirenço,
Pondes vos em enderenço
De cantar uma cantiga.
S. Soletra tu o començo.
R. Qual será?
L. Isso vé tu, ora, lá.
R. Ha de ser coisa de deus.
Ja que imos em passos seus,
Não digamos coisa má
Que pareçamos encreos:

Cantiga.

„É vindo o Mexías
Dos ceos enviado!
Digão as cantigas:
Deus seja louvado!
Appareceu hoje
Em Belem nascido,
Mas vem de mui longe
E desconhecido.
Vem d'amor ferido,
Dos ceos enviado,
Digão as cantigas:
Deus seja louvado!
Nasceu o cordeiro,
Filho de deus vivo
E deus verdadeiro,
De carne vestido,
Sem dôres parido,
Em palhas deitado.
Digão as cantigas:
Deus seja louvado!
A suprema alteza f. 12 v.
Da divinidade
Vestiu a baixeza
Da mortalidade.
Esta unidade
Faz deus humanado.
Digão as cantigas:
Deus seja louvado!
Depois de enojado
Não dá o castigo,
Mas paga o peccado
Com que é offendido.
Isto bem sentido
E considerado,
Digão as cantigas:
Deus seja louvado!"

---

666 AB o queijo renço. 667 AB azidia. 671 AB Sim. 672 AB Hemo-lo de officiar. 676 A desencavalhada. B desencavelhada. 682 Fehlt in AB. 683 AB Tus (Err.) Loirenço ahi tens a gaita. 685 B Aqui fê (Err.). 689 A pousa-soles (Err.). B pousafoles. 691 AB Ora elle já não tardará. 695 AB ourelas. 697—98 AB tangendo gaita. 698 A A não prazais sois comego (?) B A não prazais são comego. 699 Das „tu" fehlt im Ms. 700 B Tanjes como gaiteiro. 701 AB balhas.

706 A Ponde-vos emderenço. 707 AB delcantar (?). 708 Ms. u. A: menço. 714—15 AB Cantigo. 736 AB De divinidade. 737 A Vestida a baixeza. 738 Das Ms. und A haben De m.; nur B schreibt: Da. 743—750 Diese Strophe fehlt im Ms (wie auch die nachfolgende Rubrik); da sie aber keineswegs den Charakter einer späteren Interpolation an

(Aqui fingem ver a Belem.)
S. Ai Rodrigo!
Olha ca o que te digo:
Não seja tudo cantar!
Isto é manhã ou luar?
R. Não é lua o que eu lobrigo.
[Que, ca pello meu artigo,]
Hoje está no polegar,
E mais não.
Porque eu tiro-a pela mão
Sem errar dias, nem hora,
Nem bolta, nem conjunção:
Ao mais que estará agora
Será no Sententrião.
Nem se verá
Cant'é lua nova ja;
Ainda vai na manquante.
S. Tu es mais que nigromante.
Pois, aquillo que será
Que alumia la diante
Sobre Belem?
R. Isto misterio tem,
Que ca, atras nos, faz escuro,
E la as casas se vem.
L. Se tu a isto dás furo,
Saberás mais que Moisem.
Ves como escralica?
S. Se elle é fogo? é chamiça?
Se é estrella? boa é ella.
R. Não é aquella luz estrella;
Mas é o sol de justiça
Que nasceu de ũa donzella.
S. Mais dirás?
R. Hora vem tu, e verás
Se é verdade o que t'eu digo.
S. Se elle este luzeiro traz,
Mexias é, rogar lhe has
Se nos quer levar comsigo.
L. E o gado?
R. O gado?
Dar lh'o todo empolagado,
E ficar seu escudeiro.
Que mais val ser seu criado
Que ter quanto Gil do Prado
Nem Braz Pires do oiteiro.
É verdade,
Hora é grande a cralidade
Que vai ca por esta banda.
R. Vamo-nos ver quem a manda; f. 13.
Pois que elle é luz da verdade,
Dá-la ha a quem com bem anda.
S. A ella alumia
Ca fora da freguesia
Segundo eu estimatuso?
L. D'isso venho eu confuso,
Como sua senhoria
Se poz ca para cajuso
No arrabalde.
R. Não fez elle isso de balde;
Algum cajo o constrangeu.
E seria, digo eu,
Porque a gente da cidade
Sicais o não recebeu.
S. Malpeccado!
Estará tudo tomado
D'essoutra gente que véio
Que por um pão de centeio
Porá o mundo de cabo
Quem merece estar no meio.
L. Tal seria.
Que o anjo assi dezia
Que está num diversorio.

---

sich trägt (deren Grund nicht einzusehen wäre), so haben wir angenommen, sie sei nur aus Versehen im Ms. fortgeblieben, und sie daher wieder in den Text gestellt.

753 AB Naja tudo cantar! 755 B Não he o lua que eu lubrigo: Sicherlich wie im Text zu lesen. A lubrigo. 756 In dieser 125. Strophe erübrigt eine Zeile; wahrscheinlich die vorletzte. 760 AB volta. 762 AB setentrião. 764 In A fehlt ja natürlich nur in Folge eines Druckfehlers. 765 A Que ainda vai no mingoante. B Que inda vai no mingoante. 768 AB Que alomea la diante. 770 B Isso. 772 A bem se vem. B té se vem. 773 B isso. 775 AB Ves como esclarifica. 778 AB Não é aquillo luz d'estrella. 779 AB Mas he do Sol de justiça. 781 AB E mais dirás? doch legen beide Ausgaben diese Worte nicht in S.'s Mund.

782 Da in AB R.'s Rede von 778 bis 784 reicht, fehlt natürlich das R. vor dieser 782. Zeile. 783 AB o que te digo. 784 AB Só elle etc. 788 AB empelegado. 790 AB val mais. 791 Im Ms. fehlt das do irrtümlicher Weise. 794 A grande hé a claridade. B grande hé a cralidade. 796 A Vamos ver quem-na manda. B Vamo-nos ver quem-na manda. 797 AB Por que elle é luz de verdade. 799 A alumio (Err.). 805 B atrabalde (Err.). 810 A sicaš. 812 AB Estará ainda tomado. 813 Fehlte im Ms. 815 AB Porá o mundo no cabo. 818 AB Porque o Anjo assim dizia. 819 AB Que estava num diversorio.

S. Para que é logo porfia?
Ha de ser estrebaria
Inda que pese ó demonio.
E bem-na vedes,
Que aquellas são as paredes
E portal da casa velha
De Isaque Vas Baturelha
Que agora é de Rabi Guedes:
Mas já lhe caiu a telha.
L. Boa pousada!
Ella é meia destelhada,
E de ũa banda caida,
Sem portas, escancarada.
Quem tem o ceo por morada,
Terá ahi boa guarida?
S. Não é o lugar
Muito pera desejar,
A mais em noite tam fria!
R. Em fim elle o saberia,
Façamos nós por chegar,
Porque isto ja é dia.
L. Ja é matutino.
S. Sam Samuel, veradino,
Que assim relumbra esta casa,
Parece que é sol em pino.
Grande Rei é esse menino
Porque todo o campo abraza.
L. Abonda que é deus,
Que dos currais fará ceos
Quando lhe vier vontade.
R. Pois que vos parece, increos?
Credes que fallei verdade?
L. Verdade gema, pardés.
Coma mestre!
R. Que te parece, Silvestre?
S. Parece que adivinhaste f. 13 v.
Em quanto prenosticaste
Que esta luz é de celestre.
Embora nos ca trouxeste!
R. Assim o fiz.
Oilá! vos outros oivis?
Vai ca grande musicada!
Escuitai!
S. Não oiço nada.
R. Eu não sei quem-na ella diz,
Mas nunca eu vi tal toada,
Nem-na abranjo.
L. Que me acontem por marmanjo
Uma legoa de estrada,
Se aqui não é o nosso anjo!
S. Agora, bom está l'arranjo,
Ja o conheces na pégada.
L. Neste bando
O oiço eu ser cantando
Com outros assim com'elle.
R Vamo-nos ora chegando,
L. Deixa-me aqui estar gostando,
Que me folga o corpo e a pelle.
R. Que desconto!
S. Isto é cantar de pesponto.
L. São vozes angelicais.
S. Vos outros, para que é mais?
Deixai-me, que ja transmonto
Com os cantares divinais.
R. Ca oivirás.
Não fique nenhum atras
Por que entremos de magote.
Tu, Loirenço, calar-te has.
Se t'eu puxo do pelote,
Antão te offerecerás.
[Ve Rodrigo no prezepe o Menino e diz:]
Oh redentor!

---

824 AB som. 826 A Batorelha. B Bastorelha (Err.). 827 A Rabiquedes. B Rabigedes. 830 AB Ella se ve destelhada. 831 AR duma. 832 A escancerada. 833 AB os Ceos. 834 AB alli 835 A Não é lugar. 836 AB para. 840 A Porque isto hé ja dia. B Porque isto he ja de dia. 841 A matorino (Err. für matotino). 842 A *S.* (i. e Silvestre): Samuel veradido. B *S.* (i. e Silv.): Samuel veradino, während das Ms. *S.* S. S. i. e. Silv.: Samuel schreibt. 843 A Que sim. 845 AB este. 847 AB Abonda tu que he Deos. 849 AB Quando lhe des a vontade. 852 Das Ms. schreibt irrt.: verdadi. 853 AB Como mestre. 855 A advinhaste. B adevinhaste. 856 AB pronosticaste.

857 AB do Celeste. 861 AB musicado (Err.). 862 B Escutai. 864 A Mas eu não vi tal toado (Err.). B Mas eu não vi tal toada. 865 AB Não-na abranjo. 866 AB Que me contem. 867 AB da estrada. 868 AB sê. 870 AB E o conheces n. p. 875 AB Deixaime aqui estar gosando. 876 A Que me foge. 878 A d'a posponto. B de posponto 879 Das Ms. legt (wohl irrt.) Zeile 878 in Loirenço's, die Zeilen 879—882 in Rodrigo's Mund, und setzt ein zweites R. vor Zeile 882. 880 AB Vos outros porque gemais. 881 B trasmonto. 886 A carla-te-has (Err.). 888 AB então. 888—89 AB Aqui vê Rodrigo o Menino no Presepio, e diz: 889 A legt, trotz der Angabe der Zwischenzeile, diese Worte dem Loirenço in den Mund. 892 AB adiante.

Aloivado sejais, senhor!
Vedes alli o infante?
S. Qu'é d'elle?
R. Sê alli diante
De quem o pariu sem dôr.
L. Ora sus, vamos avante.
S. Falla-lhe, Rodrigo!
R. Oh verdadeiro abrigo
Dos pobres filhos de Adão,
Que de vossa condição
Vos pondes a este perigo
Por nos dar consolação.
E sois este um e trino,
Sois o Mexias divino
Que é promettido na lei?
Sois esse! ou estou sem tino.
Abofé, nunca cuidei
De vos ver tão pequenino,
A mais no chão!
Esse sois, e outrem não;
Que, sem no mundo caber,
Polla nossa redenção
Quigestes hoje nascer
Mais pequeno que um anão. f. 14.
Deus de amor,
Adoro-vos por senhor
De tudo quanto figestes,
Que dos ceos aqui viestes
Por dar vida ó peccador
Hoje em dia que nascestes
Neste chiqueiro,
Onde estais como cordeiro
Ante seu trasquiador,
Feito homem verdadeiro,
Filho de deus por inteiro
Sem nada tirar nem pôr.
Por peccadores
Dou-vos eu, senhor, loivores
E graças milhenta mil,
Que fazeis tantos favores
Aos proves dos pastores
Neste dia tão gentil:
A nos chamastes
Pollo anjo que mandastes
Cantando pollos oiteiros,
E aqui nos ajuntastes
E a nos, senhor, vos mostrastes
Envolto nesses coeiros.
E que veja eu
Com os meus olhos de sandeu
Essa benta humanidade,
Que cobre tal majestade,
Reinando sempre no ceo,
Posta nessa esterilidade!
E tenha salas
Quem não é dino de usá-las:
E vos aqui com os bezerros!
Ah! lingua, como fallas!
Coração, que não estalas,
Mais duro que duros ferros.
Senhor!
Não posso sosté-la dor
Mesmamente e devação.
Acho me mais que pastor,
Com um desusado amor
Nalma e no coração;
Porque vejo
Que sem afronta e sem pejo
Vos figestes homemzinho
E nasceis neste cantinho
Que não val para despejo
De homem que vai de caminho;
A porque sento
Que, sendo vos fundamento
Do mundo que sostentais,
Não tendes mais aposento
Que estar tomando alento
Ó bafo dos alimais!
E a poisada,
Que toda a coisa criada
Recebe da vossa mão,
Agora nesta jornada f. 14 v.
A tomastes emprestada
D'essas bestas que ahi estão!
E os passarinhos
Achão pera seus filhinhos
Mantimentos e gazalhados
De brandos e molles ninhos;
As aranhas e bichinhos
São por vos alimentados,
E vos ficais,
Que ahi, senhor, onde estais,
Nessa tenrinha idade

---

895 AB Fallai-lhe. 918 AB Naceste. 921 AB transquiador. 927 AB milhentas mil. 929 AB pobres. 932 AB Pelo. 933 AB pelos. 936 Das Ms. schreibt fälschlich: nesse coeiro. 938 AB Cos.

939 AB Esta. 942 A Possa. 944 AB digno de olha-las. 945 AB E vos que com os bezerros. 948 AB que os duros ferros. 950 AB sofrer a dor. 951 AB a devoção. 953 AB desusso do amor. AB Na alma. 957 AB fizestes. 960 AB que vai seu caminho. 961 A tento (Err.). 962 B fundamenco (Err.). 963 B mando (Err.). 969 AB de. 975 AB agazalhados. B Mantimento (Err.). 976 A brandos, moles. 979 Man könnte auch sicais lesen.

Tereis bem necessidade
Do que os outros têm de mais
Per vossa liberalidade.
  Mas, emfim
Isto não é pera mim,
Que sou um tosco pastor.
Mas falla homem com amor
Por vos ver estar assim
Em traje de peccador.
  E a verdade é
Que tam sois vossa mercé
Distrinçais e entendeis
Isso que ahi padeceis,
Como, por quem, e porqué,
E algũa ora o direis.
  A pois eu
Sou tão pobre, senhor meu,
Que não tenho coisa boa
Mais que esta ruim pessoa,
Esta ó serviço seu
Offereço e á senhora.
  E o coração
Me tende de vossa mão,
Porque em tudo vos contente.
E tomai este presente
Que vos dou com devação,
Pouco, e de boa mente;
  Porque em Belem
Quem não labora, não tem.
Posto que é impossivel
Dar-vos o que vos convem,
Traz homem isto porém
Por não ser desconhecivel.
  E o primeiro
É, senhor, este cordeiro
Que vos decrarais ao vivo,
Porque, assado no madeiro,
Cumprireis bem por inteiro
Este, que é figurativo.
  E seis queijadas
Trago aqui repolegadas,
A mais uma panelinha
Do meu mel pera a papinha,
Com tres lingoiças curadas:
Tudo hi vem na cestinha.
  A mais um prospé,
E, ainda que a carne não é f. 16.
Para sua mercê agora,
Pois nessa idade sê,
Prestará para a senhora
E para o senhor Josêph.
  E offertados
Meis presentes e meis dados
A vos, que tudo me destes,
Ache-vos eu sempre prestes
Para o perdão dos peccados,
Pois por peccados viestes.
  Assim que digo,
Não peço gado nem trigo,
Fazenda, nem enxoval,
Mas que me livreis de mal,
Porque eu sou vosso amigo
E devoto figadal
  Até morrer.
L. E aora que hei dizer?
Que tu ja disseste tudo.
R. Falla-lhe tu como mudo,
Que o que aqui emmudecer,
Esse fica mais sesudo.
L.   Que prazer!
Não ha ella assim de ser.
Tambem lhe eu hei de rezar:
Senhor, venho vos loivar,
Porque quigestes nascer
De graça por me salvar.
  E bem quigera
Que essa lengoa souvera
Fallar como a de Rodrigo
Porque tambem vus figera
Uma prátega, e dixera
O que sento e que não digo.
  Mas, á verdade,
Vossa venta majestade
Sabe o feito e por fazer
Sem ponta de falsidade.
E o que eu posso dizer

---

983 AB Dos. 984 AB Por. 986 AB para. 990 AB Em trajo. 991 A E na verdade é. 996 AB algum' ora 997 AB Ja. 1001 AB Ella ao serviço seu. 1004 AB Mantende da vossa mão. 1005 AB todo. 1007 AB devoção. 1013 AB isso. 1015 A E primeiro. 1016 AB Há senhor. 1019 AB Cumpriste. 1020 AB Esse. 1024 AB para. 1026 A nesta. B nessa.

1027 AB pospé. 1028 AB Que ainda que carne. 1034 A und das Ms. schreiben, sicherlich wohl fälschlich: Mais presentes, A auch: mais dados. 1036 AB Para achar-vos sempre prestes. 1041 A savenda (Err.?). 1042 A Mas que livreis. 1043 In AB fehlen die Worte: sou vosso amigo. 1044 In AB fehlt: figadal. 1046 B E agora que hei de dizer. 1047 AB dissestes (Err.). 1052 A Não ha este. B Não ha esta. 1053 AB Tambem eu hei de rezar. 1058 AB lingua. B soubera. 1059 AB coma. 1060 AB tambem.

E o que tenho na vontade;
E é, senhor,
Que me chega o vosso amor
Ás cordas do espinhaço
Por vos ver, meu redentor,
Como qualquer peccador
Jazer hi nesse retraço.
Item mais
Que tam cedo começais
Padecer nesta carninha,
E tal que não perdoais
Á primeira hora que entrais
Em esta vida mesquinha.
E quem padece
Ca no mundo, ou merece,
Ou o faz por seu proveito:
Que o rapaz do interesse,
Donde elle espera bemesse,
Trabalha até abrir o peito. f. 15 v.
Mas vos,
Que prol recebeis de nos?
Ou aqui que interessais?
Tudo tendes, tudo dais,
Não os bens da terra sós,
Mas ainda os celestiais.
Pois, que necessidade
Tinha vossa santidade
De fazer este caminho?
Nenhũa a fallar verdade!
Mas foi tal vossa vontade.
Que vos deitou nesse ninho?
Meis peccados
E de meis antepassados
E de quantos de porvir!
Que todos heis de remir
Os que Adão tem condenados,
Como eu creio sem mentir.
E vos me ensinais
Isso com tudo o demais
Que vos eu não sei dizer,
Porem sei o conhecer;
Que até estes alimais
São alegres com vos ver.
E minha alma
Ponho eu na vossa palma
Porque ma encaminheis
E na morte m'a guardeis,
Que não va cahir na calma
Onde ardem os Luçafeis.
A neste ensejo,
Como, quaesque sou provejo,
Não vos pude trazer mais
Que um tassalho e um queijo,
Não porque vos o comais,
Mas por mostrar meu desejo;
E, por ter
Algo mais que offerecer,
Trago a pelle de um rezente
Que, inda que é fraco presente,
Nella podereis jazer
Coma num cabaçal quente,
Que é de cordeiro;
E, se eu soubera primeiro
Que estaveis tam misteiroso,
Eu vos trouvera um colmeiro
De palha muito mimoso
Para esse vosso ninheiro,
Que é o que importa.
E, á bofé, que me corta
Ver vos em lugar tam nu,
Porque o tempo vai tam cru
Que abonda o ar d'esta porta.
S. Loirenço, acabas tu,
Pois que ja te has compeçado?
L. Ah como es mal ensinado!
Se m'estou offerecendo,
Como não estás callado?
Assi que estava dizendo
Sois, senhor, santificado, f. 16.
E vos o sabeis,
Porque vos ahi sofreis
De frio e de nudeza,

1070 AB vosso amor. 1073 B coma. 1074 AB teiraça (Err. für terraço?). 1077 B nessa. 1078 A Por ella nos perdoais. B perdois (Err.). 1079 B A. 1082 A do mundo. 1083 AB Ou que. 1087 A Mas a vos. 1097 Fehlt im Ms. 1099 A E mais (Err.). B E meis. 1100 A mais (Err.) 1101 AB ha por ver (Err.). 1103 Ms.: condenado. 1104 AB Como creio. 1106 AB todo. 1110 AB Tão.

1113 A me encaminhais. B ma (wie wir schreiben, abweichend vom Ms., das irrtümlich mas schreibt). 1114 AB me guardeis. 1118 A quaes são. B quaes-que são. 1125 AB d'um. 1126 AB aindaque. 1127 A poderia. B podeis. 1128 AB Como num cabeçal quente. 1131 AB Qu'estaveis tão misteroso. 1134 A Parece (i. e. par' esse) vosso mimoso (Err.). B Parece (i. e. par' esse) vosso ninheiro. 1136 AB a boafé. B fé, me corta. 1141 Fehlt im Ms. — B Pois que já tens compeçado. 1142 A Ah com pés (Err.). 1143 A Sem m'estou (Err.). 1144 A Porque não está callado. B Por que não estás callado. 1145 AB Assim. 1147 AB E vos sabeis. 1148 AB Por que o que hi sofreis.

De migeria e proveza.
Vos qual sois a entendeis
Polla vossa adivineza
De vosso grado.
Por isso sede loivado
Para sempre sempiterno,
Defendei-me do inferno,
E guardai-me o meu gado
Que d'elle só me governo.
E, se não enfadar,
Tambem vos hei de rogar
Ja que sois filho de deus,
Que a mim e a todos os meus
Nos queirais encarreirar
Pella carreira dos ceos,
Se poder ser.
S. Senhor, eu venho-vos ver
Para me certeficar;
Por que não podia crer
Que vos viesseis nascer
Por tal frio em tal lugar
. . . .
Venho-vos tambem loivar
Polo que vindes fazer.
Folgo de vos conhecer,
Mas não tenho que offertar
Mais que o *que* quero dizer
Nuã rezão.
Doi-vos o meu coração,
Melhor alfaia que tenho.
E estas poucas vos empenho
Que os que vo-lo não dão,
Nunca o terão mui gamenho.
E a vontade,
E o querer e amisade,
E a alma que em mi pugestes,
E tudo quanto me destes,
Vos offerto de verdade,
Porque, em fim, vós me figestes
E remireis;
Que ja que por mim nasceis,
Por mim haveis de morrer,
Como eu sempre oivi dizer,
A por todo-los fieis
Quantos em vos ham de crer.
A bem confesso
Que até 'gora fui travesso
E na crença referteiro,
Quando la meu companheiro
Rodrigo, a mais Loirenço
M'o dixerão do oiteiro.
Mas agora
A minha alma se namora
De vos ver como vos vejo:
Quem todo o mundo adora
Nascido d'essa senhora, f. 16 v.
Vestido d'esse pellejo.
E outro sprito
Sinto em mim, mais contrito,
Neste pobre curralzinho
Por vos ver, senhor bemdito,
Emmenso a infinito,
Tam pequeno criancinho,
A que o preço,
Que por meus males mereço,
Ja começais a pagar,
Tomando neste lugar
A mangedoura por berço,
O vento para embalar.
E isso fazeis
Sómente por que quereis,
Sem algum o merecer;
Mas, amor e bem querer
Vos faz em que só pagueis
Tudo o nosso malviver.
A por isso eu
Vos entrego, senhor meu,
Cento e vinte mil loivores;
E rogo que estes pastores

1150 A De miseria e pobreza. B De miseria e de pobreza. 1151 AB Vos tão só a entendeis. 1152 AB divineza. 1158 AB Que elle. 1162 AB e todos os meus. 1163 AB encaminhar. 1164 Das Ms. schreibt irrtümlich: ceo. 1165 AB pode. 1167 AB certificar. 1170 AB a tal lugar. 1171 Fehlt in allen drei Texten. 1176 AB Mais que o que aqui disser. 1177 AB razão. 1179 AB tenha (Err.). 1179—1180 AB weisen die Bemerkung auf: Poem as mãos nas barbas. 1182 AB verão. A schreibt gaman, was natürlich nur ein Druckfehler ist. 1184 AB O querer. 1185 AB E esta alma que em mim puzestes. 1187 A offerta (Err.).

1188 AB fizestes. 1189 A remistes. B remisteis. 1193 AB E por todos os fieis. 1195 A E bem confessa (Err.). 1199 AB e mais. 1202 AB se enamora. 1205 Das Ms. schreibt Quem nascido. A d'esta. 1206 A neste. B nesse. 1207 AB espirito. 1209 A Nesse prove portalsinho. B Nesse prove pertalsinho (Err.). 1211 AB Immenso e infinito. 1212 A piqueno. 1213 A A que preço. 1215 AB comeceis. 1217 A breço. 1221 A Se. 1223 AB Vos fazem que o pagueis. 1224 B Todo. 1227 AB Cento e vinte louvores.

A que o anjo apareceu
Os tenhais por servidores.
E mais vos digo
Que me acabeis com siso
Para que ledo me veja
La no dia do juizo,
E levai-me ó paraizo
Por qualquer via que seja.
Mas o que me pesa,
Porque vossa gentileza
Não dá sequer uma falla,
Ou por elle essa princeza.
Mas, em fim, quem ouve e calla,
Consente sem dar defesa.

L. . . . .
Rodrigo, pois á senhora
Não lhe havemos de fazer
Algũa festa embora?
Antes que eu d'aqui va fora,
Lhe hei de cantar e tanger.

R. Não!
Não tenho eu condição
Para tanger nem cantar,
Nem m'o leva o coração.
Mais é isto caisião
De gemer e suspirar.

L. Essa che nego,
E o contrario te prego.
Porque ja nasceu a luz
Ó mundo que estava cego,
O demo, que arrenego,
De dó vestiu um capuz.
Elle seja triste,
E não ja eu e tu, que viste
A teu deus homem nascido,
Tanto tempo ha promettido, f. 17.
Como tu dizes que ouviste,
Desejado e tam sabido.

R. Bem dixeste,
E d'elle o aprendeste,
Porque emfim elle é a verdade.
Mas, eu tenho piadade
Ver um infante com' este
Em tanta esterilidade.
A, mei deus,
Que forão tam maos increos
Estes rascoens de Belem
Que aqui ó frio vos tem!
Vindes vós por males seus
Padecer mal e dar bem,
Meu fermoso!
Que fostes tão querençoso
Da saude dos mortais
Que nasceis entre alimais
Só de puro piadoso,
Como vós vos hi mostrais
Larguemejando!
E quereis estar chorando,
Posto aqui entre o gado,
De frio badelejando,
Só por pagar o peccado
Que o homem commette folgando!
E padecer
Com ledice e com prazer
Por quem vos offende a molhos
E tarde se arrepender.
Bem escançados os olhos
Que vos merecérão ver
E que vos vistes!
Que ja os meus não serão tristes,
Vendo-a sua salvação,
Como hoje lhe promettestes.
Mas, com o velho Semeão
Direi: „ja o nunca dimittes
Domine!"
[Aqui falla com a senhora]
E vos, vara de Jasé,
Que abrotastes esta rosa,
E frol do campo fermosa,
Chamemos, os que tem fe,
Mais bendita e benditosa
Das molheres,
Das quaes honras e prazeres

1231 AB A mais vos aviso. 1232 A Que me acabades fizo (Err. für siso). B Que me acabedes com sizo. 1238 B genticeza (Err.). A esta. 1243 Fehlt in allen drei Texten. 1244 AB L. Pois á senhora. 1245 AB Não havemos. 1246 AB em boa ora. 1248 A Lh'ei. 1249 Fehlt in AB. 1250 AB devoção. 1252 AB a condição. 1253 A Mais he occasião. B Mais he a occasião. 1257 A a lua (Err.). 1259 A que eu arrenego. B qu'eu. 1260 A vestio capuz. 1262 A que tu. 1269 AB hé verdade. 1270 AB piedade.

1272 AB estirilidade. 1275 AB rafioens. 1276 AB Que aqui o senhor (i. e. oh, senhor!) vos tem. 1277 AB vinde. 1280 Ms. querencouzo (Err.). 1281 A Descende (Err.). B de saude. 1283 AB piedoso. 1285 AB Lagremejando. 1290 AB Que homem. 1294 Das Ms. schreibt irrt. arrepende. 1295 A escarneados. Das Ms.: escancados. 1296 A mereção (Err.). 1298 AB Que os meus etc. 1300 AB como. 1301 B Sameão. 1302 A demita. B demitas. 1304 AB Jessé. 1305 AB brotastes. 1307 A Chamemos o que tem fe. B Chamem-vos os que tem fe.

Se elegrou vosso esprito,
Quando no ventre bendito
Pollos vossos mereceres
Se encerrou o infinito. 1314
A porque o crestes
E ó anjo respondestes
Com palavras de humildade,
Logo a hora concebestes
O verbo que hoje nos destes
Vestido de humanidade. 1320
E o oitro loivor f. 17 v.
Vos deu este senhor
Na hora em que elle nasceu,
Que o paristes sem dor,
E criais o criador
Com leite que elle vos deu. 1326
E abasta!
Que só vós honrais a casta,
Que paristes sem estrovo,
E cobrais um nome novo
Por que Eva fica madrasta,
Vos „Mãi de deus e do povo."
E pois paristes
E ó mundo descubristes
Sua luz celestial,
Fazendo ledos os tristes,
Estes proves que aqui vistes,
Livrai-os de todo mal. 1338
L. Rodrigo, tem tú cuidado,
Que o rebanho desguerrado
Azinha pode trespôr.
R. Deixe o! Va por onde for;
Não se ha de perder o gado
Estando-nós com o pastor. 1344
S. Tu estás a parollar
E elle desengulha e calla.
L. Meninos sabem fallar?
S. Pois logo, porque não falla
A senhora em seu lugar?
R. Bem pudera elle fallar 1350
. . . .
. . . .
Se elle tivera vontade;
Porém quer dessingular
Para nisso conformar.
A lingoa com a idade. 1356
E ja que assim é
D'isto, senhor, darei fe.
Não vos quero enfadar,
Mas dai-me ca esse pe
Que vo-lo hei de beijar,
Por me fazerdes mercé. 1362
L. E eu tambem.
R. Ja que pera todos vem,
A nenhum se negará.
S. Quanto ó pé, bem no-lo dá!
Se assi der o mais que tem,
A todos contentará 1368
Sua senhorança.
R. Agora sem mais tardança
Digamos uma cantiga
De chacota, com mudança,
Porque a senhora não diga
Que somos de má criança. 1374
L. Eu estou a vé-la;
Mas abrota tu com ella
Que es o chefre da folía.
R. Ha de ser á prol do dia
Porque se alegre a donzella
Se tiver malancolía. 1380

Cantiga: f. 18.
„Virgem antes do parto,
No parto, e sempre,

1311 AB Se ellegou (Err.?). A espirito. B esprito. 1313 Pelos. 1314 A Se encertou infinito. B Se encertou o infinito. 1315 AB A porque crestes. 1321 AB E oitro loivor. 1322 B Vos deu inda este senhor. 1323 AB em que nasceo. 1325 A criastes o Creador. 1326 AB Co' leite. A nos deu. 1327 AB E basta. 1328 AB honreis (Err.?). 1330 AB cobreis. 1336 AB alegres. 1337 AB pobres. 1338 AB de todo o mal. 1339 A tudo tem, was wohl nur Druckfehler für tu tem ist, wie B schreibt. 1340 AB desgarrado. 1344 A em pastor. Druckfehler, wohl für co, wie natürlich das com o des Textes gelesen werden muss. 1345 A perolar. B parolar. 1346 AB desingula. 1347 AB Menino, sabeis fallar?

1348 A porque falla (Err. für p. não f.). 1350 Allen drei Texten fehlen zwischen Zeile 1345 und 1356 zwei Verse, dem Anschein nach mit den Reimsylben ade und ar. Im Sinn ist keine Lücke fühlbar; doch ist eine Ergänzung desselben am besten nach 1350 zu bewerkstelligen, wo sie dann in einer adverbiellen Bestimmung des Sprechens bestanden haben möchte. 1354 AB de singular (Err.). 1355 A d'isso (Err.). 1362—63 AB fügen ein: Beija o pe ao Menino. 1364 AB para. 1366 Das Ms. schreibt: nolho. 1367 AB assim. 1375 B á vella. 1377 A chefe. 1378 A a drol (Err. für a prol). 1379 AB por que alegre. 1380 AB malencolia.

Bendito seja o fruito
Do vosso ventre!
Nove meses trouxestes
Encuberto
O fruito que hoje destes
Manifesto.
Razão tendes por certo
Estar contente.
Bendito seja o fruito
Do vosso ventre!
O que Eva nos tirou,
Vós no-lo destes;
Aos que ella matou,
Vivos fizestes.
A vida nos trouxestes
Em vosso ventre,
Virgem antes do parto,
No parto, e sempre.
París o criador,
Vós, criatura,
Sem corrupção nem dor,
Ficando pura.
A gloria futura
E paz presente
Nos destes com o fruito
Do vosso ventre.
Criais quem vos criou,
Virgem sagrada.
Vestís quem vos formou
E fez de nada.
Entre todas criada
Mais excellente.
Bendito seja o fruito
Do vosso ventre!
Dais de mamar a quem
Sustenta o mundo;
Mantendes a quem mantem
E cria tudo.
Misterio profundo!
Tendes presente
Deus e homem, fruito
Do vosso ventre.
Virgem antes do parto,
No parto, e sempre,
Bendito seja o fruito
Do vosso ventre!“

Laus Deo!

1389 C rezão. 1394 C nos lo. 1395 A nos matou. 1397 C Á vida. 1401 AB Paristes o Creador. 1402 A Vós creastes (Err.). 1405 C Á gloria.

1408 AC De. 1409 A Creais. 1411 AC Vistes. 1414 C excelente. 1423 bis 1424 Fehlen im Ms. 1424 C De vosso ventre. 1428 AC De.

Glossar.

A.

A; für *e*: und. 29, 57, 113, 140, 151, 162, 175 und öfter; doch kommt auch *e* nicht selten vor, wie es scheint ohne dass irgend welche euphonische Regel über die Bedingungen bestimmte, unter denen die eine oder die andere Form anzuwenden wäre. *A* in der angegebenen Bedeutung ist durchaus keine im Volksmunde allgemein übliche Form, sondern sehr selten. Weder G. V., noch irgend einer der uns bekannten Volksdichter gebraucht es, noch hat es sich in einem derjenigen spanischen Dialekte erhalten, welche zum port. Sprachgebiet gehören; das Diccionario da Academia, das einzige Wörterbuch, welches seiner überhaupt gedenkt, hat aus der gesammten Litteratur nur zwei Beispiele dafür aufgebracht. — Wir vermeinen a für e in den sogenannten fünf ältesten Resten port. Poesie (Canção do Figueiral, Cartas de Egas Moniz, Tragamouros, Cava) in mehreren Stellen zu erkennen, wo man es bisher (s. Moraes s. v. A 4) für eine bedeutungslose Expletivpartikel erklärt hat, aus deren unzulässiger Verwendung ein Argument gegen die Echtheit jener Dokumente gemacht worden ist.

aboar, avoar: davonfliegen 25. Von ab-vo-lare, wie **auvoar** be-

weist. G. V. III, 50.* — Ueber b für v s. b-v.

abofá, abofé: meiner Treu. 77, 905, 1136; für á boa fe, welches litterarisch ist. Das Volk kennt für diese einfachste und unschuldigste seiner zahllosen Schwurformeln die variirten Formen: bofé, bofá, bofás, abofé, abofá, abofás und sogar abofelhas; wozu Gallizien und Bierzo noch abofellas und afellas hinzufügen.

abrinusio, abrenuncio Satanas 67. cfr. G. V. I, 68 und 265 ablenuncio, wofür die Ausgabe von 1723 abburuncio schreibt. — Almeida Garrett sagt: Abrenuncio de Satanaz.

abrotar neben brotar (uma rosa) 1305: hervorbrechen lassen, treiben (Blüten). Das Volk liebt es ungemein, den Verben erster Conj. die Partikel a vorzusetzen, ohne dass sie an der Bedeutung etwas änderte, ein Zug, der auch in der Litterärsprache herrscht, doch weniger scharf ausgesprochen. 1376 im Sinne von: anfangen, loslegen.

adivineza neben divineza 1152: volkstümliche Ableitung von divino, um Christi Göttlichkeit, Gottheit im Gegensatz zu seinem Menschentum zu bezeichnen. Die Litterär-Sprache sagt divindade. — Ueber prosth. a s. abrotar.

adromentar neben adormentar: schlafen (nicht einschläfern, wie in der Litt.-Sprache) 61. Metathesis von r, so dass es sich der anlautenden muta (besonders den Labialen) zugesellt, ist einer der allgemeinst verbreiteten Characterzüge des alten und volkst. Port. und der verwandten Dialecte, dem die moderne Schriftsprache als vulgair entgegenarbeitet. Cfr. prove, freve, brabeiro, Brites, Breatiz, preguiça, prefeito, premitir, pruvico, fravica, Graviel für pobre, febre, barbeiro, Beatriz, perguiça (pigritia), perfeito, permita, publico, fabrica, Gabriel. Gall. frebe, probe, crobe, cruba, trubar für febre, pobre, cobre, cubra, turbar.

advinhar und adevinhar neben adivinhar 855: erraten. Sehr häufig.

agardecido neben agradecido 296. Beispiele für Metathesis von r, dergestalt dass es von der anlautenden Muta entfernt wird, sind nicht selten und bilden das Gegenstück zu der unter adromentar erwähnten Erscheinung. Cfr. borcado, dormidairo, disgarça, espedregar, pedricar, fernetico, larguemejar, percipicio. Doch ist der entgegengesetzte Fall häufiger.

algorrem (aliquot und rem) = etwas, algũa cousa, 177. Cfr. G. V. I, 260, 261 und öfter. — Wird schon von Fernão d'Oliveira (Grammatica p. 81) als veraltet angeführt, hat sich jedoch im Volke erhalten.

alimal für animal 441, 557, 966, 1109. Die Wörterbücher verzeichnen nur die ebenso volkstümliche Form alimaria (aus animalia), weil

---

* G. V. = Obras de Gil Vicente. ed. Barreto Feio e Gomes Monteiro. 3 vol. Hamburgo 1834.

Die übrigen Werke, die wir im Glossar abbreviirt citiren, sind:

Almeida Garrett: Obras do Visconde de Almeida-Garrett. Vol. XII e XIII. Arco de Sanct' Anna. Lisboa 1871. Vol. X A sobrinha do Marquez 1859.

Astur: Coleccion de Poesias en dialecto asturiano. Oviedo 1839.

Berciano: Ensayos Poeticos en dialecto berciano por D. Antonio Fernandez y Morales. Leon 1861.

Böhl: Theatro Español Anterior a Lope de Vega. Por el editor de la Floresta de rimas antiguas castellanas. Hamburgo 1832.

Diniz: Julio Diniz. Serões da Provincia. Porto 1873.

Mello: Obras Metricas de Don Francisco Manuel y segundo tomo de suas obras. Las segundas tres Musas del Melodino. Leon de França 1665.

Miranda: Poesias de Sâ de Miranda. ed. C. Michaëlis de Vasconcellos. Halle, Niemeyer 1881. Noch nicht erschienen.

Piñol: Diccionario Gallego por D. Juan Cuveiro Piñol. Barcelona 1876.

Prestes: Autos de Antonio Prestes. Ed. Tito de Noronha. Porto 1871.

Res.: Cancioneiro de Resende ed. Stuttgart.

sie sich Zutritt zur Schriftsprache verschafft hat.

aloivado für louvado 890. S. abrotar und oi.

alomear neben alumiar 768. Die Formen in ear sind seltener. Cfr. Miranda 104, 62; 107, 61.

alqueve für alqueive: Brachland, Feld 56. Rein orthographische Variante. E mit offenem Laut wird bald *e*, bald *è*, bald *ei* geschrieben.

alumia 451. Komische Exclamation = Hilf Himmel! Als solche nicht in den Wörterbüchern.

amargulha 424. Die Stelle ist unklar, vielleicht verderbt. Ob wir in amargulha den Imperativ von amargulhar (für margulhar, mergulhar = untertauchen) erkennen dürfen? und der ganzen Phrase (a., que t'eu dou) etwa den Sinn beilegen: Duck' unter, denn ich haue zu! was als kerniger Ausdruck der Ueberraschung vielleicht zulässig ist? — Amargulha könnte auch mit amargo, amargura zusammenhängen, doch vermögen wir dann noch weniger, einen Sinn aus den Worten herauszudeuten.

ambos de dous 334. Pleonastische doch echt volkstümliche Ausdrucksweise (= Wir zweibeide).

amedrar für medrar 200. S. abrotar.

ancerrar für encerrar 594.

angelical 879. Das Volk liebt diejenigen Adjectiva am meisten, die mit den vollsten Derivationssilben versehen sind. S. angelicavel avidiente.

angelicavel 184 (angel-ic-abilis) = engelgleich, engelhaft. Dasselbe Bestreben, welches angelico durch angelical ersetzte (eine Form, die sich durch ihre Analogie zu divinal, humanal, celestial sogar in die Schriftsprache eingeschlichen hat), führte zu der Neubildung angelicavel, gall. anjoricabel, die litterarisch kaum anerkannt werden möchte. S. suavel. — Ausser diesen beiden kennen wir noch innaturavel durch die kleine Volksposse: A madrasta innaturavel.

anocente für innocente 324, 371, 610. Nicht selten.

antão für então 434, 481, 888. Sehr häufig.

apregar für pregar = predigen 514, 664 (prædicare). S. abrotar.

avidiente für avido: gierig 322. S. angelical.

azedía azidía: Magensäure 667. Volkstümliche Ableitungen von azedo, sauer (acetum). Die Litt.-Form ist azedume.

B.

B für v. Der Wechsel von b und v, so dass v für ursprüngliches b eintritt, und umgekehrt, ist in den alten Schriftsprachen Portugals (wie auch Kastiliens) ein fortwährender. Jetzt ist für jedes Wort der Schriftsprache eine Form festgesetzt; und im Volke sind es nur die Einwohner der Provinz Minho (und die Gallizier), die diesen Zug willkürlicher Ersetzung eines der beiden Labialen durch den anderen beibehalten haben.

badelejar für badalejar (von badalo, Klöpfel der Glocke) 1288. b. de frio: vor Kälte zittern.

bailhar, balhar, ältere, vom Volke aufbewahrte Formen von bailar: tanzen 701. Die Schriftsprache kennt balha in der Redensart: vir á balha: zu Tanz und Scherz, zu lustiger Unterhaltung kommen.

barão für varão = Mann 241. S. b-v.

barasco, barrasco 639: sbst. Eber. Gewöhnlich wird es als Adj. aufgefasst und porco barrasco gesagt; häufiger ist barrão. Beide Formen sind Ableitungen von verres. S. b-v. Die Orthographie schwankt zwischen b und v; auch heute noch.

barregar und berregar (Deriv. von berrar): laut und anhaltend schreien. Besonders von kleinen Kindern und von Katzen 558.

batão 241, wo einer der drei Texte barão liest. Möglicherweise ist es also nur Druckfehler für dieses. Sonst könnte es vielleicht eine vulgäre Form für beatão, Augm. von beato: Scheinheiliger, Heuchler, sein.

Batorelha 826. Obwohl alle drei

Texte es mit grosser Initiale schreiben, ist es sicherlich nicht der Geschlechtsname, sondern der Spitzname (alcunha) des Herrn Isaque Vaz, und bedeutet einen unerträglichen Schwätzer (que bate as orelhas).

batutiar 74. Scherzhafte Ableilung von bater: schlagen.

bel, Abkürzung aus: bello, schön, erhalten nur in der auch heute noch üblichen Redensart: a bel prazer: nach Belieben 235, welche auch die Spanier anwenden, denen bel ausserdem durch das Sprichwort: Lo novel todo es bel! erhalten wird.

bem-esse für benesse 1085. Eigentlich Emolument, Accidenzien, hier aber allgemein für Gewinn, Profit.

bé-mole 673. Die Wörterbücher geben nur die eine Bedeutung an: „mus. Zeichen, das um einen halben Ton vertieft"; doch ist offenbar, dass hier bemoll so viel als „weiche Tonart" bedeutet. (Cfr. frz. bémol.) Polo bemole wird oft gebraucht, um „in sanfter Weise" zu bedeuten. Flaita afinada per bemolle = auf b-moll gestimmt.

bespa 62 für vespa. S. b-v.

bicio 226 für vicio. S. b-v.

bisdono 284, wo es, von Adam gesagt, Ureltervater bedeutet; also ganz allgemein Ahne, Vorahne. Ein ganz bestimmter Verwandtschaftsgrad wird nie damit bezeichnet Cfr. Prestes 363, Miranda 116, 508; 164, 462.

bolta 760 für volta. S. b-v.

bonefe, bonefre 522. Ein unbekanntes Wort, das hier ungefähr so viel wie „Hanswurst" bedeuten muss. Es erinnert an bonecro, bonecra (gall. monecra), d. h. an die Popularformen von boneco, boneca = Puppe; und an bonifrate(s), wie die Figuren des Puppentheaters heissen; denn in allen dreien steckt wohl bonus. Eine Ableitungssilbe -efe ist freilich nicht bekannt (Cfr. tabefe, tabefre). Wäre sie nachzuweisen, so dürfte bonifrate auf bonefre zurückweisen, aus dem es durch Volksetymologie (zur Bezeichnung einer im Puppentheater in Mönchstracht auftretenden Figur?) gebildet sein könnte. Das umgekehrte Verhältniss, dass aus bonifrate erst bonefre hervorgegangen wäre, scheint mir unwahrscheinlich, im Hinblick auf bonecro. Ueber das eingeschobene r s. tabefre, chefre, und celestre.

breço für und neben berço 134: Wiege.

broega für bruega 460. Die port. Wörterbücher erklären: chuva de curta duração, wozu obige Stelle, in welcher der Regen der Sündflut broega genannt wird, der doch der längstdauernde aller bekannten Regengüsse gewesen sein möchte, nicht recht passen will. Das Wort steht sicherlich in Beziehung zu den in Diez' E. W. IIc unter brouée behandelten.

buliço neben bulicio 228.

C.

cabaçal neben cabeçal (von cabeça): Pfühl 1128.

caisião für occasião 1253. Cfr. casião G. V. I, 169; cagião G. V. I, 250; cajão Mello 59 e 91. — Aphäresis anlautender Vocale ist sehr häufig. S. Zaias für Isaias. Cfr. maginar für imaginar; portuno für opportuno G. V. I, 140. Ueber das erste i in caisião s. bailhar.

caja für caya (cadeat) 60.

cajo für caso 807. Das Eintreten von j für weiches s (i. e. z), und x für scharfes s (ss) gehört zu den lautlichen Erscheinungen, die sich vom ältesten bis zum allermodernsten Portug. durch zahllose Beispiele belegen lassen; durch ebenso viele andere aus den Dialekten des Minho und Galliziens. S. caujadora, fige, quije, puje.

cánta neben quanta 452, 602. Volkstümliche Form für quanto a = was betrifft, die im G. V. z. B. auf fast jeder Seite vorkommt. Cfr. cant'eu = quanto a mim. Das Volk sprach und spricht lat. qua stets wie ca, d. h. absorbirt das u: cal, cantidade, cando, caje, case, catro = qual, quantidade, quando, quasi, quatro. Einige Formen wie

camanho sind aus der Schriftsprache, die natürlich früher diese Lautveränderung unbeanstandet liess, wieder verbannt worden.

cánté 764 = quanto é für em quanto é. Veraltete Construction. S. cánta.

cantigo neben cantiga 714—715. Ob cántigo oder cantígo zu sprechen ist, bleibt unentschieden; dass es aber cantíga heisst, ist ein nicht mehr zu bestreitender Punkt. S. 717, wo Mexías und cantígas assoniren.

cartapol (—inho) 260 = cartapacio, Heft, kleines Buch. Die Form weist auf das griech. χαρτοπώλης, lat. chartŏpola, die Bedeutung aber auf das mittellat. chartapacium hin. In der Studentensprache soll cartimpólo üblich sein, das sicherlich mit cartapol ein und dasselbe ist. Die Wörterbücher erklären: T. chulo, da giria escolar: livro de razão. — Im Galliz. existirt (laut Piñol) cartafol und zwar mit der Bedeutung: Schulmappe, welche auch dem port. cartapacio zukommt, obwohl in Portugal und Gallizien badameco (port.), vadamecum (gall.) aus vademecum der üblichere Terminus ist. Ich habe cartapacios nur mit dem Zusatz velhos benutzen hören, wo es denn so viel wie „alte Schmöker" besagt. — Man vgl. sp. cartapacio, cartapel, cartapelon und it. cartabello.

caujadora für causadora 338. S. cajo.

cavidar (ohne -se) = acautelar: vorsichtig sein 320. — Cavidar, cavidado, cavidoso, Ableitungen vom lat. cavēre, das sich in dieser einfachen Form nicht erhalten hat; heute vollkommen veraltet.

celestial für celeste 1092. S. angelical.

celestre für celeste (cœlestis) 15, 857. S. chefre, tabefre, bonefre. Einschaltung von r nach t und d (wie auch nach f) ist im vulgair Port. und Galliz. sehr beliebt. — Formen wie castra, hastra, delantre, faldra, Calistro, lagostra, canastra etc. etc. begegnen uns im Port., Gall., Berc., Astur. auf Schritt und Tritt.

certar für acertar: das Ziel treffen, erraten 199. — Ohne weitere Belegstelle.

certeficar für certificar 1167. Sehr häufig. G. V. III, 41.

charubim für das übliche cherubim (spr. querubim) 21. Ob ch = k oder sch ist?

che für te = dir 1255. Diese assibilirte Form des cas. obliq. des Pronomens zweiter Person (te), welche die Quinhentistas unendlich oft anwenden, und welche das port. und gall. Volk heute noch gebrauchen, entstand vielleicht durch Abstraction aus den Formeln cho, cha, chos, chas = te o (tju), te a, te os, te as. In den ältesten Dokumenten scheinen sich wenigstens Belege nur für diese Zusammensetzungen, nicht aber für das einfache che zu finden. — Die assibilirte, vollkommen gleich klingende Form von se wird gewöhnlich xe und xi geschrieben. Cfr. Jahrbuch VI, 218.

ché-te 103; entstand durch Apocope aus chega-te = komm näher. — Man vgl. guarte für guarda-te; far-te für fartate, in denen die Apocope freilich durch den Gleichklang der letzten Silben motivirt ist; und tir-te, cal-te, in denen die Verkürzung sich auf den Auslautsvokal beschränkt.

chefre für chefe = frz. chef 1377. S. celestre.

coeiro für cueiro = Windel 936.

coma für como 35, 322. Veraltete Form, die in den Quinhentistas noch vorkommt, nachher aber als vulgair aus der Litteratur verwiesen wurde. Im Norden des port. Sprachgebietes (d. h. in der Provinz Minho, in Gall., Bierzo und Asturien) ist sie noch heute allgemein üblich.

Comego 698, wo von „sam Comego" die Rede ist. Wir kennen nur ein comego, nämlich die alte und vulgaire Form für comigo, wie sie z. B. in G. V. I, 140, 132, 262 vorliegt. Heilig wird vom port. und span. Volke im und für den Augenblick alles das gesprochen,

was er gerade zu seiner Hülfe herbeiruft: san junco, der heilige Rohrstock, ist sehr beliebt. Man vgl. auch Böhl 17 san gorgomillar, 37 san conejo, 26 san pego etc. San comego aber ist uns unbekannt. (An Comicus ist wohl nicht zu denken?)

contino (de) für contínuamente 185.

cralidade craridade neben claridade 498, 794. Das Volk nimmt an solchen Kakophonien keinen Anstoss, liebt es vielmehr r als Stellvertreter von l hinter die muta treten zu lassen, oder es einzufügen in Worten, welche noch ein weiteres r haben (frabrica, prubrico).

credes, alte Form für creis, creeis 851. Die zweiten Personen Pl. aller Verben endigen im Altportg. in -des (-tis); in Gallizien ist es heute noch der Fall.

crestão für castrão 40 = beschnittener Ziegenbock. S. adromentar.

criancinho, Dimin. von crianço, einer Masculinform, die das Volk aus criança = Kind abstrahirt, um ein männliches Kind zu bezeichnen. 1212. S. parenta, und israilito.

cudar für cuidar 41. Früher allgemein üblich. Wird von allen Quinhentistas, auch von Camões, gebraucht, aus dessen Werken man es in allen Neuausgaben freilich ausgemärzt hat; gilt heute aber für vulgáir.

D.

decrarar für declarar 1017. S. craridade.

defenicio, debinicio 225: von Alters her, seit undenklichen Zeiten. Cfr. G. V. I, 111, 371. d'abinicio i. e. de ab initio. Wir hören diese Redensart noch heute im Munde des Volkes, verderbt zu ha que venicios! = vor wie langer Zeit.

delindar neben deslindar: auseinandersetzen, die Grenzen einer Sache bestimmen 203 (de- des-limitare).

des für deus in der Schwurformel pardes 3, 11 und öfter. Der Name Gottes und der Name des Teufels werden natürlich in den Volksmundarten noch freier als in der Schriftsprache umgemodelt. Man vgl. pardicas (G. V. I, 262); pardelhas (G. V. III, 154), gall. pardelhas und pardiolinha; span. pardiez, parbrios, parblios, parbrioste, par diobre; und port. diacho, decho, Teufel (G. V. I, 144, 174, 272); dexemo (G. V. III, 251, I, 135); gall. dencho, demoro, demoncre in endemoncrado; diancre, dianho; span. demonche, demontres; diantre, dianche.

descandelecer 26. Das Ms. schreibt des, abbreviirtes quan u. decia. Ausgabe A: pescandelecia, Ausgabe B: descandelecia. Sehen wir in dem anlautenden p des aus A stammenden Wortes einen Druckfehler, ein auf den Kopf gestelltes d, so stimmen beide Drucke mit einander überein; und wenn wir die drei Worte des Ms. in eins zusammenziehen, desquandecia, descandecia lesend, so möchte sich auch diese Lesart in gewissem Sinne mit der ersten in Uebereinstimmung bringen lassen. Descandecer, descandelecer stehen freilich in keinem Wörterbuche; Bluteau und Moraes kennen aber ein ähnliches Wort, vielleicht blosse Formvariante: escadelecer = ir dormindo, começar a dormir abrindo e cerrando os olhos; dormitar, estar caindo com somno. Dieser Sinn würde prächtig für unsere Stelle passen, und escadelecer, descandelecer lassen sich trotz ihrer lautlichen Verschiedenheit sehr wohl auf einen Grundtypus zurückführen, dem descandecer noch um eine Stufe näher steht. Wir erwähnen nur, dass wir ex-cad-es-ere von cadere im Auge haben, und das span. descaecer (nach und nach die Kräfte verlieren, die Besinnung verlieren) zum Vergleich herbeiziehen würden; die Erweiterung durch -el- ist nur durch die schöpferische Tätigkeit des Volksgeistes zu erklären, der gerade im Port. eine Fülle seltsamster Bildungen geschaffen hat, wie: escarnefunchar,

estimatusar; escafeder-se etc.; quillotrotar; bellenissimo; señefiscar.

desconhecivel 1014: unerkenntlich, undankbar. Die Wörterbücher kennen conhecivel, desconhecivel nur in den Bedeutungen: erkennbar und nicht erkennbar.

desenchavelhado neben desencavalhado, desencavelhado 676: ohne Wirbel (von der Geige gesagt); chavelha, cavalha, cavelha sind ganz unübliche Bezeichnungen dieser Wirbel, die in der Schrift- und gebildeten Umgangssprache caravelhas (auch cravelhas und escaravelhas) heissen. Alle genannten Formen sind, wie auch cravija clavija, clavilha, Vertreter des lat. clavicula und bilden eine lange Reihe von Scheideformen.

desengulhar, dessingular, desingular 1346, 1354. Nebenformen zu dem von Moraes citirten dissingular, das, nach ihm, — der Duarte Nunes de Leão's Origenes da lingua portugueza cap. 18 als seine Quelle angiebt — eine alte verderbte Form von dissimular ist. Cfr. G. V. I, 141: Não o deffengules mais, (sic) verheimliche es nicht länger und III, 217 Peza-te, mas desingulas: Es ärgert dich, aber du lässt es nicht merken. — Hier so viel wie sich verstellen. Das Christkind tut als könne es nicht sprechen. — Eine seltsame Bildung. Ob dissimuliar existirt hat, woraus dissimulgar dissimgular??

desguerrar für desgarrar: vom Wege abweichen, sich verirren 470, 1340; esgarrar kommt häufig vor. — Stände desguerrar für esguerrar und dies für ex-errare, so wäre die Form der Pratica, für die wir keine weiteren Beispiele kennen, die ursprünglichere.

desobediença für das üblichere desobediencia 387.

desovedecer für desobedecer 329. S. b-v.

devação für devoção 269, 951, 1007. Noch bei den Quinhentistas die fast allein übliche Form, heute als vulgair verworfen.

dezia für dizia von dezer für dizer 151, 164. S. retenia.

diluvo für diluvio 422.

dino für digno 944. Rein orthographische Varianten. Die Alten sprachen ausschliesslich: dino malino, benino etc., wie hunderte von Reimstellen beweisen. Heute sagt man vorwiegend dig-no — latinisirend.

distinsar, distrinçar 138, 993: einsehen, verstehen; identisch mit dem destrinçar der Wörterbücher. Es giebt ein Substantiv (fem.) destrinça, dessen Bedeutung die Wörterbücher nur als: operação de dividir o foro pelos achegas angeben. — Kommt dies vom Verbum, oder das Verbum vom Substantiv? Man vgl. redença für redenção, confessa für confessão; auch a attenço für attenção; auch das span. generacio für generacion (Böhl 4, 8, 27). — Jedenfalls hängt distinç - distrinç - destrinç - wohl mit distincti - zusammen.

divinal 882. S. angelical.

dixe, dixeste, dixera, dixérão 475 und 484; 1267; 1061; 1200. — x für ss, früher ganz alltäglich; heute auf den Norden des port. Sprachgebietes beschränkt. S. cajo.

dovidar für duvidar 79.

E.

egresiastico, griastico, Verdrehungen aus ecclesiastico 243.

ei für eu (ego): ich 424. S. mei, tei. — Der Wechsel von ei und eu (wie von ai und au) ist im Altport. häufig. Auch die fünf ältesten apokryphen Lieder (S. unter a) weisen ihn auf. Schon im fünfzehnten Jahrhundert wird er nur Bauern in den Mund gelegt; heute ist er eine Eigentümlichkeit der Süd-Dialekte von Algarve und Alemtejo.

elegrar 1311. Sollte es für allegrar stehen? AB schreiben allegou.

ementar-se 588. Isso ja per si s'ementa: Das erklärt sich durch sich selbst.

emmenso für immenso 1211.

empolagado, empelegado 1891: in Bausch und Bogen. Wahrscheinlich haben wir es mit Vulgairformen

des litterarischen empolgar für empollegar zu tun, das von pollex, pollicis, (woher auch das Subst. pollegar) herzuleiten ist. — Also eigentlich was der Daumen, ausgestreckt, umfassen kann.

enbiado für enviado. S. b-v.

encorrelhar für encorrilhar 435: einschliessen.

encortolhar für encortilhar 435: einpferchen. Wohl nur Druckfehler.

encreo, increo 714, 850, 1272: veraltet für incredulo.

enderenço für endereço, von endereçar (indirectiare) 706. Bereitschaft (Por-se em enderenço).

enfronhar-se 608. Eigentlich bedeutet enfronhar: das Kopfkissen in den dazu gehörigen Ueberzug stecken; dann figürlich sich irgend wo einschleichen, eindrängen; hier: Gestalt nehmen in.

engaticar, engatimar 621: in die Falle locken. Wohl wie span. engatusar von gato, Katze, im Gedanken an falsche Katzenfreundlichkeit hergeleitet.

entrufado für entufado: geschwollen, aufgedunsen 599, wo es vor Aerger geschwollen, giftgeschwollen bedeutet.

escafeder, escafeder-se 30. Vulgair für „Reissaus nehmen". Ich erinnere mich im Gall. escabedar mit gleicher Bedeutung gefunden zu haben.

escançado für das gewöhnliche descansado. Ser mal escançado: wenig geschlafen haben 87.

escancerada für escancarada, sperrangelweit offenstehend (von einer Tür) 832.

escapentar 459: Reissaus nehmen. Sichtlich eine Ableitung von escapar. Auch in dem beliebten escapulir (wofür auch escapolir, escabullir, descabullir span.) und in escafeder möchte der gleiche Stamm stecken.

escontra für contra 532. Früher sehr häufig. Der Gallizier sagt noch jetzt: escontra und descontra.

escralicar 775 (wo die gedruckten Texte esclarificar lesen). Volkstümliche Form für das litter. esclarecer: leuchten. S. unter craridade die Form cralidade.

escutar neben escuitar 862.

esmaravilhado für maravilhado 456. Prothesis von *es* ist in der Volkssprache sehr häufig: S. hier escontra, espedregar; und vgl. esfingir, esmaginar etc.

espedregar 493; verstärkt aus pedregar für predicar = praedicare. S. esmaravilhado.

espirrar (wofür das gewöhnliche Volk heut zu Tage auch espilrar sagt). S. niesen 63, 65. Es könnte eine Scheideform zu espirar sein, also lat. expirare gleichstehen.

espirrilha, espirralha 64. Scherzhafte Ableitungen von espirrar, um Jemand zu bezeichnen, der oft oder stark niest.

esposado für desposado 297.

estimatusar 801. Freie, volkstümliche Ableitung von estimar: meinen, erachten.

estirilidade für esterilidade 1272.

estrever-se für atrever-se, wie estordido für aturdido 282.

estrovinhar 28: aus dem Schlafe erwachen, aufschrecken. Cfr. Canc. de Res fol. 61[a]: acordey estrovynhado. Die moderne Sprache hat für den gleichen Begriff auch noch das Wort „estremunhar", das wohl eine Verdrehung aus estrovinhar ist. Es liegt nicht fern in diesem den lat. Stamm turb- zu suchen.

estrovo für estorvo 1329, sem estrovo = sündlos (parir — —).

F.

fantezia für fantasia 311, 362. Sehr häufig.

fermoso für formoso 671. Nur die erstere Form wird von den Quinhentistas gebraucht (auch von Camões, obwohl die neueren Ausgaben fast ausnahmslos formoso drucken); die heutige Litterärsprache erkennt nur die lat. Form als salonfähig an.

ferrado 174: dar o ferrado. Ich weiss nicht was es bedeutet. Vielleicht ist ferrado im Sinne von „Huf" zu fassen, womit grob volks-

tümlich der Fuss bezeichnet würde. Es wäre dann dar ó (= ao) ferrado zu lesen und zu verstehen: sich auf und davon machen.

figera für fizera 278, 1060. S. cajo.

figestes für fizestes 915, 1188.

formento für fermento 349.

fraita für frauta, flauta: Flöte 681. Wohl durch Analogie zu gaita entstanden, mit dem es gewöhnlich reimt. S. jedoch unter ei.

frol für flor 1306. Sehr häufig. Es scheint eine der euphonischen Regeln der Volkssprache zu sein, in Wörtern, welche mit muta und der liquida l anlauten und im übrigen Wortkörper ein r haben, r mit l zu vertauschen. Cfr. grolia, groliar und creligo.

furo 773, dar furo a alguma cousa: mit einer schwierigen Sache fertig werden.

G.

gardar für guardar 320. S. canta.

gargantice 413: Lust an leckeren Speisen, Leckerhaftigkeit, Gourmandise. Volkstümliche Ableitung von garganta. Cfr. Miranda 108, 240, gargantoice.

geitar, ältere Form für deitar: sich schlafen legen 118. Heute nicht gebräuchlich.

genesastego, genesastigo, genesastico 246: der Verfasser der Genesis, oder auch diese selbst. Freie volkstümliche Bildung, vielleicht vom Autor der Pratica zurechtgemacht, um auf egresiastico zu reimen.

gerecer von lat. gerere 482; die Litterärsprache kennt nur gerar = generare. Cfr. G. V. III, 187.

gorlia, grolia für gloria 161, 256. Cfr. G. V. I, 70; II, 313, 324. 424; Böhl 8 sp. grolla. — S. frol.

gorliar-se für gloriar-se 597.

H.

hia, kontrahirt aus habia 597; nur üblich wo es in Verbindung mit einem Infinitiv als Conditionalis gilt.

I.

injudiar, enjuliar 83, 554. Volkstümliche Verdrebungen aus injuriar.

israilito 480. Die Masculinform ward abstrahirt aus dem doppelgeschlechtigen israelita. — Wir kennen kein weiteres Beispiel: es ist das eine der Freiheiten, die sich der Volksdichter, besonders in Reimesnöten, ohne Scrupel erlaubt.

ixido für das gewöhnliche enxido, bezeichnet 333 den Garten des Paradieses.

J.

Jasse für Jesse 1304.

juro a corpo de meu 14, 157. Unendlich häufige vulgaire Schwurformel: „bei meinem Leibe,“ „so wahr ich lebe.“

L.

lacão 645 = Schinken, der jetzt durchgehends presunto genannt wird. Doch lassen sich zahlreiche Belege für das heute veraltete Wort zusammenstellen, das übrigens in Gall. noch, als lacon, gebräuchlich ist. Cfr. Canc. de Res. fol. 157 f. — Unwillkürlich erinnert lacão an das afrz. bacon, Schinken (Diez E. W. II c.), das auf frz. Boden heute noch in der Diebssprache „Schwein“ bedeutet, und als technischer Terminus in baconner = einpökeln weiterlebt. Ohne Zweifel gehört dazu das sp. baconar, einpökeln; kat. esbaconar und bacó = Schinken. — Wie aber ist ein Zusammenhang zwischen bacon und lacão zu denken? bacão ist mir nie im Port. begegnet; wohl aber bácoro für „Schwein“ das als bacoriño, bacorote und in Gallizien als bacoro, bacuxo, bacuriño, bacoriño unendlich oft vorkommt. Man pflegt es vom arabischen baqr (junges Tier) herzuleiten.

larguemejar, lagremejar für lagrimejar 1285. S. agardecido.

ledice 1292 (lætities für lætitia). Lediça in G. V.'s Auto da Lusitania.

lo für o, wie la für a, los für os, las für as: die ursprünglichen Formen des port. Artikels und des Acc. des Pronomen Conjunct. 3. Person, bei den Alten sehr häufig; doch schon im 16. Jahrhundert, wie heute noch, nur in gewissen Verbindungen üblich, nämlich nach s und r, wobei dann s und r ausgestossen (oder assimilirt) werden (S. 349 mallo = mas-o, 950 sosté-la dôr = soster-a dôr); das Pronomen auch in Verknüpfung mit vorangehendem se (selo etc.). — Vereinzelte Fälle kommen vor, in denen lo für o ohne jeden ersichtlichen Grund steht: so in Zeile 864 der Pratica (l'arranjo); in Almeida Garrett Arco de Santa Anna I, 53: por minha dama lo juro, welcher Autor z. B. (wie auch andere) beständig todo lo schreibt: ibid. XXIII u. 45. — S. ferner Formeln wie alafe, alamoda, tamalavez.

lobregar für lobrigar 29.

loivor für louvor 926. S. oi.

Luçafeis pl. von Luçafel für Lucifer 1116. Cfr. span. Luzbel.

M.

magote (de): in Haufen, alle zusammen, mit einem Mal 885.

mallo s. lo.

malancolia, malencolia 1380.

malpeccado 811: leider; unglücklicher Weise, um unserer Sünden willen. Sehr beliebte adverbielle Redensart, die auch heute noch vorkommt. Vgl. gall. malpocadiño.

mamarjangayo 44, wo das Ms. mamarlangayo schreibt, wie wir annehmen, fälschlich. Vielleicht ist obiges Wort mit dem bekannten marmanjo = ungewöhnlich kleiner, grosser oder hässlicher Mensch, in Zusammenhang zu bringen, das auch die Pratica in Zeile 866 aufweist. Sonst kommt es vor z. B. im Dialogo pastoril ed. 1753: arrelá com o marmanjão; und in der Posse: Conversação que fazem as mulheres, in welcher der plumpe Diener (Rustico) Marmanjo heisst. Auch heute noch ganz üblich. S. Padre Amaro p. 736 marmanjos rijos como pinheiros und 337 passear de noite os marmanjos (= die Knirpse) quando elles berram com os dentes. — Man vgl. span. marmarrache, mamarracho neben momarrache, moharrache, moharracho, das aus dem Arab. stammen soll.

mança für mansa; fem. des adj. manso (mansuetus) 276: dizer as verdades pela mansa: auf sachte Weise.

mangás wohl für mangáz 98. Von mangar: scherzen; also Schelm, Schäker?

manho 219, port. Aussprache von magno (Cfr. tamanho, camanho).

manquante 765, vom veralteten mancar = frz. manquer. Hier vom „Abnehmen des Mondes" gesagt, wofür menguante, mingoante üblich ist.

mão; (boa mão) 467. Adverbielle Redensart, scheinbar gleichbedeutend mit de boa mente, a boa mente (wie AB in obiger Stelle schreiben).

marolla 437: Woge, Wasserstrudel. Man könnte an eine Zusammensetzung aus mar und olla denken. Cfr. port. folla, astur. fola, span. ola, olla, frz. houle (s. Diez E. W. IIb ola). Andererseits aber muss man das port. marulho, marulhar, marulhada etc., das den gleichen Sinn hat, in dem -ulho aber nur Ableitungssylbe ist, ins Auge fassen.

matotino für matutino 841.

mei für meu 246, 392, 1034, 1099, 1100, 1273. Im Gall. noch heute ganz gewöhnlich. S. ei.

menço 708; muss Text, Wortlaut bedeuten. Den Wörterbüchern unbekannt. Verhält sich vielleicht zu mencion, wie attenço zu attencion. S. distinçar. Oder ist es blosser Druckfehler für començo?

menhã für manhã 72.

mente 461: de novamente 1008, de boa mente, 467 a boa mente. Ein von Diez nicht erwähnter Beweis für die Selbständigkeit des Adverbialsuffixes -mente im Port. und Span. ist die Möglichkeit, die Präposition de (seltener a) damit zu

verbinden. Altport. und span. sehr häufig: s. G. V. III, 145: de boa mente. Böhl 3 de buena miente. Modern z. B. Almeida G. Arco 233. Diniz: Serões da Provincia p. 99 de mais boa mente.

mesmamente 951: auch, gleichfalls, in gleicher Weise. Ein Beispiel dafür, dass auch im Port. solche Adjectiva mit dem äusseren Zeichen des Adverbs versehen werden, die auch ohne dies schon als Adverbia angewandt werden. — In obiger Stelle erwartet man Wiederholung der Negation (nem).

mexías für messías 124, 473, 507 und öfter. S. dixe und cajo.

migeria für miseria 1150. S. cajo.

milhenta und sogar milhentas 927. dou-vos graças milhenta mil, Tausend Mal tausend.

N.

naja 753. Das Ms. schreibt não seja; und nur so erlaubt das Metrum zu lesen. Naja, das dem Sinne nach sehr wohl stehen bleiben dürfte, kann dennoch hier nur als spätere Entstellung aufgefasst werden. — Naja, nanja, neja, nenja sind beliebte Negationsformeln der port. Volkssprache (besonders des Minho); fast immer in Begleitung von eu. Einige Beispiele mögen die Art der Verwendung klar stellen. Diniz, Serões 189: va la quem quizer! nanja eu! nur ich nicht, ich aber nicht. — ib. 137: Se fosse bruxo, não faria as esmolas que faz. — „Nanja eu que lhas quizesse. — Almeida Garrett, Arco 140: Paz n'esta casa? Seja, e em quem a póde ter aqui. Amen. Nanja eu. — ib. Sobrinha do Marquez p. 162: num lhe tenho medo, num, senhor; nenja eu. (Ein minhoto spricht.) — Mello, Euterpe 53: Seja sempre o pardo cor, Não trabalho ou não sei que; Roxo o roxo e namja Amor. Wir glauben darin nichts anderes als não ja, nem ja zu erkennen. Man vgl. G. V. III, 13 Nem jeu und III, 271 Não ja eu. — S. auch Z. 1262 dieses Textes.

nemigalha, nimigalha 36, wofür auch namigalha und häufiger nem migalha vorkommt: kein Krümchen; für: nichts. Sehr beliebte Formel. Alt kommt auch namichalda, nemichalda vor (F. d'Oliveira Gram. cap. 36, 1), das sich im gall. manichalda erhalten hat. — Migalha wie michalda sind Ableitungen vom lat. mica.

ninheiro für ninho 1134. Das Volk zieht die Derivata in -eiro den einfachen Stammwörtern vor. Z. B. sagt Niemand heute adelo, adela, sondern adeleiro, adeleira. S. angelical.

nó 140 für não. Die Formel no mais (Lusiadas III, 67. X, 145) ist allbekannt, doch scheint man bisher angenommen zu haben, sie stehe vereinzelt da, und es sei das no ein Hispanismus. Nó neben dem alten nom (woraus não und sogar nam; s. naja); bo neben bom; so neben som (sum) kommen im Altport. unendlich oft vor, und nicht nur vor Wörtern, die mit m anlauten (wie in no mais). No: G. V. I, 172. II, 146, 494. III, 117, 184, 221, 223, 226, 240, 279; bô z. B. G. V. II, 422 und 488, wo es mit pô, Staub reimt, I, 247, 251; sô I, 181 etc. — Wahrscheinlich ist die Sachlage so aufzufassen, dass no und nom zwei gleichzeitig aus lat. non entstandene Formen sind, und nicht so, dass no aus nom d. h. aus bereits nasalirter Form entstanden ist. Trotzdem scheint uns die Coelho'sche Theorie, dass der port. Auslautsnasal niemals verloren ginge, unhaltbar. Abgesehen von den Formen co, ca, cos, cas aus co'o = com o etc., kommt es in den Volksromanzen und Volksliedern oft vor, dass das Volk, wenn i der Assonanz- oder Reimvokal ist, den Nasal der Wörter in *im* abwirft, gleichviel ob er dem Worte ursprünglich ist (wie in jardim) oder nicht (mim).

Noel 429 für Noé. Die Anfügung des l ist nur durch die Reimforderungen veranlasst. Cfr. G. V. I, 111. Andrel für Andre, auch im Reime.

O.

ó für ao 28 und öfter: diese contrahirte Form (au zu o) war bis gegen Ende des Cinquecento auch in der Schriftsprache die vorherrschende; später überliess man sie dem Volksmunde. Heute ist sie kaum noch beim Landvolke üblich; dagegen in Gallizien, Bierzo und Asturien lebendig.

ócolos für oculos, Brille 268. In G. V. findet sich ólicos.

oi für ou (Loirenço, Lourenço; loivor, louvor; aloivado etc.). Manuscripte und Druckschriften der ältesten wie der neuesten Zeiten lassen die Diphthonge oi und ou ganz beliebig mit einander wechseln, gleichviel welches die Laute sind, aus denen sie hervorgingen. Was die lebende Sprache d. h. das lebende Individuum betrifft, so spricht der eine in einem Worte (coisa, noite) ein scharfes klares oi, in anderen Worten ein reines ou (outro, ouço); ein anderer macht es gerade umgekehrt; wieder andere sprechen immer oi, andere immer ou. — Die Einwohner der Provinzen Beira (Alta e Baixa) sprechen stets oi. — Die einzigen Worte, in denen man niemals den ou-Laut verändert, sind ou (aut) = oder; und vielleicht ouso, ich wage; die einzigen, in denen oi nie zu ou wird: foi (fui), boi (bo[v]em), doi (dolet), soi (solet), oito (octo). — Es gilt für schlecht hoive für houve; poico für pouco; und z. B. coutado für coitado zu sagen, doch finden sich in G. V. Beispiele davon.

oilá neben olá, ollà, hollah 860.

ourela, orella 695. Ein wenig gebräuchliches Diminutiv von hora: Stunde. Nas mâs orellas = em má hora. Nas boas orellas = em boa hora.

ousío 354, ouzío 7: Mut. In der Volkssprache sehr gebräuchlich. Seltener ist ouzía, aouzía (bei Mello 65, 70, 75). — Direkt vom Verbalstamm ous- hergeleitet? Cfr. plantío, pousío.

P.

palavrada: ein grosses, gewichtiges Wort 534.

panes envolto: envolto em pannos (als Wickelkind) 546.

parenta 586: Fem.-Form; aus dem doppelgeschlechtigen parente abstrahirt. S. criancinho und israilito.

paruvella, parouvela, parouvella 146. Die Wörterbücher erklären es mit: parvoice, parvoeira: Dummheit, gleichsam als hinge es mit parvo: Dummkopf zusammen; parovelar hingegen mit: fallar indiscretamente e com excesso.

peccadento: sündhaft 380. Das vulgaire Port. bevorzugt die Adj. in -ento, die schon in der Schriftsprache in sehr grosser Zahl vorhanden sind (bolorento, ferrugento, fedorento, lazeirento, asmento, passento, sudorento etc.).

penderado, ponderado, pendurado 9: schwebend. Die beiden ersten Formen sind wohl volkstümliche Umgestaltungen der letzteren.

penetença für penitencia 326.

per, ältere Form für por 984.

pera für para 72, 986.

perfeta für profeta 257.

pergoar, pregoar, apregoar (præconari) 104.

permeter für prometer 623.

perolar für parolar: schwatzen 191, 243, 1345. Von parola = frz. parole.

perque für por-que 87, 302.

pescudar, piscudar 43, wo es heisst: Hora piscudayo. Unverständlich. Das alte pescudar: erfragen, erforschen, verstehen, scheint hier nicht gemeint zu sein.

pesponto, posponto (cantar de —) 878 = vortrefflich, mit allen ffs singen. Vulgaire Phrase.

petejar, patejar 38: mit Füssen treten, Fussstösse geben. (? Von pata?)

piadade für piedade 1270.

piadoso für piedoso 1283.

podrentar, apodrentar: faulig machen 381.

pousafolles 689: der Langsame, Faule (besonders geh-faule). Port. und gall.

praja für praza, von prager für prazer 698. — S. cajo.

prátega für pratica 1061. Prátega entspricht als forme populaire dem span. platica gegenüber der forme savante: pratica, practica, die beiden Sprachen natürlich gemein ist. Im Port. bilden die beiden Formen jedoch nicht wie im Span. ein Scheidepaar. Pratica und prátega (das eine im Munde des Gebildeten, das andere im Munde des Volkes) bezeichnen sowohl Wort, Unterhaltung, Dialog, als auch Tat, Handlung, Praxis. — Im Titel unseres Weihnachtsstückes bedeutet es natürlich Dialog, Gespräch. Ein Unterschied zwischen colloquio, dialogo, scena, pratica, ist nicht nachzuweisen. Als Bezeichnung eines dramatischen Genres kommt es nicht oft vor. Wir kennen eine Pratica d'oyto figuras von A Ribeiro Chiado; ein Auto das Regateiras, Pratica de treze figuras; und eine Pratica de Compadres (cfr. Braga, Repertorio).

prefecía für profecía 507.

prefiar, profiar für porfiar, aporfiar 139.

prenosticar, pronosticar 856.

presentia 313 (de presentia). Bedeutet es zum Geschenke? de presente? oder ansehnlich, präsentirlich?

prezepe neben presepio 888—889.

proposto (a—) und apreposto 211, 471 für a proposito.

prospé, pospé: der obere Teil des Schinkens (post pedem) 645, 1027. Ueblicher ist posperna.

prove für pobre 929, 1209, 1337. S. adromentar und b-v.

proveza für pobreza 1150. S. adromentar und b v.

pugerão, pugestes für puzérão, puzestes 332, 1185. S. cajo.

puxa 520 (?).

Q.

quaesque = qualisquam 1118, quaesque sou, dem gemäss was ich bin. — Cfr. sp. Böhl, p. 142: veo cuanto mas virtud se espera de una muger cualesquiera que del mas alto varon.

quaje 504 für quasi. Wahrscheinlich ist caje zu lesen, wie man oft gedruckt findet, z. B. Miranda 109, 13. — S. cajo und cánta. — Die Modernen schreiben meist quasi, und sprechen das u aus; vereinzelt findet man quase.

qués für queres: du willst 85 (wie sp. quies für quieres). Wurde von allen Quinhentistas unbeanstandet benutzt; ist heute aber als vulgair aus der Schriftsprache verwiesen. Im Minho, Gallizien, Bierzo erhalten.

quigera, quigestes 316, 1057; 1055 für quizera, quizestes. S. cajo.

R.

rabim für rabbi 255. Das Port. hat eine stark ausgesprochene Abneigung gegen tontragende Auslautsvokale, ganz besonders gegen í, und wird ihr gerecht, indem sie selbige nasalirt. In der Schriftsprache finden sich ausser den bekannten Fällen mim, nim, sim, assim einzelne weitere Fälle wie alfenim; parolim; genesim; in Miranda 104, 245—246 (var. vim für vi = ich sah); in Mello fum für fui 70. Aus dem Volksmunde haben wir gesammelt fernesim, javalim, demitim; perum, tissum; resedam. Im Gallizischen und im Bercianischen zeigt sich dieser Zug noch schärfer ausgesprochen. Der Gallizier bildet z. B. die 1. Person des perf. der Verba 2. und 3. Conj. in *in* statt in i, sagt also vin (s. ob.), din, salin, nacin, oin etc., und auch die 2. Conj. nimmt Teil an dieser Eigentümlichkeit, doch weniger ausschliesslich (man findet tirein atopein neben tirei atopei); ja sogar die stammbetonten Perfecta folgen dieser Analogie: quixen (v. querer), dixen (dizer), puden, puxen, tiven, andiven, estiven. Im Berc. ist es besonders das Futurum, das in n auslautet: irein, enseñarein etc.

rafião für rufião 1275. Cfr. G. V. III, 31, und 107 refião.

ranquel, S. réquia.

rapar o sentido 227. Volkstüm-

liche Bezeichnung für: die Sinne rauben.
redença für redençaõ 390. Cfr. G. V. I, 255 redencia (span.).
referteiro = refractarius 1197.
renço für ranço 666.
repolegado 1021. Es scheint zu bedeuten: zusammengebunden, zusammengepackt. S. empolagado.
reque, requia 115 = requiem. Vay-te á réquia oder a mil requias sagen skrupulöse Gemüter, die den Namen des Teufels nicht im Munde führen wollen. Cfr. Prestes, p. 61. — A ranquel ist wohl nur Druckfehler; a reque kann sehr wohl Nebenform sein.
retenia für retinia von retinir 152. S. dezia.
rezaõ für razaõ 1177.
rezente: junges Lamm von 3 bis 4 Monaten, wofür gewöhnlich rezental gesagt wird 633, 1125.
ribi für ribe von ribar für arribar: zu Boden werfen 516.

S.

saibaõ. Augment. von saibo für sabio: Erzgelehrter 242.
Sameaõ, Semeaõ: Simeon 1301.
Satanado für Satanas 613, wo es im Reime steht. Freie volkstümliche Bildung.
Satané für Satanás 67, wo es im Reime steht. Cfr. G. V. II, 542. S. Noel.
savenda 1041 für fazenda. Ob es mehr als ein Druckfehler ist?
sê, see = sedet, für das gewöhnliche *é*: ist; 71, 685, 868, 892, 1030. Wie stark sedere sich mit esse zur Bildung des span.-port. Zeitworts sein gemischt hat, ist längst bekannt (S. Diez Gr. II). In der Volkssprache und selbst in der alten Schriftsprache überwiegen sejo, ses, see (sê); sede; seve; siia (sia) bei weitem die gleichbedeutenden Formen von esse: sou, es, é; sois; foi; era. Die Herausgeber des Gil Vicente schreiben oft s'hé = se é für sê; der Herausgeber der Monumenta historica (Herculano) schreibt nie anders als se vê für seve; sie verkennen also die Formen durchaus.
selafim, charafim für serafim 21.
senhorança 1369; volkstümliche Ableitung von senhor, um „Euer Gnaden, Euer Herrlichkeit" zu besagen, wofür senhoría das übliche ist. Cfr. span. señoranza in Encina, Böhl 3 und port. bispança (von bispo) in Almeida Garrett, Arco I, 196.
sententriaõ für setentriaõ 762.
sicas 810, sicais 57, 398, 572: vielleicht, etwa. Unserer Ansicht nach sind diese port.-gall. Formen (zu denen noch sicaes, sequaes, cecaes als variirende Schreibarten anzuführen sind) nichts anderes als quizás, quizais; also durch Metathesis entstanden. Aus der ältesten nachweisbaren Form: qui sabe entstanden span. quizá; durch Anfügung eines paragogischen s, gall. quizaves, quezayes, quisais, quizaes, port. quisaes, quisais; und durch eingefügtes i astur. quicias, quiciaves. — Zur Metathesis s. unter ocolos, olicos; sofonicar, savenda; und manichalda unter nemigalha. Cfr. G. V. I, 113, 349 etc.
sobola(o) für sobre a, o 112, 150. So eingebürgert, dass die modernen Herausgeber von Camões, die sonst jeden volkstümlichen Zug aus seiner Sprache herauszustreichen bemüht sind, es in seinem berühmten Liede an die Wasser von Babel „Sobolas aguas que vaõ" haben stehen lassen.
soffonicar, sufinicar, sonoficar, sonificar, significar 206, 544. Cfr. G. V. I, 66 señefisca (Err.?) und 260 seneficar, wofür ed. 1723 sonoficar schreibt.
sois, gewöhnlich soes für só, somente 458, 992; fast immer in Verbindung mit tam (tam sois), wie auch in obigen beiden Fällen: einzig und allein. — Cfr. G. V. I, 143, 221. Unveränderliche Adjectiva und Adverbien in *es*: port. prestes, astur. abondes, gall. de firmes. Man vgl. auch port. entramentes, solamentes.
soletrear neben soletrar = buch-

stabiren 509, 573, wofür sich auch pelletrar findet. G. V. I, 65.

soma 124 für em summa: kurz und gut. Cfr. G. V. I, 127, 128, 129, 265, 341. II, 388. III, 154, 162, 176.

sonificar, sonoficar, s. soffonicar.

souvera für soubera (von saber) 1058. S. b-v.

suavel für suave 183, wo es im Reim steht. S. angelicavel.

supricar für supplicar 426.

T.

tamalavez 84: so von ungefähr, ein wenig. Cfr. G. V. II, 157, 250, 272, und Almeida Garrett, Arco II, 39, der diese, wie manche andere alte Formel, wieder zu Ehren gebracht hat.

tartaranetos, trataranetos, tratarenetos 492. — David und Jaceste werden tartaranetos de Abraam genannt, womit also ganz allgemein das Nachkommenschafts-Verhältniss bezeichnet wird, ohne dass der bestimmte Grad desselben näher angegeben würde. Die Wörterbücher erklären also ungefähr richtig — ob auch ohne Stellenangabe —: tart.: os derradeiros nétos que ha de produzir e haver ou houve na geraçaõ. — Ursprünglich aber wird tartara- einen bestimmten Verwandtschaftsgrad bezeichnet haben; die Wörterbücher meinen die 3. Generation, uns scheint, dass es die 4., auf- oder abwärts, je nachdem tartara- mit néto oder avô verbunden ist, bezeichnen muss. Nur die etymologische Deutung kann (in Ermangelung klarer Beispiele, die zunächst fehlen) diese Frage entscheiden. Die verschiedenen Formen, in denen tartara- auftritt, das sich auf das kastil. und port. Sprachgebiet zu beschränken scheint, sind: port. tratara, tratare, tartara, tatara und tetra; span. tartara, tatara, tarta und terta. Für die seltensten und uns wichtigsten davon, welche die gewöhnlichen Lexika nicht verzeichnen, geben wir den Fundort an, der für tertabuelo Figuera's Diccionario mallorquen castellano s. v. rebâsavi; für tartanieto der gleiche s. v. rebaynet; und für port. tetraneto C. C. Branco: Curso de litteratura portugueza, Lisb. 1876, p. 76 ist. In allen drei Fällen handelt es sich um das Verwandtschaftsverhältniss von Grossvater und Enkel 4. Generation, und es liegt nicht fern, in tetra (neto) die Grundform aller übrigen Formen, also das griechische Zahlwort 4 zu erkennen, so wie es sich in den Compositis zu geben pflegt. — Zu bisneto und trisneto oder treneto passt ein solches tetraneto, als ein und derselben Anschauungsweise entstammend, ganz vortrefflich. Während aber bisneto, bisavô noch heute gebräuchlich und volkstümlich sind, sind trisneto und tetraneto ganz unüblich, oder letzteres doch nur in den entstellten Formen, welche an der Spitze des Artikels stehen und in dem oben angedeuteten erweiterten Sinn erhalten. Ihre alte Bedeutung haben die verständlicheren und doch analogen Ausdrucksweisen terceiro und quarto neto, avô übernommen.

Ueber die Deutung von bis, biz, bes (prov. altfrz.), vis (astur.), bas (mall.), bay (mall.) als Numeraladverb bis waltet keinerlei Zweifel. Auch scheinen die rom. Sprachen und Dialekte keine anderen Wörter für Urgrossvater, Urenkel zu kennen als bisavolus, bisnepote; nur ital. arcavolo macht eine Ausnahme.

Tres, tris, tras (port. tresavô, tresneto; ital. tresavolo; gall. trisneto, gall. trasabó) können gleichfalls nicht anders aufgefasst werden denn als lat. tres, tris; die Formen tri, tre (in it. trinepote, port. treneto) als verkürztes tris, wie es schon im lat. trinepos vorliegt; die port. Form ter in terneto allenfalls als Numeraladverb ter. Ueber tartara (in span. tartarabuelo, tartarañeto; tatarabuelo, tataradeudo, tataranieto) hat, unseres Wissens, bis jetzt nur Diez Gr. II, 436 seine Meinung in folgenden Worten geäussert: „Hängt port. tartaraneto, sp. tataranieto (so auch tatar-abuelo)

mit tri in trinepos zusammen?" — Die von uns hinzugezogenen Formen mit tarta, terta, tetra legen jedenfalls unsere Deutung näher.

Analoge Formen aus anderen rom. Sprachen vermögen wir nicht nachzuweisen. Das kat. Sprachgebiet sagt rebis (2 × 2) für tetra. Vgl. mall. rebisâvi, rebasâvi und rebaynet; kat. rebesavi, rebesnet; val. rebisahuelo, Formen, die als rebisabuelo, rebisnieto auch ins Kastil. Eingang gefunden haben. Der Italiener sagt bisarcavolo und trisarcavolo; beide Wörter übersetzen die Lexika mit Ururgrossvater, während doch das letztere den sechsten Grad bezeichnen müsste; wie auch das seltene kastil. trasbisnieto, in dessen tras vermutlich tres und nicht trans steckt. — S. bisdono. — Zu tartara, tatara vgl. auch nachstehendes Wort.

tartaranhão, tataranhão 5. — Der Hirt vergleicht den schwebenden Engel mit dem Raubvogel jenes Namens; und in Zeile 149 mit dem anderen nahe verwandten francelho. Was zunächst diesen Vergleich betrifft, an dessen Respektwidrigkeit Bluteau (s. v.) grossen Anstoss nimmt, so kehrt er in ähnlicher Weise in vielen Weihnachtsautos wieder, ist also ein traditioneller Zug. Im Auto del nascimiento de Christo y Edicto del emperador Augusto Cesar von Rodrigues Lobo bespricht der Hirt Mendo das Erscheinen des Engels mit den Worten:

Aquillo era algum bizam,
minhoto, ou algum ripanso
ou era andorinha, ou ganço,
ou perdiz, ou gabiam.
Eu cuidey que era estorninho
d'estes que caem na malha
ou seria alguma gralha
que aqui deve ter o ninho.

Und im Auto de deus padre (in welchem die Geburt Christi nicht den Hauptgegenstand ausmacht) ruft Llorente:

Hermano, sola una mente
no tengo de mi sentido;
que tanto fue el espanto
daquella boz que oy,
que di nel suelo hũ quebranto;
y con su muy dulce canto
todo me esmorici.
al diablo el paxarom!
non viste como volava?
semejava ansaron.

Was das Wort selbst betrifft, so ist tartaranhão ein Augm. von tartaranha (welches zur Bezeichnung des Männchens dienen soll). G. V. I, 95 bietet die Form tantaraña (in span. Text); tartarenha fanden wir im Diccionario das plantas etc. von Monteiro de Carvalho, Lisb. 1817, p. 392; ausserdem sind in das Bereich der Untersuchung zu ziehen span. cataraña und gr.-lat. cataractes, aus welchem Diez IIb das span. Wort herleitet: („Cataraña sp. ein Wasservogel, Sturzmöve; entstellt aus cataractes, ein Vogel der sich schnell herabstürzt") und das prov. tartarassa (Diez IIc), welches Hühnergans, milan, bedeutet. — Man vgl. auch gallizisches martaraña für marta, Marder; und das bekannte musaraña.

Welchen Vogel haben wir uns unter tartaranha, tartaranhão zu denken? Das ist bei der Wandelbarkeit in der Verwendung aller Thier- und Pflanzennamen schwer zu sagen. Nach Cuvier's port. Uebersetzer (Almeida I, 217) ist die Ordnung der tartaranhões eine Unterabteilung der Adler-Klasse — identisch mit den Bussharten (buses); nach Pacheco (Divertimento Erudito I, 558) und Bluteau ist die tartaranha ein dem açor ähnlicher Raubvogel, von dem man vier Species: cabeçalvas, rabalvas, açorenhas und altaformas kennt (nach Diogo Fernandes: Arte da Caça). Nach anderen soll tartaranha der tinnunculus Columella's sein, derselbe Vogel, welchen die Spanier cernícalo nennen („porque parece se está cerniendo en el aire á vezes, que es cuando acecha alguna presa"); die Gallizier sarnícalo, aber auch lagarteiro, weil er sich besonders von Eidechsen nährt (laut Piñol); die port.-deutschen Wörterbücher nennen die Namen: Wannenweiher,

Thurmfalk, Mäusefalk, Bussaar. Das alles liegt nicht weit ab von der Bedeutung des prov. tartarassa; und der Accent, der bei der Charakteristik der tartaranha auf ihren eigentümlichen Raubvogelflug gelegt wird (librão nos ares o corpo sobre as azas e voão dependuradas e suspensas para com impeto mais certo cahirem sobre a presa), nähert sie dem von Plinius beschriebenen cataracta, catarrhactes und der span. cataraña.

In diesem Fluge ist auch der Grund zu suchen, weshalb der naive Lourenço unserer Pratica den schwebenden Engel mit dem Raubvogel vergleicht. — Wie und warum die figürliche Bedeutung der tartaranha sich aber dahin zugespitzt hat, dass sie „Schreckgespenst" ist, weiss ich nicht. Man sehe G. V. III, 109 Tartaranha excommungada; ibid. 288 a mulher Que não cre, senão patranhas, E reza sempre ás aranhas E não cre o que ha de crer E adora as tartaranhas etc., und in der Madrasta inaturavel: Se está excommungada, he huma tartaranha. In den Ensayos poeticos en dialecto berciano p. 56 bedeutet cernícalo eben dasselbe:

> Mas ántes fué tan ridiculo
> que . . . .
> nunca atravesó el cernícalo
> las puertas de la posada.

tassalho: ein langes Fleischstück, besonders das Rückenstück vom Schwein 637.

terrão, torrão: Erdklumpen 286.

terreel für terreal 306, wo es im Reim steht.

touteada, toutiada 83. Da touteador, toutear im Sinne von: quem faz doudices und doudejar vorkommen, kann auch touteada eine Ableitung von touto für doudo, närrisch, sein, und also Narrheit, Dummheit bedeuten. Doch ist auch Zusammenhang mit touta, toutiço, toutiçada = Hinterkopf möglich. Dann würde es vielleicht „Schlag auf den Hinterkopf" bedeuten.

transquiador neben trasquiador 921.

traquitana, tranquitana 120: ein altes Fuhrwerk. Die vulgaire Phrase „boa está a traquitana!" welche die Wörterbücher nicht verzeichnen, bedeutet: das ist eine schöne Geschichte!

treito 196: „Naceste do sono treito" muss, wenn diese Lesart richtig ist, so viel heissen als: du bist schlafsüchtig geboren. Cfr. ser treito de modorra, an Schlafsucht leiden. Treito aus tractus, wie feito aus factus, peito aus pactus. Cfr. Miranda 164, 606 maltreito = maltratado. — Participien in -eito aus ectus liegen vor in colheito, escolheito, recolheito; correito, escorreito (abgesehen von Formen wie direito, teito aus directus, tectus); aus ictus in empleito aus implictus (Miranda 115, 244), bieito, beneito aus benedictus; maleito aus maledictus. — Nach Analogie von colheito wurden tolheito (von tollere), coseito (von coser = consuere) und envolveito (von involvere) gebildet.

trisquiar neben trasquiar 64[illegible]

trouvera von trazer 1132.

U.

ũa (alguã, nenhũa) 94, 106, un[illegible] öfter: uma. Bei den Quinhent[illegible] noch die herrschende Form; heut[illegible] nur in der Provinz Minho üblich.

V.

ventã im Sinne von venta: N[illegible] loch 69.

vento für bento 131, 658, [illegible] S. b-v.

veradino 842: San Samuel [illegible] dino. Was bedeutet es?

vez 81; achar de vez: schma[illegible] finden.

vezo 364: Angewohnheit; ursp[illegible] lich und auch hier noch: schle[illegible] Angewohnheit (vicio).

vinhadalho 638: eine Brühe aus j[illegible] gem Wein (vinho verde), Knobla[illegible] (alho) und Pfeffer, in welch[illegible] frisches Schweinefleisch aufbew[illegible] wird.

X.

xefre 520. S. chefre.

Z.

Zaías = Isaias 126.

Vom „Naz“.

Zu den Dialektdichtungen, die durch ihren Zauber das menschliche Herz mächtig zu rühren vermögen, gehört der Naz, ein leider unvollendet gebliebenes Epos in acht Gesängen, welches Jos. Misson, Mitglied des Piaristenordens, in unterennsischer Mundart verfasst hat. Wenn auch diese Dichtung ein Fragment blieb und die fortschreitende Handlung über die Einleitung und Entwicklung des Epos nicht hinauskam, so hatte noch Jeder, der den Naz gelesen hatte und den österreichischen Dialekt nur einigermassen verstand, lebhaft gewünscht, auch die Fortsetzung und den Schluss von Nazens Abenteuern und Schicksalen zu vernehmen. Doch seit 1850, in welchem Jahre das Nazfragment das erstemal zur Ausgabe gelangte, verging ein Jahr um das andere, aber eine Fortsetzung desselben erschien nicht und erschien nicht, und auch dann noch blieb „Da Naz“ unvollendet, als im Jahre 1875 der unheimliche Fürst der Schatten den hochbegabten Dialekt-Epiker Oesterreichs in sein düsteres Reich entführte. Man gab nämlich der Hoffnung Raum, nach dem Ableben Misson's werde sich in seiner Hinterlassenschaft das Manuscript finden, welches die Fortsetzung der acht Gesänge enthält; allein auch diese Hoffnung hat sich als trügerisch erwiesen. Lange Zeit drang über die ferneren Schicksale des Nazfragmentes nichts in die Oeffentlichkeit. Nur die Freunde der österreichischen Dialektdichtung hatten grosse Freude empfunden, als sie durch Zeitungsnotizen vernahmen, dass den verwaisten Naz ein gar liebevoller Landsmann unter seinen Schutz und

Schirm genommen hat, und dass dieser vortreffliche Schutzherr, der niemand anderer ist als Karl Landsteiner, Professor der deutschen Sprache und Literatur am k. k. Staatsgymnasium im VIII. Bezirk in Wien, eine zweite Ausgabe des Nazfragmentes veranstalten konnte, der in Bälde dann eine dritte nachfolgte (Wien bei Gerold).

Der XXX. Jahresbericht des genannten Staatsgymnasiums bringt uns von Prof. Landsteiner eine ebenso interessante als lehrreiche Abhandlung über die niederösterreichische Dialektliteratur, aus der wir auch die erfreuliche Kunde erhalten, dass sich endlich ein Oesterreicher gefunden hat, der den armen Naz, welcher nach dem letzten Gesange des Misson'schen Epos in Bremsendorf über Nacht blieb, von hier seinen weiteren Schicksalen entgegenführte.

„Der allgemeine Wunsch, den Naz fortgesetzt und vollendet zu sehen, regte einen jungen begabten Ordensbruder des Dichters, Prof. K. Strobl, an, die Weiterführung des Gedichts zu versuchen. Er war ja in derselben Gegend zu Hause, aus der Misson stammte und kannte die Sprache des Naz von Kindheit an. Wenn auch Misson nicht mehr lebte, so hatte Strobl doch einen erfahrenen Rathgeber an seinem Oheim, dem Prof. A. Holzer in Krems, der selbst Dichter, Sprache und Sitte der Heimath wie Keiner kennt.“ (XXX. Jahresber. p. 23.)

Doch über die Bearbeiter des Naz scheint ein unfreundliches Gestirn zu walten, denn auch Strobl war es nur vergönnt, den Naz weiter zu führen, aber nicht zu vollenden; am 30. August 1879 starb Strobl kaum 36 Jahre alt.

Wie der Jahresbericht mittheilt, so liegen von Strobl's Naz nebst einem gewissermassen ausser Tour verfassten Bruchstücke noch 20 zusammenhängende Gesänge vor. Die unbegrenzte Liebe und hohe Pietät, die Landsteiner gern heimgegangenen Oesterreichern zollt, sind es wieder gewesen, die dem zum zweitenmale verwaisten Naz neuerdings in Schutz nahmen, die auch den neuen Naz in die literarische Welt einführten und ihm im XXX. Jahresbericht einen Geleitbrief gaben, so dass dem Naz, wenn er in Buchform seinen Weg in die weite Welt antreten wird — was sicher in Bälde geschehen dürfte — allerorten ein freundlicher und liebevoller Empfang gesichert ist.

Landsteiner theilt im Jahresberichte nicht nur die nähere Veranlassung mit, wie es kam, dass der Naz fortgesetzt wurde, sondern erzählt auch den ganzen Inhalt der 20 Gesänge und führt den 1., 5., 7. und 15. und dann einen Theil des 9. und 16. wörtlich an.

Damit die Leser einigermassen einen Einblick in die treffliche Gestaltungsgabe Strobl's bekommen, so entlehne ich aus dem XXX. Jahresbericht das Bruckstück des 9. Gesanges, worin die Rosl, die schöne Helena des Dorfes, wie sie Landsteiner bezeichnend nennt, geschildert ist, wie sie an den Tanzfreuden auf einem österreichischen Dorfkirchtage innigen Antheil nimmt:

„'s Tanzen geht an; voran da Schurs* mit der Rosl. — Ui, d' Rosl —
Kiarzengrad g'wachsen und g'schlankt, nit gar z'kloanboanlat** und do a
Zärter und feiner als aneri Menscher. Was s'anhat, vosteht do
Unserans nit, awer so viel is klar, das s' sákarisch*** g'stimmt is.
Schneeweis sann s' grad nit, ihre Arm oder gar alawástern,
Wia ma's gmougla† in Büachern volangt — awer rundlat und voll sanns',
Und a weng anrätlat††; ja awer wia? Wia da Pferscha††† halt ansötzt,
Wan er si farwlt und Wángerln kriagt. Schau, Schultern und Hals passt
Netta dazui und's G'sicht; koan Wuner*†, Schurs, das di verschaut hast.
Äugerln (ma kimt nit am Grund, ob schwarz oder braun) wiar a Reh hat!
Wangerln so rosi und rot und a Náserl, so schnippi und schelmisch
's Göscherl so lachad und frisch, ja da Natn**† selbst moant ma, gab Obacht,
Das er nit z'scharf und z'hoas drauf waht und d' Rosenblüah wegblast.
's gibt ar a Hilf gegn das, und das sann ihri schneeweissen Zahnderln.
Han? Und's Grüawerl in Goderl?***† Schau s' selbst an, wansd di vostehst drauf,
Lacha thuit s' nit, awer alles an ihr und in ihr lacht —
Schurs und wiar is aglei dir da dabei? Thuist ja gravitätisch,
Fein und manierla; ma siacht's und bigreift's, du hast a gross's Los drauf.
Siagst as ja á, wia's aller Welt g'fallt, und zidast†* wol randweis.
Wann da dös Herzerl und Köpferl so hari wurd oder rewellisch.
Drum, mein Schurs, sei gscheid! — Dös zoagt ma dös Köpferl, das's ihr g'hert.

* Georg. ** harmonisches Ebenmass in den Gliedern und Knochen. *** á = hohes a. † gemeiniglich. †† ins Rothe übergehend. ††† Pfirsich. *† kein Wunder. **† Athem. ***† Kinn (Diminutiv). †* zitterst.

Siagst as, grad himlatzt* ihr Augn untern schwarzbraun buschigna Augnbram.**
's is schon vobei. — Si schwingt si und draht si, geht alls wia vo selwer,
Wia wann da Wind üwers Moazfeld waht, wia's Wasser in Teich wallnt.
Völli so g'lassn und g'schmáchi und gleich tanzt s' auf und tanzt s' nieder;
Tánzlt und walzt a so furt, so leicht, wia's Füllerl aum Woadplatz,
Munter wia's Lámperl in Lenz is erstmal in Frein aufn Kleefeld,
Und á so glückli, so ganz ohni Soring.*** — Du glücklichi Rosl!

Soweit das Bruchstück. Aufmerksam habe ich die Leser dieser Zeitschrift auf den XXX. Jahresbericht des k. k. Staatsgymnasiums im VIII. Bezirke (Wien) gemacht, ich wünsche nur, dass ihn Viele zur Hand nehmen und sich mit dem Naz des Näheren vertraut machen.

---

* aufleuchten, aufblitzen. ** unter der schwarzbraunen buschigen Augenbraue. *** Sorgen.

Wien. Franz Branky.

Der Dialect von Ile-de-France

im XIII. und XIV. Jahrhundert.

(Schluss.)

---

2. *Diphthonge.*

Ai, Ei.

Ai = lat. *á* vor Nasal, *a* + vocalisirter Gutturalis (auch in vor-
r Silbe), *á* + attrahirtem *i* oder *e* der folgenden Silbe, *a* +
rtem *c* und endlich *á* + assibilirtem *ti*. Es folgen die Belege:
rd. 315, *grain* Ord. 426, *plain* (*planus*) Ord. 427, *laine* Let. 238,
2; *faire* Ord. 311, *fait* Ord. 324, *payer* Ord. 347, *laissier* Ord.
mais (*magis*) Ord. 315, *maistre* Ord. 412, *aient* Ord. 316; *faisant*
15, *raison* Ord. 314, *pais* (*pacem*) Ord. 426, Ol. 675 etc.
Dass dieses *ai* ebenso wenig mehr Diphthong als im Rolandslied
weist die Orthographie der Documente, wo es durch *ei* und meist
einfaches *e* bezeichnet wird. Die Schreibung mit *e* ist geradezu
rschende, allgemein anerkannte, mindestens ist sie im 13. Jahr-
t in den Documenten aus Ile-de-France ebenso häufig wie *ai*
Zunächst findet sich *ai* durch *ei* wiedergegeben in den Urkunden
neur Ord. 450, 467, 475, 477, 509, M. 189, *einsi* Ord. 469,
Ol. 218, *pleira* Ord. 517, Ol. 588, *leissier* Ord. 526, *seint* Let.
3, M. 25, 75, *pleist* Ol. 578, M. 16, *feit*, *meffeit*, *forfeit* M. 15,
40, 45, 79, 109 etc., *treit*, *treire* M. 25, *feire* M. 74, *feisoient*
, 131, 187, 220, *meison*, *reison* M. 36, 85, 204, 213, *treime*
. Wir werden noch später sehen, dass auch umgekehrt für *ei*
rieben wurde. Es folgen die Belege für die Schreibung *e* statt *ai*:
s Ord. 352, 425, 562, 564, 566 u. ö., Ol. 164, M. 5 u. ö.,
rd. 315, 413 u. ö., M. 35 u. ö., *vessellement* Ord. 324 u. ö.,
acere) Ord. 325 u. ö., Let. 151 u. ö., Ol. 404, M. 24, 25 u. ö.

fet Ord. 386, 446 u. ö., Let. 269, M. 7, 12 u. ö., *meffet* Ord. 583, Ol. 404, *lessier* Ord. 353, 526, 564, *lessera* Ord. 353, 664, *lesseroit* Ord. 450, 455, *mestres* Ord. 372, 450, 454, 479, 481, 521 u. ö., Ol. 410, 596, M. 6, 7, 8 etc., *plera* Ord. 386, 466, M. 40, 44 u. ö., *plest* Let. 238, Ol. 336, M. 5, 63, 214 etc., *plesir* Let. 238, M. 80, *pes* (*pacem*) Let. 433, *pesiblement* Ord. 426, *tretier* Ord. 446, *necessere* Ord. 540, *reson* Ord. 586, 599 u. ö., Let. 238, Ol. 152, 368, 404, M. 1, 13, 35 u. ö., *resonnable* Ord. 596, *meson* Ord. 663, 709, 713, M. 7, 8, 37 u. ö., *freschement* Ord. 597, *mesnie* Ord. 636 u. s. w.

Es zeigt sich dies *e* mithin in tonischer wie vortonischer Silbe. Gleichzeitig erweisen sich diese urkundlichen Schreibungen durch Reime bei Rutebeuf als berechtigt und lassen sich seinen eigenen Aufzeichnungen an die Seite stellen. Besonders bemerkenswerth ist dieses *e* für *ai* in den Verbalformen *contrefesoit* Ord. 454, 558, M. 22, 94, 97, 131, 139, 163, 185, 209, 220, 232 u. ö., *fesoient* Ord. 465, 523, M. 79, 131, 236, Ol. 570, *fesant* Ord. 475, M. 66, *fesons* Ord. 477 (3 Mal), 481, Let. 244, 269, *meffesoit* Ord. 563, *meffesoient* Ord. 563, *forfesant* M. 136, und in den Substantiven *fesieres* M. 43, 64, 184, 215, 220, *feseeur* M. 49, 106, 169, 180, *feseresse* M. 255, wegen des Lautwerthes, den *ai* hier im Neufranzösischen hat.

Noch im 15. Jahrhundert ist eine entsprechende Form mit *e* belegt, *fesons*, bei Christine v. Pisa p. 15. Dass die Aussprache des Part. Präs. von *faire* als *fesant* eine Spracheigenthümlichkeit des Pariser Volks am Ende des Mittelalters war, wird ausdrücklich bezeugt wiederum von Beza, a. a. O. p. 47, wo er diese Aussprache tadelt, ein Beweis, dass sie noch immer nicht zur Herrschaft und allgemeinen Anerkennung gelangt war. Bekannt ist übrigens, dass noch im heutigen Französisch die der Aussprache Rechnung tragende Form *feseur* neben *faiseur* vorhanden ist, eine Reminiscenz an diese ursprünglich allgemeine Schreibung von *e* für *ai* im Dialect von Ile-de-France. Die heutigen Futur- und Conditionel-Formen von *faire* mit ihrem *e* im Stamm beruhen gleichfalls auf dieser mittelalterlichen Schreibgewöhnung von *e* für *ai*. Ein Mal belegt ist noch die Form *fairont* Ord. 646.

Ausser der Orthographie der Documente liefert auch der Reimgebrauch bei G. v. Provins und Rutebeuf den Beweis, dass der Diphthong *ai* schon seine diphthongische Kraft verloren hat. Ersterer bindet *estre* : *mestre* v. 794, 1384, 2102, 2297 und *Magdalene* : *certene* (*certana*) v. 2230, letzterer: *pestre* : *estre* : *nestre* I, 15; *maitre* : *destre* :

estre : *celestre* : *nestre* I, 56, 205; *regne* : *mene* : *souveraine* I, 85; *estre* : *mestre* II, 81, 82, 109; *plest* : *est* II, 206 u. s. w. Eine Sonderstellung in Bezug auf sein *ai* nimmt ein lateinisches supponirtes **propianus*, das entwickelt hat *prochain* Ord. 386, 430, Ol. 189, *prochainement* Ord. 442 (wofern man nicht vorzieht *prochain* von *proche* + dem productiven Suffix *-ain* abzuleiten, nach Analogie von *cert-ain* und *loin-tain*), wo aber später, nachdem *ai* durch *e* ersetzt worden, wie in *prochenement* M. 5, der palatale Laut *ch* den Diphthongen *ie* hervorbrachte: *prochiens* Ord. 384, 385, 772, *prochienne* Ord. 525, Let. II, 31. Uebrigens ist *prochiens*, nach *chiens* (*canis*) beurtheilt, correct.

Was die Endung *-age* (lat. *-aticum*) angeht, so begegnet in ihr mehrmals, der Schreibung der Urkunden nach, *ai*: *usaige* Ord. 316, 324, 560 (Vincennes), 578 (Sens), 562, 710; *domaige* Ord. 766, 768; *charnaige* M. 152, allerdings neben einer überwiegenden Mehrheit von Formen mit einfachem *a*: *pelerinage* Ord. 315, *heritage* Ord. 316, 353, 584 u. ö., *usage* Ord. 324, 521, 562, 566, 574, 575 u. ö., *ouvrage* Ord. 347 u. ö., *passage* Ord. 373, *rendage* Ord. 386, *outrage* Ord. 460, *lignage* Ord. 558 u. ö., *fromage* Ord. 600, *mariage* Ord. 315, 583, 653, 711; Let. 218 (Sens), 433; M. 72, 156; *vinage* Ord. 605, *Bailliage* Ord. 692, *domage* Ord. 770, *homage* Let. 244, Ord. 577 (Sens), *ymage* M. 156, *charnage* M. 167, 170, 172. Die Endung *-aige* breitet sich demnach sporadisch vom Osten ausgehend nicht nur über die ganze Picardie, sondern auch bis Ile-de-France aus. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass das *ai* in der Endung *-aige* in unserem Dialect nicht die Bedeutung eines *e* gehabt hat. Dagegen spricht die Orthographie unserer Documente, es wird dort auch nicht ein Mal dieses *ai* wiedergegeben durch *e* oder *ei*, was einem Schreiber aus Ile-de-France doch wohl hätte begegnen müssen, wenn zu seiner Zeit der Laut *e* für dieses *ai* vorhanden gewesen wäre. Dass ein *e* an dieser Stelle nicht begegnet, spricht, angesichts der seltenen Schreibung *-aige* neben zahlreichem *-age*, durchaus für die von Neumann a. a. O. p. 14 vertretene Ansicht, dass das *i* das palatale $\check{g}$ anzuzeigen hatte. Es schwankte die Aussprache zwischen *-age* und *-a'ge*. Gleichen Ursprungs ist das *ai* auch in *gaige* Ord. 436, 439, 597, 663, 711, *saige* M. 57, *engaiger* Ord. 647, *saiche* Ord. 636, M. 254, 255 neben gewöhnlichem *gage* Ord. 476, 558, 566, 579 (Sens), 597, 646, 647 u. ö., *sage* Ord. 474, 618, 680, *sache* Ord. 637 u. ö. (vgl. dazu *boiche* und *toiche*, die oben erwähnt wurden). Auch hier ist an eine Aussprache

des *ai* als *e* nicht zu denken. Aufmerksam machen will ich an dieser Stelle auch auf einige Reime bei Eustache Deschamps, die mit dem übrigen Sprachcharacter des Dichters in Widerspruch zu stehen scheinen, nämlich *courage* : *frommaige* : *servaige* : *feray-je* 96, *mariai-ge* : *raige* : *mesnaige* 101, *saige* : *aventaige* : *prandray-je* 122, *villaige* : *arai-ge* 207. In der That ist in diesen Reimen der *e*-Laut für die Endung *-aige* (*-aticum*) gesichert, indess wir dürfen hieraus noch nicht schliessen, dass dieses „*-ege*“ eine Eigenthümlichkeit der Sprache von Ile-de-France zur Zeit des Deschamps und vielleicht auch schon vor ihm gewesen sei. Eust. Deschamps ist geboren zu Vertus in der Champagne; es tritt in diesen Reimen unzweifelhaft die Sprache seiner Heimat hervor, der burgundische Dialect, und es haben diese Reime ihr frühestes Analogon in dem von Förster für das 13. Jahrhundert constatirten Reim *vasselage* : *ferai-ge* v. 4271, in dem burgundisch-picardischen Richars li biaus. Auf gleichen Einfluss werden zurückzuführen sein zwei Reime bei Alain Chartier: *scay-ie* : *emplaige* : *plaige* : *naige* 662 und *sage* : *passage* : *passay-ie* : *messaige* 734.

In den bei Rutebeuf begegnenden Reimen *plaigne* (*plangit*) : *Champaingne* I, 42, *Alemaingne* : *caingne* (*cingit*) : *Espaingne* I, 237, *Bretaingne* : *retiengne* : *Charlemaine* : *remaingne* : *ensaingne* : *compaigne* I, 106 liegt der Diphthong *ai* im Neufranzösischen nur vor in *plaigne* und *remaingne*, nicht in den Eigennamen, wo, wie wir später sehen werden, *i* nur Zeichen der Mouillirung ist. Auch diese Eigennamen finden sich niemals in den Urkunden mit *e* oder *ei* geschrieben, schon hieraus wird wahrscheinlich, dass die Aussprache „*-egne*“ in ihnen nicht vorhanden war, sondern die gewöhnliche reguläre in „*-agne*“. Für letztere Aussprache zeugen ganz sicher Schreibungen wie *Champagne* Ord. 574, 575, 576, 577 u. ö., *montagne* Ord. 692 etc. Dieser Umstand bereitet einige Schwierigkeit in Hinsicht auf die oben erwähnten Reime bei Rutebeuf, und da derselbe ein Dichter ist, der sich grosse Mühe mit dem Reim giebt, der die unreinen Reime meidet, so ist die Annahme nicht ausgeschlossen, dass er auch hier vor *n* die Verdumpfung des *e* zu *a* eintreten liess, wie er sie vor *r* und *m* kannte und anwendete, dass er also sprach *plagne*, *çagne*, *retiagne*, *ensagne*. Für diesen Lautwandel und gegen die Annahme, die wohl für das Burgundisch-Lothringische nothwendig und gestattet ist, dass *aigne* = *ègne* sei, spricht der Umstand, dass die Verdumpfung des *e* zu *a* vor *n* auch im heutigen Pariser Patois besteht, wenn auch nur sporadisch

im Vergleich zu *a* für *e* vor folgendem *r*. Allein auch jene Reime sind sporadisch. Uebrigens finden sich analoge Reime hierzu, zunächst in der dem Geffroi de Paris zugeschriebenen Reimchronik: *Anagne* : *ensaingne* v. 1871 neben *Tosquaine* : *Alemaingne* v. 4303; ferner bei Eust. Deschamps: *Champaigne* : *enseigne* 117, *Bretaigne* : *enseigne* : *grevaigne* : *Espaigne* : *compaingne* 154 und schon vor ihm bei Gautier de Coincy: *Charlemaine* : *paine* (*peine*) 94, *remaigne* : *Alemaigne* 657, sowie im Roman de la Rose: *Bretaigne* : *enseigne* I, 78. Weitere Reime dieser Art bieten Villon: *Behaigne* (*Behaime*, *Bohême*) : *Charlemaigne* und *Auvergne* : *Charlemaigne* 67, *Bretaigne* : *enseigne* : *tienne* : *enseigne* 163 und J. Marot: *champaigne* : *enseigne* 57, *montaigne* : *enseigne* 68, 129, *Charlemaigne* : *maine* (*mener*) 129, *Bretaigne* : *champaigne* : *baigne* 79, *champaigne* : *gaigne* : *enseigne* (*insignum*) 112, *champaigne* : *enseigne* 116, 118, Beweis genug, dass sie dem Dialect von Ile-de-France eigenthümlich und dass sie gleichzeitig correct waren, d. h. dass in ihnen ein völliger Gleichklang vorhanden war. — *Ai* aus betontem lat. *a* vor Nasal ist zur Zeit unserer Documente in endungsbetonten Verbalformen noch nicht eingedrungen in die unbetonte Silbe, wofür Bürgschaft leistet die Form *ame* (p. p.) Ord. 410, 412, 413 u. ö., Let. 151, 217, 238 u. ö., Ol. 675. Merkwürdiger Weise finden sich einige Reime bei den späteren Dichtern, wo dieses *ai* vor Nasal auch in betonter Silbe nicht vorhanden ist, bei Charles d'Orléans: *ame* (*anima*) : *ame* (*amem*) 170, *clame* : *Dame* 188, *Dame* : *ame* 406, *ame* (*amo*) : *ame* (*anima*) 410, *basme* : *clame* : *ame* (*anima*) 411 und bei Jean Marot: *femme* : *Dame* : *ame* : *ame* (*amat*) 194 und *ame* (*amo*) : *femme* 271 gegenüber *aime* : *claime* : *traime* Rutebeuf I, 5. Entweder war dies eine Wirkung des Schwankens zwischen *ai*- und *a*-Formen, oder es sind latinisirte Formen, wie in dem Reim *femme* : *reclame* : *blasme* J. Marot 218, 315, wo die Form *reclame* gelehrten Ursprungs ist. Sie hat sich noch im heutigen Französisch forterhalten.

Ei = lat. *ē* vor Nasal und lat *ĭ* und *ĕ* vor mouillirtem *l* ist in unseren Documenten als solches erhalten, vor Nasal wird es aber auch wiedergegeben durch *ai*, bisweilen durch *e*. Es sichert diese Orthographie dem *ei* vor Nasal den Gleichklang mit *ai*, die Aussprache eines *è*. So bieten die Urkunden neben einander die Formen *peine* (*pena*) Ord. 421, 430 u. ö., *paine* Ord. 311, 324, 325 u. ö., Ol. 675, M. 13, 49 u. ö., *pene* M. 154; *pleine* (*plena*) Ord. 536, 601, *plaine* Ord. 476, 514, 515 u. ö., Ol. 165 u. ö., *plene* Ord. 386; *meine* (*minat*) M. 275,

276, *amaine* M. 308, *amene* M. 305, *atteint* Ord. 523, *ataint* Ord. 372 u. s. w. Aber nur mit *ei* begegnen die Formen *veille* Ord. 315, *conseil* Ord. 347, *vermeille* Ord. 600, *queillies* Ord. 601 etc., ausser in unbetonter Silbe, wo neben *meilleur* auch *melleur* Ord. 426 begegnet. Auch dieses *ei* vor mouillirtem *l* konnte, wenn überhaupt nicht blos Anzeichen der Mouillirung, nur *è* lauten. Für das Vorhandensein des Diphthongen *ei* vor mouillirtem *l* sprechen auch mehrere Reime, bei Eust. Deschamps: *conseille* : *traveille* 112, ebenso bei Charles d'Orléans: *conseil* : *traveil* 11, 281, *traveil* : *sommeil* 80, 118, *traveilles* : *vermeilles* 270, *esveilles* : *traveilles* 317; ferner bei Al. Chartier: *traveille* : *treille* : *merveille* 506, *travaille* : *merueille* 564. Ein analoger Reim hierzu findet sich schon in der dem Geffroi de Paris zugeschriebenen Reimchronik, *oreille* : *traille* v. 1587. Diese Reime sind vom Standpunkt neufranzösischer Aussprache unzulässig, sie werden correct nur unter der Annahme, dass in *travaille* wie in *conseil*, *sommeil* etc. ein gleicher *e*-Laut gesprochen wurde, eine Thatsache, deren Erklärung und Möglichkeit überhaupt zu suchen ist in einem früheren Sprachzustand. Jedenfalls ist dem vor mouillirtem *l* gesprochenen *e*-Laut aus *ai* und *ei* stets ein gewisser *i*-Beiklang eigen gewesen, kraft der *i*-haltigen Natur des folgenden mouillirten *l*.*

Dass der Dialect von Ile-de-France den Diphthongen *ei* für *e* aus lat. *ā* nicht entwickelt hat, wurde bereits früher dargelegt.

Oi.

1) *oi* = lat. *ē* und *ĭ*, z. B. in *scavoir* Ord. 311, *recroire* Ord. 372, *ardoir* Ord. 708, *mois* (*mensis*) Ord. 311, *hoir* (*heres*) Ord. 311, Ol. 451 etc. (noch bei Eust. Deschamps gesichert durch den Reim *hoir* : *miroir* 56), *partoit* Ord. 315, *doient* Ol. 152, *porteroit* Ord. 372, *boire* Ord. 324, *roi* Ord. 311, *droit* Ord. 311, *otroie* M. 6, *ploier* (*plicare*) M. 125, *sopployé* Ord. 446, *guerroier* Ord. 564 etc.

2) *oi* = lat. *o*, *au* und *u* + attrahirtem *i* oder vor assibilirtem *c*, z. B. in *territoire* Ord. 425, *chanoine* Ord. 653, *croix* Ord. 447, *noix* (*nucem*) Ord. 600 etc.

Das Vorhandensein des Diphthongen *oi* in der Sprache von Rutebeuf und Guiot von Provins beweisen Reime von der Art wie: *diroie* : *Troie* : *moie* I, 8; ebenso I, 101, 228, 248, 291;

* Die Thatsache, dass hier *ail* = *èl* ist, könnte auch für *aigne* = *ègne* sprechen, entgegen der oben vertretenen Ansicht.

II, 5, 12, 17, 192; bei G. v. Provins: *Apostoile* (*apostolius*) : *estoile* (*stella*) v. 622. Eine besondere Stellung in Bezug auf sein *oi* nimmt das aus lateinischem *precari* entwickelte *proier* ein, dessen *oi* in der Stammsilbe beruht auf lateinischem *ē*. Neben *ploier* M. 125 findet sich *prient* M. 61. Während bei G. v. Provins das stammhafte *oi* in *proier* noch sicher vorhanden ist, angesichts der Reime *voient* (*vident*) : *proient* (*precant*) v. 1166 und *recroie* : *proie* (*precat*) p. 118, beweisen die Reime bei Rutebeuf das Vorhandensein der Doppelformen *prier* und *proier*. Wir finden bei Rutebeuf gereimt auf der einen Seite *proie* (*precat*) : *voie* (*via*) II, 89, *proie* (*precat*) : *proie* (*praeda*) II, 20, 100, *proie* : *voie* (*via*) : *voie* (*videat*) II, 100, daneben aber auch schon in neufranzösischer Weise *vie* (*vita*) : *Marie* : *prie* I, 187 und *crie* : *prie* I, 268; II, 8. Ganz analoge Reime in Bezug auf Formen von *precari* bietet der Chevalier as deus espees (vgl. Förster, Einleitung p. XXXIX), u. a. m. Dieselben Doppelformen von lat. *precari* liegen vor in den Dichtungen des Gautier de Coincy: *proie* : *joie* 253, *proie* : *oie* 318, *voies* (*via*) : *proies* 457, 599, *proi* : *moi* 497, *proi* : *croi* 546 (ebenso *joie* : *ploie* 58) neben *prie* : *mie* 9, *prie* : *crie* 31, 56, *prie* : *folie* 17, *prie* : *umelie* 54, *prie* : *die* 123 und ebenso 146, 182, 300, 321, 339, 447, 530, 704. Im Roman de la Rose findet sich nur ein Mal noch *proie* : *lamproie* (d. Neunauge) III, 128 neben *...ussie* : *prie* II, 44, *fie* : *prie* II, 232, *estudient* : *prient* II, 292, *prie* : *mie* III, 380. Es liegen hier Doppelformen vor, von denen die eine, *prier*, nicht aus der anderen, *proier*, entwickelt sein kann, wenn auch z. B. bei G. v. Provins nur die eine Form *proier* begegnet, da die Contraction des *oi* zu *i* unfranzösisch ist. *Prier* kann daher nur von *preier* kommen, wie z. B. *lit* aus *leit* (*lectum*), durch Assimilation des *e* an *i*. Demnach ist die Form *prier* ebenso alt wie *proier*. Die Form *preier* ist bekanntlich dem normannischen Dialect eigen, später erst ...nt er *prier*, und es ist nicht unwahrscheinlich, dass das Normannische ...er Form in den übrigen Dialecten Geltung verschafft hat. — Drei Mal bieten unsere Urkunden den Diphthongen *oi* in der 2. Pers. Plur. des Futur: *voirois* Ord. 514, *pourroiz* Ord. 712 (a. 1320) und Let. II, 31, die allerdings gegenüber der grossen Anzahl von Futurformen ... *-ez*, wie *trouverez* Ord. 712 (in derselben Urkunde wie *pourroiz*), keinen Ausschlag geben können. Indessen ganz ohne Werth sind sie nicht. Wir finden nämlich auch bei Rutebeuf noch zwei Reime (merkwürdiger Weise aber nicht bei G. v. Provins), in denen dies

oi der 2. Pers. Plur. des Futur gesichert ist, *revandroiz* : *droiz* 2 und *sauroiz* : *destroiz* (*destrictus*) : *froiz* (*frigidus*) II, 103. Die in „*-oiz*“ hat demnach sicher in Rutebeuf's Sprache bestanden d da sie im Anfang des 14. Jahrhunderts noch drei Mal in unseren Documenten belegt ist, so ist wohl anzunehmen, dass sie nur langsam und allmälig dem Einfluss der Endung *-ez* (*-atis*) gewichen ist. Der Diphthong *oi* für älteres *ei* besteht, wie bei Rutebeuf, so auch bei Crestiens de Troies in der 2. Pers. Plur. des Futur (ebenfalls nicht mehr im Präsens): *droiz* : *voldroiz*, chev. au lion v. 4275 etc. Dem Verfasser des Partonopeus ist dieses *oi* im Futur gleichfalls bekannt, denn er reimt *vos aurois* : *fois* v. 7047. Es zeigt sich in diesem Punkte bei Rutebeuf ein veralteter Sprachzustand. Auffallend ist der Diphthong *oi* in der Endung mehrerer Verbalformen in unseren Documenten und zwar in der 2. Pers. Plur. des Präsens und Imperfect Conjunctiv. Ich citire zur besseren Veranschaulichung die betreffenden Verbalformen im Zusammenhang des Satzes: *se il avenoit que vous* „*seussoiz*“ Ord. 712; *nous vous commandons que vous les* „*punissoiz*“ Ord. 712; *si vous prions que vous* „*créois*“ *et que vous le* „*metois*“ Let. II, 31; *li mestres vous prient que vous les* „*tenois*“ M. 230. Die ein Erklärung für diese Formen ist die Annahme umgekehrter Schreib

Eine Eigenthümlichkeit zeigt sich noch bei Rutebeuf, die Sprache unserer Urkunden völlig unbekannt ist, nämlich die Fo *veïr* für *veoir* (*videre*), *veïr* : *beneir* (*benedicere*) II, 135 und zwar einer Dichtung, wo der Name des Rutebeuf selbst genannt *Veoir* Ord. 352 u. ö. ist die den Urkunden allein bekannte Form. Seltenheit solcher Reime bei Rutebeuf und das gänzliche F entsprechender Schreibungen in unseren Documenten gestatten die Annahme, dass hier eine Form der Nachbardialecte recipirt i denen sie häufig auftritt. Ein weiterer picardischer Zug der S des Rutebeuf, um das gleich hier hinzuzufügen, begegnet in Reime *en non de mi* : *anemi* I, 75, wo das picardische *mi* für *moi* doch kann auch diesem einen Reime keine Bedeutung beigemess werden. Unbekannt ist dieses *mi* für *moi* G. v. Provins, er r nur *otroi* : *moi* v. 1790. — Was nun die Aussprache des Diphthong angeht, so reimt derselbe bei G. v. Provins noch durchaus als fallend *Borgoingne* : *tesmoigne* v. 360 und Antoine: *none* (*nōna*) v. 574, weder dem *Borgoingne* noch dem *none* ein *oi* zukommt. Anders ve sich hierzu Rutebeuf. Er reimt zwar auch noch einmal *esloing*

besoingne : *Borgoingne* I, 83, aber daneben sind eine grosse Anzahl sicherer Beweise dafür vorhanden, dass der Diphthong *oi* auch in seinem Dialect schon ein steigender war. Das beweisen folgende Reime, und zwar zunächst für *oi* vor Nasal: *compeingne* : *esloigne* I, 21, *avaine* (*avena*) : *vaine* : *couvaine* I, 32, *soustiengne* : *besoingne* I, 69, *viengne* : *besoingne* I, 77, 296; II, 37, 136, 194; *poigne* (*pugna*) : *sovraine* : *moine* : *essoine* I, 129, *plaindre* : *joindre* : *poindre* I, 181, *avaloingnes* : *lointaingnes* : *essoingnes* I, 202, *nonains* : *sains* : *certains* : *mains* (*moins*) I, 242; II, 121, *lainne* : *avainne* : *semainne* I, 254, *enseigne* : *besoingne* I, 279, *raine* (*regnum*) : *chanoine* I, 308, *demaine* : *moine* I, 311, 325, *moine* : *enmaine* I, 317, *ouvraingne* : *vergoingne* II, 30, *coviegne* : *besoigne* II, 37; *saintes* : *jointes* II, 82, 214: *empraintes* : *maintes* II, 96; *Jordain* : *enjoin* II, 118, *praingne* : *besoingne* II, 151, *doingne* : *viengne* II, 214. In allen diesen Reimen findet ein Gleichklang nur statt, wenn der reimende Theil des Diphthongen *oi* ein *è*-Laut ist, und es wird daher die Aussprache des Diphthongen *oi* vor Nasal als *oè* für die Sprache R u t e b e u f's anzusetzen sein. Ebenso wird dann zu deuten sein der Fall, wo *oi*, ohne vor Nasal zu stehen, bei R u t e b e u f mit einem etymologischen *ai* reimt: *moi* : *esmoi* : *May* I, 8, 27 und *moi* : *esmoi* I, 268; II, 48, 139 neben *braient* : *esmaient* II, 66. Dieselbe Aussprache des Diphthongen *oi* als *oè* ist man auch für die Sprache des G a u t i e r d e C o i n c y anzusetzen genöthigt, auf Grund der Reime *celes* : *apostoiles* 40, 576, *mains* (*manus*) : *mains* (*minus*) 46, 56, *cloistre* : *estre* 101, *desespere* : *boire* 168, *erre* : *voirre* 284, *poire* : *faire* 430, *poine* : *humaine* 458, *vergoingne* : *esloingne* 512, *lai* (Laie) : *doi* 635. Hierher gehören auch die Reime *chandele* : *apostoile* 101 und *chandele* : *estoile* 169 neben *estoiles* : *chandoiles* 268. Besonders zahlreich sind solche für die Aussprache des Diphthongen *oi* characteristische Reime im R o m a n d e l a R o s e: *noeve* (*nŏvus*) : *recoeve* I, 4, *saine* : *essoine* I, 146, *ies* : *aies* I, 150, *j'aie* : *joie* I, 162, *aies* : *refusoies* (*tu*) I, 174, *ait* : *oit* I, 186, *voire* (*verus*) : *faire* I, 200, *moeve* (*moveat*) : *apercoeve* I, 262 neben *boivent* : *apercoivent* II, 128, *soient* : *aient* II, 80; III, 74, *necessoire* (*necessarius*) : *voire* (*verus*) II, 92, *aie* (*habeat*) : *amaie* (*amoie*, imperf.) II, 138, *rois* (*rex*) : *rais* (*radius*) II, 162, *remaigne* : *daigne* (*doigne*) II, 236, *air* (*aer*) : *valair* (*valoir*) II, 310, *engoissent* : *lessent* III, 8, *vaine* : *avaine* (*avēna*) III, 10, *amoie* (*amabam*) : *esmoie* (*esmaie*) III, 30, *ait* : *venoit* III, 56, *voire* (*verus*) : *exemploire* (*exemplarium*) III, 132 neben *voire* : *memoire* III, 208. Die Reime *noeve* : *recoeve*

und *moeve* : *apercoeve* sichern auch hier die Aussprache *oè* für den Diphthongen *oi*. Analoge Reime bietet auch wiederum die Reimchronik des Geffroi de Paris, wo gebunden ist *estre* : *connoistre* v. 903, 3911, 4497, *estoile* : *novèle* v. 1659, *roy* : *Courtray* v. 1721, *apostoile* : *querele* v. 1805, 2215, 2543 : *nouvele* v. 2417 : *belle* v. 2459, 2645 neben *apostelle* : *querelle* v. 2609, 2721 : *selle* v. 5817, *connoistre* : *mestre* v. 2075, *venoit* : *net* v. 2113, *voire* (*verus*) : *fère* v. 3479, *je parlerai* : *loy* (*lex*) v. 3571 und *estoit* : *fait* v. 5975.

Diese Aussprache allgemein für die Sprache von Ile-de-France im 13. Jahrhundert anzusetzen erlaubt aber auch der gegenwärtige Zustand der Sprache von Paris, sowie die Beschaffenheit derselben im 16. Jahrhundert. Nisard a. a. O. p. 174 weist zunächst nach, dass im heutigen Pariser Patois *oi* zum Theil noch gesprochen wird als *ouay*, zum Theil sogar als einfaches *e*, dass also heut noch vom Pariser Volk gesprochen werde *douay* und *dait* = *doigt*, *mouay* und *mai* = *moi*, *touai* und *tai* = *toi* u. s. w.

Nisard a. a. O. p. 194 stellt gleichzeitig fest, dass die Aussprache des Diphthongen *oi* als *oè* noch am Ausgang des 17. Jahrhunderts vorhanden war. Für ihr Bestehen im 16. Jahrhundert legt Zeugniss ab Beza, wenn er a. a. O. p. 53 erklärt, der Diphthong *oi* werde in Worten wie *loi* (*lex*), *moi* (*ego*), *mois* (*mensis*) etc. gleich einem Triphthong *oai* gesprochen, wobei aber das *ai* den Klang eines offenen *è* habe. Er fügt noch hinzu, dass das „vulgus Parisiensium" das *o* dieses Diphthongen unterdrücke und dass es demgemäss spreche *parlet* für *parloèt*, *allet* für *alloèt*, *venet* für *venoèt* etc. Es unterliegt keinem Zweifel, dass in dieser Aussprache des Pariser Volkes uns bereits eine jüngere Stufe des Diphthongen vorliegt, nämlich die Aussprache, die im späteren Französisch die herrschende geworden ist. Ebenso ging ja auch von der Pariser Volkssprache die Aussprache des *oi* in gewissen Fällen als *oa* aus, die in der Sprache der Gebildeten die herrschende wurde. Nisard, a. a. O. p. 191, hat somit Unrecht, die Heimat dieser Aussprache des Diphthongen *oi* als *oè* nach Blois zu verlegen. Dieselbe ist vielmehr der Pariser Volkssprache schon im 13. Jahrhundert eigenthümlich gewesen, wie der Reimgebrauch der Dichter jener Zeit beweist.

Sehen wir nun wie sich die Orthographie unserer Urkunden zu der Frage verhält. Im Allgemeinen wird *oi*, ohne Rücksicht darauf ob es vor Nasal steht oder nicht, in der Schrift unserer Documente neben der gewöhnlichen Schreibung mit *oi* wiedergegeben durch *ai*

(*ei, e*), und umgekehrt, ein Beweis dass *oi* und *ai* (*ei, e*) sich in der Aussprache schon ziemlich nahe stehen mussten. So findet sich *seent* (*soient*) Ord. 314, *mains* (*moins*) Ord. 347, 426 u. ö., Ol. 368 u. ö., M. 5, 6, 9, 12, 13 u. ö., *avaine* (*avoine*) Ord. 426, M. 289, *vendret* (*vendroit*, condit.) Ord. 426, *metet* (*metoit*) M. 153, *mendre*, *meindre* (*moindre*) Ord. 430, 477 u. ö., M. 269, *seez* (*soiez*) Let. 151, *meins* (*moins*) Ord. 526, *Aise* (*Oase*) Let. 244, *feble* (*foible*) Ord. 446, *moneye* Ord. 772 neben *monoie* Ord. 324, 325, 347 u. ö., *crestre* (*croistre*) M. 154, *veci* (*voici*) Ol. 346, *Pontaize* (*Pontoise*) M. 308, *chandeille* M. 254 neben *chandoille* M. 11, 79, 172, 203. Umgekehrt begegnet *oi* für *ai* (*ei, e*) in *poine* (*peine*) Ord. 373, 426, 450 u. ö., M. 55, 65, 70 u. ö., *deloy* (*delay*) Ord. 324, *oient* (*aient*) Ord. 468, *poient* (*payent*) Ord. 651, 652, M. 34, 229, *poie* (*paye*) M. 226. Auf dieselbe Weise möchte ich das *oi* erklären in *achoison* Ord. 311, 314, 316 u. ö., Ol. 404, *ochoison* M. 3 neben *ocheison* Ord. 431 und *achaisonnez* Ord. 596, sowie umgekehrt die Form *raine* Ord. 450, M. 164, *reine* M. 230, Let. 151, 217 neben dem gewöhnlichen *royne* Ord. 454, 459, 474 u. ö., Let. 269, M. 26, 38 u. ö., durch die Mittelform *roène*, angedeutet durch die belegte Form *roiene* M. 13. In unbetonter Silbe findet sich *oi* ersetzt durch *e* in *sexante* Ord. 518 u. ö., Ol. 368, 588, *seisante* Ol. 450 neben *soixante* Ord. 314, 558, M. 174, *Reaume* Ord. 372, 373, 426 u. ö., M. 302 neben *Royaume* Ord. 372, 373, 411 u. ö., *real* Ord. 558, 655 neben *royal* Ord. 559, *recreance* Ord. 564 neben *recroyance* Ord. 565, *leallement* Ord. 618 neben *loiallement* Ord. 619, *citaien* Ol. 450, *poier*, *poiier* Ord. 650, 651, 652 u. ö., M. 25, 32, 33, 34 u. ö., *poiez* (p. p.) Ord. 603, 650, 651 u. ö., *poiera*, *poieront* Ord. 651, 709, Ol. 189, M. 55, 56, 70 u. ö., *poieur* Ord. 715, *poiemens* Ord. 766, 768, Ol. 164, 165, *roié* (*rayé*) M. 338.

Neben den alten Futurformen von *veoir*, *cheoir* und *envoier* bieten die Documente auch die jüngeren Neubildungen dar, *verrai*, *écherrai* und *enverrai*. Neben *verrons* Ord. 663, *pourverrons* Ord. 663, *verront* Let. 433, *echerront* Ord. 663, *renverra* Ol. 589 auch noch die Formen *tu voiras* Ord. 474, 610, 664, *il voira* Ord. 508, 760, *vous voirois* Ord. 544, *voiront* Ord. 663, 683 (Provins), *vorroient* M. 106, *echoiront* Ord. 663, *envoyerions* Ord. 680, *envoyerons* Ord. 566, *envoyeront* Ord. 651, 664, 711, 713, 735.

Dass unseren Urkunden *oe* für *oi* nicht unbekannt ist, zeigen

Schreibungen wie *toutesvoés* Ord. 315 (2 Mal) neben *toutesvoies* Ord. 426, 630, *toutesvois* Ord. 468, *sauvoer* (*sauvoir*) Ol. 165. Hierher gehört vielleicht auch *essoiene* M. 67, *poiennes* (*poines*) Ol. 405 und *pooeir* Ord. 635 neben *pooir* Ord. 476, 580 u. ö., *poer* Ord. 647, *poair* Ord. 635, 710, Ol. 165, das neufranzösische Substantiv *pouvoir*, in dieser Form auch schon belegt Ord. 564, 596 neben *pover* Ol. 562. Umgekehrt ist *oi* verwendet zur Bezeichnung des Lautes *oe* in dem Wort *boin*, *boine* M. 20, 56, 192, 193.* Hierher gehören auch die Schreibungen im Roman de la Rose: *miroer* : *trecoer* (*tresorium*) I, 38 und einige andere, die bereits früher erwähnt wurden. Die Gewohnheit unserer Documente, *oi* schon mit dem einfachen *e*-Laut zu bezeichnen (*ai*, *ei*, *e*) neben vereinzeltem *oe*, spricht dafür, dass gegen Ende des 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts der *e*-Laut in der Aussprache *oè* schon so sehr auf Kosten des *o* überwog, dass die Schreiber der Urkunden den Diphthongen *oi* schon durch den einfachen *e*-Laut wiedergeben können, wenn sie es nicht vorziehen die alte Schreibweise *oi* noch beizubehalten.

Dass die Aussprache *oè* noch durch das ganze Mittelalter hindurch vorhanden und gebraucht war, darüber geben ausser dem schon erwähnten Zeugniss des Beza auch einige Reime der Dichter im 14. und 15. Jahrhundert Aufschluss: *avoine* : *Touraine* Ch. d'Orléans 314; *croire* : *guerre* : *erre* : *terre* Al. Chartier 675, *croire* : *retraire* Al. Chartier 764; *maistres* : *fenestres* : *cloistres* Villon 55, *Saint-Anthoine* : *Seine* : *essoine* : *ydoine* Villon 29, *moyne* : *essoyne* : *royne* : *Seine* Villon 62, *esmoy* : *moy* Villon 109, *testes* : *boytes* : *coettes* : *tettes* Villon 124, *clercs* : *lers* (*loirs*) Villon 140, *poise* : *aise* Villon 154, *moi*(*me*) : *mai* (der Maibaum) Villon 196; *estoile* :

* Ein ganz untrügliches Zeugniss dafür, dass *oe* für *oi* in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in Frankreich häufig geschrieben und demgemäss auch so gesprochen wurde, haben wir in zwei Briefen an König Heinrich III. von England (1216 bis 1272), der eine von Blanche, Herzogin von Bretagne, verfasst gegen 1260, der andere von Beatrix, Gemahlin Johanns von der Bretagne, verfasst um 1270 (abgedruckt in den Lettres de rois etc. Bd. I, p. 133 und 153). Dort ist geschrieben *roe* (*roi*) p. 133 und 153, *asavoer* (*asavoir*) p. 133, *poent* (*point*) p. 133, *arroet* (*auroit*) p. 133, *voer* (*voir*) p. 153, *savoer* (*savoir*) p. 153 und *apercoeve* (*aperçoive*) p. 153; daneben begegnet nur ein einziges Mal *oi* in *joie* p. 133. Wenn diese Formen sich auch nicht als dem Dialect von Ile-de-France angehörig direct nachweisen lassen, da in beiden Briefen der Ort ihrer Abfassung nicht genannt ist, so beweisen sie doch, dass in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts an irgend einem Orte Frankreichs, allem Anschein nach im Westen von Ile-de-France, dieses *oe* für *oi* gesprochen wurde.

immortelle J. Marot 67. Es finden sich hier die Worte *avoine*, *cloistres*, *Anthoine*, *ydoine*, *moyne*, *moy*, *boytes* und *estoilles*, die neufranzösisch mit *oa* gesprochen werden, im Reime mit *è*, ein Beweis, dass ihre Aussprache ebenfalls noch *oè* lautete, worauf auch das Reimwort *coettes*, neufranzös. *coète*, hindeutet.

Ui.

ui = 1) lat. *ui*, 2) lat. *o* oder *u* + attrahirtem *i*, 3) lat. *o* oder *u* + vocalisirtem *c* vor folgendem Consonanten, 4) lat. *o* + parasitischem *i*, z. B. *cui* Ord. 316, *luy* Ord. 316; (*es jours d'*) *huy* (*hodie*) Ord. 426; *uille*, *huile* (*olium*) Ord. 600, M. 63, *cuir* (*corium*) Ord. 600, M. 204, *huis* (*ostium*) M. 25, *cuidons* (*cugitare*) Ord. 655, *nuire* Ol. 451, *huit* (*octo*) Ord. 324, *nuit* Ord. 353, *fruit* Ord. 600, *tuit* (*toti*) Ord. 324, 347 u. ö., Ol. 164 u. ö., M. 108, 199 (*tuit* auch noch bei Eust. Deschamps *nuit* [*noctem*] : *tuit* 52, 196), *puist* (Nebenform zu *puet*) M. 199, *puissent* Ol. 577, *truissent* (subj. pr. v. *trouver*) M. 31, 197. Der Diphthong *ui* begegnet in unseren Documenten auch bereits in den neufranzösischen Infinitiv-Formen *poursuivre* Ord. 316, *ensuivre* Ord. 596 neben *suir*, *suire* Ord. 596, 575, 578 (Sens), 614, *sievre* Ord. 575, 576, 578 (Sens), 580, ferner in *ensuivent* Ord. 599, 577 (Sens), für welches *ui* noch jede befriedigende Erklärung fehlt. Bei Guiot von Provins ist das *ui* noch durchaus fallender Diphthong, was sich aus den einzigen beiden characteristischen Reimen *murmure* : *luire* (*lucere*) v. 1208, *murmure* : *bruire* v. 1380 ergiebt. Bei Rutebeuf desgleichen: *conduire* : *dure* : *obscure* I, 14, *conduire* : *ordure* I, 184, *luire* : *dure* : *nature* I, 79, *luire* : *pure* : *droiture* I, 166 : *obscure* II, 35 : *nature* II, 83; *cuir* : *obscur* I, 309; *mesure* : *bruire* II, 38; *deduire* : *froidure* II, 51; *aléure* : *cure* : *nuire* II, 88, 166, 168; *obscure* : *pure* : *luire* : *conduire* II, 100; *cuire* (*coquere*) : *froidure* II, 213 und *muire* (*moriatur*) : *droiture* II, 111. Nur ein Reim spricht für *uí*: *cuide* : *accide* (ἀκηδία) II, 57. Ob in der Bindung *engingne* : *barguingne* I, 302 der steigende Diphthong *ui* zu erkennen ist, wage ich nicht zu entscheiden, da das Etymon von *barguigner* (auch belegt im Livre des Métiers, p. 17) noch nicht erkannt ist. *Ui* findet sich im Reim mit einfachem *i* schon bei Wace und Crestien de Troies, worauf Tobler* aufmerksam gemacht hat. Auch bei G. de Coincy ist der

* Li dis dou vrai aniel, Leipzig 1871, p. XXIII—XXIV.

fallende Diphthong *úi* noch zu constatiren in dem Reim *murmu(i)re* : *muire* (*moriri*) 101 neben *celui* : *enseveli* 122. Im Roman de la Rose wird der steigende Diphthong nicht bestätigt durch die Reime *delivre* : *sivre* (*sequere*) I, 88; II, 90, 108; III, 14; *porsivre* : *vivre* I, 200 neben *poursuivre* : *escrivre* I, 234, *sives* : *eschives* II, 48, *vivent* : *sivent* II, 70; III, 72, 192, *ensivre* : *vivre* III, 14, 24, 46, 70, 106, 134, da man hier nicht *suivre* lesen darf (vgl. auch Rutebeuf: *ensivre* : *livre* II, 58). Zu *uí* aus *úi* scheint demnach der Dialect von Ile-de-France später als die anderen Dialecte gekommen zu sein.

Ie.

ie = 1) lat. *ĕ*, 2) lat. *a* oder *e* in der lat. Endung *-arius* oder *-erius* und 3) lat. *a* bei itacirtem Vocal der Stammsilbe und nach jotacirtem Consonanten. Unter diesen Bedingungen ist das *ie* auch in unseren Documenten vorhanden: *requiert* Ord. 314, *tierce* Ord. 324, *siecle* Ord. 347, *tu lieves* Ord. 428, *viez* (*vetus*) M. 201, *liez* (*laetus*) Let. 269; *escuiers* Ord. 386, *singulier* (*singularius*) Ord. 454 neben *singuler* (*singularis*) Ord. 449; *amenuisié* Ord. 411 u. ö., *esploitier* Ord. 353 u. ö., *tretier* Ord. 446, Let. 433, M. 2 u. ö. neben *traiter* Ord. 562 u. ö., Ol. 596, *aidier* Ord. 602 u. ö., Ol. 451, M. 214 neben *aider* Ord. 603 u. ö., *declairier* Ord. 564, 582 u. ö., Ol. 218 neben *déclairé* Ol. 165, *prisier* Ord. 459, Ol. 189, M. 267, *baillier* Ord. 314 u. ö., Ol. 577 u. ö., M. 7 etc. neben *bailler* Ord. 447 u. ö., *appareillier* Let. 238 neben *appareiller* Ord. 413, *espargnier* Ord. 455, *barguinier* M. 17, *chier* Ord. 311 u. ö. neben *cher* Ord. 311 u. ö., *marchiez* Ord. 422 u. ö., Ol. 577 u. ö., M. 11, 13 u. ö. neben *marches* Ord. 442 u. ö., *forgier* Ord. 477 u. ö. neben *forger* Ord. 477, *congié* Ord. 425 etc., Ol. 410, M. 11, 21 etc. neben *congé* Ord. 475, *percier* Ord. 430 neben *percer* Ord. 476 etc. Aus den angeführten Belegen wird ersichtlich, dass der Diphthong *ie*, wo er hervorgeht aus lat. *a* bei itacirtem Vocal der Stammsilbe und nach jotacirtem Consonanten, vereinfacht zu werden beginnt, dass er bereits *e* lauten kann wie im Neufranzösischen. Auch ein offenkundig gelehrter Infinitiv der 3. lat. Conjugation schliesst sich an, nämlich *corrigier* Ord. 563, 565, 575, 586, 713, 719, M. 93 neben *corriger* Ord. 508, 667, 712, Ol. 562 von lat. *corrigere*. Ob *i* hier lautliche Geltung besass, ist fraglich.

Ein Characteristicum für den Dialect von Ile-de-France gegenüber Nachbardialecten zeigt sich darin, dass dieses *ie* im Feminin des part.

pass. (der Verben 1. Conjug.) immer betont ist auf dem *e*, dass daher auch nicht eine Form begegnet wie *changie* für *changiée*. Hiermit steht im Einklang, dass *iee* auch als *-ee* erscheint, wofür die weiblichen Part. des Passiv ohne *i* sprechen, wie *baillées* Ord. 447, 483, 526, 679, Ol. 451, 577 neben *bailliées* Ord. 447, 476, 566, 634, 636, 713, *changées* Ord. 411 neben *changiée* Ord. 596, *obligées* Ord. 411, *enseignées* Ord. 468, 536 neben *seigniée* M. 22, *empeschée* Ord. 563 neben *empeschiée* Ord. 522, *percee* Ol. 563 neben *perciée* Ord. 430, 455, 474, 535 u. ö., M. 303, *amenuisée* Ord. 599, *jaugée* M. 28, *jugée* Ord. 760 neben *jugiée* Ord. 760, 761, Ol. 220, M. 212, *traitées* Ord. 665 neben *traitiée* Ord. 383, 655. Ausserdem begegnen noch folgende hierhergehörende Participia mit *-iee* in unseren Documenten: *chargiée* Ord. 460, Let. II, 31, *laissiée* Ord. 563, 566, 616, M. 328, *declairiée* Ord. 567, 667, *prisiée* Ord. 575, Ol. 189, *hebergiée* Ord. 600, *forgiée* Ord. 610, *charchiée* M. 34, 145, *detailliée* M. 150, *appareilliées* M. 177, 182, 216, *esbrechiée* M. 185, *moilliée* M. 196, *cuiriée* M. 210. Die Participialform in *-ie* für *-iée* begegnet in unseren sämmtlichen Documenten nur zwei Mal, in dem Satze *la paine qui li est enchagie* Ol. 346 (a. 1292, in einer Ordonnance, welche von der Bestrafung eines Grafen von Henaut handelt) und sodann in der Verbindung „*les Ordenances qui leur seront leües et bailliés* Ord. 772 (Paris, a. 1322), wo der Verdacht eines Druckfehlers nahe liegt, angesichts der alten mangelhaften Ausgabe (v. J. 1723), in der uns die Ordonnanzen vorliegen. Immerhin können diese beiden Fälle Nichts beweisen gegenüber der grossen Anzahl von Participien auf *-iée*. Hiermit stimmt überein die Sprache Guiot's von Provins und Rutebeuf's. Sie bieten in ihren Reimen kein einziges Beispiel der contrahirten Participialform. Dieselbe findet sich dagegen drei Mal im Roman de la Rose: *compaignie* : *enseignie* (*-iée*) I, 42, *cortoisie* : *enseignie* I, 52 und *cortoisie* : *prisie* (*-iée*) I, 80, selten genug, gegenüber der grossen Zahl *iée*-Reime und bei den bis jetzt vorliegenden unzureichenden Ausgaben der Dichtung nicht über allen Zweifel erhaben. Auch in diesem Punkte zeigen sich die Reime der dem Geffroi de Paris zugeschriebenen Chronik in Uebereinstimmung mit der Sprache der Documente aus Ile-de-France, denn es findet sich dort gebunden: *vangiée* : *année* v. 1475, *apaisiée* : *année* v. 1807, *changiée* : *tornée* v. 1915, *damagiée* : *gelée* v. 2309 und *levée* : *encommenciée* v. 3025.

Noch erwähnt zu werden verdienen einige Reime bei Rutebeuf:

pitié : *amitié* I, 52, 93; II, 20, *pitiez* : *amistiez* : *getiez* I, 81; *amistié*: *ditié* (*dictatum*) : *getié* I, 136; *pitié* : *amistié* : *getié* I, 201; *pitié* : *getié* I, 326; II, 42 neben *geté* : *vilté* II, 98; *pie* (*pedem*) : *amistié* : *pitié* I, 167; II, 28, 162; *amistié* : *moitié* II, 44 neben *dignité* : *virginité* : *pité* II, 4; bei G. v. Provins: *pitié* : *chargié* v. 1216 : *changié* v. 1282 : *congié* v. 1428 : *engaigié* v. 1609. Rutebeuf bindet also auch *pitié* mit *ié* und *é*. Von *amitié* lässt sich das nicht nachweisen, wenn es auch im Reime gebunden ist mit *getier*, das daneben mit *vilté* reimt. Die Form *getier* ist lautgesetzlich correct neben der schon neufranzösischen Form *jeter*. *Amitié* finde ich im Reim mit *ié* und *e* im Roman du Chastelain de Coucy: *targié* : *amitié* v. 609 neben *amisté* : *aé* (*aetatem*) v. 4159. Aeltere Belege für das Vorkommen von *amitié* und *pitié* im Reim mit *ié* und *é* hat Ulbrich* beigebracht. Mit festem *e* finden sich *amitié* und *pitié* durchgehends gereimt bei Eust. Deschamps: *fausseté* : *amisté* 141, *pité* : *auctorité* : *iniquité* 54, *poureté* : *pité* 58, *pité* : *gasté* : *achaté* 142, *ressucité* : *pitié* : *voulenté* 80, *proffité* : *amictié* 89, *amisté* : *appelé* 188 und *cité* : *pité* 253. Die alten Imperfect- und Futurformen von *esse* sind, wie anderwärts, *ert*, wofür die Belege schon beigebracht wurden, und *iert* (*erat*) Ord. 314, *iert* (*erit*) Ord. 311, M. 5, 8, 24, 40, 55 u. ö. Rutebeuf bietet dem *iert* entsprechend ein *iere*, *maniere* : *dareniere* : *iere* I, 13; ebenso 53, 57, 199, 275, 300; *iere* : *chiere* I, 298, 307; II, 180, 327: *baniere* I, 99 : *lumiere* II, 116; bei G. v. Provins *iert* (*erit*) : *quiert* v. 1214 etc. Ein Reim bei Rutebeuf scheint dafür zu sprechen, dass dieser Dichter bereits *ie* zu *e* vereinfacht: *freres* : *manieres* I, 219. Die Urkunden kennen ebenfalls neben der gewöhnlichen Form *maniere* Ord. 311, 315, 316, Ol. 466, M. 326, 328 die Form *manere* Ord. 315, statt späterem *cimetière* *cimetere* Ord. 596, für *matière* *matere* Ord. 77, M. 66. Da *maniere* ein populäres Wort ist, befremdet diese Form.

Die Aussprache des Diphthongen *ie* betreffend lehren uns die Reime bei G. v. Provins und bei Rutebeuf, dass vor Nasal eine Modification *iè* erklang. Für die Sprache Rutebeuf's geht es hervor aus den Reimen *Rains* (*Rheims*) : *rains* (*ramus*) : *meriens* (*materiamen*) I, 185 neben *bien* : *rien* : *merien* I, 84, 205, 219, 227, 310; II, 34, 47 etc., ferner *vain* (*venio*) : *vain* (*vanus*) I, 328, *mainteingne* : *enseingne* : *tiengne* : *preigne* : *remeigne* : *enseigne* I, 60, wo überall *ie* gebunden ist mit *à*.

* Gröber's Zeitschrift für roman. Philologie, Bd. II, p. 529.

Ja Rutebeuf geht sogar so weit, den Diphthongen *ie* vor Nasal mit einem anderen Diphthong zu binden, dessen zweiter Bestandtheil nur *è* ist: *sous-tiegne* : *besoigne* I, 69 und *viegne* : *besoigne* I, 77, 296. Analoge und für die Aussprache des *ie* characteristische Reime finden sich bei G. de Coincy noch nicht, häufiger als bei Rutebeuf jedoch im Roman de la Rose: *soviegne* : *lointiegne* (*longitanus*) I, 152, *lointiens* : *tiens* (impérat.) I, 154, *conviegne* : *remaigne* I, 168, *lointaignes* : *taignes* (*tiegnes*) I, 178, *tiengne* : *lointiengne* II, 372. Die moderne Aussprache *iè* hatte also bereits Platz gegriffen. Zwei analoge Reime bietet auch die Chronik des Geffroi de Paris, *sien* : *seing* v. 2021 und *bien* : *main* v. 2063.

Die Schreibungen *piert* (*perdit*) M. 40, *fier* (*ferrum*) M. 57 (drei Mal), 319 neben *fer* M. 57, 61, 62, 321, *apiele* M. 279, 284 neben *apele* M. 340 und *sieles* (*sella*) M. 286, wo überall das *ie* an Stelle von *e* in Position sich befindet, wären ein Picardismus im Dialect von Ile-de-France. Sie müssen dort erst in weiteren Documenten festgestellt werden, ehe sie dorthin verwiesen werden können. Die Reime unserer Dichter kennen solche Formen nicht. Dagegen bindet Rutebeuf wiederholt *riegle* : *siecle* I, 54, 65, 190, 219; II, 51, 58, 68, 145, 158, 177, 217, trotz lat. *rĕgula* und neufranzös. *règle*.

Was das *ie* anlangt, beruhend auf lat. *ĕ*, das in der betonten Stammsilbe der Verben sich entwickelt hat, so ist zu bemerken, dass es in den meisten Fällen noch nicht in die unbetonte Silbe eingedrungen ist: *vendront* Ord. 311, 324, 429, 515, 522, 526, 567 u. ö., M. 1, 7 u. ö.; *venra*, *vendra* Ord. 411, 466, 563, 574, 616, 651 u. ö., Ol. 211, 368, 562 u. ö., M. 7, 11 u. ö. neben *viendra* Ord. 586, *aviendroit* Ord. 603; *tendra*, *tendroit* Ord. 386, 411, 447, 476, 534 u. ö., Ol. 160, 451 u. ö., M. 1, 47 u. ö. neben *apartiendra* Ord. 442, 508, 521, 526, 536 u. ö. etc. Es überwiegen noch bei weitem die Formen mit einfachem *e*, so dass der Eintritt des Diphthongen in unbetonter Silbe durch Analogiewirkung, im Hinblick auf die stammbetonten Formen, am Ende des 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts erst begonnen hat.

Oe, Ue, Eu.

Lat. *ŏ* ist in unseren Urkunden noch in ursprünglicher Gestalt *ue* und *oe*, daneben aber auch schon als *eu* und *oeu* vorhanden.

1) Lat. *ŏ* = *ue* in *pueple* Ord. 426, 450, 507, 515, 519 u. ö., *fuer* Ord. 447, 537, *nuef* (*novem*) Ord. 467, 468 u. ö., Ol. 368, M. 40,

51 u. ö., *nueve* (*novus*) Ord. 761, *trueve* (*trŏvo*) Ord. 474, *vueillent* Ord. 413, 761, M. 25, 54 u. ö., *cueilly* Ord. 601, *recueillir* Ord. 651 neben *cuiellir* M. 34, das wohl nur auf Verschreibung beruht, *prueve* Ord. 772, *cuer* (*cor*, *core*, nicht *cor*, *cordis*) Ord. 775, Let. 218, M. 103, *cuens* Let. 238, 244, 268, 433, Ol. 165, *suer* (*soror*) Ol. 368, *puet* Ord. 477, 508, 514, 523 u. ö., Ol. 165 u. ö., M. 5, 6, 8, 10, 11 u. ö., *pueent* Ord. 353, M. 11, 13 u. ö., *puent* Ord. 515, 788, M. 11, 17 u. ö., *vueillans* Ord. 653, *ueil* (*oculus*) Ol. 405, *vuelent* M. 63, 207, *uevre* (*operam*) M. 67, 88, 164, 204, *muert* (*moritur*) M. 73, 81, 116, *fueille* (*folium*) M. 77, *buef* M. 164, 177.

2) Lat. *ŏ* = *oe* in *noeve* M. 208, *noef* (*novem*) Let. 433, *poet* Ol. 451 neben *pouet* Ol. 577, 579, *oevre* (*operam*) M. 2, 14, 29, 38, 51, 88 u. ö., *voelent* M. 29, 39, 81 mit der Nebenform *voielent* M. 60, *voelle* M. 82, 201.

3) Lat. *ŏ* = *eu* in *peut* Ord. 311 u. ö., *peuvent* Ord. 347 u. ö., *euvre* (*operam*) Ord. 386, 596, 616 u. ö., Ol. 596, M. 38, 40, 41 u. ö., *treuves* Ord. 426, 428 (Parcent bei Beaumont), *treuvent* Ord. 466, M. 12, 17, 39 u. ö. etc., *feur* Ord. 602, *peuple* Ord. 454, 520 u. ö., *meuve* (*mŏveat*) Ord. 603, *deulent* Ord. 681, *deüillent* Ord. 788, *meurent* M. 26, *preuve* (*probat*) M. 212, *neufve* (*novus*) Ord. 760, *feuille* M. 78.

4) Lat. *ŏ* = *oeu* (d. i. *ö*ᵘ), mit den Nebenformen *oue*, *eue*, *ueu* in *oeuvre* Ord. 715, 761, M. 2, 14, 40, 79 neben *ouevre* M. 57, 98, 158, 222, 321, *euevre* M. 78, 158 und *ueuvre* M. 192, ebenso *vueut* M. 164, 323, 325, 327.

Aus dieser Schreibung der Documente geht hervor, dass die Aussprache des *ue*, *oe* und *eu* eine und dieselbe ist, da alle drei Zeichen „promiscue“ in einem Worte gebraucht werden können, und zwar liegt bereits der neufranzösische *eu*-Laut, oder *ö*ᵘ, vor.

Einige hierhergehörige Fälle müssen noch besonders erwähnt werden. Neben *illuec* Ord. 447, Ol. 189, M. 34, 35, 121 und *illeuc* Ol. 564, M. 22, 133 steht *illec* Ord. 475, 558, 618, 652, 711, 775, M. 93, 322. Derselbe Lautwandel zeigt sich in *avuecques* Ord. 383 neben *avueuc* M. 319, *aveuc* Ord. 383, 791, M. 19, 149, 183, 310 und *avecques* Ord. 413, 582, 602 u. ö. Auf dem gleichen Vorgang der Vereinfachung des *ue* resp. *eu* zu *e* beruhen auch die Formen *veille* M. 17 neben früher belegtem *vueille*, *neve* M. 42 neben früher belegtem *nueve*. Von lat. *bonus* finden sich in unseren Documenten die Formen

bon, *bonne* Ord. 426 u. ö., Let. 440 neben *buen*, *bueng* M. 32, 206, *boen*, *boennes* Let. 269, M. 29, 34, 116, 145, 146, 168 u. ö., endlich *boin*, *boine* M. 20, 56, 192, 193, also eine parallele Entwickelung von geschlossenem *ó* und *ue* in einem Wort; s. Mussafia.* *Ue* und *eu* begegnet in *muebles* Ord. 596, Ol. 164, 165 u. ö. und *meubles* Ord. 666, 713, Ol. 220; s. Förster** und Mussafia a. a. O. p. 410. Unorganisch ist das *ue* in *consueill* Ord. 383, M. 207 (für *consoil*, *consoeil?*) und in *vueve* M. 264 neben *veve* M. 233.

Wichtig ist die Anbildung von lat. *ŭ* und *u* in Position an lat. *ŏ* im betonten Präsensstamm der Verben, worauf schon Mall*** hingewiesen hat. Auch unsere Urkunden bieten hierfür Belege: *sueffre* Ord. 478, 595, *sueffrent* Let. 257 neben *seuffrent* Ord. 710 und *souffrent* 579 (Sens), 602, *queurent* (3. Pl. pres. subj. v. *courir*) Ord. 430, 475 (Poissy), 565, 566 neben *courir* Ord. 430, *queurent* (3. Pl. pres. ind. v. *courir*) Ord. 450, 467, 537, 767 neben *courrent* Ord. 450, *requeure* (3. Sg. subj. v. *recurrere*) Ord. 475 (Poissy), *requeurera* Ord. 475 (Poissy), *queure* (3. Sg. pres. subj.) Ord. 477 (Poissy), 615 neben *court* (pres. ind.) Ord. 477 (Poissy), *resqueurent* (3. Pl. pres. ind.) Ord. 507 (Melun), *requeurre* Ord. 507 (Melun) neben *rescourre* auf derselben Seite. Hiermit stimmen überein die Reime zunächst bei G. v. Provins: *oeuvre* (*operam*) : *sequeure* (*succurrat*) v. 1732, und bei Rutebeuf: *sequeure* (*succurrere*) : *eure* (*hora*) I, 122, *offre* : *sueffre* I, 76. In gleicher Weise wird bei G. de Coincy gereimt: *aqueurent* : *pleurent* 172, 222 und im Roman de la Rose *sequeure* (*succurat*) : *desseure* I, 218, *aqueurent* (*accurrunt*) : *eneurent* (*honorant*) II, 292, *que je queure* : *asseure* (*securus*) II, 300, *sequeure* (*succurrat*) : *labeure* III, 60. Analoge Reime finden sich bei Crestien de Trois nicht. Dagegen bieten noch zwei Dichter des 14. und 15. Jahrhunderts Reime derselben Art: *labeure* : *sequeure* Ch. d'Orléans 262, ebenso 279, 338, 388, und *heure* : *pleure* : *recoeuvre* (*recouvre*) : *sequeure* (*secoure*) Villon 83.

Au, Eau, Iau; Eu, Ieu.

Au entsteht zunächst aus lat. *a* + vocalisirtem *l* (vor Consonant), z. B. in *seneschaux* Ord. 311, *faux* Ord. 311, *chevaux* Ord. 421, *loyau-*

* Gröber's Zeitschrift für roman. Philologie, Bd. I, p. 407.
** Böhmer's Rom. Stud., Bd. III, p. 174.
*** Li Cumpoz Philippe de Thaun, Strassburg 1873, p. 50.

ment Ord. 311 u. ö. Dagegen bleibt auslautendes *l* erhalten: *loyal* Ord. 353, *royal* Ord. 219 u. ö. *El* + Consonant, beruhend auf der romanischen Gruppe *el* + Cons. und *il* + Cons., giebt neben *au* resp. *eau* auch *iau*, letzteres ist sogar in überwiegender Anzahl vorhanden. Zunächst die Belege für die Formen in *au*, *eau*: *nouveau* Ord. 411 (Pontoise), 578 (Sens), 581, 681 u. ö., M. 134, 261, *chasteaux* Ord. 477 (Poissy), 563 (Pontoise), 566 (Pontoise), *seaux* (*sigillum*) Ord. 476 (Poissy), 477 (Poissy), 524 (Pontoise), 634, 664 (Pontoise), 684 (Provins), Ol. 336, 596, M. 94, *peaux* (*pellis*) Ord. 600, *tonneaux* Ord. 600, M. 301, 306, 316, *bateaux* (*batellum*) Ord. 601, M. 315, *fardaus* M. 307, *vaisseaux* Ord. 768, *Beaumont* Ord. 428 (Beaumont), *Chasteauneuf* Ord. 693 (Vincennes). Ungleich häufiger sind die Wörter derselben Herkunft, welche *iau* statt *eau* bieten: *apiaux* Ord. 311, 411 (Pontoise), Ol. 218 u. ö., *nouviaus* Ord. 425, 426 u. ö., M. 5, 6, 7, 8 u. ö., Ol. 562, *batiaus* Ord. 459, M. 302, *vaissiaus* Ord. 460, Ol. 164, *sciaux* Ord. 526 (Pontoise), *chastiaux* Ord. 558 (Vincennes), 635, 636, 666 (Pontoise), 713, M. 66, 260, *mantiaus* (*mantellum*) Ord. 734, 735, M. 282, *potiaus* Ol. 563, *doubliaus* M. 11, *tonniaux* M. 27, 279, 287, 288, 293, 295, 302, *coutiaus* (*cultellus*) M. 49, 155, 166, 168, *biaus* M. 71, 97, *aniaus* (*anellus*) M. 95, *ponmiaus* M. 166, *chapiaux* M. 168, 192, 193, 194, 246, 255 etc., *agniaux* M. 176, 281, 324, 326, *bordiaus* M. 189, 201, *piaux* (*pellis*) M. 281, 324, 325, 326, 327, 328, 329, 336, 337, *mesiaus* M. 189, *chantiaus* M. 208, *boissiaus* M. 285, 297, *fardiaus* M. 285, 302, 329, *hiaume* M. 293, *gastiaux* M. 311, *restiaux* M. 323, *chevriau* M. 326 und in den Zusammensetzungen *Biaumont* Let. 244, M. 308, *Biau-Quaire* Ol. 579, *Chastiau-Neuf* Ol. 189 und *Chastiau-Renaut* Ol. 596. Desgleichen findet sich *iau* für *eau* noch in den Eigennamen *Fontainebliaut* Ord. 510 (*Fontainebleau*), *Miaux* Ord. 619 (*Meaux*), 636, M. 307 neben *Meauz* M. 141, *Boiliaue* M. 1, *Champiax* M. 179, *Biauvez* M. 140, 141, 339. Eine besondere Stellung nimmt ein lat. *aqua*, das, die Mittelstufen *aive*, *eive*, *ieve*, *iaue* durchlaufend, in unseren Documenten bereits *iaue* und *eaue* geworden ist. Die Form *iaue* findet sich Ord. 598, 599, 601, 605 (Sens), 715 (Pontoise), M. 16, 29, 42, 159, 260, 261, 262, 284, 285, 286 u. ö., mit den Nebenformen *ieaue* M. 18 und *yau* Ord. 459, 460, gegenüber *eaue* Ord. 681 (Notre-Dame des Champs bei Paris), 683 (Provins), 684 (Provins), M. 18, 31, 32, 35, 178, 260, 261,

262, 263, 265, 298 u. ö., *aue* M. 305, 331 und *eau* M. 261. Man sieht also, dass die Formen *yau* und *eau*, ohne auslautendes *e*, bereits am Ende des 13. Jahrhunderts vorhanden sind. Auch die ältere Form *eue* M. 289, 293, die schon früher für Rutebeuf nachgewiesen wurde, ist noch belegt, wo das *u* den Werth eines *v* hat. Das besonders häufige Vorkommen der Formen mit *iau* im Livre des Métiers spricht ganz dafür, dass dieselbe gerade in der Sprache von Paris selbst bevorzugt gewesen sein müssen, wenn sie auch dem übrigen Gebiet von Ile-de-France ebenfalls bekannt waren, und diese Annahme wird vollkommen bestätigt, sowohl durch das Zeugniss des Beza, als auch durch die Beschaffenheit der heutigen Volkssprache von Paris. Beza, a. a. O. p. 58, sagt ausdrücklich, dass man die höchst fehlerhafte Aussprache des Pariser Volkes vermeiden solle, das *iau* für *eau* zu sprechen pflege in den Wörtern *biau*, *ruissiau*, *l'iaue* (*aqua*) und ähnlichen, und dieselbe Vorliebe für *iau* constatirt Nisard a. a. O. p. 171 für das heutige Pariser Patois. Er belegt, als noch heute vom Volke in Paris gesprochen, Formen wie *biau*, *batiau*, *chapiau*, *nouviau*, *oisiau* (*aucellus*), *mantiau*, *piau* (*pellis*) u. a., also Formen, wie sie schon im 13. Jahrhundert in unseren Documenten belegt sind. Gegenüber diesen ausdrücklichen Zeugnissen, in Verbindung mit der Schreibung unserer Urkunden, dürfen wir nicht zögern den Triphthong *iau* als dem Dialect von Ile-de-France und speciell der Sprache von Paris nachweislich seit dem 13. Jahrhundert angehörig zu betrachten. Raynaud a. a. O. p. 21 bezeichnet *iau* daher irrthümlich als dem picardischen Dialect eigenthümlich.

Mit der Schreibung der Urkunden übereinstimmend zeigt sich der Reimgebrauch der Dichter aus Ile-de-France, wenn sie binden *autre* : *feutre* (*filtrum*) G. v. Provins v. 1218, Rutebeuf I, 220, 318; II, 63, 133, welchen Reim selbst noch Villon kennt *autre* : *feautre* (neufranz. *feutre*) 91, 122, ein Beweis, wie sehr das *au* in diesem Worte in der Sprache von Paris beliebt gewesen sein muss. Analog hierzu reimt Geffroi de Paris: *piautre* : *fautre* v. 5499. Weitere hierher gehörende Reime sind bei Rutebeuf *hiaume* : *roiaume* I, 48, 79, *Citiaux* : *ciaux* (*caelum*) : *biaux* : *joiaux* : *oiziaus* : *maux* (*malum*) I, 59, *autre* : *viautre* (*veltris*) I, 111, *aviaus* : *caviaus* : *naviaus* I, 196, *[illegible]* : *biaus* (eine Form *bieus* existirt nicht) I, 314, *ciax* (*caelum*) : *[illegible]* II, 20, *batiaus* : *metaus* II, 37, *biaus* : *Elysabiaus* II, 158, 181, 202, 224 : *Ysabiaus* II, 200 : *piaus* (*pellis*) II, 160, bei G. v. Pro-

vins: *cruauz* (*crudelis*) : *loiaus* (*legalis*) v. 876, 1146 und *chastiax*: *porciax* v. 1966. Analoge Reime finden sich auch bei G. de Coincy, der im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts schrieb, also einige Decennien vor Rutebeuf: *autre* : *viautre* 87, 166, 218, 560, 562, *tropiaux* : *drapiaux* 580, *mantiaus* : *biaus* 613, *oisiaus* : *damoisiaux* 535, *biaus* : *Isabiaus* 739 sowie im Roman de la Rose : *biaus* : *oisiaus* I, 44, *monciaus* : *ciaus* (*caelum*) I, 108, *aniaus* (*anellus*) : *iaus* (*aqua*) II, 246, *miaus* (*melius*) : *Miaux* (die Stadt *Meaux*) II, 342, *autre* : *fautre* (*filtrum*) II, 352; III, 162. Auch der burgundische Crestien de Troies kennt dieses *au* resp. *iau* in den Reimen *fautre* : *autre* chev. au lion v. 3225, 6075, *oisiaus* : *biaux* v. 461, *ciax* (*caelum*) : *moiax* v. 4065. In einem Worte hat die Gruppe *il* + Conson. *ou* ergeben, nicht *au*, in *chevols* (*capillus*), das bei Rutebeuf begegnet im Reime *chevols* : *fols* (*follis*) II, 201, 202 und wozu Crest. de Troies als Analogon bietet: *chevox* : *vox* chev. au lion v. 1463. Auch das auslautende *l* der französ. Silbe *el* wird nicht vocalisirt und so finden sich die urkundlichen Schreibungen *nouvel* Ord. 425, *tonnel* Ord. 600, M. 27, 315, *chastel* Ol. 218, 346, *doublel* M. 12, *fardel* M. 305, *quarrel* M. 343 neben den Reimen bei Rutebeuf *prael* : *loiel* II, 70, *chastel* : *mantel* II, 206, 209 und bei G. v. Provins *bel* : *chastel* v. 390, *Trieignel* : *bel* v. 452. In welchen Fällen auch dieses auslautende *l* vocalisirt werden konnte, ist bereits von Förster* und von Neumann a. a. O. p. 67 dargelegt worden.

Zur Bezeichnung des offenen *ò* steht *au* in *chause* Let. 218, und zwar drei Mal. — Raynaud a. a. O. p. 22 führt aus, dass ein specielles Characteristicum des picardischen Dialects die Verwandlung des lat. *ol* in *au* sei, in betonter wie unbetonter Silbe, indess finde ich einige derartig umgebildete Formen auch im Livre des Métiers: *maudre* (*molere*) M. 18, 19, *vaudra* (*voudra*) M. 102, 211 neben *voudra* M. 89, *vaudront* (*voudront*) M. 79, *vausist* (*vousist*) M. 15, 240, *vausissent* M. 58. Dass diese Formen dem Pariser Volksmunde bekannt waren, geht aus jenen Schreibungen allein noch nicht hervor, da man auf einen Text hin über Verbreitung von Lauten Nichts entscheiden kann. In den übrigen Documenten fehlen analoge Schreibungen ganz, ebenso finden sich nicht entsprechende beweisende Reime. — *Paucum* erscheint bei Rutebeuf als *pou*, in dem Reim *pou* : *Pou* (*Paulus*) I, 3, 123,

* Gröber's Zeitschr. für roman. Philologie, Bd. I, p. 566.

190, 230; II, 74, 172. Die Form *pou* kennt auch G. v. Provins, *lo* (*laudo*) : *po* v. 1376, zu lesen *lou* : *pou*. Eine andere aus *paucum* entwickelte Form, *poi*, findet sich im Roman de la Rose: *poi* (*paucum*) : *poi* (*possum*) I, 46 und selbst noch bei Charles d'Orléans: *poy* (*paucum*) : *moy* 406. Dagegen ist die Form *poi* unbekannt G. v. Provins und Rutebeuf; G. de Coincy bietet *pou* : *feu* 639, wo man *peu* und *pou*, das noch bei dem späteren Dichter Rutebeuf begegnet, lesen kann. Die Documente bieten ebenfalls *pou* Ord. 770, M. 126 neben *po* Ord. 385 (Chast. Thierry) und selbst *pau* M. 308, gegenüber *poi* M. 63, 211, 232, 343, 345.

Eine besondere Stellung in Bezug auf die Entwickelung des *au* nimmt der Plural desjenigen hinzeigenden Fürworts und des Personalpronomens ein, die zurückgehen auf lat. *ecce illos* resp. *illos*. Es findet sich nämlich in unseren Documenten vereinzelt *ciauz* Ol. 152, *ceaus* Ol. 561, 566, *yceaus* Ol. 562, 568, 569 neben gewöhnlichem *ceus*, *yceus* Ol. 466, 579, 587, 588, 596, 597, Ord. 311, 316, 372, 383 (Ch. Thierry) u. ö., M. 1, 2, 3, 5, 6, 12 u. ö. und ebenso *eaus* (*illos*) Ol. 561, 562, 563, 564, 568, 569, *aus* Ol. 346, M. 83, 200, 233 neben gewöhnlichem *eus*, *eux* Ol. 347, 588, 596, 597, Ord. 311, 386, 422, 425 u. ö., M. 19, 43, 45, 61, 200 u. ö. Nun könnte gegen die Formen in *au* Verdacht erwecken der Umstand, dass sie sich fast nur in einer Klasse von Documenten finden, den Olims, indess sprechen mehrere Thatsachen dafür, dass diese auf lat. *illos* zurückgehenden Formen in *au* der Sprache von Ile-de-France ursprünglich angehörten. Zunächst begegnet die Form *ciauz* Ol. 152 in einer Entscheidung über eine Klage (a. 1270) der Färber von Paris gegen die Weber, also einer Schrift, die ausserhalb der Mauern von Paris nicht das geringste Interesse erwecken konnte, auch die eigenste Sprache von Paris repräsentiren sollte. Für die Zugehörigkeit dieser Formen in *au* zum Dialect von Ile-de-France und speciell von Paris spricht aber auch das Vorhandensein derselben im Livre des Métiers, sowie der Reim *aus* (*ils*) : *aniaus* Rutebeuf II, 162, wenn diese Formen auch höchst wahrscheinlich ihren Hauptsitz in der Picardie und in Burgund hatten. Auf burgundischem Einfluss werden sie beruhen bei G. de Coincy, in den Reimen *biaus* : *ceus* zu lesen *ciaus* 145, *ceaus* : *porceaus* 149, 631, *aus* (*illos*) : *faus* 625 neben modernem *ceus* : *pereceus* 377, 491, 729 und *aus* (*eux*) : *daus* (*Deus*) 214. Es hat lat. *illos* dieselbe doppelte Entwickelung genommen wie *caelum*, bis endlich die eine der

beiden Formen endgültig die Oberhand behielt. Schon der Roman de la Rose kennt nur noch die modernen Formen: *amoreus* : *eus* II, 48, 282; III, 44, 46 und *pareceus* : *ceus* III, 392. Auf den Einfluss des Burgundischen sind auch noch zurückzuführen einige Reime bei Eust. Deschamps, *monceaulx* : *ceaulx* (*ceux*) 176, *mantiaux* : *ciaulx* (*ceux*) 217, *pourceaus* : *ceaux* 222, *Meaulx* (die Stadt *M.*) : *ciaulx* (*ceux*) 242 und *vessiaux* : *ciaux* (*ceux*) 256 neben den modernen Reimen *visqueux* : *ceulx* 164, *iceulx* : *seulx* (*solus*) 169, *eulx* : *seulx* 176 u. ö. Es bricht sich hier der Heimatsdialect des Eust. Deschamps ebenso Bahn wie in Bezug auf *ai* für *a* in der Endung *-age* (*-aticum*). Der burgundische Einfluss auf die Sprache des Gautier de Coincy zeigt sich auch in den Reimen *hauz* : *portauz* : *consauz* (*conseil*) 24, *haus* : *consaus* 182, *haus* : *solaus* (*soleil*) 111, 268, 335, 727, *chauz* : *vermauz* (*vermeil*) 438, 663, *ribaus* : *vermaus* 664, denen gegenüber der Roman de la Rose nur *soleil* : *vermeil* I, 102 im Reime bindet.

Durch Vocalisirung des *l* vor folgendem Consonanten in der französischen Gruppe *el*, beruhend auf lat. *alis*, entsteht *eu* und *ieu*. Die Documente zeigen zum Theil in diesem Falle das *l* noch unaufgelöst, also *quels* Ord. 386, 413, 477, 520, 537, 576, 609, *tels* Ord. 651, 666 und *tiels* Ord. 562, 564, 566, 651, 667, daneben aber in weit überwiegender Mehrzahl *desqueux* Ol. 466, M. 13, 19, *lesquex* M. 29, 57, 230, *esquex* Ord. 558, *tex* M. 30, 35, *ostex* (*hospitalis*) M. 298; *quiex* Ord. 324, 347, 413, 467, 507 u. ö., *lesquieux* Ord. 353, 584, 771, 774, Ol. 450, M. 144, 152, 328, *desquiex* Ord. 413, 449, 478, 559, 577, 715, M. 78, 207, 227, 335, *tielx*, *tiex* Ord. 558, 559, 565, 714, *hostiex* Ord. 324, 709, 713, M. 30, 89, 216, 223, 329, 330, 337. Und ebenso wie neben *ciaus*, *ceaus* ein *ceus* belegt ist, so haben auch unsere Documente neben bereits belegtem *chateaux* und *tonneaux* selbst *chatiex* Ord. 352, 559, 565, 713 und *tonniex* M. 315.

Reminiscenzen an diese älteren Formen finden sich noch genug bei den Dichtern des 14. und 15. Jahrhunderts, bei Charles d'Orléans in den Reimen *tieulx* (*tales*) : *cieulx* (*caelum*) 161, 289, *tieulx* : *mieulx* 108, 178, 291, *yeux* : *mieulx* : *tieulx* 197, 203, 225, 326, ebenso begegnet noch *tieux* p. 253, 300, 306, 321, 325, 331, 332 u. ö., ferner *lieux* : *quieulx* (*quels*) 393, *vieulx* : *queulx* 419. Analoge Reime bietet auch Alain Chartier *tieulx* (*tales*) : *cieulx* (*caelum*)

527, *lieulx* : *tieux* 594, 654, *vieulx* : *tieulx* 549, *tieulx* : *mieulx* 495, 681, *tieux* : *hostieux* : *chastieux* : *mortieux* 668 und endlich noch Villon *cheveulx* : *vieulx* : *tieulx* 30.

II. Consonantismus.

Derselbe unterscheidet sich nur wenig von der heutigen Schriftsprache Frankreichs, sowohl in den Documenten wie in den Literaturdenkmälern, wenn auch bisweilen den einzelnen Consonanten noch eine andere Aussprache zu Grunde liegt, in Uebereinstimmung mit den übrigen Dialecten.

Gutturale.

1) *G* dient in unseren Documenten zunächst zur Bezeichnung des tönenden interdentalen Spiranten, neben späterem *ge* und *j*, z. B. in *sergant* M. 12, 34 neben *sergiant* M. 49 und *serjant* Ord. 314, 465, Ol. 165, M. 19, *bourgois* Ord. 478, 582, 602, 785, Ol. 564 u. ö., M. 1, 17, 19, 21 etc. neben *bourgeois* Ord. 574, 584, 599 und *bourjois* Let. 238, Ol. 336, *obliga* Ol. 211 neben *obligeons* Ord. 582, *gelassent* M. 268 neben *giettons* Ord. 791 etc. Den gutturalen Medial-Laut repräsentirt *g* in *guerre* Ord. 386, *alleguer* Ord. 501, *Enghiem* Ol. 675, ferner in *segont* (*secundus*) M. 7, 60, 63, 64, dessen *g* bis auf den heutigen Tag gesprochen wird trotz der etymologischen Schreibung *second*, *grace* Ord. 311, *eglise* Ord. 347 etc. Zur Bezeichnung der gutturalen Aussprache des silbenschliessenden Nasal (Nasalvocal) dient *ng* neben *nc* in *tesmoing* Ord. 311, 386 u. ö., Ol. 580 neben *tesmoin* Ord. 446, 524 u. ö., *Juing* Ord. 413, 524 neben *Juin* Ord. 442, ebenso in *besoing* Ord. 450, *loing* Ord. 602, M. 38, *coing* Ord. 610, *bong* (*bonus*) M. 206. *C* erfüllt den gleichen Zweck in *blanc* Ord. 454, *selonc* Ord. 347, 386, 413, 425, 431 u. ö., M. 9, 11, 14, 23 u. ö. neben *selon* Ord. 411, 447, 455 u. ö. und *selont* Ord. 653, ferner *banc* Ord. 598, Ol. 165, 219, M. 113, 123, *estanc* Ord. 711 neben *estang* Ol. 189 u. s. w.

2) *C* vor ursprünglich hellem Vocal bleibt als solches erhalten, im Unterschied zum Picardischen, das aus diesem *c* *ch* entwickelt. Wir finden dies *c* in *ceste* Ord. 324, *cil* Ord. 315, *cessant* Ord. 315, *ordenance* Ord. 316 etc., daneben auch ein Mal *nechessité* Ord. 353 (Paris), wo *ch* für *c* nach picardischer Gewohnheit steht. Umgekehrt

ist *c* vor ursprünglichem dunklem Vocal zu *ch* geworden, in unseren Documenten auch durch *sch* ausgedrückt, entgegen dem Picardischen, das an dieser Stelle *c* erhalten hat, mit dem Klange von *k*. Demgemäss schreiben unsere Documente *empeschement* Ord. 315, 430 und *empeschier* neben *empechement* Ord. 426, *eschevin* Ord. 421, 598 u. ö., Ol. 345, *blanche* Ord. 430 etc., ein Mal begegnet aber auch *arcevesques* Ord. 412 (Paris) mit picardischem *c*. Es zeigen diese beiden picardischen Schreibungen *ch* für *c* und umgekehrt, dass das picardische *ch* resp. *c* auch in der Pariser Sprache sporadisch vorkam, und wir können uns daher nicht wundern, auch in guten centralfranzösischen Dichtungen ganz vereinzelt Reime zu finden, wo französisches *c* mit picardischem *c* resp. *ch* gereimt ist, sogenannte Zwitterreime, wie deren Förster im Romans de Durmart li Galois (s. Zeitschrift für österreichische Gymnasien, 1874, p. 134) und im Chevalier as 2 espees (s. Einleitung p. LIII) mehrere nachgewiesen hat. Derartige Reime finden sich vereinzelt auch bei Rutebeuf: *desperance* : *remembrance* : *franche* II, 3, im Roman de la Rose: *rechasce* : *resache* (*sapiat*) II, 30 und selbst bei J. Marot noch *congnoissance* : *ordonnance* : *blanche* 35.

Wir finden in den Documenten ferner einige Formen belegt, die eine weitere lautliche Veränderung in der Schrift zum Ausdruck bringen: *frommaches* M. 34 neben *fromage* M. 35, *charchiée* (*charger*) M. 34, 145 und *diemenges* M. 26 neben *diemenche* M. 16, 33. Es zeigt diese Orthographie an, dass der tönende palatale Spirant in der Aussprache gleichgestellt wird dem tonlosen. Diesen Vorgang bestätigen wiederum einige Reime: *sache* (*sapiat*) : *outrage* (*ultragium*) Rutebeuf I, 112, *cloche* : *reloge* (*horlogium*) Rutebeuf I, 315; *charche* (*charge*) : *patriarche* G. de Coincy 305, 419, 447, 452, *taiche* : *domaiche* (*domage*) G. de Coincy 327, *detrenche* : *venche* (*venge*) Rom. Rose I, 20, *demarche* : *charche* (*charge*) Rose III, 274. Es scheint dieser Vorgang vereinzelt geblieben zu sein. Ein Mal begegnet *qu* zur Bezeichnung der gutturalen Tenuis in *quar* Ord. 447, sonst nur *c*, wie in *continuelement* Ord. 315, *colpe* Ord. 426, *comme* Ord. 314, *court* Ol. 220 etc.

Dentale.

Die dentale Media findet sich in unseren Documenten euphonisch eingeschoben in den Verbalformen, neben den alten Schreibungen ohne *d*, wie in *tindrent* Ord. 446, *prendroient* Ord. 454, *voudront* Ord. 566 neben *vouront* Ord. 469, *voudra* Ord. 563 neben *voura* Ord. 563.

vouroient Ord. 564, *retendrons* Ord. 577 neben *retenrons* Ord. 575, *tenrons* Ord. 653, *voudrons* Ord. 709 neben *vourrons* Ord. 709, wo wohl nicht Assimilation des *d* an *r* vorliegt, *vendra*, *viendra* Ord. 411, 563, 586 u. ö. neben *venra* Ord. 476, 574, Ol. 211, M. 11, 57, *convenroit* M. 11, 179. Die Formen mit euphonischem *d* überwiegen bereits. Etymologisch begründetes *d* ist nach Analogie dieser Formen ausgelassen in *prenre* M. 63. Hingegen finden wir das bekannte *d* auch in unseren Documenten in dem Eigennamen *Ladre* M. 34, 123. Im Auslaut begegnet *d* in *bled* (*ablatum*) Ord. 600, beruhend auf lat. *t*, sowie in *pied* (*pedem*) Ord. 655, a. 1318, in den vorhergehenden Urkunden immer nur *pie* Ord. 324 u. ö. Analog zu *tistre* M. 118, welche Form ja noch heut besteht neben gewöhnlichem *tisser*, ist *t* eingeschoben in *il distrent* (*dixerunt*) Ol. 410 und *promistrent* Ol. 675. Auslautendes ursprüngliches *d* ist erhärtet zu *t* in *Eduart* Ord. 311, *vent* (*vendit*) Ord. 431, M. 33, 34, 58 u. ö., *rent* (*rendit*) Ord. 709, *prent* (*prendit*) Ord. 710, *pert* (*perdit*) M. 50, *vert* (*viridis*) Ord. 711, *ent* (*inde*) M. 59, *acort* (*accord*) Ol. 588 und *grant* Ord. 447, 537 etc. neben *grand* Ord. 537. Etymologisch begründetes, ursprüngliches und in den Auslaut gerücktes *t* ist im Schwanken begriffen in *court* (*cohors*) Ord. 311, Ol. 220 u. ö. neben *cour* Ord. 314, Ol. 220 u. ö., *fu* Ord. 446, Ol. 152, M. 6 u. ö. neben *fut* Ord. 446, Ol. 165 u. ö., *establi* (*establit*) M. 13, 15 u. ö. *t* der Endung des Part. Pass. ist, entgegen dem Picardischen und Ostfranzösischen, in den Documenten aus Ile-de-France niemals erhalten. Die hierhergehörenden Participien wurden schon gelegentlich belegt.

S und *z* werden in unseren Documenten, was bei deren schwankender Orthographie auch nicht verwundern kann, ganz beliebig für einander gesetzt, wie in *sanz* neben *sans* Ord. 316 u. ö., *dedens* neben *dedenz* Ord. 316 u. ö., *nous* neben *nouz* Ord. 324 u. ö., *nos* neben *noz* Ord. 411 u. ö., *sous*, *sus* Ord. 373, 421 u. ö. neben *souz*, *suz* Ord. 325, 454 u. ö., *tournoiemens* und *tournoiements* Ord. 421 neben *fermemenz* Ord. 430, *gens* Ord. 347 neben *genz* Ord. 324 etc. Mit *x* wechselt *s* im Auslaut in *pris* (*pretium*) neben *prix* Ord. 347, *chevaus* neben *chevaux* Ord. 421, *lieus* Ord. 422 neben *lieux* Ord. 314 u. ö. *S* schwankt im Auslaut in Wörtern wie *Flandres* neben *Flandre* Ord. 386, *avecques* neben *avecque* Ord. 413, *encores* Ord. 431 neben *encore* Ord. 442 u. ö. Im Anlaut wird *s* bisweilen wiedergegeben durch *sc*, zur Bezeichnung der geschärften (tonlosen) Aussprache, wie in *scavoir*

Ord. 316, 410, 435 u. ö. neben *savoir* Ord. 314 u. ö., *scel* Ord. 410, 411, 446 u. ö. neben *seel* Ord. 353, 386 u. ö., *scellee* Ord. 353, 410 u. ö. neben *seelee* Ol. 598.

Dass *s* vor Liquiden und Muten, wo es allgemeinfranzösisch (ausser im Picardischen) schon in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts zu verstummen begann, auch in unseren Documenten keine lautliche Geltung mehr hat, geht zunächst hervor aus der Unterdrückung dieses *s* auch in der Schrift, z. B. in *meime* Ord. 413 neben *meisme* Ord. 316, *meeme* Ord. 595 neben *meesme* M. 12, *osat* neben *osast* Ord. 426 etc. Dafür spricht aber auch, dass das *s* fälschlich eingeschoben ist in Wörtern, wo es etymologisch gar nicht berechtigt ist und wo es also auch nicht gesprochen wurde, wie in *veust* (* *volet*) Ord. 460, *moust* (*multum*) Ord. 508 und *chapistre* (*capitulum*) Ol. 595. Dasselbe Verstummen des *s* vor Muta beweisen die Reime der Dichter seit dem 13. Jahrhundert, bei G. v. Provins: *chapitres* : *Legitres* (*legiste*) v. 2404, bei Rutebeuf: *Sezile* : *isle* (*insula*) : *pile* : *concile* I, 102, *ame* : *dame* : *blasme* II, 2, *rime* : *saintisme* II, 150, *encontre* : *monstre* II, 141, 167, 216; *Crist* : *escrit* (*scriptus*) I, 85, 111, 120; II, 49, *titre* : *menistre* I, 246 etc., ferner bei G. de Coincy *escrit* : *Ihesucrist* 549 und im Roman de la Rose: *encontre* : *monstre* I, 178; II, 48, *traï(s)tre* : *menistre* II, 102, *encontres* : *monstres* (*monstra*) II, 330, *evangelistre* : *chapistres* III, 120, *Antecrist* : *escript* III, 126, 136, *menistre* : *tistre* (*titulum*) III, 132, *evangelistre* : *tistres* III, 132. Ueber *x* ist noch zu bemerken, dass es ausser als Pluralzeichen neben *s* auch als graphisches Zeichen für *us* erscheint z. B. in *noviax* M. 6, 7, 8 u. ö. neben *noviaus* M. 5, 27 u. ö., *annex* neben *anneus* Ord. 315, *hostiex* Ord. 324 u. ö., M. 30, 89 u. ö. neben *hostieus* M. 337, *tiex* Ord. 604, 635 u. ö. neben *tieus*, *tieux* Ord. 666, M. 116, 227 etc.

Labiale.

Dieselben befinden sich im Allgemeinen schon in demselben Zustand wie im Neufranzösischen, und nur einige Eigenthümlichkeiten sind besonders hervorzuheben. Neben den echt volksthümlichen und herrschenden Formen *cors* Ord. 316, 325, 372, 373 u. ö., Let. 218, 440, Ol. 219, 564, M. 22, 67 u. ö. und *tans*, *tens*, *tems* Ord. 315, 525, 526, Let. 440, Ol. 596, M. 15, 25, 27, 50, 51 u. ö. bieten die Documente auch schon die Formen *corps* Ord. 315, 324, 454 u. ö. und *temps* Ord. 311, 316, 426, 441 u. ö., mit etymologischem *p*.

Auf gleicher gelehrter Schreibung, ohne Zusammenhang mit der Aussprache, beruht das *p* in *sepmaine* Ord. 427, 597 sowie in *escript* Ord. 352, 616 neben *escrit* Ord. 617. Die Verstummung des *p* vor Muten beweist auch der Gebrauch des Wortes *Egypte* in altfranzösischen Reimen bis ins 16. Jahrhundert: *cuite* : *Egypte* : *petite* Rutebeuf I, 5; II, 20, *Egypte* : *dite* Rutebeuf II, 109 und Vrai aniel 39, *Egypte* : *suite* G. de Coincy 117, *Egipte* : *eslite* Chr. v. Pisa 24, *Egypte* : *desconfite* J. Marot 31. Für Bénoît de Sainte-More ist belegt der Reim *quite* : *Egipte* von Settegast a. a. O. p. 9. Ebenso reimen Villon und J. Marot noch *ancestres* : *sceptres* Villon 58, J. Marot 18 und *terrestres* : *sceptres* J. Marot 57. — So wie *p* ist auch *b* vor Muten bereits stumm, daher Schreibungen wie *dessoubs* neben *dessous* Ord. 314 möglich sind.

Erweichung des *p* zu *b* zeigen unsere Documente in *pueble* Ord. 449, 477, 653, 770 und *peuble* Ord. 450 neben früher belegtem *pueple*. Den umgekehrten Vorgang, also Erhärtung des *b* zu *p*, unter Tonentziehung des *b*, wird man anzunehmen haben behufs Erklärung der Reime *trop* : *Job* : *cop* Rutebeuf I, 14, *trop* : *Jacob* G. de Coincy 625 und Villon 43. Beide Reime sind dann nur graphisch ungenau. Keine derartige Lautveränderung liegt aber vor in den Reimen *noble* : *vignoble* : *Constantinoble* Rutebeuf I, 196, *noble* : *Constentinoble* G. de Coincy 417, 418, 422, 423 u. ö., *Constantinoble* : *tresnoble* Villon 69. Es ist nämlich *Constantinoble* angebildet an *noble* (*nobilis*). Endlich ist noch zu erwähnen die sporadische Einschiebung eines euphonischen *p* in *solempnellement* Ord. 421, 422, 426, 467, 510 neben *solennellement* Ord. 515. Ebenso findet sich *solempnement* Ord. 460, 474 neben *solemnement* Ord. 535, endlich auch *solempnés* Ord. 469, *condampner* Ord. 558, *condempnons* Ol. 405 und *condempneront* M. 10.

Liquide.

Ueber die Auflösung des *l* zu *u* ist schon früher gesprochen worden, doch wird dies *l* noch oft etymologisch geschrieben gleichzeitig mit dem *u*, das an seine Stelle getreten ist. So begegnet *souls* (*solidus*) Ord. 353 neben *sols* Ord. 314, ebenso *Seneschauls* Ord. 324, *loyauls* Ord. 352, *coumunaulté* Ord. 427, *vouldra* Ord. 427, *moult* neben *mout* Ord. 446 etc. In *pallement* Ol. 152 neben *parlement* Ord. 316 u. ö., Ol. 152 und *Illande* Ord. 600, Let. 244 (Beaumont) liegt Assimilation eines *r* an *l* vor. Auf *l* beruht das *r* in *chartre* (*cartulum*) Ord. 316, 353 u. ö.,

chapitre Ord. 412, Ol. 410 u. ö., *apostre* M. 10, 102. Metathese des *r* ist vorhanden in *pourfit* Ord. 791, M. 128 neben *proufit* Ord. 431, *fremaillier* neben *fermaillier* M. 95, *ferpier* M. 325 und *ferperie* M. 327 neben *frepier* M. 194, 196. Auf Metathesis beruht auch die Form *brebiz* M. 317. Ausfall eines *r* ist zu constatiren in den Formen von *penrre* Ord. 668, Ol. 211, M. 55, 56, 105 neben *prendre* M. 57, 105, in *penrront* Ord. 386, 663, 713 neben *prendront* Ord. 711, *penra* Ord. 663, Ol. 368 und *penrroient* Ord. 711. Der Einschub eines *r* liegt vor in *Baptistre* M. 32, 33, 226, 242 und in *arbalestres* (*balista*) Ord. 384, in beiden Fällen hinter der Gruppe *st*. Die Reime zeigen nun, dass auch hauptsächlich an dieser Stelle *r* nicht gesprochen wurde in Ile-de-France. So bindet zunächst G. v. Provins: *chapitre* : *legitre* (*legiste*) v. 2404. Weit zahlreicher sind die characteristischen Reime dieser Art bei Rutebeuf: *festes* : *prestres* : *testes* I, 10, 277, 279, *prestres* : *festes* : *bestes* : *terrestres* I, 185, *prestre* : *geste* I, 249, *prestre*: *preste* (*praestat*) I, 296 und selbst in der Orthographie *preste* (*presbyter*) : *preste* (*praestat*) I, 281, ferner *estes* (*estis*) : *prestres* II, 91, *teste* : *estre* und *titre* : *evangelitre* (*evangeliste*) : *menistre* I, 246. Ebenso bindet auch G. de Coincy neben dem oft begegnenden Reim *estre* : *celestre* (von *caelum* und dem Suffix *-ester*, *-estra*, *-estrum*) 124, 135, 138 u. ö., *celeste* : *feste* 135, *celestre* : *tempeste* 408 und *boulastre* : *late* 626, und im Roman de la Rose finden wir gereimt *evangelistre* : *chapistre* III, 120, *evangelistre* : *tistre* (*titulum*) III, 132, *chartre* (*cartulum* : *tartre* (*tarte*) III, 228 und *ordre* : *corde* III, 286. Christine v. Pisa reimt ebenfalls schon *celeste* : *tempeste* 23, und die Formen *celeste* und *charte*, die allein im heutigen Französisch bestehen, verdanken ihre Entstehung und ihre Aufnahme in die Schriftsprache Frankreichs sicher jener Eigenthümlichkeit der Sprache von Ile-de-France und speciell von Paris. Noch Charles d'Orléans zeigt dieselbe Unterdrückung eines *r* in den Reimen *fenestre* : *arbalestre* (*balista*) : *senestre* 261 und *temptent* : *entrent* 332. Bekanntlich findet sich diese Unterdrückung eines *r* in der Aussprache sporadisch auch in anderen Dialecten; z. B. in dem dem Osten zuzuweisenden Blancandin et l'Orgueilleuse d'amour ist gereimt *traïtre* : *tristre* (*tristis*) v. 4613. Ebenso ist gebunden in der Legende von St. Marguerite (publ. v. Scheler): *moleste* : *senestre* II, v. 243. Offenbar ist in dieser Unterdrückung des *r* hinter Consonanten, die besonders häufig bei den centralfranzösischen Dichtern auftritt, ein Vorgang entwickelt, der in der heutigen Pariser Volkssprache noch fortbesteht,

wenn dort, wie Nisard a. a. O. p. 253 berichtet, das *r* in den Endsilben *-bre*, *-vre*, *-pre*, *-dre*, *-tre* unterdrückt wird, so dass vom Pariser Volk gesprochen wird *arbe, maîte, traîte* etc. Wahrscheinlich beruht auf demselben Vorgang auch die verkürzte Form *vost* für *vostre*, die bei Rutebeuf begegnet: „*Vost' droit frere, mestre et menistre*“ I, 246, gesichert durch das Metrum. Die verkürzte Form *vo* für *vostre* finde ich dann auch, vom Metrum gesichert, bei G. de Coincy 37, 103, neben *no* für *nostre* 96 und noch bei Eust. Deschamps 53, 76, 83, 84, 88. Die Documente bieten gleichfalls einen Beleg hierfür: *se voz plesir est* M. 230. Auch vor folgendem Consonanten wird *r* in der Aussprache unterdrückt in bekannter Weise in den Reimen *esbatre* : *Monmartre* : *quatre* Rutebeuf I, 242, und dem entspricht bei Christine v. Pisa: *palmes* : *termes* (Bartsch, Chrestom. p. 438) und bei Al. Chartier: *ame* : *terme* : *Dame* 806.

M und *n* am Silben- oder Wortende wechseln mit einander, haben also auch gleiche Aussprache in dieser Stellung. Die Documente zeigen diesen lautlichen Vorgang in den Schreibungen *non* für *nom* Ol. 218 u. ö., M. 6 u. ö., *Rains* für *Raims* Ol. 336, *conpaignon* neben *compaignon* Ol. 597, M. 19, 202 etc. Reime, die dies zur Veranschaulichung bringen, wie *reson* : *non* (*nomen*) G. v. Provins v. 1808 etc. sind genügend bekannt. — Die Mouillirung des *n* wird auch in unseren Documenten in mannigfacher Weise ausgedrückt, durch *gn*, *gni*, *ign*, *ngn* und *ingn*. Es folgen hierfür die Belege: *segneur* Ord. 316, Ol. 346, Let. 244 neben *sengneur* Ord. 770 und *seingneur* Let. 269, M. 158; *pregnent* Ord. 316 neben *preignent* Ord. 325 und *prengnent* Ord. 386; *besongnes* Ord. 325 neben *besognes* Ord. 646, *besoigne* Ord. 475, M. 23 und *besoingne* Ord. 767; *maniere* Ord. 311, 315 neben *magnere* Ord. 770; *Champaigne* Ord. 508, 509 u. ö. neben *Champaingne* Ord. 715 und *Champagne* Ord. 574, 575, 576, 577 u. ö.; *Laigny* (die Stadt Lagny sur Marne) Ord. 515; *Bourgoigne* Ord. 558 neben *Bourgogne* Let. 218; *aloigner* neben *alongnier* Ord. 564; *montaigne* neben *montagne* Ord. 692 etc. Eine Eigenthümlichkeit des Dialects von Ile-de-France ist hier noch zu erwähnen, nämlich es pflegt derselbe in den Silben *egn*, *oign* und *aign* den einfachen dentalen *n*-Laut zu substituiren für das mouillirte *n*. Es geht das hervor aus den Reimen zunächst bei Rutebeuf: *enseigne* : *Seine* I, 40; II, 167; *regne* : *maine* (*minat*) : *souveraine* I, 85; *regne* : *resne* : *plaine* : *estraine* (*extraneus*) I, 109; *surgines* : *signes* : *poitrines* I, 109;

surgines : *dignes* I, 115; *doctrines* : *deceplines* : *signes* I, 160; *Coloigne* : *donne* : *raloigne* : *resoigne* I, 237, *taverne* : *espergne* II, 53, *vilaine* : *raine* (*regnat*) II, 57, *raine* (*regnum*) : *chanoine* I, 308. Wir finden dementsprechend auch bei G. de Coincy: *digne* : *ym*(*p*)*ne* 77, 421; im Roman de la Rose: *digne* : *roïne* I, 82, *soviegne* : *lointiegne* (*lointaine*) I, 152, 178. Ebenso bindet auch Geffroi de Paris: *machine* : *signe* v. 3563. Besonders zahlreich sind diese Reime noch bei den Dichtern des 15. und 16. Jahrhunderts, so bei Eust. Deschamps: *ensaigne* : *sepmaine* : *villaine* 128, *plaine* : *souviegne* : *praingne* 128, *compaigne* : *Magdelaine* 74 und ebenso p. 76, 77, 78, 107, 108, 109, 154, 223, 241; ferner bei Christine de Pisan: *ruyne* : *digne* 22; bei Al. Chartier: *benigne* : *medecine* 528, 530, *digne* : *enterine* 593 und ebenso p. 614, 691, 626, 643, 702. Ferner reimt Villon ganz analog *signe* : *voisine* 31 und endlich J. Marot: *origine* : *signe* 14, *maligne* : *ruyne* 19, *mine* : *signe* 23; ausserdem noch p. 26, 32, 41, 101, 153, 171, 179, 208, 278 und 284.

Im heutigen Pariser Patois ist diese Aussprache ebenfalls nicht zu constatiren.

Flexionslehre.

I. Conjugation.

Ich beschränke mich hier auf die Darlegung derjenigen Eigenthümlichkeiten, in denen sich die Sprache unserer Documente vom heutigen Französisch noch unterscheidet.

Neben dem modernen Infinitiv von *quaerere* in *enquerir* Ord. 5.. u. ö. begegnen noch die älteren Formen *querre* Ord. 426, 460 u. ö., Ol. 577, *enquerre* Ord. 618, Ol. 152, *acquerre* Ord. 574, *requerre* Ord. 647, 692, Ol. 563, M. 14 u. ö. Ebenso findet sich *courre* Ord. 528, 537, 566 u. ö., *recourre* Ord. 616, *escourre* Ord. 459, *rescourre* Ord. 507, 522, 615 u. ö. neben *courir* Ord. 430 u. ö., *encourre* Ord. 481, 510 neben *encourir* Ord. 510, 537, 680 u. ö.

Im Präs. Ind. begegnet neben der ursprünglicheren Form *dient* (*dicunt*) Ord. 562, 609 u. ö., Ol. 579, M. 30, 57 u. ö., auch schon die analogische neufranzösische Form *disent* Ord. 562 (a. 1315). Von *pouvoir* findet sich neben der früher belegten 3. Pers. Sing. *puet* auch *puist* Ord. 539, 608, 616 und *poit* M. 5; die 1. Pers. Plur. lautet

poons Ord. 421, 510 neben *povons* Ord. 515, 599, 602, die 3. Pers. Plur. *poent* Ord. 315, 596, *pouent* Ord. 609 und *peuvent* Ord. 646 neben schon früher belegtem *pueent* und *puent*. In vielfacher Gestalt erscheint auch die 3. Pers. Sing. Präs. des Verb *aller* (vom Stamme *vado* gebildet): *voist* M. 122, *vait* M. 58, 196, 280, 284, 296 u. ö., *veit* M. 203, *vet* M. 180, 206 und *va* Ord. 327, 364, 421 u. ö., M. 305. Von *devoir* begegnet die 2. Pers. Plur. *doiez* Ord. 422, 426, im Unterschied vom Neufranzösischen, die 3. Pers. Plur. *doivent* Ord. 316 neben *doient* Ord. 788, Ol. 152.

Das Imperfect Ind. endigt in *-oie*, wofür Belege schon früher gegeben wurden. Zu erwähnen sind hier nur die Formen *pooient* Ord. 509, 583, M. 51 neben *poient* M. 236 und *povoient* Ord. 596.

Von starken Perfecten erwähne ich *vousist* Ord. 564, 596, 609, Let. 244, M. 15, 165, 240, 264, *feist* Ord. 575, 596 u. ö., *feimes* Ord. 679, Let. 244, *prissent*, *missent* Ord. 565, *vousissent* Ord. 596, 785, M. 306, *requisist* Ol. 675, *vesquist* M. 179, *mespreist* M. 77. Neben *eut* begegnet auch noch *ot* (*habuit*) Ord. 580, Ol. 410, M. 179 und *pot* (*potuit*) Ord. 615, M. 16 u. ö.

Im Futur und Conditionel der Verben 1. secundärer Conjugation wird das Infinitiv-*e* nach Vocal + Liquida unterdrückt, neben den volleren Formen mit *e*, also *donra* Ord. 352, 616, 618, *donrons* Ord. 564, 583, 712, *donrez* Ord. 583, 654, *jurront* Ord. 585, 619, *jurra* M. 69, 217, *demourront* Ord. 786 neben *durera* Ord. 601, *jureront* Ord. 709, M. 147, 230 etc. Die übrigen secundären Conjugationen verlieren, den Lautgesetzen gemäss, im Futur und Conditionel das *e* oder *i* der Infinitiv-Endsilbe, wie in *orront* Ord. 539, *devront* Ord. 353, *perdra* Ord. 522, *courra* Ord. 616, *requerront* Ord. 526, daneben finden sich aber in unseren Documenten gleichzeitig Formen, in denen ein *e* wieder eingeschoben ist, wie in *vendera* Ord. 585, *deveront* Ord. 316, *perdera* Ord. 521, 522, *requerreront* Ord. 786 etc. Zu erwähnen sind hier auch die Futurformen *soufferons* Ord. 560, *souferra* Ord. 475, *soufferont* Ord. 710 neben *souffriront* Ord. 560. Die Futur- und Conditionelformen von *avoir* sind *aura* Ord. 324, 352, 425 u. ö., M. 7, *auront* Ord. 324, 373, Let. 151, *auroient* Ord. 411 und *ara* Ord. 324, 353, 426, 540, 563, M. 7, 8, 47, 64, 153, 159, 167 u. ö., *aront*, *arront* Ord. 324, 596, 711, Ol. 451, 564, M. 135, 167, 212, *arions* Ord. 596, 709, 711, *aroit* M. 186, 222, 281, *arroient* Ord. 447, M. 168. Es sind diese verkürzten Formen bei ihrem zahlreichen Vor-

kommen sicher eine Eigenthümlichkeit der Sprache unserer Urkunden, und Nisard bestätigt diese Vermuthung, indem er a. a. O. p. 169 berichtet, dass noch heute vom Volke in Paris *arais* und *arai* gesprochen wird. Die Form *ara* setzt eine diphthongische Aussprache des dialectisch bestehenden *aura* voraus. Neben den vereinfachten Formen *aront* etc. begegnet auch die Schreibung *oront* (= *auront*) Ol. 578 und *averont* Ord. 579 (Sens), beide auf eine verschiedene Aussprache hindeutend. — Bekannte Metathese eines *r* liegt vor in den Futur- resp. Conditionelformen *monterront* M. 89 und *ouverroient* M. 105, 106. Zu erwähnen ist auch die Endsilbe *-iens* der 1. Pers. Plur. des Conditionel in *feriens* Ord. 575, 578 (Sens), *pouriens* Ord. 507, 578 (Sens), welche Endung, wie wir sehen werden, dem Präsens und Imperfect Conjunct. eigenthümlich ist.

Im Conjunctiv sind zu verzeichnen die Präsensformen von *donner*, nämlich *donge* (*donet*) Ord. 421 neben *doint*, *doinst* M. 15, 24, 86, 107, 202, 212, im Plur. *doignent* Ord. 524, 526, 609, *doinent* M. 182, 183, Formen, die ja auch anderwärts begegnen. Parallel zu *donge* ist gebildet *courge* (*currat*) Ord. 478, sowie *prenge*, *mesprenge* M. 60, 166, 169, 186, 212 neben *prengne* Ord. 474, 655 und *prenne* Ord. 474, im Plur. *pregnent* Ord. 428, *prennent* Ord. 680. Von *aller* ist die 3. Pers. Präs. Conjunct. belegt als *voise* M. 102, 181, 198 und *voist* Ord. 466, 510, Ol. 346, M. 309, im Plural *voisent* M. 166, 205. Ebenso begegnet im Conjunctiv Präs. neben *puist* Ord. 442, 615, 616 auch *pouist* Ord. 442 und *puisse* Ord. 442, 616, im Plur. *puissent* Ord. 564. Der Ausfall eines *e* ist eingetreten in der Form *soint* Ord. 538, 602, 603 neben *sient* M. 328 und regelmässigem *soient* Ord. 536 u. ö. Dagegen dürfte lautliche Geltung nicht beanspruchen die Form *soint* Ord. 536 für *sont*. Ein gleiches unberechtigtes *i* liegt vor in dem Futur *pourroint* Ord. 521, 618, 708.

Zahlreich belegt ist in unseren Documenten die Endung *-iens* für *-ions* in der 1. Pers. Plur. des Präsens und Imperfect Conjunctiv. Im Präsens liegt diese Endung vor in *aiens* Ord. 476 (Poissy), 507 (Melun), 515, 634, 635, 637, 650, 655 (St. Germain en Laye), 791 neben regelmässigem *aions* Ord. 476 u. ö., *mandiains* Ord. 655 (St. Germain), *metien* Ord. 347, *veilliens* Ord. 635, *faciens* Ord. 684 (Provins), *accordiens et octroiens* Ord. 577 (Sens), daneben auf derselben Seite *voulions et accordions et octroions*, ferner *vouliens et ordonniens* Ord. 578 (Sens) neben *voulions et octroions* auf der-

selben Seite, ferner *vouliens et accordiens* Ord. 578 (Sens), *voliens* Ord. 579 (Sens), *puissiens* Ord. 713, *soiens* Ord. 790. Im Imperfect finden wir die Endung *-iens* in *eussiens* Ord. 426, 454, 455, 467, 582, 598, 635, 665 (Pontoise) neben regelrechtem *eussions* Ord. 455 u. ö., *peussiens* Ord. 455, 791, *vousissiens* Ord. 558 (Vincennes), 635, *aviens* Ord. 574 (Vincennes), 577 (Sens), *deissien* und *signifiesien* Ol. 598, *contrainsissiens* Ol. 675, *fissiens* Ord. 577 (Sens). Ein Mal findet sich auch die Endung *-iemes* im Präs. Conj. *doutiemes* M. 2. In der 1. Pers. Plur. Imperf. Ind. kommt *-iens* hier nicht vor. — Eine sonderbare Form des Präs. Conj. liegt vor in *que tu fai* Ord. 428, 430 neben gewöhnlichem *que tu faces* Ord. 428 u. ö. — Das Imperfect Conj. von *vouloir* ist belegt als *voussist* Ord. 526 und *vousissent* Ord. 426, 646, 664, 692, M. 58. Bemerkenswerthe hierher gehörende Imperfectformen des Conj. sind sodann *venist* Ord. 426, *avenist* Ord. 597, *convenist* Ord. 602, *tenist* Ol. 675 und *prenisiez* (2. Pl.) Ord. 582.

Der Imperativ Sing. begegnet noch ohne *s* in *fai* Ord. 430, 481, 637. Im Plural findet sich neben *faites*, *facez* Ord. 481.*

Endlich begegnen neben dem Particip *pris*, *prise* Ord. 610 u. ö. Formen mit erneuertem *n*, *prinse* Ord. 610, *prins* M. 72, 81, 83, 107, 155, *reprins* M. 30, 36, 48, 75, 85 u. ö., *aprins* M. 72, 84.

II. Declination.

Allen altfranzösischen Dialecten ist im 13. Jahrhundert eigenthümlich eine völlige Verwirrung in Bezug auf Setzung oder Nichtsetzung des flexivischen *s*, und auch unsere Documente machen hierin keine Ausnahme. So zeigen die Masculina auf vocalischen Auslaut im Nom. Sing. ein *s*, infolge Analogiewirkung, und es findet sich neben den lautgesetzlichen Nom. Sing. *frere*, *pere* Ord. 566, 580, 595, 609 u. ö. auch ein *freres* M. 115, *peres* Ord. 560, 580, ebenso *mestres* neben *mestre* M. 7, 199. Das *s* an dieser Stelle war sporadisch schon seit dem Anfang des 12. Jahrhunderts vorhanden, belegt schon im Oxforder Psalter. Es wird auch durch den Reim gefordert bei Rutebeuf: *festes* : *prestres* I, 11, 185; *estes* : *prestres* II, 91; *peres* : *ameres* II, 211, wogegen nur der Nom. Sing. ohne *s* vorliegt bei G. v. Provins: *frere* : *mere* v. 338, *clere* : *pere* v. 656,

* „*Et encores facez jurer a toutes les personnes devant dites, que il ne marcheanderont etc.*"

pere : *mere* v. 784, und im Roman de la Rose: *pere* : *co*
II, 116; *pere* : *apere* II, 164. Ebenso ist belegt der Nom.
mariages Let. 218 neben regelrechtem *mariage* Ord. 315, 583
oder *pariages* neben *pariage* Ol. 576, endlich auch *offices* M. 2.
loge Reime hierzu, die das Vorhandensein des unorganischen
Nom. Sing. beweisen, sind wiederum bei Rutebeuf vorhande
lerinages : *leuz sauvages* (Pl.) I, 3; *domages* : *outrage*
I, 14; *domages* : *ymages* (Pl.) II, 216 und im Roman de la
domages : *visages* (Pl.) II, 360.

Dagegen büssen schon nicht selten die Masculina lat. II., I
IV. Declination mit *s* im lat. Nominativ ihr flexivisches *s* im
Sing. ein, d. h. es tritt der casus obliquus an die Stelle des casu
Demgemäss bieten die Documente neben dem zahlreich belegte
Sing. *rois* Ord. 316, 324, 352 u. ö. . . . 766, 769, 788 (a
auch schon *roi* Ord. 311, 427, 435, 441, 442, 446, 466 u
neben *Philippes* Ord. 347, 372, 385 u. ö. . . . 679 (a. 131
Philippe Ord. 352, 410, 412, 421, 425, 426, 427, 428
ferner *Serjans* neben *Serjant* Ord. 466, *talemeliers* M. 4 neb
melier M. 5, *haubaniers* neben *haubanier* M. 6. Desgleich
drängt im Plural der cas. obl. den cas. rectus, und neben de
mässigen Nom. Plur. *notaire* Ord. 353, *chevalier* Ord. 386,
Ord. 386, *autre* Ord. 428, Ol. 577, *talemelier* M. 5 etc. fin
auch schon ein flexivisches *s* im Nom. Plur. in *escuiers* O
chancelliers Ord. 410, 411, *censiers* Ord. 411, *fermiers* Ord.
Die Reime bieten neben dem regelmässigen *s* im Nom. Si
schon den Nom. Sing. ohne *s*; also neben *maires* : *li debo*
Rutebeuf I, 7; *amis* : *mis* Rutebeuf I, 180; II, 67, 81;
Rose I, 46, 176 u. ö., *lois* : *rois* Rutebeuf II, 142 et
sich auch *fere* : *debonere* Rutebeuf I, 18, 82; *roi*
Rutebeuf I, 71. Endlich die Imparisyllaba anlangend is
merken, dass auch sie von der Neuerung, das *s* an unrichtig
zu setzen, betroffen werden, sowie von der Neigung, den cas.
cas. rectus zu setzen. So findet sich neben dem regelrecht
Sing. *sire* Ord. 316, M. 61, 162 weit überwiegend *sires* Ord. 3
558, 560, 563, 564, 565, 580, Let. 218, 269, 440, Ol. 335
61. Ferner ist belegt *hom*, *hon* M. 103, 317 neben *hons*
maire neben *maires* Ord. 314 (der Accusativ lautet regelrecht
Ol. 345). Auch hiermit stimmen die Reime überein. Ne

gelmässigen Nom. Sing. *sire, hom* oder *hon* etc. (*sire* : *lire* Rutebeuf I, 78 etc.; *reson* : *hom* Rutebeuf I, 30, 71; *hon* : *seson* Roman Rose II, 152, 166, 234 etc.) begegnen auch die entsprechenden Formen mit dem unorganischen Nom.-*s*, in den Reimen: *sires* : *empires* Rutebeuf I, 21; *sires* : *empires* Rutebeuf I, 251; Roman Rose II, 16, 154 etc.; *maisons* : *hons* Rutebeuf I, 40; *hons* : *dissolucions* Roman Rose II, 28; *hons* : *achoisons* Roman Rose II, 366 etc. Hierher gehören auch die Nom. Sing. *vendierres* Ord. 521, 526, M. 20, 21, 32 u. ö., *achetierres* Ord. 521, 526, M. 20, 21, Ol. 577, *mesureres* M. 21, 23, *crierres* M. 24, 25, 27, *faiserres* M. 41, 43, 221, *baterres* M. 77 u. ö. Der cas. obl. hat den Nom. Sing. verdrängt in *seigneur* Ord. 565, 566, 595, 596, 609 neben früher belegtem *sire*, ferner in *conte* Ol. 165, 675 neben regelrechtem *cuens* Let. 238, 244, 268, Ol. 165 (der Accusativ lautet regelmässig *comte* Ord. 413). Die Form *conte* (*comes*) begegnet als Nom. Sing. im Reim bei Rutebeuf: *conte* : *je conte* I, 65, 91.

Die Einführung eines Nom.-*s* erstreckt sich selbst auf die Feminina, und es finden sich die Nom. Sing. *manieres* Ord. 324 und *personnes* Ord. 455.

Die Adjective richten sich in Bezug auf Flexion nach den Substantiven. Neben dem regelmässigen Nom. Sing. *nuls* Ord. 315, 316, 324 u. ö., Ol. 579 u. ö. und *nus* Ord. 372, 373, 421, u. ö., Ol. 160, L. 4, 12 u. ö. findet sich der Nom. Sing. *nul* Ord. 325, 353, 373, 421, 428, 431, 442 u. ö., Ol. 460, M. 6, 10, 12 u. ö., ferner *aucuns* Ord. 324, 411, 434, 455, Ol. 579 neben *aucun* Ord. 411, *chascuns* Ord. 315, 431, Ol. 160, 578 neben *chascun* Ord. 315, 442, 460, M. 6. Zu bemerken ist noch über die ungeschlechtigen Adjective, dass in unseren Documenten eine besondere Femininform auf *e* sich erst bei *talis* zeigt, in der Verbindung *tele maniere* Ord. 314, 316, 426, 428, 431, 442, 447 u. ö., M. 7. Daneben bestehen nur die ungeschlechtigen Formen, so in *diligent deliberation* Ord. 449, *grant destruction* Ord. 539, *grant deliberation* Ord. 634, Ol. 578, *tel vile* Ord. 314, M. 203, *tel mere, tel paine, tel diligence* Ord. 637, *tel maniere* M. 8 etc. Die geschlechtslose Form solcher Adjective erhält sich bekanntlich bis ins XV. Jahrhundert, die Femininform *grant* wird beispielsweise bei Christine v. Pisa noch durch das Metrum verlangt p. 18, 19, 20, 23, 24, 25, 26, 31, 37 und 40; in bestimmten Fällen begegnet sie sich bis auf den heutigen Tag (vgl. *grand'mère* etc.).

Der Artikel. Vom Mascul. lautet der Nom. Sing. *li* und *le*, *li* Ord. 314, 315, 316, 352 u. ö. . . . 767, 791 (a. 1325), Let. 218, Ol. 152, 164 u. ö., M. 2, 5 u. ö., *le* Ord. 314 (a. 1287), 353, 373, 386 u. ö., Ol. 220. Der cas. obl. lautet *le* Ord. 352, 353, 411, 413 u. ö., daneben *lou* M. 6, 24, 51.

Der Genitiv hat eine höchst mannigfache Gestalt, er begegnet i[n] der alten Form *del* Ord. 314, 315, M. 5, 8, 28, 32, 35, 37, 41, 44 u. ö., daneben und am häufigsten *dou* Ord. 325, 352, 353, 454, 455, 459, 466, 517 u. ö. . . . 759, 761, 762 (a. 1321), Ol. 152, 164, 165 u. ö., Let. 433, M. 22, 248. Ein Mal findet sich *do* Ol. 165, daneben selten das moderne *du* Ord. 372, 386, Ol. 152, M. 5. Der blosse Nominativ *le* steht für den Genitiv Ord. 465, Ol. 165, 211, 219, 220, 336, M. 14, 15, 22, 50 u. ö. Ebenso zahlreich findet sich *lou* für den Genitiv M. 9, 14, 29, 38, 52, 60, 97, 123, 124 u. ö. Der Dativ lautet gewöhnlich *au* Ord. 347, 352, 372, 429, 446 u. ö., daneben *al* Ord. 314, 325, *ou* Ord. 315, 352, 386, 429, 446, 449, 454, 46[.] 468 u. ö. . . . Ord. 792 (a. 1325), Let. 433, Ol. 218, 219, 220, 45[.] u. ö., M. 13, 17, 54, 55, 60 u. ö., dafür auch *o* Ord. 314, 475, 5[..] 770 und *u* M. 54.

Das Feminin lautet *la* Ord. 314, 315, 316, 352 u. ö. *Le* [...] M. 302, 331 neben *l'iaue* M. 302 und *de le eau* M. 298, ferner [...] *hore* Ord. 311 erklären sich durch den vocalischen Anlaut des hint[er] dem Artikel stehenden Substantivs. Der Genitiv ist *de la* Ord. 35[2], 386 u. ö., daneben begegnet der Genitiv *dudit dette* Ord. 411. D[er] Dativ ist *a la* Ord. 315, 316, 352 u. s. w.

Im Plural findet sich neben dem modernen Nominativ *les* O[rd.] 386, 411 u. ö., Ol. 152, 466 u. ö. auch noch die alte Form *li* n[och] zahlreich vertreten, Ord. 352, 353, 386, 411, 425 u. ö. . . . 7[..] 792 (a. 1325), Ol. 152, 164 u. ö., M. 3, 4, 7, 10, 15, 16, 20 u. [ö.] Der Genitiv ist *des* Ord. 314, 315, 316, 352 u. ö. Der Dativ laut[et] *aus*, *aux* Ord. 353, 372, 386, 413, 421 u. ö., daneben die verkürz[te] Form *as* Ord. 386, 410, 421, 422, 446, 459, 475 u. ö., Let. II, 31[.] Ol. 152, 219, 405 u. ö., M. 1, 12, 24 u. ö. Der Accusativ ist *le[s]* Ord. 352, 353, 386 u. ö. Ein Rest der Inclination des Artikels lie[gt] in unseren Documenten vor in der Verschmelzung desselben mit d[er] Präposition, und zwar begegnet *el* (*en le*) M. 34, 75, 77, 78, 80, [..] u. ö., *es*, *ez* (*en les*) Ord. 324, 347, 411, 413, 425, 439 u. ö. . . . 785, 788, M. 5, 23, 36 u. ö. neben *ens* M. 19, 309, 310, 321, 330, 34[.]

Ueber die Pronomina ist nur wenig zu bemerken. Vom Possessivpronomen des Mascul. sind belegt im Nom. Sing. die vom Neufranzösischen abweichenden Formen *mes* Ol. 368 und *ses* Ol. 211, M. 16, 56, 72, 115, 216, im cas. obl. *sen* Ol. 220, *sien* Ol. 346 neben gewöhnlichem *son* Ord. 311 u. ö., Ol. 220, M. 16 u. ö. Im Nom. Plur. findet sich neben *ses* noch *si* Ol. 219, Ord. 316 (zwei Mal), M. 171, 234, 289. Neben der gewöhnlichen Form des Possessivpronomens 3. Person *les siens* Ord. 596, Ol. 404 u. ö. begegnet ein Mal *des suens* Ol. 346. In Betreff des auf *ecce ille* beruhenden Demonstrativpronomens *cil* ist zu erwähnen, dass es in dieser Form sowohl alleinstehend gebraucht wird, als auch verbunden mit einem Substantiv, im Singular wie im Plural. Alleinstehend gebraucht im Singular, mit folgendem Relativ, begegnet es Ord. 315, 459, 537, 666, 692, 760, Ol. 466, M. 6, 20 u. ö.; im Plural: Ord. 324, 353, 460, 507, 534, 537, 559, 565, 576, 580, 637, Ol. 577, 578, M. 2, 5 u. ö. neben ebenso zahlreichem *ceux* Ord. 316, 372, 383, 474 u. ö. Verbunden mit einem Substantiv begegnet *cil* im Singular Ord. 735, Ol. 451, M. 7, 9, 14, 23, im Plural Ord. 646, 647, M. 8, 10 u. ö. Für *cil* begegnet auch *cel* Ord. 475, 563, M. 1, 8, 53, 231. Für *cil* ist endlich auch *celui* und *icellui* verbunden mit Substantiven gebraucht Ord. 442, 460, 469, Let. 244, Ol. 596.

Resultat.

I. Positive Indicien für ihren Heimatsort bieten die Documente und Reime aus Ile-de-France auf Grund der obigen Untersuchungen nur wenige:

1) Verdumpfung des *e* zu *a* vor *r*, seltener vor *m*.

2) Ursprüngliches *a* vor *r*, *m* und *n* wird ersetzt durch *e*.

II. Wichtiger sind die negativen Characteristica, mittels deren man, in Verbindung mit den positiven, Texte dem Gebiet der centralfranzösischen Mundart zuweisen kann:

a) Gegen das Picardische:

1) *an* und *en* nicht lautlich geschieden, sondern im Reime gemischt.

2) *c* vor ursprünglich hellem Vocal nicht *ch*, sondern *c*.

3) *c* vor ursprünglich dunklem Vocal nicht *c* (*k*), sondern *ch*.*

b) Gegen das Picardisch-Burgundisch-Lothringische:

1) Lat. *e* in Position ist nicht *ie*, sondern erhalten.

2) Die Endung des Part. Pass. Fem. der I. Conjugat. ist nicht *-ie*, sondern *-iée*.

c) Gegen das Burgundisch-Lothringische:

1) *e* aus lat. *a* ist nicht *ei*, sondern erhalten.

2) *-age* (*-aticum*) ist nicht *-aige* = *ège*, sondern erhalten.

d) Gegen das Normannisch-Anglonormannische:

1) Lat. *ē* und *ĭ* sind nicht *ei* geworden, sondern *oi*.

2) Die Endung des Imperfect Indicativ aller Conjugationen ist *-oie*.

---

* Trotzdem kommen Zwitterreime vor (*desperance* : *franche* etc.).

Dr. E. Metzke.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft
für das Studium der neueren Sprachen.

I.

Herr Buchholtz sprach über die Formen des Artikels im Italienischen. In der Form il fürs männliche bemerkte er, dass dem lateinischen ille gegenüber das *e* als abgefallen zu erklären nicht nur die italienische Lautregel werthvoll wäre, nach welcher Liquidae gern den Schluss bildeten und *i*, *e*, *o* nach sich fallen liessen, sondern auch, dass schon im Latein blosses *l* statt *li* und *le* als Schluss stünde, vgl. tribunal und tribunale, von welchen beiden Formen Quintilian schon die letztere grammatisch richtiger, die letztere literarisch besser nennt. Auch simile männlich statt similis bei Nonius verdient hier bedacht zu werden, sowie facul, famul und ähnliches. Vermissen wir in männlichem lo, weiblichem la das vorschlagende *i*, so war die Sprache wohl vollends im Rechte, dasselbe als ein nicht wesentlich zu den Formen gehöriges, vorsetzbares, aber nicht nothwendig vorzusetzendes wegzulassen: vgl. lat. iste ste, auch ita tam, ferner noch quidem equidem u. a., sowie die im Italienischen vor anlautende *s* impura vortretenden *i*. Auf iste ste ist schon von anderer Seite hingewiesen, ohne aber das Allgemeine und das Recht in der Sache zu erkennen. Für den eigenthümlichen Fall, dass wir in del, nel u. s. w. nicht *i*, sondern *e* haben, welchen Gröber in seiner Zeitschrift I, 108 und Caix im Giornale di f. r. Jan. 1879 besprachen, will der Vortragende auf ein bisher, wie es scheint, übersehenes Seitenstück aufmerksam machen; es sei auffällig, dass niemand hierzu vergleiche melo statt mi lo, cela statt ci la u. s. w., die ganz ähnliche Erscheinung im Gebiete des Personalpronomens. Nach dieser dürfte es gerathen sein, nicht d'el, sondern de'l, de la u. s. w. in jenen Formen zu erkennen, welche Erklärung auch die Schreibungen de'l, de lo, ne lo u. s. w. begünstigen.

Herr Goldbeck bespricht Lücking, Französ. Schulgrammatik. Für ein gründliches Studium der französ. Grammatik brauchen wir eine

möglichst vollständige Sammlung, etwa drei Mal so viel als sich bei Mätzner findet, von den Erscheinungen bei den Schriftstellern des 19. Jahrhunderts, und zweitens Erklärung derselben. Tobler hat damit den Anfang gemacht, Lücking diesen Forderungen so ziemlich genügt. Ein wahres Prachtstück bildet bei ihm die Behandlung des Conjunctivs; trefflich schliesst sich der Infinitiv mit de und à an diese beiden Präpositionen an. Schwach ist vielleicht der Abschnitt von dem Gebrauch der Tempora und der Participien. Endlich hätte hinzugefügt werden können eine Geschichte der französ. Sprache; sie ist auch für die Schule wünschenswerth. Freilich ist es sehr zweifelhaft, ob sich Lückings Grammatik für sie wird verwerthen lassen, und wenn, dann höchstens für Prima und Obersecunda der Realschule. Aber in der Hand des Lehrers wird sie sicher treffliche Dienste leisten.

Herr Immanuel Schmidt bespricht die Ausgabe, welche Böddeker in der Weidmann'schen Sammlung von Macaulay, Warren Hastings besorgt hat. Anmerkungen wie Erläuterungen sind oft mangelhaft und falsch; dem Vortragenden scheint die Behauptung nicht zu gewagt, dass die Hauptquelle für beide — Meyers Conversations-Lexikon gewesen zu sein scheint. Er selbst wird davon eine für Lehrer, eine andere für die Schüler besorgen und theilt zum Schluss Proben davon mit.

II.

Herr Biltz gab einige Beiträge zum deutschen Wörterbuch. Zunächst besprach er den Ausdruck Enne, welcher in Luthers Schrift „Antwortt deutsch auff König Henrichs von Engelland buch. Wittenberg 1522“ vorkommt. Das Wort, welches nach dem Zusammenhange in der betreffenden Stelle so viel als Narr bedeuten muss, ist im „Deutschen Wörterbuche“ nicht genügend erklärt. Herr Biltz findet darin die apokopirte Form von Henn oder Henne, welches eine vielgebrauchte Abkürzung von Heinrich ist und im Sinne von Narr oder auch Teufel mehrfach vorkommt, wofür der Vortragende Belege anführt. Die Apokope des anlautenden *h* ist bei Luther häufig, beispielsweise in Er statt Herr, eischen statt heischen, eraus, erab statt heraus, herab u. s. w. — Demnächst besprach der Vortragende das in Paul Gerhardts Liede „O Haupt voll Blut und Wunden“ vorkommende Wort „Weltgewichte“. Der zweite Theil dieses Compositums habe mit Gewicht, pondus, nichts zu thun, sondern sei von dem altd. wiht, Sache, Wesen, welches noch bei Barthol. Ringwalt als Femininum: die Wicht vorkommt, eine ähnliche Erweiterung wie Gewürz aus Würze, Gelüst aus Lust, Gewehr aus Wehre. Weltgewicht bedeute also Weltwesen, Weltsubstanz, Kosmos. Als Analogon citirt der Vortragende aus dem zweiten Theil von Goethes Faust das Compositum: das Volksgewicht. — Drittens erörterte der Vortragende den Ausdruck Ekraut, welcher in der gedruckten vorlutherischen deutschen Bibel im Propheten Jonas an Stelle

des später von Luther mit Kürbis übersetzten Wortes gebraucht wird. Nach des Vortragenden Ansicht ist der erste Theil dieses Compositums ebenso wie in den analogen Ebaum, Ebeere das altdeutsche ê, êwa, das Immerwährende, Ewige bedeutend. Ekraut ist also das immergrüne Kraut. — Viertens ward das Wort Spargalzen besprochen, welches einige Male im Mhd., demnächst ebenfalls in der vorlutherischen Bibel im Sinne von Sandalen, Schnürschuhe vorkommt. Der Vortragende fand darin eine Zusammensetzung aus sperren, französ. barrer, und calt, die Ferse, ähnlich wie die beiden von Du Cange in seinem Glossar angeführten Worte spardille, „soulier de corde", aus sperren und talus, Knöchel, und sparapetto, Brustwehr, Schnürbrust, aus sperren und pectus entstanden sind.

Herr Vatke sprach über Hamlet IV, 7: (King)

„The queen, his mother,
Lives almost by his looks; and for myself,
(My virtue, or my plague, be it either which)
She's so conjunctive to my life and soul,
That, as the star moves not but in his sphere,
I could not but by her."

Von den Herausgebern und Commentatoren Shakespeares und speciell Hamlets (Delius, Elze, Tschischwitz) ist letzterer der Einzige, welcher die Worte be it either which einer Anmerkung bedürftig erachtet hat. Tschischwitz (Shaksperes Hamlet, Halle 1869, p. 155) sagt: „... Eine Verstärkung des either durch which, wie sie nicht häufig vorzukommen scheint, da which hier als Indefinitum, ags. hvylc, im Sinne von: irgend eines aufzufassen ist. Koch II, 281. VIII." Dieser Auffassung schliesst sich auch Alex. Schmidt im Shakespeare-Wörterbuche an, wo er unser either which durch whichsoever erklärt. Der Vortragende machte, entgegen dieser Erklärung, darauf aufmerksam, wie auffallend ein bei Shakespeare plötzlich und ganz unvermittelt auftauchender Gebrauch des ags. hvylc sein würde. Denn wenn Tschischwitz sagt, dass jene Verstärkung des either durch which „nicht häufig" vorzukommen scheine, so scheint T. doch selbst kein zweites Beispiel hierfür haben beibringen zu können. Und Niemand, soweit wir haben ermitteln können (auch Mätzner nicht, weder in der Engl. Grammatik, noch in den Alt-Engl. Sprachproben), hat aus der mehr als 500jährigen Literatur, die zwischen der angelsächsischen und der Shakespeare'schen Sprachperiode sich gelagert hat, irgend ein Beispiel für das obige either which als Pronomen indef. finden können. Der Vortragende hat either which nur als Pronomen relativum auffinden können und zwar bei Butler, Hudibras (p. 24, Chandos Classics):

„He could distinguish and divide,
A hair 'twixt south and south-west side;
On either which he would dispute etc."

Der Vortragende führt ausser der Tschischwitz'schen auch Abbotts Besprechung unserer Stelle an. Abbott (A Shakespearian Grammar,

New Edition, London 1875, p. 187): „In ‚My virtue or my plague, be it either which‘ (Hamlet IV, 7. 13.) there is perhaps a confusion between ‚be it either‘ and ‚be it whichever of the two.‘ Perhaps, however, ‚either‘ may be taken in its original sense of ‚one of the two‘, so that ‚either which‘ is ‚which-one-so-ever of the two‘.“ Die Annahme einer solchen Verwirrung scheint dem Vortragenden unzulässig, zumal dieselbe auf der willkürlichen Hypothese fusst, which im Sinne von whichsoever zu nehmen.

Den gegen die Erklärung aus dem Angelsächsischen gerichteten Ausführungen des Vortragenden schlossen sich an die Herren Herrig und Immanuel Schmidt. Beide stimmten ferner darin überein, dass either von which zu trennen und eine abgebrochene Redeweise hier anzunehmen sei, die am besten durch die Interpunction anzudeuten wäre, indem man which durch Gedankenstriche (be it either – which –) von either trenne.

III.

Herr Goldbeck macht Mittheilung über die Camoens-Feier. Er bedauert, dass die Gesellschaft sich nicht daran betheiligt hat, schlägt vor, dass sie der Camoens-Gesellschaft beitrete. Die Fe wesentlich zu Stande gekommen durch die wiederholten Aufrufe Herrn Baron v. Vasconcellos, ist eine grossartige gewesen sowoh der Hauptstadt als in Portugal und Brasilien. Eine Ausgabe Dichters ist gedruckt und davon sind 30000 Exemplare in den V schulen vertheilt. Freilich hat in das Ganze derselben der Demo Theophil Braga mit seiner Broschüre einen Missklang hineingetrag Für die Folge ist von Bedeutung das Erscheinen des Jahrbuch welches von Vasconcellos und Samodaïs im Auftrage der genann Gesellschaft herausgegeben worden.

Herr Vatke zeigt an: Elze, Notes on Elizabethan Dramatis kritische und hermeneutische Bemerkungen, welche zwar schon frü im Athenäum und anderwärts veröffentlicht, aber doch noch he unter anderen wegen ihres in hohem Grade vollendeten Stils zu pfehlen sind. Von den Conjecturen, deren grösster Theil dem Ham entnommen ist, sind viele glücklich, andere dagegen zu gesucht nicht überzeugend.

Herr Püttmann trug vor über die chambre ardente, wel Ludwig XIV. 1678 gegen die Ueberhandnahme der Verbrechen setzen liess und welche bis 1682 bestand, das Ganze im Anschluss Ravaisson, Les Archives de la Bastille. 10 Bände.

Herr Lassberg zeigte an: a) E. v. Hagen, Deutsche Spr weisheit, Hannover 1880, in welchem durchaus wunderlich die Ety deutscher Worte gefunden werden, z. B. wenn dem Verf. das ahd. von Teufel, Wasser von was herzukommen scheint und Abenteuer genannt worden ist, weil es oft ein theurer Abend ist. b) Heus

Muttersprache, Kassel 1879, ein mit Liebe und Verständniss letes Buch, welches das etwa für die Schule Wissenswerthe und re in angemessener klarer Form darbietet.

IV.

rr Kastan zeigt an: Förster, Spanische Grammatik, Berlin Ohne auf die wissenschaftliche Seite derselben einzugehen, er von der praktischen, dass die Aussprache der Vocale *e* und ler Consonanten *b*, *v* und *s* besonders gut behandelt zu sein und dass das Buch im allgemeinen hohe Anerkennung verdient.

rr Lamprecht besprach Schirmer, Französische Elementar-tik, Berlin 1880. Sie behandelt in methodischer Weise die che, die gesammte Formenlehre und aus der Syntax das parti-die Satzconstruction, den Gebrauch der Apposition, die Ver-g des Particips u. s. w. In den ersten 45 Paragraphen wech-beiden ersten miteinander ab, die letzten 20 enthalten die gen Verba, gegen deren Anordnung nach dem Ausgang im Präsens sich Bedenken erheben lassen. Das Buch soll bis Untertertia incl. des Gymnasiums und der Realschule, der Gewerbeschule enthalten und lässt sich für die beiden hl verwerthen, wogegen es für die letzte vielleicht etwas zu rierigkeiten enthält. Die Anordnung der einzelnen Paragra t Ueberlegung bis in die kleinsten Theile, das Uebungsmaterial Inhalte nach geradezu ausgezeichnet.

Bourgeois sprach über etliche kürzlich in Paris erschienene Dichtungen; die mitgetheilten Proben in zwölfsilbigen Versen hnlichkeit mit den Couplets in unseren Possen.

Michaelis besprach im Anschluss an einen früheren Vor-Archiv LXIII, p. 426) nochmals das *ß* in den romanischen Die Ansicht, dass dasselbe als im Laute verschieden von en Klang des nachfolgenden *i*, *é*, *ò* herbeigeführt sei, unter-nigfachen Bedenken, und es sei wahrscheinlicher, dass es äusseren technischen Rücksichten seine Entstehung verdanke. erhangende Bogen des *ſ* mit dem Punkte des *i*, resp. dem on *é* und *ò* in Collision kam, so setzten die Buchdrucker für lieber *ſsi*, *ſsé*, *ſsò*, oder in zusammengezogener Form *ßi*, *ßé*, ann vom Drucke aus auch in die Handschriften eingedrungen akob Grimm das entsprechende Antiquazeichen ß selbständig , oder ob er es aus der 1667 bei Abraham Lichtenthaler in gedruckten Uebersetzung von Boetius Consolatio Philosophiae, iner anderen noch nicht nachgewiesenen Quelle entnommen noch zweifelhaft.

Zupitza bemerkte hierzu, dass in der zweiten Ausgabe Bandes von Grimms Grammatik (1822) noch das cursive *ß*

stehe, in den Anmerkungen *ſs*, und dass erst in dem zweiten Bande der Grammatik (1826) das entsprechende Antiquazeichen auftrete.

V.

Herr Güth spricht von einer Quelle Molières zum Avare, welche Fournel, Contemporains de Molière, Vol. I, zwar schon erkannt hat, welche aber weder Laun, noch Lion, noch Moland berücksichtigt haben, nämlich Chappuzeau, Le riche vilain ou la dame d'intrigue (1663). Samuel Chappuzeau, 1625 bis 1701, von dessen Theaterstücken Monval, Le théâtre françois par S. Chappuzeau, Paris 1875, etliches veröffentlicht hat, führte ein herumschweifendes und unruhiges Leben, er besuchte fast alle Provinzen seines Vaterlandes, ausserdem Holland, Deutschland und England, und hielt sich u. a. 1650 bis 1656 in Lyon auf, so dass also für ihn und Molière, der mit seiner Truppe 1652 bis 1654 daselbst Vorstellungen gab, Gelegenheit war, sich selbst und ihre Werke kennen zu lernen. So können in Chappuzeaus Stück „Lyon dans son lustre", welches 1656 erschien, gewisse Stellen sich nur auf Molière beziehen und weiter liess jener Le riche impertinent durch die Molière'sche Truppe im Mai 1661 aufführen. Der Vortragende er… durch Vergleichung der genannten beiden Stücke die Richtigkeit … obigen Behauptung.

Herr Marelle trägt vor über Daniel Rochat von V. S… Das Stück, in Paris für langweilig erklärt, hat keine klerikale Te… und behandelt den Moment zwischen der civilen und kirchlichen Trau… Der Ort der Handlung ist die Schweiz, weil die Sache in Frankr… nach der Anschauung des Volkes unmöglich sein würde. Der He… des Stückes ist Daniel Rochat, ein vielbeschäftigter, angesehener Ma… hoher Beamter und Abgeordneter, die Heldin Miss Lea Enderson, ei… Anglo-Amerikanerin, welche die Schweiz bereist, dort mit Daniel zu-sammentrifft, ihn liebt und sich mit ihm verheirathen will. Der Vor-tragende zeigt die treffliche Anlage des ersten Actes, die Civiltrauung sei nicht profanirt, wenn freilich zuzugeben sei, dass nur Daniel da… ernst erscheine, für Miss Lea dagegen und noch mehr für ihre Ta… nur die kirchliche Trauung Geltung habe. Das Stück endigt à l… suisse, Daniel hatte gehofft, durch seine Ueberredung Miss Lea v… ihren Ideen abzubringen, während er ihr dadurch immer unheimlicher wird und sie schliesslich einwilligen, die eingegangene Ehe wieder auf-zulösen. Beide werden Opfer moderner und natürlich entgegengesetzter Ideen, beide sind gebrochen. Der Schluss sei durchaus nicht zu tadeln, der alte Glaube triumphirt in Lea bis zu einem gewissen Grade … man sieht gerade ein junges Mädchen gern in den Traditionen der-selben verharren.

Herr Strack, der einer Aufführung des Stückes in Neapel bei-gewohnt hat, theilt mit, dass nach derselben Daniel als ein Besiegter

Lea als eine Triumphirende hervorgeht und dass der grosse Beifall der Italiener dem Siege der alten kirchlichen Trauung gegolten habe.

Herr Goldbeck zeigt zum Schluss an, dass die portugiesische Camoens-Gesellschaft — Sociedad Nacional Camoniana — den Präsidenten der Gesellschaft zum Ehrenmitglied ernannt habe.

VI.

Herr Feller sprach über das jüngste Werk von V. Hugo, L'âne, welches eine Préface und zwei Conclusions enthält und im übrigen in elf Capitel eingetheilt ist. Nachdem der Vortragende diese einzeln durchgegangen, kam er zu dem Urtheil, dass obgleich viele Kritiker in Frankreich das Werk sehr gelobt hätten, er doch bei dem bedingten Lobe des freilich in dieser Beziehung als neidisch und eifersüchtig angesehenen E. Zola bleiben müsse. Jedoch bleiben neben den wunderlichen Gedanken und der mangelhaften Entwickelung derselben viele schöne Stellen; und auch in diesem Gedichte zeigt sich V. Hugo wieder als ein Meister in der Beherrschung der dichterischen Sprache.

Herr Goldbeck besprach noch einmal Förster, Spanische Grammatik. Der Verfasser hat vielerlei gesammelt und herangezogen, so dass sein Buch uns trefflich den heutigen Stand der Forschung im Spanischen kennzeichnet. Er sucht im Anschluss an Brücke und Sievers in der Aussprache den kritischen Zusammenhang der Laute darzustellen. Wie dieses Capitel, ist auch das folgende von der Wortbildung ausgezeichnet durch Gründlichkeit, wobei nur die Bedeutung der Wörter öfter hätte angegeben werden können; ein Gleiches gilt von der Formenlehre. Nicht einverstanden ist der Vortragende mit dem Verfasser in der Behandlung der Dialekte; jener will nur drei, nämlich kastilianisch, portugiesisch und katalanisch gelten lassen, während dieser sieben annimmt; auch die Entwickelung der Sprache hätte etwas übersichtlicher dargestellt sein können. Aber abgesehen von diesen unerheblichen Ausstellungen und nach Berücksichtigung seiner grossen Vorzüge ist das Buch für das Studium der genannten Sprache epochemachend und verdient die wärmste Empfehlung.

Herr Bourgeois sprach über A. Dumas, L'homme femme, eine psychologische Studie über die Geschichte der Menschheit.

VII.

Herr Buchholtz machte an einen früheren Vortrag anschliessend noch einige Bemerkungen zum italienischen Artikel. In der Form nel legt er die Präposition in der Form *ine*, welche römisch vorhanden ist, zu Grunde. Die Form des Pluralis mascul. gli vom lateinischen illi setzt, nach der Gewohnheit des Italieners, mit dem durch *i* erweichten *l* sonst keine Wörter anzufangen, *igli* voraus, welches Caix in seinem

den Artikel betreffenden Aufsatze auch nachgewiesen hat. Die Form *i* beruht ebenfalls auf diesem *igli*, indem durch Erweichung zweiten Grades, wie sie den Franzosen und Rumäniern geläufig, den Italienern nicht fremd ist, zunächst *iji*, dann *ii* und *i* entstand. Vgl. egli ei, und quegli quei, meglio meio. Ueber del hat schon Castelvetro das Richtige, bei nel ist er noch unentschieden.

Herr Michaelis bespricht die neue sächsische Orthographie d. d. 9. October 1880. Sachsen ist, wo das vorangegangene Preussen und Baiern übereinstimmten, ihnen beigetreten und hat sich in schwankenden Fällen Preussen angeschlossen. Bedenklich ist noch die Abteilung der Silben, z. B. wenn Preussen und Sachsen Fin-ger, Baiern dagegen Fing-er abteilt. Abweichungen zeigen sich noch in der lexikalischen Anordnung unter den Buchstaben *i*, *j* und *ß*. In Sachsen z. B. ist *j* am besten geordnet, während die unter *ß* in derselben Orthographie einen Rückschritt zeigt. Es hat einige seltene Worte aufgenommen, z. B. Lowry, Luv. Die Regeln zeigen zwar bisweilen eine analoge Fassung, aber doch denselben Inhalt wie die in Preussen und Baiern. Nachtheilig wirken für die Schule die Beispiele mit Schwabacher Lettern. Preussen und Sachsen stimmen also meistens überein, hoffentlich wird Baiern bald nachkommen und die deutsche Orthographie eine geeinigte sein.

Herr Strack theilte seine Reiseerinnerungen aus dem Ori[illegible] Konstantinopel und Griechenland mit. In diesem letzteren L[illegible] suchen die Journalisten die altgriechischen Formen herzustellen, [illegible] dass die Lektüre der Zeitungen sehr leicht ist, während andere, [illegible] ihrer Spitze der Universitätsbibliothekar Deffner in Athen, das heutige Griechisch zur Geltung zu bringen trachten. D. hat viele Volkslieder gesammelt und veröffentlicht und giebt jetzt zu dem genannten Zweck eine eigene Zeitschrift heraus. Vergebens hat der Vortr. nach der linqua franca in Konstantinopel und Smyrna gesucht, dagegen wider Erwarten in ihnen eine ausserordentliche Sprachgewandtheit bei einzelnen Personen gefunden. Er besprach alsdann genauer Athen, Argos und Mykenä und die Schliemann'schen Ausgrabungen, wobei Photographien das Gesagte trefflich veranschaulichten.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Altenglisches Theater. Herausgegeben von Robert Prölss. Zwei Bände. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Es ist eine erfreulich zu nennende Tatsache, dass seit der Rehabilitirung des grossen Shakespeare sich die Aufmerksamkeit des gebildeten Publikums auch seinen Vorkämpfern, seinen Zeitgenossen und seinen Nachfolgern mit Interesse zugewandt hat. Nicht nur deshalb, weil diese Dramatiker, als teilweise hochbedeutend, eine solche Unsterblichkeit verdienen, sondern auch, weil es eine entschiedene Besserung in der geistigen Gesundheit des lesenden Publikums bedeutet. Es würde eine eigene Abhandlung erfordern, auszuführen, wie in der deutschen Literatur eine Fühlung mit der französischen Literatur stets ein Zeichen von Krankheit und Schwäche, eine solche mit der englischen allemal ein Zeichen von Gesundheit und Stärke gewesen ist. Man denke nur an das vorige Jahrhundert, man denke an unsere eigenen Tage, in welchen sich, wenn keine Aspekte trügen, soeben eine Wendung zum Besseren, wenn nicht vollzieht, so doch wenigstens vorbereitet. Wir sind eben mit den Stammesgenossen jenseit des Kanals einer Rasse; das französische Denken und Fühlen hat uns noch nie Segen gebracht. Es ist zwar schlimm genug, dass solche Ansicht nicht nur aufgestellt, sondern auch noch verteidigt werden muss; es ist aber auch ein erfreuliches Factum, dass dieselbe nicht nur ihre Vorkämpfer, sondern auch ihre zalreichen Anhänger und Sieger findet.

Das altenglische Theater — ich rede hier speciell von dem ausser-shakespearischen — birgt eine eigentümliche urwüchsige Kraft und Grossheit in sich. Leidenschaften werden daselbst ins Treffen geführt, welche das Gemüt bis zum tiefsten Grund hinab aufregen und durchwülen, Menschen, deren titanenhaftes Gebahren uns meist zur Bewunderung hinreisst, oft auch Mitleid für sie aufkommen lässt, Handlungen, deren Gebiet so gross wie weit ist, denn sie umfassen ebenso gut die Gemächer eines Königsschlosses, die engen Räume einer Bauernhütte, wie die Strasse mit ihrem bewegten Getriebe und das Schlachtfeld mit seinen blutigen Entscheidungen. Doch wären diese Kraft und Grossheit an sich noch nicht berechtigt uns zu fesseln, wenn sie sich nicht auf einem Terrain tummelten, welches von dem unserer Empfindungsweise durch keine Schranke getrennt ist: das durch keine ungesunde geistige und körperliche Despotie beherrschte und von derselben in seiner Entwicklung gehemmte Gebiet der sittlichen Freiheit, die fröhliche Ungehindertheit des menschlichen Lebens. Das ist es z. B., was dem, in seiner Art gewiss ebenso grossartigen, spanischen Theater abgeht, und wenn neuerdings Versuche gemacht worden sind, für den grossen

Britten Dichter wie Calderon oder Lope de Vega zu substituiren, so muss dies als ebenso bedauerlich bezeichnet werden, wie es andererseits zum Glück ebenso erfolglos genannt werden kann.

Mit dieser Befürwortung des altenglischen Theaters muss nun freilich auch einem Beginnen gesteuert werden, das sich hin und wieder, von einseitiger Begeisterung getragen, Platz zu schaffen versucht hat. Man hat es unternommen, die ausser-shakespearischen Stücke der altenglischen Bühne wieder auf unser Theater zu bringen. Es ist dies ganz falsch. Kein Drama kann so, wie es uns vorliegt, heute noch gespielt werden, ja nicht einmal eine radicale Bearbeitung kann da Abhilfe schaffen. Der Grund hierfür liegt in der gleich zu unternehmenden Charakteristik dieser Tragödien und Komödien. Was sie uns bieten sollen, das ist für den geniessenden Laien ein erfrischendes Bad, welches ihn von allem Ungesunden und Kranken, allem Prüden und Sentimentalen reinigen soll, für den schaffenden Künstler eine Quelle ursprünglicher, genialer Darstellungsweise, teilweise auch ursprünglicher und genialer Stoffe, denn mehrere Webster'sche Tragödienvorwürfe harren noch der erlösenden Hand des Künstlers.

Dass sich an ihnen nicht die Hand des Künstlers versucht hat, wie er uns beispielsweise in einem Shakespeare entgegentritt, mag folgende Charakteristik der Kunst, folgende Beurteilung des Kunstwerts des altenglischen Theaters zeigen. Beides weist zugleich energisch auf die Grenze hin, die einen Shakespeare von seinen Vorgängern, Zeitgenossen und Nachkämpfern trennte. Shakespeare steht immer souverän über seinen Stoffen, er beherrscht sie ganz, sie folgen seinem Wink. Nicht dass er ihre Phasen nicht selbst durchlebt, die Leiden seiner Helden nicht miterlitten hätte. Im Gegenteil, es mag mehr subjectiver Anteil des Dichters in seinen Dramen stecken, als man auf den ersten Anblick zu vermuten willens ist. Aber, Herr seiner selbst, hat er sich diesem zwar den Menschen ehrenden, aber den Künstler schädigenden Zustand entrungen, und frei von allen das Subject beeinflussenden Elementen stellt er nun das Kunstwerk hin, da er es mit demselben Auge betrachtet, mit dem es jeder andere subjectiv nicht beteiligte Mensch betrachtet. Er hat die Forderung erfüllt, die Schiller später dem echten Künstler auferlegte, der den Schmerz nicht malen könnte, wer noch selbst vom Schmerze befangen sei. Ganz anders nun bei Dramatikern, wie Marlowe, Webster und Massinger. Sie haben dasselbe starke Gefül für ihren Gegenstand wie Shakespeare, aber sie können sich aus diesem Stadium nicht erheben: es fehlt die Kraft dazu. Wie später unser deutscher Dramatiker Grabbe, den mit Shakespeare zu vergleichen man unterlassen haben würde. wenn man den eben auszuführenden Unterschied beachtet hätte, tummeln sie sich in dieser Sphäre umher, kurzsichtig, planlos, bar alles Zweckes ihre Kraft verschwendend. Daher auch die absolute Compositionslosigkeit ihrer Werke: wie soll das Ebenmass eines Bauwerks zu Stande kommen, wenn der Baumeister ohne Riss in der Hand, nicht kühl leitend vor dem Werdenden steht, sondern schweisstriefend selbst Stein auf Stein türmt, um das Ganze möglichst bald zu vollenden. Bei solchem Schaffen mag ab und zu ein Teil durch die Kühnheit der Arbeit Bewunderung erregen, in das Ganze wird er sich nur unorganisch und störend einfügen.

So kommt es, dass wir Trauerspiele und Lustspiele jener Zeit in England finden, welche mit einem vorzüglich angelegten ersten Akt, einer klaren, meisterhaften Exposition einsetzen, aber schon im zweiten Aufzug erlahmt die Kraft des Dichters, sein künstlericher Blick wird unsicher; wirr und kraus drängen sich die Ereignisse durch einander; die Hauptpersonen finden sich in diesem Tumult nicht mehr zurecht, Nebenpersonen, ohne Berechtigung auf Interesse, gewinnen die Oberhand: der Dichter ist froh, die Handlung, die ihm 'über den Kopf gewachsen ist, notdürftig zu Ende zu führen. Wieder treffen wir Stücke an (ich erinnere an John Websters „Vit-

toria Accorombona"), in die sich Scenen von einer Macht der Darstellung, von Hoheit und Adel, von einer tragischen Gewalt (Websters „Herzogin von Amalfi") einreihen, eines grössten Meisters der Kunst würdig; aber einsam stehen sie in einer Umgebung, deren Wirkung vollständig verrechnet ist, sie werden von vorbereitenden Scenen getragen, die eben durch ihre Wertlosigkeit auch die Wirkung der wertvollen illusorisch machen: kurz, es ist ein Gefül der Enttäuschung, des Bedauerns, eine Missstimmung unvollständigen Eindrucks, die uns überkommen, wenn wir das Buch aus der Hand legen.

Und selbst die Tragik, die in ihrer reinsten Gestalt bei Shakespeare verkörpert ist, gelangt bei seinen dichtenden Zeitgenossen nur unvollkommen zu ihrem Recht. Nur in einzelnen Scenen, wie eben angedeutet worden. Im Ganzen fehlt den Handlungen zumeist die ethische Berechtigung. Wenn Richard der Dritte, um zum Thron zu gelangen, Mord auf Mord häuft, so hatte auch er noch eine solche ethische Berechtigung: die einzige genial angelegte, energische Natur in einer ungenialen, marklosen Umgebung, welche den Thron besetzte und umgab und ihn davon ausschloss: man sieht, Richard musste nach der Herrschaft trachten. Aber wenn Marlowes Jude von Malta seine Scheusslichkeiten vollführt, so sehen wir eine genügende Berechtigung nicht ein, seine Rachsucht wirkt schliesslich nicht erschütternd, sondern anwidernd! Es entsteht ein Missverhältniss zwischen Geschehendem und dessen Motiven: eine Tatsache, welche ein Hauptcharakteristikum der ausser-shakespearischen altenglischen Dramen bildet.

Und auch die Motive selbst sind sehr verschieden von denen, mit welchen Shakespeare arbeitet. Es ist mehr der thierische Instinct, aus welchem heraus die Personen Marlowes und Websters handeln, als die bewusste Ueberlegung des menschlichen Willens. Daher die Neigung zu rein sinnlichen Beweggründen. Auch Shakespeare verschmähte solche nicht, aber die verbrecherische Liebe zwischen Antonius und Cleopatra erhält durch ihren Adel doch eine ganz andere Färbung als das vorwiegend durch seine rücksichtslose Frechheit imponirend wirkende Bündniss zwischen dem Herzog von Brachiano und der Vittoria Accorombona in Websters Trauerspiel.

Bei solchen Mängeln mussten die Dichter — unbewusst — zu einem Mittel greifen, um wirken zu können, einem Mittel, das auf den ersten Blick als eine Stärke erscheint, dem tiefer Schauenden sich aber doch als eine Schwäche entpuppt. Es ist die Notwendigkeit der Forcirung der Handlungen und Leidenschaften. Unternehmungen wie die des Faust bei Marlowe, der Vittoria bei Webster können nur dann imponiren, wenn der Dichter sie auf die Spitze treibt. Man nehme von dem Verhältniss zwischen der Accorombona und ihrem Geliebten ein Teil quantitativ hinweg, ohne qualitativ etwas zu verändern, und die Beiden würden uns als ein ganz gemeines Liebespaar aus irgend einem berüchtigten Viertel einer heutigen Grossstadt erscheinen. Man wirft oft Shakespeare vor, dass er übertreibe; man wird aber durch den Vergleich mit seinen Zeitgenossen erkennen können, wie massvoll und mit welch bewundernswürdiger Selbstbeherrschung er operirt.

Fünf Akte nun sind es, in denen das altenglische Theater sich abspielt, zwei vor-shakespearische und zwei nach-shakespearische. Ganz wüst, im Stil etwa mit den römischen Tragödien des Seneca zu vergleichen, giebt sich die erste Entwicklungsphase, repräsentirt durch Dramatiker wie Thomas Kyd und Thomas Lodge, mit Dramen („die spanische Tragödie" von Kyd), von deren Charakter der Laie eine Ahnung erhält, wenn er sich Shakespeares „Titus Andronikus" ins Gedächtniss zurückruft: ganz wie hier ein Streben, nur durch das Blutige, Gräuelhafte zu wirken und zwar nicht um zu rühren, sondern um Entsetzen zu erwecken. Keine Spur von Tragik. Eine Vorliebe für das Gräuelhafte bewahrt auch noch die zweite Periode (John Lylly, George Peele, Robert Greene und Christopher Marlowe), aber das Gräuelhafte erhält einen Zug von Grösse durch die Behandlung

imponirender historischer Vorgänge (Marlowes „Tamerlan“, „die Bluthochzeit von Paris“) oder durch das Ergreifen allgemein menschlicher Stoffe, die vermöge ihres titanenhaften Verlangens nach dem Höchsten und Tiefsten wol geeignet sind uns zu packen und durch ihr schreckliches Ende zu erschüttern (Marlowes „Faustus“). Wirkliche Tragik ist nur ansatzweise zu finden (Marlowes „Eduard der Zweite“): die Dichter suchten sie auch gar nicht. Diese, die Tragik, aus solchem Wust von Gräueln und Grossartigem herausgearbeitet zu haben, ist das Verdienst der dritten Epoche, der ausser Shakespeare namentlich John Webster, dessen schon mehrmals Erwähnung getan wurde, angehörte. Webster ist der Shakespeare am meisten congeniale Geist der altenglischen Dramatik; seine drei bedeutendsten Tragödien sind „die Herzogin von Amalfi“, „Vittoria Accorombona“ und „Appius und Virginia“. Nach solchem Höhepunkt war nur noch ein Abfall möglich, wenn auch direct noch kein Verfall: er geschah auf folgendem Wege. Bisher war das altenglische Theater wesentlich Volkstheater gewesen; schon neben Shakespeare, auch schon auf ältere Anregungen hin, hatte sich indess ein gelehrtes Drama Terrain erobert, dessen Hauptvertreter Ben Jonson ist; aus der Verbindung dieses Dramas mit dem des Volkstheaters ging die vierte Entwicklungsphase hervor; John Ford heisst hier der Hauptrepräsentant. Hier herrscht nicht mehr die Leidenschaft der früheren Epochen; in gemässigtem Tempo schreitet die Handlung einher; die Personen erhalten etwas Gelecktes in ihrem Aeusseren; auch der prächtige Humor der früheren Zeit muss einer glatten, gekünstelten Komik weichen. Wol behandelt man noch historische Stoffe (Fords „Perkin Warbeck“), aber man verlegt in ihnen den Schwerpunkt in die kleinen Herzensangelegenheiten der Helden und Heldinnen (Katharina Gordon in besagter Tragödie), welche weniger tragisch, aber um so rührender und woltuender auf den Zuschauer wirken. In letzterer Eigenheit liegt der Hauptvorzug dieser Epoche. Bemerkt muss noch werden, dass man auch äusserlich nach einer gewissen Regelmässigkeit strebte; man verminderte die Zal der Scenen eines Aufzugs, suchte die Action mehr zusammenzudrängen. Eine Periode des Epigonentums ist die fünfte Periode; aber es ist kein schwächliches Epigonentum, das z. B. Philipp Massinger vertritt; noch einmal leuchtet in ihm der mächtige Glanz der früheren Jahrzehnte empor, freilich gemässigter und kleiner (Massingers „Tyrann“), ehe die Flamme ganz erlischt: am 2. September 1642 erfolgte die Aufhebung aller öffentlichen dramatischen Vorstellungen durch das Parlament, womit der Vergleich des altenglischen Theaters mit einem Drama, den ich oben benutzte, sich zu dem einer Tragödie vervollständigt.

Diese Entwicklung der fünf Phasen wird in dem Robert Prölss'schen Buch durch je ein Stück in guter Uebersetzung nebst gediegener Einleitung veranschaulicht. Wir sehen auf diese Weise agiren: Kyds „Spanische Tragödie“ (übersetzt von Richard Koppel; die übrigen Uebertragungen sind sämmtlich vom Herausgeber selbst besorgt), Marlowes „Eduard den Zweiten“, Websters „Weissen Teufel“ oder „Vittoria Accorombona“ (erster Band); Fords „Perkin Warbeck“, Massingers „Grossherzog von Florenz“ (zweiter Band), alle, mit Ausnahme des letzten Stückes, das Komödie ist, Trauerspiele. Abgesehen davon, dass, wenn ich mich nicht irre, vier von diesen Stücken, wenigstens vollständig, zum ersten Male dem deutschen Publikum in seiner eigenen Sprache geboten werden, liegt der Wert der Prölss'schen Sammlung in seiner Eigenschaft als demonstrirende Entwicklungsgeschichte der altenglischen Bühne. Tieck, Müller u. a gaben in ihren Collectionen einzelne Stücke, beliebig aneinandergereiht; aber schon Bodenstedt sah weniger auf das Aesthetisch-Schöne als auf das Charakteristische bei seiner Sammlung; trotzdem blieb sein Buch: „Shakespeares Zeitgenossen“ nur eine Sammlung von Dichtern, abgesehen von dem vollständig verfehlt zu nennenden Unternehmen, meist

Bruchstücke mit verbindender Analyse zu geben; erst Robert Prölss gab eine wirkliche Geschichte des altenglischen Theaters. Dieser Absicht zu Liebe entkleiden sich die Uebersetzer auch ihres eigenen Stiles, der weniger schön als vielmehr charakteristisch werden musste, z. B. in Kyds „Spanischer Tragödie", in welcher die Unbeholfenheit und metrische Ungeschicktheit nachzuahmen eine ziemliche Selbstentäusserung beanspruchte.

Ich gehe auf eins der Stücke etwas näher ein, um den Leser auch einmal mit eigenen Augen sehen zu lassen und wäle zu diesem Behufe Massingers „Grossherzog von Florenz". Aus zwei Gründen. Erstens ist es das wol am wenigsten bekannte der fünf Schauspiele und dann seines ästhetischen Wertes halber. Ich stimme Robert Prölss vollkommen bei, wenn er von der Komödie sagt, dass sie „eine der eigentümlichsten Dichtungen Massingers wie der altenglischen Bühne überhaupt sei", und dass „kaum ein zweites Stück existire, welches unserem modernen feinen Conversationslustspiel so nahe käme." Die Handlung ist folgende.

Der Grossherzog Cosimo von Florenz hat seinen Neffen Giovanni, eine Waise, von einem Edelmann, Carlo Chiaromonte, auf dessen Landgute, unweit Florenz erziehen lassen, woselbst der junge Mann die Tochter seines Erziehers kennen und lieben gelernt hat, so dass ihn bereits ein inniges Verhältniss mit Lidia verbindet, als der Oheim, um den Neffen nun auch, nach vollendeter Bildung, in die feine Gesellschaft einzuführen, denselben nach Florenz zurückberufen lässt. Mit dieser Absicht ist zugleich der Plan verbunden, eine Verlobung des Jünglings mit seinem, des Grossherzogs, Mündel, der jungen Herzogin Fiorinda von Urbino, zu Stande zu bringen, um auf diese Weise das urbinatische Gebiet dem florentinischen zu vereinen. Giovanni langt in Florenz an, Cosimo erfährt von dem Liebesbündniss mit Lidia und sendet seinen Günstling Sannazaro behufs näherer Erkundigungen nach dem Landsitze des Erziehers.

So weit der erste Akt. Man sieht eine vortreffliche, einfache, klare Exposition, wie man sie sich besser nicht wünschen kann.

Die Handlung der Komödie, die aus diesem Keim emporschiesst, hätte nun in ihrem Hauptgange etwa folgende sein müssen. Der Grossherzog, um Lidia unschädlich zu machen, betreibt eine Hochzeit zwischen dieser und einem Günstling, meinetwegen Sannazarro; nun liebt dieser aber zu gleicher Zeit Fiorinda und erringt gleichfalls ihre Liebe; die Paare: Giovanni — Fiorinda, Sannazaro — Lidia, die Cosimo plante, wandeln sich in die Paare: Giovanni — Lidia, Sannazaro — Fiorinda; der Grossherzog sieht sich in seinem Beginnen besiegt; besiegt aber nur in den Mitteln, die er zum Glück seines Neffen angewandt, nicht in dem Zweck selbst, der eben in dem Heil des jungen Mannes bestand, und den dieser, freilich auf seine eigene Weise und in Opposition zu seinem Oheim, sich selbst errungen hat.

Von dieser echten Lustspielhandlung ist nun freilich im Laufe der Entwickelung, wie Massinger sie seinem Stück zu Teil werden lässt, wenig, fast nur Trümmerhaftes, zu spüren. Der Weg der Komödie ist krumm, unklar, oft verliert er sich ganz in Einöde und Wildniss, um schliesslich die Sanctionirung der beiden Liebespaare zu erreichen. Sannazaro sieht auf dem Landgute Lidia, fasst eine heftige, sinnliche Neigung zu ihr und sucht zu seinem Ziele, das in einer Verführung besteht, zu gelangen. Um zu dieser Verführung Zeit zu gewinnen, redet er Giovanni ein, der Grossherzog bestehe nur darum auf seiner Verbindung mit Fiorinda, um Lidia selbst als Gattin heimzuführen, und beide schmieden ein Complott, welches Cosimo glauben machen soll, Lidia sei eine ganz hässliche, unbedeutende Person. Zum Glück hat Giovanni, um Lidia auch am Hofe nahe sein zu können, schon vorher Fiorinda gebeten, dieselbe in ihre Dienste als Gesellschafterin aufzunehmen; hierdurch wird die — übrigens ziemlich plumpe — Intrigue der Beiden vereitelt. Der Grossherzog überzeugt sich persönlich von dem

Gegentheil des ihm Vorgespiegelten; er ist erzürnt auf die Betrüger, und will ihnen das Urteil sprechen lassen; Richterinnen sollen, als die Beleidigten, die beiden Damen sein: diese sprechen ihre Geliebten — denn auch Sannazaro hat sich von seiner unlautren Absicht inzwischen bekehrt — natürlich frei, der Grossherzog willigt in die Heirat der zwei Paare ein, und das Stück ist zu Ende.

Man sieht, die Handlung ist ziemlich wirr und kraus, auf jeden Fall unnatürlich. Weder mit Giovanni noch mit Sannazaro können wir das Interesse haben, das ihr Auftreten im ersten Akte versprach. Nichtsdestoweniger ist die Handlung selbst nicht uninteressant und in der Sprache tut sich ein feiner, urbaner Geist kund. Das Stück gehört ohne Zweifel zu den besten des altenglischen Theaters.

Die Analyse des „Grossherzogs von Florenz“, sowie die vorausgeschickte kritische und historische Betrachtung, welche ein Ergebniss der Forschungen des Herausgebers sind, werden wol bei dem Leser das Verlangen erweckt haben, das Buch selbst in die Hand zu nehmen; auf jeden Fall wird das „Altenglische Theater“ von Robert Prölss von allen zu Rate gezogen werden müssen, die es sich, geniessend und forschend, zur Aufgabe gemacht haben, den dramatischen Schätzen des merry old England, die ja äusserst bedeutend sind, nachzugraben und sich an denselben zu erfreuen.

Leipzig. Julius Riffert.

Englische Synonymik für die Oberklassen höherer Lehranstalten, sowie zum Selbststudium bearbeitet von Dr. W. Dreser. Erste Hälfte A—J. Wolfenbüttel, Druck und Verlag von Julius Zwissler, 1880.

Das Schwierigste bei Erlernung einer fremden Sprache ist bekanntlich die Bewältigung und Aneignung des lexikalischen Stoffes; die Erlernung und Anwendung der grammatischen Regeln ist dagegen verhältnismässig leicht. Die Hauptarbeit des Lernenden muss daher auf allen Stufen darauf gerichtet sein, den nötigen Wortvorrat beherrschen zu lernen und eine genaue Vorstellung von der Bedeutung und Verwendung der einzelnen Wörter zu bekommen. Mit Recht wird daher schon auf der untersten Unterrichtsstufe grosses Gewicht darauf gelegt, dass der Schüler nicht blos die trockenen grammatischen Formen hersagen lernt, sondern dass er zu gleicher Zeit in der Aneignung des lexikalischen Stoffes mannigfaltig geübt wird. Hat der Schüler eine gewisse Stufe in der Erlernung einer fremden Sprache erreicht, so ist es notwendig, dass er sich mit den wichtigsten synonymen Ausdrücken derselben bekannt macht. Das vorliegende Buch will hierzu die nötige Anleitung geben und den geeigneten Stoff liefern. Der Gedanke, von dem der Verfasser sich hat leiten lassen, ist ein sehr richtiger, und er verdient um so mehr Anerkennung, da bisher dies Feld nur wenig bearbeitet worden ist. Die Einrichtung des Buches ist der Art, dass für die deutschen Wörter, welche in alphabetischer Ordnung folgen, die verschiedenen Gruppen der englischen Ausdrücke mit guten und zahlreichen Beispielen gegeben sind. Durch diese Form wird es möglich, dass das Buch einem doppelten Zwecke gerecht wird: einmal kann es zum Nachschlagen gebraucht werden; ausserdem eignen sich die einzelnen Artikel zur Besprechung und Durchnahme. Am Schlusse jedes Artikels finden sich kurze etymologische Angaben über die englischen Wörter. Viele Artikel sind ausführlicher und gründlicher behandelt, als dies in ähnlichen Büchern der Fall ist; ich verweise auf die Artikel „Fehler, Irrtum, Glaube, Herrschaft“ etc. Bei dem Artikel „Glück“ vermisse ich success; für „Glück,

glücklich" sind success und successful oft die allein entsprechenden Ausdrücke. Bei „genau" könnte auch minute angegeben sein. Bei der Erklärung von resolute würde ich den Zusatz „ohne die Folgen zu berücksichtigen" durch „vielleicht, unter Umständen", abschwächen und einschränken, da man einen Mann, der die Folgen seines Handelns genau berechnet, möglicherweise sehr wohl resolute nennen kann.

Sonst sind alle Artikel sehr vollständig und genau, und das Buch verdient empfohlen zu werden. Dr. S.

Karl Keller, Professor am Gymnasium in Zürich, Elementarbuch für den Unterricht in der französischen Sprache. Drei Teile (Erster Kurs, zweiter Kurs I. Teil und zweiter Kurs II. und III. Teil). Zürich, Verlag von Orell, Füssli & Co., 1880.

Wenn man in Uebereinstimmung mit der sechsten Direktoren-Konferenz der Provinz Preussen im Jahre 1871 den Unterricht im Französischen sich in vier Stufen gliedern lässt, und der untersten Stufe (Quinta bis Unter-Tertia incl.) die praktisch-elementare Einführung in die Sprache als Aufgabe zumisst, so würde der erste Kurs des K.'schen Lehrbuchs den auf dieser Stufe zu absolvirenden Lernstoff enthalten, und zwar werden in Quinta und Quarta die regelmässige Formenlehre, speciell die Konjugation der Hilfsverba und die vier regelmässigen Konjugationen, und in Unter-Tertia die unregelmässigen Zeitwörter einzuüben sein.

Für Quinta und Quarta wären demnach die ersten 206 Paragraphen auf Seite 1—131 incl., für Unter-Tertia die Paragraphen 207—303 auf S. 132 bis 208 bestimmt. Der zu behandelnde Stoff dürfte daher (auf Quinta und Quarta entfallen bei 42 Wochen Unterrichtszeit zusammen 420 und auf Unter-Tertia 168 Unterrichtsstunden) im allgemeinen richtig bemessen sein, dagegen habe ich an der Anordnung die allzugrosse und verwirrende Zerstückelung desselben auszusetzen. Während z. B. der Schüler an der Hand des an der Elbinger Realschule eingeführten Lehrbuches von Toussaint-Langenscheidt in der dritten Lektion mit den sechs Formen des Présent de l'Indicatif von avoir bekannt gemacht wird und diese sechs Formen sodann in den folgenden sechs Lektionen bis zur Sicherheit eingeübt werden, lernt derselbe nach Keller die Form j'ai in § 36, tu as in § 37, nous avons und vous avez in § 40, il a und ils ont in § 43 kennen. T.-L. bietet in der zehnten Lektion das Prés. de l'Ind. von être und lässt es in den folgenden vier Lektionen einüben, K. bringt die Form est § 29, sont § 35, die übrigen vier § 59. Während ferner T.-L. in den Lektionen 15—36 nach einander die übrigen temps von avoir und être bietet und so die Konjugation der Hilfsverben zum Abschluss bringt, unterbricht K. dieselbe in § 75 durch das Présent, in § 84 durch das Imparfait, in § 93 durch das Passé défini der ersten Konjugation und bringt das Imparfait von avoir und être gleichfalls in § 84, das Passé défini in § 94, und so fort. Wenn nun auch allerdings in einem Anhange am Ende des Buches (Paradigmen der Hilfszeitwörter und der gleichförmigen Konjugation) die so zerstreuten Formen der einzelnen Zeiten zusammengefasst werden, so wird doch dadurch der Uebelstand, sie dem Schüler als disjecta membra ganz zusammenhanglos und unvermittelt vorgeführt zu haben, keineswegs beseitigt.

Im Weiteren möchte ich mir erlauben, an dem Buche die fehlende Aussprache-Bezeichnung zu bemängeln, an deren Stelle K. in den ersten 28 Paragraphen die Sprachlaute einzeln durchnimmt. Nach den Kontroversen und Versuchen der letzten zwanzig Jahre und nachdem sich Sprachgelehrte

wie Littré dafür ausgesprochen haben, ist die Aussprache-Bezeichnung offene Frage mehr, und selbst Plötz, der sich am längsten dagege sträubt, hat sich auf Andringen seines Verlegers, um seine Lehrbücher kurrenzfähig zu erhalten, dazu entschliessen müssen. Es lässt sich nicht mehr wegleugnen, dass Sicherheit in der Aussprache nur dadurc wonnen wird, dass ein Aussprache-Bild dieselbe dem Lernenden wieder und wieder ins Gedächtnis zurückruft. Ja, in Deutschland, w Unterricht auf der untersten Lehrstufe sich überwiegend in den H von Lehrern befindet, deren Aussprache im Argen liegt, ist eine Ausspr Bezeichnung auch im Interesse der Lehrer eine unabweisliche Notw keit. Für die Westschweiz, wo fast jeder Gebildete und also auc Mehrzahl der Lehrer beide Landessprachen beherrscht, dürfte dies vie nicht in demselben Masse der Fall sein.

An den für die Behandlung in Unter-Tertia bestimmten Parag habe ich gleichfalls das bunte Durcheinander auszusetzen, in dem d regelmässigen Konjugationsformen geboten werden. So bringt K. bei weise in § 209 envoyer, 210 aller, 212 pleuvoir, 213 venir, 214 app u. s. f. An eine sichere Aneignung der Formen ist auf diesem meiner unmassgeblichen Meinung nach, nicht zu denken.

Schliesslich vermisse ich ein Wörterverzeichnis. Es ist nehmli unmöglich, dass der Schüler sofort alle Wörter, die ihm einmal vo worden sind, seinem Gedächtnis so fest einprägt, dass er sie in de jeden Augenblick gegenwärtig hat, ohne Wörterverzeichnis steht e jedem Worte, dessen Bedeutung ihm entfallen ist, sobald er de wieder begegnet, ratlos gegenüber.

Zweiter Kurs I. Teil ist eine Chrestomathie, die sich in Nichts vielen ähnlichen Büchern unterscheidet. Wer nicht, wie der Unterz ein grundsätzlicher Gegner dieser Bücher wenigstens von Unter-Se aufwärts ist, wird in demselben auch noch für diese Klasse ganz p Lesestoff finden.

Zweiter Kurs II. und III. Teil endlich enthält eine systematisch matik. Professor K. hat für die Abfassung derselben die zuerst Unterzeichneten auf der vierten Generalversammlung des allgemeinen zerischen Lehrervereins vertretene und in seinem „praktischen Lehrg deutschen Sprache", Frauenfeld 1858, durchgeführte Ansicht adopt die Formenlehre nicht von der Satzlehre getrennt werden dürfe, dass man von dem reinen einfachen Satze als der einfachsten F Gedankens ausgehen und die verschiedenen Abschnitte der Formen behandeln müsse, wo die einzelne Form bei der Besprechung der nisse des einfachen und zusammengesetzten Satzes einen natürlic schluss findet und als Satzglied Leben und Bedeutung für den Sch winnt, anstatt dass bei der gewöhnlichen Behandlung die Wortforme vorher als ein todtes Material angesammelt werden, ehe der Lernend mit denselben anzufangen weiss. Demnach behandelt K. im erst schnitt die Lehre von dem einfachen Satz (Kap. I Subjekt, Kap. dikat, Kap. III die Ergänzungen, Kap. IV die Bestimmungen und die Zuschreibungen) und im zweiten Abschnitt die Lehre vom zu gesetzten Satze (Kap. I die beigeordneten Sätze, Kap. II die Ne und zwar 1. den subjektiven Nebensatz, 2. den objektiven Ne 3. den prädikativen Nebensatz, 4. den Relativsatz, 5. den Adverb ein dritter Abschnitt endlich handelt von der Wortfolge und d punktion.

Zunächst kann ich mich mit der Anordnung im Einzelnen nich standen erklären. Das Prädikat ist im Satze die Hauptsache, und demgemäss mit demselben und nicht mit dem Subjekt angefangen Daran hat sich, vom Leichteren zum Schwereren vorschreitend, die lung des Subjekts, der Ergänzungen, der Zuschreibungen und der

mungen anzureihen; und dem entsprechend müsste dann auch im zweiten Abschnitt nach den beigeordneten Sätzen der Subjektssatz, der Objektssatz, der Attributivsatz und der Umstandssatz zur Behandlung kommen. Das Irrige in der Annahme des Prädikativsatzes glaube ich in Anlehnung an Trendelenburg gelegentlich einer Besprechung von Müller-Edinger, deutsche Sprachlehre, im 5. Jahrgang der pädagogischen Monatsschrift für die Schweiz 1860 und neuerdings wiederum in der Vorrede zur ersten Auflage meiner Syntax der neu-französischen Sprache 1869 genügend nachgewiesen zu haben, um noch ein Wort darüber zu verlieren. Auch durften, wenn der Verfasser nicht inconsequent werden wollte, Wortfolge und Interpunktion nicht in einem besonderen Abschnitt behandelt werden, sondern waren überall da in dem ersten und zweiten Abschnitt zu behandeln, wo sich die Gelegenheit zur Anknüpfung naturgemäss bietet.

Im Weiteren habe ich an dem Buche auszusetzen, dass es nicht erschöpfend ist und dass K. sich begnügt aus einigen grossenteils selbst gebildeten Beispielen eine bestimmte Zahl von Regeln abzuleiten und in Folge dessen eine Fülle von Spracherscheinungen übergeht, die nunmehr bei der Lektion dem Schüler als mit den ihm bekannten Regeln im Widerspruch stehend auffallen müssen. Ich bin nehmlich ganz entschieden der Ansicht, es sei nicht ausreichend, den Schülern der oberen Klassen eine Grammatik in die Hände zu geben, die gerade nur so viel enthält, um den Schüler zu befähigen, einen deutschen Text ohne die gröbsten Verstösse ins Französische zu übertragen oder schliesslich seine eigenen Gedanken in einem einigermassen leidlichen Französisch auszudrücken, ich glaube vielmehr, man müsse bei der Abfassung einer französischen Grammatik für die Schüler der oberen Klassen auch namentlich dem Umstande Rechnung tragen, dass der Schüler in dem Buche einen Ratgeber finden soll, der ihm das Verständnis jeder grammatischen Schwierigkeit, die ihm bei seiner Lektion möglicherweise aufstossen könnte, vermittelt. Bei der Abfassung meiner Syntax der neu-französischen Sprache (Berlin, Langenscheidt, dritte Auflage 1877) habe ich dieses Ziel im Auge gehabt und ich schmeichle mir, es wird nicht leicht Jemand das Buch aus der Hand legen, ohne über irgend ein grammatisches Verhältnis die gesuchte Aufklärung gefunden zu haben. Dazu ist aber nicht nur ein genaues und ausführliches Inhaltsverzeichnis, sondern auch ein erschöpfendes alphabetisches Register unumgänglich notwendig, beides fehlt bei K.

Angehängt sind Uebungsstücke zum Uebersetzen ins Französische, teils einzelne Sätze S. 1—52 mit Angabe der Paragraphen, auf die sie sich beziehen, teils zusammenhängende Uebungsstücke S. 53—104, letztere ohne in irgend einem Zusammenhange mit der Grammatik zu stehen.

Elbing. Brunnemann.

Heinrich Breitinger, Elementarbuch der franz. Sprache für die Secundarschulstufe. Zürich, Schulthess, 1880.

Der auf dem Gebiete des fremdsprachlichen Unterrichts rühmlichst bekannte Verfasser bietet in dem vorliegenden Buche ein Lehrmittel, das zunächst für schweizerische Mittelschulen, speciell für die Secundarschulen des Kantons Zürich berechnet ist. Die dreiklassige Secundarschule schliesst sich an die zwölfklassige Primarschule, und da sie die meisten Schüler der letzteren aufnimmt, erhält sie sehr viele schwach oder doch mittelmässig beanlagte Schüler. Darum hat der Verfasser, der eine langjährige Praxis hinter sich hat und die Bedürfnisse der besprochenen Stufe wohl kennt, den Stoff vor allen Dingen quantitativ beschränkt und zugleich die Schwierig-

keiten bloss unmerklich gesteigert. Auf das erste Jahr kommen p. 1; welche die Elemente enthalten mit Ausschluss der unregelmässigen V deren Einübung (p. 78—152) dem zweiten vorbehalten bleibt. Der I Theil bietet die einfachsten Regeln der Syntax in französischer Form einen sehr ansprechenden Uebungsstoff (153—231). Das Material schon früh in Gruppen gesammelt und in einer Beschreibung oder Geschichtchen zusammengefasst (cf. p. 14 ma chambre, p. 16 notre m p. 17 notre village, p. 23 la ville).

Das neue Lehrmittel darf Mittelschulen aufs wärmste empfohlen we

Dr. J. Ulrich

Letture Scelte, ad uso degli studiosi della lingua italiana. C pilate da Giov. Lardelli. Zürich, Orell e Füssli, 188

Die unter diesem Titel herausgegebene Sammlung darf wol ein besten in neuerer Zeit erschienenen genannt werden. Sie enthält was man von einem derartigen Buche verlangen kann und soll, in Auswahl und bietet mehr als andere für die Schule bestimmte ital. bücher; so z. B. in der III. Abteilung unter dem Titel: „Novelle e r einige der schönsten Capitel aus: „Mie Prigioni"; „Ettore Fierambic eine ganze Novelle von V. Bersezio: „Il lane del Cieco", sowie u dramatischen Stücken das hübsche Lustspiel Goldoni's: „Il Burber fico", gleichfalls ganz. Aus der verhältnissmässig reichen Auswahl poetischer Stücke brauche ich nur: No. 1 „Addio di Ettore e And No. 2 „Laoconte" aus den Uebertragungen der Ilias von Monti Aeneis von H. Caro, No. 3 „Caronte", No. 5 „Il Conte Ugolino" Comedia, No. 9 „La presa di Gerusalemme" und No. 13 „Folchett venza" von T. Grossi zu nennen, um zu zeigen, wie geschickt La die Schule auszuwählen versteht. Gerne hätte ich in diesem Kapit Angaben über die Versmasse der einzelnen Gedichte gewünscht; auc es sich vielleicht empfehlen, in einer künftigen Auflage in wenig das Nötigste über die bedeutenderen ital. Schriftsteller zu sagen. kungen werden mit Recht nicht zu häufig gegeben, ebenso die Ueb ital. Wörter, doch hätten wol Wörter wie: montare, l'acclamazione star(e) bene, gomito, egoismo, sussistenza etc. keiner Uebertragung wogegen solche zu anderen sehr zu wünschen wäre, so beispiels den seltenen: zanipillo p. 184; sbadigli p. 185; accecante (blendend) pria für prima p. 289; brancolare (umhertappen) p. 295; appassito und andere. Der Druck ist gut und sorgfältig durchgesehen, ich f p. 184 plätschern st. Plätschern (subst.), p. 254 dtfficoltà st. diff. letzte Z. v. u. di fiammerote st. fiamme ruote, p. 291 Z. 15 angel s p. 295 per vaglia st. per voglia.

Von demselben Verfasser ist soeben auch eine kleine aber re und brauchbare Briefsammlung erschienen unter dem Titel: „Picc tolario Italiano", in dem hauptsächlich auch der kaufmännische Brie sichtigt wird.

Anleitung zur Abfassung von französischen Briefen mit reichen französischen Mustern und deutschen Ue Für den Schul- und Privatgebrauch von Dr. Otto Oberlehrer an der Sophienschule zu Berlin. Berlin Späth, 1880.

Wie die früher im Archiv (XXXIII. Jahrg., 61. Bd.) angez allgemein günstig aufgenommene Anleitung zur Abfassung von e

Briefen von demselben Verfasser, ist auch diese vorliegende ein recht gutes Buch. Es bringt zuerst alles Notwendige über Einrichtung und Abfassungsart französischer Briefe, wobei mit besonderer Rücksicht auf den praktischen Gebrauch Muster von Briefschlüssen in überaus grosser Anzahl und Vielfältigkeit gegeben werden, dann folgt die mit Umsicht zusammengestellte Sammlung von 220 französ. Musterbriefen über alle nur möglichen Vorkommnisse des Lebens, denen sich wieder 50 deutsche zur Uebertragung in das Französische bestimmte Briefe anschliessen. Zu letzteren sind Anmerkungen in weitaus genügender Anzahl gegeben; dagegen wäre, glaube ich, zu besserem Verständnisse bei den französ. Originalen einige Male eine Bemerkung beziehungsweise Uebertragung am Platze gewesen. Ich lasse die betreffenden Stellen hier folgen: p. 53 hätten die Worte: „in aeternum" für des Lateinischen Unkundige durch „à (pour) jamais" verständlich gemacht werden können; p. 54 (Brief 103) steht der familiäre Ausdruck „tout cela n'est pas bien chaud" wo „chaud = lustig, angenehm"; p. 73 (Brief 187) hätte der Ausdruck „ce mets digne de la table de Rabelais" erläutert werden sollen, damit gewöhnlichen Lesern die Pointe nicht entgeht; zugleich hätte man auch die Redensart: „quart d'heure de Rabelais" heranziehen können; p. 88 könnte die deutsche Uebersetzung für „bourrelets" (Brief 156) angegeben werden; der auf p. 98 (Brief 171) vorkommende Ausdruck „agrégation de grammaire" dürfte wol den wenigsten Lesern bekannt sein, desgleichen der p. 107 (Brief 179) „les rubriques des portiers parisiens"; zu „Montbard" p. 107 dürfte die Bemerkung: „Geburtsort des berühmten Naturforschers Buffon (1707—1788)" am Platze sein. Wer nicht in London war oder eine eingehende Schilderung des „British Museum" gelesen hat, wird schwerlich den p. 123 (Brief 193) sich findenden Ausdruck „déprédations de Lord Elgin" richtig verstehen; es wäre also wol kurz darauf hinzuweisen, dass hierunter die von dem englischen General und Gesandten Lord Elgin auf seinen Reisen in Griechenland zusammengeraubte berühmte Antikensammlung zu verstehen ist, die später von dem Parlament für das britische Museum angekauft wurde (nach dem „Hand-Book Guide for Visitors" um 35,000 Pfd. Sterl.) und jetzt in demselben zwei grosse Säle, genannt „Elgin rooms", füllt. Dies sind die wenigen Fälle, in denen ich eine Anmerkung für notwendig oder doch wünschenswert halte. Die französischen Muster sind, wie in der früheren Sammlung die englischen, fast ausnahmslos der Korrespondenz bedeutender Persönlichkeiten (u. a. Béranger, Brachet, Lamartine, Mazzini, Sainte-Beuve, V. Hugo) oder dem schriftlichen Privatverkehr gebildeter Franzosen entnommen und in Folge dessen frei von jener Künstelei und Geschraubtheit, die wir in den Briefen so vieler Mustersammlungen lächerlich finden. Dr. Ritter gebrauchte auch hier zur Erzielung grösserer Genauigkeit die Vorsicht, die franz. Briefe nochmals von einem Franzosen, Hrn. Direktor Perron zu Nancy, durchsehen zu lassen; in der That wurde dadurch die äusserste Correctheit erreicht; ich wenigstens habe nur zwei Unrichtigkeiten im Texte bemerkt: p. 89, Z. 13 v. o. wird statt „En attendant de vous lire bientôt" zu lesen sein „de vous voir", und p. 106, Z. 14 v. o. muss es heissen: „ainsi jugez du repos que je" statt „de repos". Ein weiterer Vorzug unseres Büchleins ist sein überaus deutlicher und fehlerfreier Druck. So möge auch es die günstige Aufnahme finden, welche es sicherlich verdient.

Vom französischen Versbau alter und neuer Zeit. Zusammenstellung der Anfangsgründe durch Adolf Tobler. Leipzig, Hirzel, 1880.

Dass man gerade in neuerer Zeit sich vielfach mit eingehenden Studien über den französischen Versbau beschäftigt, davon zeugen die zahlreichen

jüngst erschienenen grösseren und kleineren Abhandlungen über denselben, unter ihnen besonders die wesentliche Fortschritte in der Metrik zeigenden Werke von Lubarsch und Becq de Fouquières. Keines aber von allen wird von so grossem Einfluss auf die Weiterentwicklung der franz. Verslehre sein, wie das unter so schlichtem Titel erschienene, vortreffliche Büchlein Tobler's. Freilich soll es keine erschöpfende Belehrung über alle Gebiete der Metrik bieten, da z. B., wie der Verfasser selbst in der Vorrede hervorhebt, der Strophenbau gar nicht in demselben berücksichtigt wird, aber es ist in ihm die einzig richtige Grundlage gelegt, auf welcher allein eine streng wissenschaftliche franz. Verslehre aufgebaut werden kann. Es geht nämlich, wie auch der Titel besagt, überall mit der Besprechung des Neufranzösischen die des Altfranzösischen Hand in Hand, und dass allen Erscheinungen auf beiden Gebieten die gewissenhafteste Durchforschung und Würdigung zu Teil wird, dafür bürgt ja schon der Name des um die romanische Philologie so verdienten Verfassers allein. Das Büchlein zerfällt in fünf Abschnitte, deren erster als Einleitung eine genaue Definition des Verses innerhalb der franz. Dichtung giebt und uns mit der Abfassungsart der einzelnen Gattungen in den verschiedenen Perioden sowie mit dem Wesen und den Gesetzen über Zulässigkeit des Enjambement bekannt macht. Der II. Abschnitt: „Feststellung der Silbenzahl" handelt selbstredend in erster Linie von dem Werte des sogenannten stummen „e", dann von der Zusammengehörigkeit sonst im Inneren des Wortes neben einander tretender Vocale; mit ganz besonderer Genauigkeit wird in diesem Kapitel das schwierige Thema von der Unerlässlichkeit oder nur möglichen Anwendung der Elision im Altfranzösischen besprochen. Im nun folgenden III. Abschnitt über die „innere Gliederung des Verses" verurteilt Tobler mit vollem Recht den Gebrauch, die französischen Verse nach Füssen zu bestimmen oder gar von Iamben und Trochäen zu reden, da nur eine Messung nach der Silbenzahl angezeigt sei, und geht dann auf das Sorgfältigste auf die Cäsur ein, durch welche allein die innere Gliederung des Verses zu Stande kommt. Im IV. und kürzesten Kapitel kommt der Hiatus zur Sprache und endlich im V. die Assonanz und der Reim.

So hat der Verfasser durch die Herausgabe dieses Werkchens, das in möglichst kurzer Form Alles enthält, was zu einem streng wissenschaftlichen Studium des französischen Versbaues notwendig ist, ganz bestimmt nicht nur, wie er in seiner Bescheidenheit in der Vorrede sich äussert, seinen eigenen Bedürfnisse, resp. dem seiner Zuhörer abgeholfen, sondern einem allgemein gefühlten. Hiefür ist der beste Beweis, dass bedeutende Professoren es alsbald nach seinem Erscheinen ihren Studenten als Compendium in die Hände gaben. Aber nicht nur den Jüngeren, sondern ebenso, ja ich möchte fast behaupten noch weit mehr jenen, welche die Universität schon verlassen und vielfach nicht die Gelegenheit haben, durch lebendigen Verkehr mit der „Alma Mater" ihr Wissen zu fördern, jenen, die nur durch das gedruckte Wort mit den Fortschritten der Wissenschaft bekannt werden können, wird sich Tobler's Zusammenstellung als äusserst nützlich erweisen, und es ist somit nur zu wünschen, dass es auch in diesen Kreisen allseitig jene Beachtung und Würdigung finde, die es in so hohem Grade verdient.

Augsburg. G. Wolpert.

Li romans dou chevalier au lyon von Crestien von Troies, herausgegeben von Wilhelm Ludwig Holland. Zweite Auflage. Hannover, Rümpler. Paris, Vieweg, 1880. X u. 262 S. 8°.

Schon seit geraumer Zeit war die Ausgabe des Chevalier au lion von W. L. Holland vergriffen, da gab Tobler in dankenswerther Weise die Au

regung, dass der Herausgeber eine zweite Auflage veranstaltete, welche um so mehr einem fühlbaren Bedürfniss abhilft, als die von W. Förster versprochene Gesammtausgabe der Crestien'schen Werke noch einige Zeit dürfte auf sich warten lassen. Der Text in der neuen Ausgabe ist im Vergleich zu dem früheren wesentlich verbessert worden, besonders durch werthvolle Conjecturen und Bemerkungen Tobler's, welcher die Vatikanische Handschrift eingesehen und benutzt hat, und ist hergestellt auf Grund der Pariser Hs. Nr. 73 Cangé, von welcher eine Schreibeprobe dem Titelblatte vorangeht. Diese Hs. bietet einen leserlichen, aber orthographisch ungleichmässigen Text, der nur an einigen Stellen zu verbessern war; meist treffen die Emendationen das Richtige, wiewohl ein rein kritischer Text mit uniformirter Schreibung nicht überall erreicht ist, weil nicht alle Handschriften vom Herausgeber benutzt worden sind. Die etwas ungleichmässig unterhalb des Textes vertheilten Anmerkungen haben in der neuen Auflage wenig Aenderungen erfahren; dieselben zeigen, dass der Herausgeber bemüht gewesen ist, die Ergebnisse der neueren Forschungen über Crestien und den Chevalier au lion möglichst zu berücksichtigen. Doch kommen noch veraltete Ansichten vor, z. B. p. 18 Anm. zu 324 bis 364 u. ö., dass Crestien Verfasser des Conte del roi Guillaume d'Engleterre sei, welcher von Michel, Chroniques anglonormandes II, p. 39—172 nach der Pariser Hs. 6987, jetzt Ms. fr. 375 herausgegeben worden ist; schon der Anfang:

> Crestiiens se veut entremetre,
> Sans nient oster et sans nient metre etc.

wie der Schluss:

> La matere· si me conta
> .I. miens compains, Rogiers li cointes,
> Qui de maint prodome est acointes

sprechen gegen die Identität dieses Crestien mit dem Verfasser des Chevalier au lion. Oefters ist der englische Gawayn zur Vergleichung herangezogen nach dem Texte von Ritson, Ancient engleish metrical romancees 1801; so z. B. S. 201, V. 5099—5103, oder S. 207, V. 5248—5265, oder S. 163, V. 4023; besser wäre es den Sir Gawayn and the Green Knight nach den Ausgaben von Madden vom Jahre 1839 oder von R. Morris vom Jahre 1864 (E. E. T. S.) zu citiren. Zu S. 10, V. 151, 152 u. ö. ist nun zu verweisen auf die inzwischen erschienene Abhandlung von Ed. Schwan, Philippe de Remi, Sire de Beaumanoir und seine Werke: in Böhmer's Romanischen Studien Heft XV (April 1880), p. 351—410. Die in dem Vorwort zur neuen Auflage genannten Arbeiten, namentlich die von Settegast, Gärtner und Blume mussten in den Anmerkungen öfter herangezogen werden, da einzelne Ansichten derselben auf Widerspruch stossen dürften. Wie auf die von Barbazan und Méon herausgegebenen Fabliaux, so konnte auch auf die neue Sammlung von Anatole de Montaiglon et Gaston Raynaud mit verwiesen sein. Zu V. 4087—4089 fehlt der Hinweis auf die Abhandlung von Perle über die Negation im Französischen in Gröber's Zeitschrift für romanische Philologie. Zu V. 2582 über die Turteltaube musste die Tradition der französischen Bestiarien herbeigezogen werden, deren keiner erwähnt ist. Manche zu häufig vorkommende Verbindungen wie trives ne pes V. 514, avenant et bele V. 702, baisier et acoler etc. wie die Anrede biax sire u. a. brauchten nicht durch so viele Belege gestützt zu werden; bei V. 678 (destroiz et angoisseus) ist wohl wegen der ähnlichen Verbindung auf V. 4644 (pansis et destroiz) verwiesen. Solche schlechten Lesarten wie mile statt nule bei Le Roux de Lincy V. 534 können in den Noten überhaupt ohne Schaden wegbleiben. In V. 575, 576 ist auf eine angeblich gleichlautende, wirklich jedoch nur ähnliche Stelle in Wace's Roman de Rou hingewiesen, den der Herausgeber nach seinem Crestien de

Troies S. 152 statt nach der Ausgabe von Dr. H. Andresen, Heilbronn, Henninger 1877—1879 citirt. Der Wortlaut bei Crestien ist V. 575—576:

Ensi alai, ensi reving,
Au revenir por fol me ting,

während es in Wace's Roman de Rou III, V. 6418—6420 heisst:

Fol m'en revinc, fol i alai,
Fol i alai, fol m'en revinc,
Folie quis, por fol me tinc.

S. 35 zu V. 702 ist Flore et Blancheflor noch nach E. du Méril's statt nach H. Suchier's oder G. Paris' Ausgabe citirt. Zu V. 2352—2353, wo über die musikalischen Instrumente gehandelt ist, fehlt der Hinweis auf Tobler's Abhandlung über „Spielmannsleben im alten Frankreich" in der Zeitschrift „Im Neuen Reich" 1875, vgl. Romania 1877, No. 8. Auch Guischart de Beaulieu sagt ähnlich: Harpent, rotent, vielent et chantent li jugler: vgl. (A. Jubinal,) Le sermon de Guischart de Beaulieu, Paris 1834, p. 17; die Pariser hier reproducirte Hs. dieses Werkes enthält 666 Zeilen, während die Londoner Harl. 4388 im Ganzen 1923 Zeilen zählt. Die interessanten Belege S. 63—64 zu V. 1438 über die Charakteristik der Frau in der altfrz. Poesie liessen sich noch vermehren. Zu den Proben aus dem Roman de la Poire S. 4, S. 56 und S. 114 wird sich in einer dritten Auflage des Chevalier au lion ein Hinweis auf die neue in kurzem erscheinende Ausgabe dieses Werkes von Dr. Stehlich anbringen lassen. Correctheit des Druckes und Ausstattung des Buches sind vortrefflich; eine ungewöhnliche Schreibung begegnet S. 152 zu V. 3698—3707: eräugnis; in der Einleitung S. X: Gustaf. Wie die erste, so verdient auch die zweite von Holland nach einem Zeitraume von beinahe 20 Jahren veranstaltete Auflage volle Anerkennung.

Stephan Wätzoldt, Die Pariser Tagezeiten. Achter Jahresbericht der Unterrichtsanstalten des Klosters St. Johannis zu Hamburg. Ostern 1880. VII u. 52 Seiten.

Dieses 4062 Verszeilen enthaltende gebetartige Gedicht, welches im Ganzen in neun Abschnitte zerfällt, ist einer im Eingange unvollständigen Pariser Handschrift des 14. Jahrhunderts entnommen und stellt grösstentheils die Leidensgeschichte und Auferstehung Christi dar. Der Herausgeber beruft sich wiederholt auf seine wohlbekannte Hallische Dissertation vom Jahre 1875, welche die Metrik, die Sprache, den Lautbestand, die Formenlehre und den Wortschatz dieser Dichtung behandelt. Betreffs der Heimath des Dichters ist W. jetzt anderer Ansicht, indem er als solche Hessen annimmt. Der Titel „Tagezeiten" ist für das Gedicht gewählt auf Grund der Theilung der ersten sieben Abschnitte nach den sieben horae canonicae; besser wäre gewesen „Horen". Der Name des Dichters ist unbekannt; aber der in den Kirchenvätern belesene Verfasser scheint dem geistlichen Stande angehört zu haben, auf welchen namentlich die Abschnitte V. 2744 fg. und 3997 fg. hindeuten. Als Abfassungszeit dieser Horendichtung, welche von untergeordnetem poetischen Werthe ist, nimmt der Herausgeber mit Wahrscheinlichkeit die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts an. Der mit Anmerkungen versehene Text, welcher hier zum ersten Male nach der einzigen Hs. der Nationalbibliothek zu Paris veröffentlicht wird, bildet einen getreuen Abdruck der handschriftlichen Ueberlieferung, in welchem an der Mundart des Schreibers nichts geändert ist; selbstverständlich hat der Herausgeber die Interpunction eingefügt, fehlerhafte Schreibungen in die Anmerkungen verwiesen, Lücken durch Punkte angedeutet, schwierige Stellen erklärt und die Abkürzungen aufgelöst.

Die einzelnen Abschnitte des Textes führen folgende Titel: 1. Mette. 2. Prime. 3. Tercie. 4. Sexte. 5. None. 6. Vesper. 7. Complede. 8. Daz ufhersthene. 9. Dreveldekeit. — Eine Vergleichung des Gedichtes in Bezug auf Anordnung und Inhalt mit Horendichtungen fremder Literaturen wäre erwünscht gewesen. R.

Zur Abwehr.

In der Recension meiner Schillerstudien (Archiv 1880, S. 219) ist wörtlich zu lesen: „Hauff wundert sich, dass im ‚Spaziergang' der Dichter uns am Schluss mitten in der Wüste stehen lässt. O Schiller, wie wenig verstandest du von der Dichtkunst! Natürlich war noch zu sagen, dass der Spaziergänger nun auch nach Hause zurückging, von der liebenden Gattin mit Vorwürfen wegen zu langen Ausbleibens nebst Hinweis auf das kalt gewordene Essen empfangen wurde u. s. w." — Die betreffende Stelle in meinem Werk S. 240 enthält eine Aeusserung Karl Grüns, die so lautet: „Diesen fehlenden Schluss (nämlich dass Schiller nicht schildere, wie aus der Asche der Stadt der Menschheit Kern, die Sittlichkeit, einen neuen Bau aufführe, der noch herrlicher und schöner sei, als der der unmittelbaren Kultur) abgerechnet, ist das Gedicht durchaus vollendet; nur Hoffmeister meint, der Dichter lasse uns zuletzt in der Einöde stecken, was er jetzt gemacht habe? Wahrscheinlich ist er nach Hause gegangen, fand aber nicht nöthig, uns dies zu sagen. Das Gedicht schliesst mit dem Ausgangspunkt, mit der Natur, die alles Menschliche trägt und ewig ergänzt." Folglich hat der Recensent mich etwas sagen lassen, was Hoffmeister gesagt hat und Grüns Witz weiter ausgesponnen. O Recensent, wie wenig verstehst du das Recensiren! — Er fährt fort: „Ebenso wenig kann Ref. es verstehen, wenn H. die Bedeutung und den dichterischen Gehalt der ‚Glocke' so gar sehr herabdrückt und sorgfältig die abschätzigen Urtheile Uhlands und anderer anführt. Uhlands herbes Wort erklärt sich wohl aus seinem von dem Schiller'schen durchaus verschiedenen Standpunkt" u. s. w. Der betreffende Abschnitt in meiner Schrift, den ich aus meinem Aufsatz „Die Weltanschauung der deutschen Klassiker und der Straussische Neue Glaube" in Herrigs Archiv etc. 1874, S. 258 aufgenommen habe, lautet so (Schillerstudien S. 207): „Strauss hält im Alten und Neuen Glauben das Lied von der Glocke für das vollendetste Erzeugniss der Schiller'schen Lyrik, gewiss, zum Theil wenigstens auch deswegen, weil das specifisch christliche und kirchliche Element in dem Gedicht entschieden vor dem sogenannten allgemein Menschlichen zurücktritt. Wenn aber, was auch Strauss erzählt, die romantische Bande in Jena beim Vortrag der Glocke am Theetisch der Frau Karoline Schlegel vor Lachen von den Stühlen fallen wollte, so erlaube ich mir zur Erklärung dieser allerdings meilenweit über das Ziel hinausschiessenden Missbilligung e i n e s d e r t r e f f l i c h s t e n G e d i c h t e S c h i l l e r s zu bemerken, dass der Romantiker Uhland im 8. Band seiner ‚Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage' die Behandlung des Stoffs d. h. die Anknüpfung verschiedener Betrachtungen an den Guss der Glocke fast allzu nüchtern und die Bezeichnung der Glocke als ‚herzlos, ohne Mitgefühl' unvolksthümlich d. h. unpoetisch findet; denn dem Volke war die Glocke nicht herzlos, sondern eine belebte Persönlichkeit. Kein Wunder, dass die mittelalterlich fühlenden oder fühlen wollenden Romantiker von dieser Auffassung angewidert wurden." Ich habe die Bedeutung der „Glocke", wie aus dem Obigen erhellt, nicht allzutief herabgedrückt, aber dem „Spaziergang" im Vergleich mit der Glocke den Preis zuerkannt und wie ich glaube meine Auffassung bewiesen. Ebenso wenig hat Uhland ein „abschätziges" Urtheil über das Glockengedicht überhaupt gefällt; sein

Urtheil geht auf die Form, die Behandlung des Stoffs. — Eine „Uniformität“ d. h. Einerleiheit auf dem Gebiete der Schillerkritik habe ich nicht angestrebt, sondern nur grössere Einheit. Ob mir dies gelungen ist, meint der Recensent, müsse fraglich bleiben — allerdings demjenigen, der ein Buch so oberflächlich durchblättert, wie der Recensent. — Statt der langen Einleitung, die nichts wesentlich Neues enthält und nicht zur Vorbereitung auf die eigentliche Recension, die den wahren Kern meines Buches nicht trifft, dienen kann, statt dieser Einleitung hätte der Recensent besser sich über den Inhalt des Buchs ausgelassen; denn die Worte „sein kritischer Spaziergang durch Schillers Gedichte“ genügen nicht. Der kritische Spaziergang durch Schillers Gedichte sollte ein Commentar höheren Stils zu solchen Gedichten Schillers sein, in denen es galt, dem Grundgedanken auf die Spur zu kommen, häufig übersehene Punkte hervorzuheben, falsche Erklärungen zu widerlegen, dunkle Partien aufzuhellen, weswegen zwei besonders tiefe und schwere Gedichte, die Künstler und das Ideal und das Leben, Strophe für Strophe behandelt wurden. Altes und Altbekanntes wollte ich nicht wiederholen; die gewöhnlichen Notizen geben die bekannten Commentare von Viehoff, Düntzer und Anderen. An die Besprechung der Gedichte schlossen sich nicht selten längere Auseinandersetzungen von selbst an; z. B. bei den Idealen wurde R. Gottschalls Auffassung von Schillers äusserem und innerem Leben bis zum Jahr 1795 auf 12 Seiten besprochen, einfach deswegen, weil er sich für seine neue Auffassung besonders auf dieses Gedicht beruft. — An diesen Hauptheil des Buchs (S. 1—378) schliesst sich von 379—409 ein Abschnitt über Schillers Briefwechsel, z. B. mit dem Buchhändler Cotta an. Es folgen Schillerlieder und Schillerische Anklänge 413—428, zwei Nachträge und zwei Register. — Im Uebrigen: Sapienti sat!

Gustav Hauff.

Miscellen.

Nach der Chanson de Roland.*

Roland stirbt.

CCIV.

Und Roland fühlt, dass ihn der Tod erfasst:
Vom Haupte steigt er ihm ins Herz hinab.
Er nimmt den Lauf zu einer Fichte jach,
Aufs Angesicht sinkt er ins grüne Gras;
Legt unter sich das Schwert zum Olifant.
Er hat das Haupt gekehrt zum Heidenland;
Um dessenthalb, weil herzlich ihn verlangt,
Dass Karl und all sein Heer ihm sage nach:
Gestorben sei im Sieg der edle Graf.
Und seine Schuld bekennt er oft und bang.
Den Handschuh beut er Gott der Sünden halb:
Ihm nehmen den die Engel Gottes ab.

CCV.

Und Roland fühlt, dass seine Zeit ist um;
Auf spitzer Höh' liegt er nach Spanien zu.
Mit einer Hand zerschlägt er sich die Brust:
„Gott! deine Kraft vertilge meine Schuld,
Nimm, gross wie klein, von mir die Sünden du,
Die ich begieng von Stunde der Geburt
Bis diesen Tag, wo ich bin todeswund!"
Den rechten Handschuh reicht er Gott zum Gruss,
Und Engel trägt vom Himmel her der Flug.

---

* La Chanson de Roland — par Léon Gautier. 7me édition. Tours 1880. — Die Uebersetzung ist wörtlich und schliesst sich genau an die Form des Originales an, nicht nur in der durchgeführten Assonanz jeder einzelnen Tirade, sondern auch im Einschnitt hinter der vierten Sylbe der Verse, welchen man nicht vernachlässigen kann, ohne ein charakteristisches Merkmal dieser echt epischen Versweise einzubüssen. Uebrigens war es mir nicht immer möglich ungenaue Assonanzen zu vermeiden.

CCVI.

Graf Roland lag zu Fuss der Fichte still,
Nach Spanien hingekehrt das Angesicht.
Ihm kommen viel Gedanken in den Sinn:
An jedes Land, so der Baron besiegt,
Das süsse Heim, die Mannen nah gesippt,
Karl seinen Herrn, bei dem er sass zu Tisch,
Die Franken auch, die treulich ihn geliebt.
Er weint und seufzt, wie sehr er mit sich ringt.
Doch will er auch sein selbst vergessen nicht.
Bekennt und fleht zu Gott um mild Gericht:
„O Vater! Du, der niemals Lüge spricht,
Sanct Lazarus hat auferweckt zum Licht
Und Daniel half, dass er den Leu'n entgieng,
Von jeder Noth die Seel' erlöse mir,
Worein ich bin durch Sündenschuld verstrickt."
Dann reicht er Gott den rechten Handschuh hin,
Den aus der Hand Sanct Gabriel ihm nimmt.
Auf seinen Arm hält er das Haupt geschmiegt,
Und Hand in Hand geknüpft ist er am Ziel.
Gott schickt herab ihm seine Cherubim,
Sanct Raphael, Sanct Michel von Peril.
Sanct Gabriel muss auch mit ihnen ziehn.
Des Grafen Seel' entschwebt ins Paradies.

Karl findet seinen todten Neffen und klagt um ihn.

CCXXXIV.

In Ronceval ist Karl nun angelangt,
Er sieht sie todt und fängt zu weinen an,
Den Franken sagt er: „Herren, zieht gemach;
Denn ganz allein zu gehen liegt mir an
Dem Neffen nach, ob ich ihn finden kann.
Zu Aachen war's am hehren Jahrestag:
Sich rühmten meine braven Jungen da
Um manchen Sturm, um manchen grossen Kampf.
Da hört' ich auch ein Wort, das Roland sprach:
Dafern er stürb' in fremdem Königsland,
Läg' er gewiss vor Pairs und Heeresbann:
Den Heiden zu hätt' er sein Haupt gewandt,
Und Sieger blieb' uns der Baron im Fall."
Soweit nicht wirft ein Mann mit einem Stab,
Als Karl voraus den Andren steigt bergan.

CCXXXV.

Dieweil der Herr nach seinem Neffen sucht,
Erscheint die Wies' ihm, ganz von Blumen bunt,
Die roth gefärbt sind vom Baronenblut.
Dess jammert ihn, er weint mit schwerem Muth,
Steht oben bald, an zweier Bäume Fuss;
Drei Felsen thun ihm Roland's Hiebe kund.
Der Neffe liegt vor ihm auf grünem Grund;
Kein Wunder ist's, wenn Karl ein Grimm durchzuckt.
Er steigt vom Ross, er läuft in Hast herzu,

Er presst den Leib des Grafen an die Brust
Und fällt auf ihn, vor Weh sein unbewusst.

CCXXXVI.

Dem Kaiser wird es wieder hell im Sinn.
Der Herzog Naimes, Graf Acelin mit ihm
Und Gottfried samt dem Bruder Thierri
Sie lehnen ihn an eine Fichte still.
Zur Erde blickt er, sieht ihn, der da liegt.
Wie lieblich drum zu klagen er beginnt!
„Freund Roland! Gott zur Gnad' empfehl' ich dich!
Dein's Gleichen sah man unter Rittern nie,
Wie grosse Schlacht du führtest und entschiedst.
Mir sinkt mit dir die Ehre nun dahin."
Da schwindelt ihm, dass er zusammenbricht.

CCXXXVII.

Der König Karl hat neu sich aufgerafft;
Vier Herren stehn und halten ihn umfasst.
Er blickt zur Erd' und sieht den Neffen da;
Kraftvoll der Leib, jedoch die Farbe schwand,
Die Augen starr, gehüllt in tiefe Nacht.
Karl klagt um ihn aus Treu und Liebesgram:
„Freund Roland! bett' auf Blumen Gottes Hand
Im Paradies dich bei der Ehrenschaar!
Was zogst du doch nach Spanien fort zur Qual!
Nie wird mir frei von Schmerz um dich ein Tag.
Wie kommt mein Stolz und meine Macht zu Fall!
Nicht Einer hat mein Reich zu stützen Kraft.
Mein einz'ger Freund — ich hab' ihn ach! gehabt.
Die Sippen? weh! nicht Einer ist so brav."
Die Hände füllt er mit zerrauftem Haar.
Er wird beklagt von hunderttausend Mann:
Kein Franke, der das Weinen lassen mag.

CCXXXVIII.

„Freund Roland! bald nach Frankland zieh' ich heim.
Bin ich zu Laon in meiner Kämmerei,
Dann kommen sie aus fremdem Land herein
Und fragen, wo der Graf und Hauptmann bleibt.
In Spanien — sag' ich dann — fiel er im Streit.
Fortan mit Schmerz halt' ich mein Königreich:
Mir kommt kein Tag von Thrän' und Klagen frei.

CCXXXIX.

Freund Roland, sieh, du schöner junger Held,
Bin ich daheim in meiner Hauskapell',
So fragen sie nach Neuem in der Welt.
Was ich dann sag', ist wundersam und grell:
Mein Neffe todt, der so viel Land erkämpft.
Drum kommt es, dass der Sachse sich erhebt,
Ungar, Bulgar', viel Volk dem Glauben fremd,
Römer, Polack' und Alles von Palerne,
Von Afrika, so auch von Califerne;
Dann wird mein Leid und Ungemach gemehrt.
Wer führt hinfort mit solcher Macht mein Heer,
Da Er verschied, der vor uns trug die Wehr?

Wie stehst du heut', o süsses Frankland, leer!
Vor grossem Schmerz wär' mir zu sterben recht!"
Worauf der Herr am weissen Barte zerrt,
Gerauftes Haar in beiden Händen hält,
Und all sein Heer zur Erd' in Ohnmacht fällt.

CCXL.

„Freund Roland, ach! dein Leben ist entflohn:
Die Seele find' im Paradiese Lohn!
Dein Mörder sprach dem süssen Frankland Hohn.
Vor grossem Schmerz möcht' aus der Welt ich fort,
Und all mein Haus, das meinthalb fand den Tod.
Das walte Gott, Santa Maria's Sohn,
Eh' ich gelang' an Sizre's Felsenthor,
Dass meine Seel' erlöst sei heute noch
Und Einkehr halt' in ihrer Seelen Chor,
Indess mein Fleisch bei ihrem ruht am Ort."
Er weint und zerrt am weissen Barte so.
Spricht Herzog Naimes: „Nun lodert Karl in Zorn."

Alda's Tod.

CCXCVII.

Der Kaiser ist aus Spanien heimgelangt;
Nach Aachen kommt er, Franklands bester Stadt,
Ersteigt die Burg und schreitet in den Saal,
Und Alda tritt zu ihm, die schöne Magd,
Spricht so zum Herrn: „Wo ist der Feldhauptmann,
Der schwur, mich einst zu nehmen als Gemahl?"
Darob ist Karl von Kummer schwer und bang,
Er weint sich aus, er zerrt den weissen Bart:
„Lieb Herz, der Mann ist todt, dem nach du fragst;
Doch biet' ich dir gesteigerten Ersatz:
Den Louis, mir ward kein besserer bekannt.
Mein Sohn empfängt jedwede Markgrafschaft."
Und Alda spricht: „Mich fremdet, was du sagst.
Nicht wolle Gott und seine Engelschaar,
Dass ich verweil' allein, nun Roland starb."
Und sie verblasst, zu Füssen fällt sie Karl.
Todt ist sie. Gott, nimm dich der Seele an!
Da haben laut die fränk'schen Herr'n geklagt.

CCXCVIII.

Und Alda gieng, die schöne, hin im Tod.
Der König glaubt, sie lieg' in Ohnmacht blos;
Sie jammert ihn, des Kaisers Leid ist gross;
Die Hände fasst er, richtet sie empor;
Da sinkt das Haupt ihr auf die Schulter todt.
Als Karl ersah, die Seele sei entflohn,
Wie schnell der Herr vier Gräfinnen entbot!
Die trugen sie zum Nonnenkloster fort,
Bewachten sie, bis dass der Tag erglomm,
Dann beim Altar versenkte sie der Chor.
Der König hat viel Ehr' ihr dort gezollt.

Darmstadt. Friedrich Zimmermann.

Als und Wie in Vergleichungen.

Die folgenden Zeilen sollen keine erschöpfende Darstellung des betreffenden Gegenstandes enthalten, sondern nur kleine Ergänzungen zu dem, was andere über ihn gesagt haben. Das Lexikon von Grimm giebt in dem Artikel über „Als" eine klare Uebersicht über die Bedeutung und den Gebrauch der Vergleichungspartikeln in den verschiedenen Zeiten und bei den verschiedenen Schriftstellern. Wir wollen nur einige Bemerkungen über „als" und „wie" hinzufügen.

Als Regel wird bekanntlich jetzt im Allgemeinen dies festgehalten, dass man nach Comparativen und comparativischen Ausdrücken „als" anwendet, bei einer wirklichen Gleichstellung aber „wie". Man sagt also „grösser als" ..., dagegen „eben so gross wie" ... Es gab eine Zeit, wo „als" gerade zur Bezeichnung der Gleichstellung diente, während in der anderen Bedeutung (nach Comparativen etc.) „than" oder „dann" (j. „denn") gebraucht wurde: vgl. „roth als Blut, röther dann Blut."

Dass in neuerer Zeit der oben angegebene Unterschied ziemlich consequent beobachtet wird, ist nicht zweifelhaft. Indess finden sich bis in den Anfang dieses Jahrhunderts hinein (namentlich aber in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts) auch bei guten Autoren häufige Abweichungen von jener Regel: vgl. Less. Miss S. S. I, 7 („Dies elende Haus sieht mich noch immer auf eben dem Fusse als den ersten Tag"); id. Literaturbriefe 12 p. 34 („Wer sich aber so ausdrücklich als Herr Wieland dawider erklärt etc.); ibid. („Von einem so fertigen Briefschreiber als Sie sind"); Schill. XII, p. 230 („Sie galten mit demselben Rechte als die Gesetze der Natur in der Unschuldswelt regieren"); W. v. Humb. Briefe an eine Freundin II, 23 („Ich bewohne dieselben Zimmer als in den vorigen Jahren"); ibid. 27 („Dies Geschlecht erneuert sich nicht anders als die Geschlechter der Thiere"); ibid. 163 („Schwerlich hat jemand Schiller so genau gekannt als ich").

In der neuesten Literatur gehören Abweichungen von der Regel allerdings zu den grössten Seltenheiten, aber keineswegs zu den unerhörten Erscheinungen. Dass sie u. A. auch bei sachverständigen Leuten vorkommen, werden folgende Beispiele beweisen: vgl. Neue Jahrbücher für Philol. und Pädag. v. Fleckeisen, Bd. 121, Heft 8, S. 416 („Die Betheiligung war diesmal keine so zahlreiche als vor vier Jahren"); ibid. S. 420 („Man habe nach der alten Grammatik die Formen ebenso gut gelernt als nach der neuen"). Dem jetzigen Sprachgebrauch entsprechend heisst es dagegen S. 417 (nach einem Comparativ): „Die Sprachwissenschaft habe jetzt mit mehr Recht als früher Einlass in den formalen Sprachunterricht begehrt."

Ldsb. a. W. A. W.

Orthographisches aus Frankreich.

Mit der Orthographie pflegen selbst gebildetere Franzosen es nicht allzu genau zu nehmen. Es gilt dies namentlich von solchen Fällen, wo es sich um gleichlautende, grammatisch aber verschiedene Wortformen handelt, wie porter, porté, portez; reçu, reçue, reçus etc. etc. Man kann in dieser Beziehung besonders in den Zeitungs-Annoncen, wie in Familienbriefen des Mittelstandes merkwürdige Dinge finden. Die für die unteren Schichten des Volks arbeitende Presse aber leistet auf diesem Gebiete wahrhaft Unglaubliches. Auf einer (vor etwa zwei Jahren unternommenen) Reise in Frankreich haben wir aus einem franz. Provinzialblatt (La Lanterne de Bocquillon) einen Artikel entnommen, aus dem wir folgende Stelle mit diplomatischer Genauigkeit wiedergeben wollen: „On a trouvé que le père

Badinguet (bekanntlich Napoleon III.), quan il a parti pour Sedan, il a pris par avance 2 million sur sa solde de monarque, qu'il a oublié de rendre, turellement (nat.). Mais on a encor trouvé quéque chôse de plus épastrouillant. C'est que mon mâtin de Bonatrape il a vendu en secret 26,000 hectare de bois qui appartenait à la France et qu'il avait pas le droit de toucher. Mâtin! quand un simple particulier il fait des afaire de ce calibre la, tou le monde il dit que c'est une canaille. Et les badingouinouillard ô contraire ils voudrait faire passer leur patron pour un saint et fair croire que la France elle n'a jamais été si heureuse que de son temps. Et ca n'empêche pa moncieu Cassagnac et autre badingouinard de dire que les républicain c'est tout des voleurs. Quéée farce! — Die Schreibweise des Verfassers lässt, wie man sieht, auch in Hinsicht auf grammatische Eigenthümlichkeiten nichts zu wünschen übrig, und was die Orthographie betrifft, so scheint er ein Anhänger des rein-phonetischen Systems zu sein, wie z. B. auch (an einer anderen Stelle) die Schreibung onaîte st. honnête deutlich genug dokumentirt.

Ldsb. a. d. W. A. W.

Salamander reiben.

Herr Rudolf sucht im Archiv LXIV, 126 die sehr anziehende Hypothese, dass der Ausdruck Salamander aus sal amandi = Minnesalz corrumpiert sei, durch eine kurze Darstellung der Mythen, Sagen und abergläubischen Gebräuche, die sich auf die Entstehung, Bereitung und Verwendung des Salzes beziehen, zu unterstützen. Man vermisst nun aber dabei offenbar einen Hinweis, dass auch zwischen Salz und Minne irgend ein näheres Verhältnis bestand. Ein solches kann ich in den Volksbräuchen nachweisen, wie sie in Kempen (la Campine) bestehen. Es kann wohl als bekannt vorausgesetzt werden, dass sich in der Heidelandschaft dieses Namens, die sich im Süden der holländischen Provinz Brabant bis gegen die Maas hinzieht, ganz merkwürdige Sitten und Gewohnheiten erhalten haben, die ihrem ganzen Charakter nach auf hohes Alter weisen. Darunter findet sich nun folgender Brauch:

Hat ein Knecht die Liebe eines Mädchens erlangt, so steht ihm das Recht zu, dreimal sein „lief" oder „amurtje" (Liebchen) des Abends zu besuchen und längere Zeit bei ihr zu verweilen. Diese Zusammenkünfte, die stets in der Fastnacht, zu Mitfasten und um Ostern stattfinden, führen die seltsame Bezeichnung: „Sein Lieb ins Salz legen", „Sein Lieb im Salz umdrehen" und „Sein Lieb aus dem Salz holen".

Es liegt nun zwar wohl zu Tage, dass diese Ausdrücke zunächst mit der Fastenzeit zusammenhängen, aber nichts desto weniger ist diese Verbindung von Liebe und Salz interessant und scheint anzudeuten, dass zwischen beiden in alten Gebräuchen ein innigeres Verhältnis vorhanden war.

Marburg (Steiermark). Anton Nagele.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

Herm. Paul, Principien der Sprachgeschichte. (Halle, Niemeyer.) 6 Mk.

A. Mahn, Ueber das Wesen und den Ursprung der Sprache, sowie über den Ursprung des Menschengeschlechtes. (Berlin, Dümmler.) 60 Pf.

E. Littré, Wie ich mein Wörterbuch der französ. Sprache zu Stande gebracht habe. Eine Plauderei. (Leipzig, Friedrich.) 2 Mk.

Grammatik.

K. v. Bahder, Ueber ein vokalisches Problem des Mitteldeutschen. (Halle, Niemeyer.) 1 Mk.

K. v. Bahder, Die Verbalabstracta in den germanischen Sprachen ihrer Bildung nach dargestellt. Preisschrift. (Halle, Niemeyer.) 5 Mk.

F. Lindner, Grundriss der Laut- und Flexions-Analyse der neufranzös. Schriftsprache. (Oppeln, Franck.) 2 Mk. 80 Pf.

P. Förster, Spanische Sprachlehre. I. u. II. Hälfte. (Berlin, Weidmann.) 10 Mk.

Lexicographie.

O. Schade, Altdeutsches Wörterbuch. Zweite umgearb. Aufl. 7. u. 8. Heft. (Halle, Waisenhaus.) à 3 Mk.

J. ten Doornkat-Koolman, Wörterbuch der ostfriesischen Sprache. 11. Heft. (Norden, Braams.) 2 Mk.

J. Dresch, Nouveau dictionnaire classique allemand-français et fr.-allem. (Paris, Delalain.) 8 fr.

D. Loubens, Recueil de mots français dérivés de la langue grecque. (Paris, Bonhoure.) 1 fr.

Literatur.

P. Norrenberg, Allgem. Literaturgeschichte. 2 Bde. (Münster, Russell.) à Lfrg. 60 Pf.

J. Lerique, Literaturbilder: Klopstock, Lessing, Wieland, Herder. Die Göttinger, Goethe. (Düsseldorf, Schwann.) 3 Mk. 75 Pf.

R. Steck, Goethe's religiöser Entwickelungsgang. (Dresden, Zahn.) 50 Pf.
O. Marbach, Goethe's Faust I. u. II. Thl. erklärt. (Stuttgart, Göschen.) 8 Mk.
H. Rückert in seinem Leben u. Wirken dargestellt von A. Sohr. (Weimar, Böhlau.) 5 Mk.
L. Ganghofer, Johann Fischart und seine Verdeutschung des Rabelais. (München, Ackermann) 1 Mk. 60 Pf.
F. Lotheissen, Molière. Sein Leben und seine Werke. (Frankfurt a. M., Literar. Anstalt.) 10 Mk.
Lescure, La société française au XVIIIe siècle. (Paris, Dentu.) 3 fr. 50 c.
E. Thierry, Documents sur le Malade imaginaire. (Paris, Berger-Levrault.) 25 fr.
A. Gilman, Shakespeare's Morals: Suggestive selections, with brief collateral readings and scriptural references. (London, Shaw.) 5 s.
Locke (English Men of Letters) by Th. Fowler. (London, Macmillan.) 2 s. 6 d.
H. J. Nicoll, Great Orators: Burke, Fox, Sheridan, Pitt. (London, Hamilton.) 2 s. 6 d.
R. P. Wülcker, Altenglisches Lesebuch, II. Theil, die Zeit von 1350 bis 1500. II. Abthlg. Glossar. (Halle, Niemeyer.) 2 Mk.
Guide to English Literature; with an account of the principal writers and their works. (London, Simpkin.) 2 s. 6 d.

Hilfsbücher.

Weidemann, Uebersicht der deutschen Literaturgeschichte. (Hildburghausen, Gadow.) 20 Pf.
J. Gossel, Sprichwörtliche Redensarten mit ihren Erklärungen. (Berlin, Stubenrauch.) 1 Mk.
Le roman des familles. Revue bi-mensuelle publiée sous la direction de G. van Muyden. vol. I. (Berlin, Liepmanssohn.) 3 Mk.
C. Bohm, Französ. Sprachschule. 3. Heft. Ausgabe für Lehrer. (Braunschweig, Wreden.) 1 Mk. 20 Pf.
Elementarbuch der frz. Sprache. III. Thl. (Stuttgart, Metzler.) 2 Mk.
W. Bertram, Grammat. Uebungsbuch für die mittlere Stufe des französ. Unterrichts. 4. Heft. (Bremen, Heinsius.) 1 Mk. 20 Pf.
R. Cochrane, The treasury of English Literature. (London, Simpkin.) 5 s.
A. Wittstock, The ancient classics. English reading book, containing pieces selected and translated from the greek and classic authors. (Bremen, Heinsius.) 5 Mk. 20 Pf.
Fr. Verstraeten und E. Doms, Cours complet de langue flamande à l'usage des établissements d'instruction moyenne. II. Partie. (Köln, Du Mont-Schauberg.) 2 Mk. 40 Pf.
L. Rosenthal, Das Meisterschaftssystem zur praktischen u. naturgemässen Erlernung der spanischen u. italienischen Sprache. (Leipzig, Rosenthal.) à Lfrg. 1 Mk.

Von Byron's „Jung Harold's Pilgerfahrt"

der erste Gesang.

Zum ersten Mal im Ton der Dichtung selbst übersetzt

von

Otto Emans.

An Janthe.

Nicht in den Breiten, die ich jüngst durchflogen,
Ob Schönheit dort auch lang mir einzig schien;
Nicht in den Träumen, die mein Herz betrogen
Mit Bildern, die nicht unbeweint entfliehn,
War etwas je, dem deine Pracht verliehn:
Auch will ich nicht in eitlem Unterfah'n
Die Reize malen, wie sie wechselnd glühn —
Arm wär' mein Wort für die, so dich nicht sahn;
Und wer dich schaut, wie wollt' ich dem mich nahn?

O! mögst du immer sein wie nun — ein Bild
Des jungen Frühlings, der so viel verheisst:
Ein lieb Gesicht, ein Herz so rein und mild,
Der flücht'gen Liebe irdisch stäter Geist,
Und arglos, wie dich keine Hoffnung preist!
Und sie, die nicht von deiner Seite weicht
In zartem Sorgen, ahnet schon, du seist
Der Zukunft Friedensbogen, der ihr leicht
Mit seinen Himmelsgluthen jeden Kummer scheucht.

Peri des Westens! Wohl mir, dass die Zahl
Der Jahre deine doppelt überragt!
In deinem Morgen schwelg ich ohne Qual,
Wie sie am Herzen des Verliebten nagt.
Wohl! dass die Zeit den Mittag mir versagt!
Wohl mir! wenn sich die Jugend blutend quält,
Trifft mich der Pfeil nicht, den dein Auge jagt
Ins Herz des Glücklichen, den du erwählt,
Dem Lieb' in liebsten Stunden sich dem Weh vermählt.

O! neig' dein Aug', aus dem nach Gemsenart
Durch holde Scheu ein Gluthenfeuer bricht,
Das streifend siegt, berückt wo es verharrt,
Zu diesem Blatt — und lächle dem Gedicht,
Wie sich's der Sänger wohl als süsse Pflicht,
Könnt' er dir mehr als Freundschaft weihn, begehrt.
Gewähr es, liebes Kind, und forsche nicht,
Was deiner Jugend ich dies Lied bescheert,
Lass mir die reine Lilje, die mein Kranz entbehrt!

So lebt in meinem Lied dein Name fort,
Und lange sei des Lauschers frommem Ohr,
In Harold's Sang Janthe's süsses Wort,
Der erste Ton, der sich zuletzt verlor.
Einst steigt es sehnend aus dem Lied empor,
Und reisst dich mächtig zu dem Saitenspiel
Des Todten, der dich pries in deinem Flor —
Das ist der Hoffnung kühn geträumtes Ziel,
Ob sie auch zag', heischt Freundschaft hier zuviel?

I.

O Muse! Du, der Hellas Göttlichkeit,
Und Dichterwillkür Form und Wesen gab,
Den Schutz, den schnöde Lieder oft entweiht,
Fleht meine Leier nicht auf sich herab.
Zwar taucht' ich einst in deinen Quell den Stab
Und klagt' auf Trümmern delphischen Gesteins,
Wo nur der Bach noch lebt im heil'gen Grab —
Doch weckt' ich nie die Göttinnen des Hains
Für ein so kunstlos Ding, ein Lied so schlicht wie meins.

II.

Vor Zeiten lebt' in Albions Inselland
Ein Jüngling, der der Tugend Hohn gelacht;
Wenn seiner Ausgelassenheit der Tag entschwand,
Stört' er noch frech das müde Ohr der Nacht.
Weh mir! das Schändlichste hat er erdacht
In wüsten Lastern, ohne jede Scham;
Auf feile Weiber nur hatt' er Bedacht,
Und wenn er sonst noch irgend Antheil nahm,
Versoffne Brüderschaft, so wie sie grade kam.

III.

Jung Harold hiess er: doch das sei genug!
Von seinen Ahnen trennt ihn jähe Kluft,
Da er so schmachvoll einen Namen trug,
Der einst mit seinem Stolz erfüllt die Luft:
Mehr sag ich nicht; tilgt doch ein einz'ger Schuft
Des Namens Ehren, gross wie sie auch sei'n;
Und keine Sagen aus der Ahnengruft,
Kein süsser Reim, nicht Prosa noch so fein,
Lügt Laster schön, noch den Verbrecher rein.

IV.

Jung Harold sonnte sich in Mittagsgluth,
Wie jede andre Fliege sorgenfrei,
Und nie nahm der Gedanke ihm den Muth,
Dass ihm ein Windstoss schon gefährlich sei.
Doch eh ein Drittel seines Tags vorbei,
Hat sich ein schlimmer Ding ihm zugesellt:
Der Uebersättigung gähnend Einerlei.
Da war sein Heimathland ihm bass vergällt,
Das ihm nun enger schien als eines Klausners Zelt.

V.

Denn er, der in der Sünde Labyrinth
Nie freundlich sühnte, was er frech gewagt,
Hat, Vielen seufzend, Eine nur geminnt,
Und die war ihm für diese Welt versagt.
O glücklich sie, die engelreine Magd,
Dass sie entging der Gluth, die ihn erfasst;
Bald wär' er wieder andern nachgejagt,
Und hätt' ihr stattlich Land gemein verprasst,
Nie häuslich stillem Glück sich friedlich angepasst.

VI.

Und nun war Harold krank vor Liebesgram,
Und floh der losen Brüder wildes Heer;
Doch unterlag sein finstrer Schmerz der Scham,
Und stets sah man sein Auge thränenleer:
Dumpf brütend schlich er einsam noch umher,
Und träumt' sich in des Südens ferne Gluth,
Aus seiner Heimath weg, wohl übers Meer;
Und was der Freuden Uebermass nicht thut:
Als etwas Neues schien ihm selbst die Hölle gut.

VII.

Von seiner Väter Hallen schied er da,
Es war ein Bau, den man mit Scheu verlässt;
So alt, er schien dem jähen Einsturz nah,
Und doch stand er auf Säulen gut und fest.
Ein Kloster, jetzo aller Laster Nest!
Wo einst des Aberglaubens Hochaltar,
Sah man nur schöne Mädchen, Tanz und Fest;
So arg trieb's kaum der heil'gen Stifter Schaar,
Sind all die Mönchsgeschichten jener Zeiten wahr.

VIII.

Doch oft in seiner tollsten Laune, jäh
Flog's über Harold's Stirne seltsam trüb,
Als bärg' sein Herz ein endlos tiefes Weh,
Wie ein Gedenken an verlornes Lieb;
Und Keiner wusst's, und Keiner, den es trieb,
Zu forschen nach des Kummers gift'ger Saat,
Denn ihm gab's keinen Trost, der wirksam blieb,



Noch sucht' er Freundes Mitleid oder Rath
Wie wild der Schmerz auch war, der ihm das Herz zertrat.

IX.

Und keiner liebt' ihn — ob von nah und fern
Er auch die Schwelger lud zu Hof und Haus,
Sie schmeichelten nur seines Glückes Stern,
Er kannte sie und lud sie nur zum Schmaus.
Ja! Niemand liebt' ihn — sie nicht nehm ich aus,
Die Mädchen, die er hielt: sie sind auf Glanz erpicht,
Aus ihm flicht Eros seinen schönsten Strauss:
Mädchen und Motten fängt man nur mit Licht,
Und Mammon siegt, wo Seraph's Schwert zerbricht.

X.

Und eine Mutter hatt' der Sonderling,
Doch sich und ihr der Trennung Schmerz erspart;
Auch eine Schwester noch, an der er hing,
Und sah sie nicht vor seiner Pilgerfahrt;
Auch nicht die Freunde etwa bessrer Art.
Doch war er drum kein herzlos eitler Mann —
O du! dess Herz nur wenig Lieb' bewahrt,
Du fühlst es, dass von dem der Abschied dann
Das Herz zerreissen muss, dass er nicht heilen kann.

XI.

Sein Haus, sein Heim, sein Erbe und sein Land,
Die schönen Mädchen all, die ihn entzückt,
Die blonden Engel, deren weisse Hand
Selbst eines Klausners Heiligkeit berückt,
Und die sein junges Herz so lang beglückt;
Die Becher, drin die feur'ge Rebe schäumt,
Und was von Blumen sich die Lust nur pflückt,
Verliess er kalt — fort, wo die Palme träumt,
Und an der Heiden Land die Fluth sich tosend bäumt!

XII.

Das Segel schwoll und leicht hob sich der Wind,
Als riss' er gern ihn von der Heimath Saum;
Und fern am Horizont versank geschwind
Der weisse Küstenfels in eitel Schaum.
Nun gibt vielleicht sein Herz der Reue Raum;
Vielleicht, dass was im Antlitz nicht erscheint,
Sich tief im innern Herzen regt; doch kaum —
Denn er bleibt stolz und kalt wo alles weint,
Und weibisch Seufzen sich des Windes Pfeifen eint.

XIII.

Doch als ins Meer die Sonnenwelt sich taucht',
Griff er zur Harfe, der er manches Mal
Sein Wesen der Empfindung eingehaucht,
Das höchste Glück und bodenlose Qual.

Nun klang sein Lebewohl im Abendstrahl,
Und in den Saiten rauscht's mit eigner Macht,
Und wie der letzte Blick sich heimwärts stahl,
Und wie's die Segel bläht und schwellt und facht,
Tönt Wind und Wellen so sein letztes „Gute Nacht“:

1.

Ade, ade! Mein Heimathland
Bleicht über'm blauen Meer,
Der Nachtwind seufzt, es rauscht am Strand,
Wild kreischt der Möven Heer.
Die Sonne geht im Meer zur Ruh,
Ihr folgt die flinke Jacht;
Leb, schöne Sonne, wohl und du
Mein Heimathland — Gut' Nacht!

2.

Bald kommt die Sonne wieder her
Und gibt dem Morgen Licht;
Dann grüss ich Himmel wohl und Meer,
Doch meine Heimath nicht.
Verlassen ist mein stattlich Haus,
Sein Herd ist öd' zur Stund';
Das Unkraut wächst zur Wand heraus;
Am Thore heult mein Hund.

3.

„Komm her, komm her, mein kleiner Knab!
Was weinst du denn und klagst?
Schreckt Windsbraut dich und Wellengrab,
Dass du so bebst und zagst?
Doch trockne deine Aeuglein hell,
Uns trägt ein guter Kiel:
Den besten Falk führt nicht so schnell
Die Schwinge nach dem Ziel.“

4.

„Lass Windsbraut, lass die Wogen ruhn,
Ich fürcht' nicht Well und Wind:
Doch tadelt, Junker, nicht, dass nun
Nass meine Augen sind.
Musst' ja von meinem Mütterlein
Und von dem Vater gehn,
Hab keinen Freund als sie allein,
Und dich und — oben den.

5.

Mein Vater klagte nicht so sehr,
Er segnete mich fromm;
Doch seufzt die Mutter bang und schwer,
Bis ich zurück ihr komm.“ —

„Genug, genug, mein feines Kind!
Die Thränen zieren dich;
Wär' arglos ich wie du gesinnt,
Dann weinte nun auch ich.“

6.

„Komm her, komm her, mein trotz'ger Knapp,
Was bist du heut so bleich?
Schreckt Windsbraut dich und Wellengrab?
Stimmt dich der Franzmann weich?“
„Glaubst du, ich zittre für den Leib?
Fürwahr! ein schlechter Spass!
Doch denk ich an mein fernes Weib,
Wird meine Wange blass.

7.

Mein Weib und Kind wohnt nah bei dir,
An unsers-Seees Rain,
Und fragt's die Mutter nun nach mir,
Was wird die Antwort sein?“
„Genug, genug, mein Knappe gut,
Dein Kummer ist nicht klein;
Doch ich, ich flieh mit frischem Muth
Fort in die Welt hinein.

8.

Wer glaubt den Gleissnerthränen noch
Von Gattin oder Schatz?
Bald trocknen sie die Aeuglein doch,
Wir machen andern Platz.
Um Freuden hin da klag ich nicht,
Noch schreckt mich die Gefahr;
Mein Kummer ist, dass Alles nicht
Werth Einer Thräne war.

9.

Nun bin ich auf der Welt allein,
Auf weiter, weiter See:
Sollt' ich um Andre traurig sein?
Um mich ist Keinem weh!
Vielleicht mein Hund heult nach dem Herrn,
Bis fremde Hand ihn nährt;
Doch bleib ich ihm noch lange fern,
Er mir den Eingang wehrt.

10.

Mit dir, mein Schiff, da reisst's mich fort
Durch Wogen und durch Glück;
Gleichviel nach welchem fremden Ort,
Nur ja nicht mehr zurück.
Willkommen, See, dein blauer Schein!
Und wenn du Land gebracht:
Willkommen, Wüsten, Sand und Stein!
Mein Heimathland — Gut' Nacht!“

XIV.

Fort eilt das Schiff in leichbeschwingtem Flug,
Nun durch Biscaya's sturmgepeitschte Bucht,
Am fünften Morgen grüsst ein Höhenzug
Das Auge, stets voraus in seiner Sucht;
Und Cintra's Berg grüsst sie auf ihrer Flucht,
Und mit der Fabel Goldtribut zum Meer
Wälzt sich der Tejo aus der tiefen Schlucht;
Bald kommt des Lootsen kleines Boot daher,
Und dann die Küste, bunt und reich, doch menschenleer.

XV.

O welche Lust, zu ahnen und zu sehn,
Was Gott für diesen schönen Himmel that!
Die Goldfrucht in dem duft'gen Laub zu spähn!
Sich wegzuträumen in der Berge Staat!
Doch naht sich's schon auf der Zerstörung Pfad
Und schleudert Gott einst seiner Rache Pfeil
Auf den, der ihm zu frech entgegentrat,
Dann fegt des Galliers Heer sein Donnerkeil
Wie Heuschrecksplage fort, der armen Welt zum Heil.

XVI.

Wie Lissabon den ersten Blick erfreut,
Wenn's aus den Fluthen taucht voll Majestät,
Auf deren Grund die Dichtung Gold gestreut,
Die nun, mit tausend Masten wie besät,
Ein Bild der Macht: Da England nicht verschmäht
Dem Lusier abzuwehren was ihm droht:
Dem Volk, von Stolz und Dummheit aufgebläht,
Das fluchend leckt die Hand, die, seiner Noth
Sich wappnend, Galliens rohem Dränger Halt gebot.

XVII.

Doch wer der süssen Lockung Folge gab
Und diese Stadt betrat in freud'ger Hast,
Der wandert traurig drinnen auf und ab,
Fühlt sich nicht heimisch dort als müder Gast.
Im Schmutze gleicht sich Hütte und Pallast,
Dem braunen Bürger scheint die Seife fremd;
Und Hoch und Nieder scheut als eine Last
Die Reinlichkeit an Kleidern oder Hemd,
Das ist fidel, so, ungewaschen, ungekämmt.

XVIII.

Armsel'ge Sklaven! ob auch die Natur
Im reichsten Schmuck an ihrer Wiege stand,
Und Cintra's paradiesisch holde Flur
Den schönsten Strauss aus Thal und Hügeln band.
Ach! keine Sprache, keines Malers Hand
Verräth, was nie ein Auge voll genoss!
Und schwacher Preis wär' diesem Wunderland,

Was aus des Barden Mund begeistert floss,
Der der erstaunten Welt Elysiums Thor erschloss.

XIX.

Der Felszack, den das Kloster schwindelnd krönt,
Der Abhang in des Waldes Blätterhut,
Der sonn'ge Berg, der in der Hitze stöhnt,
Das dunkle Thal, das tief im Schatten ruht,
Das zarte Blau der träumerischen Fluth,
Der Apfelsine Gold im grünen Hain,
Des Bergstroms Silbersprung voll Uebermuth,
Die Weide unten, oben hoch der Wein,
Greift in ein mächtig Bild hier zaubrisch wechselnd ein.

XX.

Nun klimm hinan den vielgewundnen Steg,
Und schau dich um von dem erhabnen Stein,
— Denn nur von Reiz zu Reiz führt dich der Weg —
Kehr dann bei „Unsrer Frau zum Elend“ ein.
Dort zeigt der Mönch dir den Reliquienschrein,
Und schwelgt in frommen Sagen stillvergnügt:
Gottlose wurden hier bestraft — und fein
Hat in dies Loch Honorius sich gefügt,
Aus Himmelsdrang, der oft die Welt zur Hölle lügt.

XXI.

Und wie du so emporsteigst, merkst du dann
Ein roh geschnitztes Kreuzlein hier und dort;
Doch sieh sie nicht für fromme Gaben an,
Denkzeichen sind's: Hier wüthete der Mord!
Denn wo sein Blut ein stöhnend Opfer fort
Gespritzt vor eines Mörders feigem Stahl,
Vermerkt ein morsches Kreuz den grausen Ort.
Von solchen wimmelt es auf Berg und Thal
In diesem Purpurland, Gesetz und Recht sind schal.

XXII.

Hier prangten einst im Thal und auf den Höhn
Viel Königsschlösser, wunderbar zu schaun;
Noch grüssen dich die Trümmer traurig schön
Im frischen Blumenschmuck der bunten Au'n.
Und hier, wo Fürsten ihre Burgen baun,
Da schuf auch Vathek sich ein Paradies
Mit seinem Gold, und dachte nicht mit Graun,
Dass als dem Reichthum er sein Herz verhiess,
Er stillzufriednes Glück für ewig draus verstiess.

XXIII.

Hier hast du gierig Lust auf Lust gesucht,
In dieser Berge heiligernster Ruh:
Und nun, als wär' die Stelle scheu verflucht,
Ward deine schöne Wohnung still wie du!
Den Eingang wuchert Unkraut üppig zu,

Die Hallen leer, die Fenster öd' und weit,
O welche Mahnung! Hier in einem Nu
Der Erde unerreichte Herrlichkeit
Zertrümmert fortgeschwemmt im Wogenschwall der Zeit.

XXIV.

Sieh dort die Hallen, wo man jüngst getagt!
Wie schmerzlich ist dem Briten ihre Pracht!
Im Narrenfez, zu dem man Krone sagt,
Sitzt dort ein Teufelchen in spass'ger Tracht
Von Pergament, und grinst, und höhnt, und lacht.
Und vor ihm stehn, in Feuerschrift gefügt,
Auf einer Rolle, finster wie die Nacht,
Hochedle Namen, deren Klang nicht trügt,
Drauf weist das Scheusal hin und schüttelt sich vergnügt.

XXV.

„Pakt“ hat man jenen Satansknirps genannt,
Der dorten unsre Ritter all' bethört,
Der, hatten sie Gehirn, es schnöd verbrannt,
Und unsern kurzen Siegesrausch zerstört.
Hier lag der Sieg vor Narren unerhört,
Hier hielt die Politik den Lorber feil,
Der uns als Siegesfrucht mit Recht gehört.
Schreit „Weh den Siegern, den Besiegten Heil!“
Denn England focht um Ruhm, und Schmach ward ihm zu Theil.

XXVI.

Cintra! Dein Name macht Britannia flau,
Seit jener Kriegsrath hier zusammenkam;
Manch Würdenträger wird in Aerger grau
Und würde, wär' es möglich, roth vor Scham.
Wie wenn die Nachwelt einst davon vernahm?
Dann witzeln alle Völker und selbst wir,
Dass diesen Helden ihre Lorbern nahm
Ein Feind so schwach im Kampf, doch Sieger hier,
Wohin der Hohn vergnügt wird blinzeln für und für.

XXVII.

So denkt der Ritter, als auf Berg und Hang
Er seines Weges fremd und einsam zieht,
Süss war das Bild, doch hält's ihn kaum so lang,
Wie eine Schwalbe, die dem Wind entflieht:
Ob's hier ihn etwas auch zum Denken zieht:
Oft lieh er der Vernunft ein willig Ohr,
Und lauschte träumend einem alten Lied
Von Jugendglück, das er im Wahn verlor,
Und wachte elend auf, elender als zuvor.

XXVIII.

Zu Pferd! zu Pferd! nur fort, für immer fort
Aus dieses Landes heiterm Sonnenschein!

So schreckt's ihn auf aus seiner Träume Mord —
Doch diesmal nicht zu Weibern oder Wein.
Nur weiter! Wo der Kerker auch mag sein,
In dem zunächst er seine Glieder ruht,
Ihn hüllt noch mancher Wechsel flüchtig ein,
Eh er gekühlt das reisedurst'ge Blut,
Sich Ruh erjagt und der Erfahrung köstlich Gut.

XXIX.

Nur noch in Mafea hält er flüchtig an,
Wo Lusiens arme Königin geweilt,
Wo Hof und Kirche nur auf Schimmer sann,
Und Schmaus und Messe sich den Tag getheilt.
Höfling und Mönch, das nennt sich doch gefeilt!
Hier, wo der Dom die Marmorglieder reckt,
Da gleisst die Hure Babylons und geilt,
Dass man das Blut vergisst, das sie befleckt,
Und sich dem Pompe beugt, der Schuld so gern bedeckt.

XXX.

Manch üppig Thal in wilder Bergeshut,
(O! dass hierhin der Freiheit Strahl nicht fällt!)
Worauf das Auge mit Entzücken ruht,
Durchwandert nun bewundernd unser Held.
Ob auch der Weichling es für thöricht hält,
Dass einer flieh' des Zimmers kühlen Duft,
Umherzuschwitzen in der weiten Welt —
O! Süssigkeit weht in der Bergesluft
Und frisches Leben, fremd der trägen Kissengruft!

XXXI.

Allmählich weicht das Hügelland, und weit,
Doch nicht so bunt, erscheint, wie jenes flieht,
Der Haiden traurige Unendlichkeit.
's ist spanisch Land, so weit das Auge sieht,
Wo friedlich grasend Herd um Herde zieht,
Der' Schur dem Händler gar begehrlich scheint.
Nun singt der Hirt sogar ein Kriegeslied,
Denn rings dräut ein erbarmungsloser Feind,
Der alle jetzt zum Kampf, wo nicht, in Knechtschaft eint.

XXXII.

Was ist die Mark der heissen Eifersucht,
Wo Lusitania sich der Schwester naht?
Ist es der Tajo, der der Wasser Wucht
Einherrauscht auf dem weit gefurchten Pfad?
Ist's der Sierra zackig nackter Grat?
Ist's künstlich Werk, wie China's Riesenwall?
Kein Wall, kein Damm, kein trennend Wellenbad
Und keiner Berge hindernd steiler Fall
Schirmt hier, wie an der Galliergrenze, Spaniens All.

XXXIII.

Ein Bächlein nur, das diese Reiche trennt,
Klein, namenlos, kaum hier und da erwähnt,
Ob rechts und links auch Völkerfeindschaft brennt.
Hier steht der Hirt auf seinen Stab gelehnt,
Starrt traumverloren in den Bach und gähnt —
Du, stiller Quell, lullst seinen Hass nicht ein:
Denn diesem Bauer, der ein Fürst sich wähnt,
Scheint ja als Spanier, wär' er noch so klein,
Der Lusier ein Knecht, gemeiner als gemein.

XXXIV.

Kaum ist die Grenze hinter dir, so rollt
Entlang der Guadiana hochbetagt
In finstern Wogen, drin es gährt und grollt,
Wie manches Heldenlied schon singt und sagt.
Hier rangen einst in Völkern unverzagt
Ritter und Mohr in wildem Kampfesmühn:
Hier sank die Kraft, hier hielt der Schnellen Jagd;
Turban und Helmbusch aber trug im Fliehn,
Von Leichen eingeengt, der blut'ge Strom dahin.

XXXV.

O Spanien, der Romantik Wunderland!
Wo ist die Fahne, der Pelayo schwor,
Als Cava's Vater zu den Mauren stand,
Die dich mit Blut gesättigt wie ein Moor?
Wo sind die Banner, deren blut'ger Flor
Im Sturm dem Volk zum Sieg vorausgeschnellt?
Bis sich der Feinde Spur im Meer verlor?
Hoch strahlt das Kreuz, der Halbmond sinkt, er fällt,
Darob der Mauren Land vom Weh der Weiber gellt.

XXXVI.

Lebt nicht in tausend Liedern jene Welt?
Ach! sie sind ja des Helden Zufluchtsort!
Wenn Schriften modern, und der Stein zerfällt,
Dann lebt sein Ruhm im Lied des Volkes fort.
Stolz! senk den Blick vom Himmel, und sieh dort,
Der Mächt'gen Glanz in Liedes schlichtem Kleid.
Ja! Bild und Bau sind nicht des Ruhmes Hort,
In simpeln Sagen nur trotzt er der Zeit,
Dem Tod der Schmeichler, und selbst der Geschichte Neid.

XXXVII.

Auf! Söhne Spaniens! Ritterehre ruft,
Euer alter Abgott: auf! erwacht! zur Wehr!
Zwar weht sein Helmbusch nicht mehr in der Luft,
Auch schwingt er nicht wie einst den durst'gen Speer:
Auf der Geschosse Blei rast er daher,
Und brüllt Euch zu durch der Geschütze Rohr
In jedem Schuss — auf! auf! erwacht zur Wehr!

Sagt! ist sein Ruf nun schwächer als zuvor,
Da er zum Kampfe rief gen Andalusiens Mohr?

XXXVIII.

Horch! ist das nicht der Hufe wild Gestampf?
Schallt's von der Haide nicht wie Schlachtgetön?
Siehst du die Schwerter durch den Pulverdampf,
Und schirmst den Bruder nicht? der jung und schön,
Dem Zwingherrn fällt und seiner Brut. Die Höhn,
Sie blitzen Schuss auf Schuss; die Felsenwand
Schreit auf, und tausend fallen mit Gestöhn —
Auf Schwefelwolken fährt der Tod ins Land,
Die Feldschlacht stampft, und Völker sinken in den Sand.

XXXIX.

Sieh! wie der Riese auf den Bergen sitzt,
Wie seine Locken glühn im Morgenroth!
Das Mordgeschoss in seinen Händen blitzt,
Versengt ist alles, was sein Blick bedroht;
Wild rollt sein Aug' — nun starrt's — und wieder loht
Es weit ins Feld — und vor ihm hingestreckt,
Der Schlacht zu walten, hockt der gier'ge Tod:
Hat doch drei Völker dieser Tag geweckt,
Um ihm das Blut zu sprengen, das ihm köstlich schmeckt.

XL.

Ist nicht ein Freund, ein Bruder dir dabei,
So ist's ein Schauspiel herzerhebend fein:
Der Uniformen bunte Stickerei,
Der Waffen Glanz im hellen Sonnenschein!
Der Kriegshund jagt sie über Stock und Stein,
Mit wildem Bellen, beutegier'gem Zahn.
Jagd wird's für Alle, Sieg für Wen'ge sein;
Es trägt das Grab den besten Preis von dann,
Da selbst der Tod vor Gier den Fang nicht zählen kann.

XLI.

Drei Feinde, die der Mordlust hier gefröhnt,
Drei Zungen, deren Flehn zum Himmel stieg,
Drei Fahnen wehn, wo bang die Luft erstöhnt,
Die Losung: Frankreich, Spanien, England, Sieg!
Der Feind, das Opfer und der Freund, der Krieg
Für alle führt und nie etwas erreicht,
Sie nahn, als gäb's daheim kein Grab, so siech,
Dass sie zum Rabenfrass sich dargereicht,
Zum Dung der Flur, von der jetzt keiner weicht.

XLII.

Dort lasst sie ruhn, die edlen Narrn des Ruhms!
Ja, deckt nicht Ruhm das Grab, das sie umschliesst?
Wortspiegelei! Werkzeug des Zwingherrnthums,
Mehr sind sie nicht! Blut, das ihr Herr vergiesst,

Wenn er mit Menschenherzen sich erschliesst
Den Weg — wohin? — zu eitel Schaum und Schein.
Kein Herz, dess Liebe der Tyrann geniesst,
Kein Krümchen Erde nennt er wahrhaft sein,
Bis er im Staube liegt — ein moderndes Gebein!

XLIII.

O Albuera, glorreich Feld der Traur!
Als Harold über dich sein Ross gehetzt,
Wer dachte da, dass dich die Kriegesschaur
So bald mit Sieg erfüllt, mit Blut benetzt?
Friede den Todten! möge lang wie jetzt
Man weinend ihnen ein Gedenken weihn!
Bis andre sich für andre Herrn zerfetzt,
Schall' laut ihr Name durch der Gaffer Reihn,
Als Bänkelsängertext zu Jahrmarktsklimperein.

XLIV.

Genug! lasst diesen Helden ihren Raub,
Den blut'gen Einsatz in des Ruhmes Spiel:
Ihr Ruhm belebt ja doch nicht ihren Staub,
Wenn auch ein ganzes Heer für Einen fiel.
Bekehrung wäre hier ein schlechtes Ziel!
Nutzt doch der Söldner auch dem eignen Land,
Er stirbt — und das ist schon unendlich viel,
Er leiht zu keinem Bürgerkrieg die Hand,
Glänzt nicht im engern Kreis durch Raub, und Mord, und Brand.

XLV.

Gar eilig wendet Harold seinen Pfad,
Wo stolz und frei Sevilla ihn empfängt:
Noch ist es frei! wenn auch der Feind schon naht!
Ach bald, wie bald hat er auch dich gezwängt,
In seine Ketten schmachvoll eingeengt!
Und unvermeidlich! denn erbarmungslos
Regiert das Schicksal, das den Sturz verhängt,
Wär'n Troja sonst und Tyrus Trümmer blos,
Die Tugend so gedrückt, und die Gewalt so gross?

XLVI.

Doch ahnungslos der drohenden Gefahr,
Schallt Fest und Tanz, Gelage und Gesang,
In tollster Lustbarkeit vergeht der Tag,
Kein Herz, in das des Landes Wehruf drang!
Kein Kriegshorn, nur verliebter Lauten Klang!
Der Wollust Altar prangt mit Wein umrankt,
Und junge Geilheit huscht auf nächt'gem Gang,
Am Laster grosser Städte tief erkrankt,
Sie schaut dich an und lacht, wo schon die Mauer wankt.

XLVII.

Nicht so der Landmann, der mit Weib und Kind
Umherschleicht, scheu, und nicht vom Boden schaut,

Da Feinde schon in seinem Weinberg sind,
Und ihm vor seinem eignen Elend graut.
Nicht lächelt mehr zum Castagnettenlaut
Auf den Fandango bleich der Abendstern.
O! wär't ihr Herrscher stillem Glück vertraut,
Ihr liesst der Ruhmsucht schnöde Pfade gern,
Die Trommel bliebe still, und Kriegeselend fern.

XLVIII.

Was singt der lust'ge Maulthiertreiber heur?
Kürzt er sich noch der Meilen Einerlei
Durch Heilg'e, Ritter, Liebesabenteur?
Jauchzt er zu seinen Schellen noch: Juchhei?
Nein! ängstlich eilend ruft er: Viva el rey!
Und unterbricht sich: Du, Godoy, verdammt!
Du, Hahnrei Karl! und jener Tag dabei,
An dem die Königin in Lust entflammt',
Aus deren Ehbruch scheu der Hochverrath entstammt'!

XLIX.

Sieh dieses weite, leere Haideland,
Von Trümmern maur'scher Burgen eingefasst,
Von Hufen aufgewühlt — das Gras verbrannt —
Ja alles, was du hier gesehen hast,
Sagt dir, der Feind war Andalusiens Gast.
Hier stand am Wachtfeur mancher trotz'ge Mann,
Hier stürmte stolz der Baur die Drachenrast,
Noch schaut er im Triumph die Höhen an,
Die er im Kampf so oft verloren und gewann.

L.

Und wer dir auf dem Weg entgegenkommt,
Trägt seiner Treue Zeichen roth am Hut;
So sagt er dir, wo Gruss, wo Flucht dir frommt.
Weh dem, der die Kokarde von sich thut,
Und so den Hass des Volkes auf sich lud:
Scharf ist der Dolch, schnell der Entschluss geweckt —
Und elend wär's dem Gallier wohl zu Muth,
Thät' so ein Ding, das man im Rock versteckt,
Es der Kanone gleich, die Heere niederstreckt.

LI.

Stolz grüssen dich Morena's finstre Höhn,
Auf die der Batterien Last sich stemmt,
Und weit, so weit das Auge nur kann sehn,
Drohn Berghaubitzen, ist der Weg gehemmt.
Und Pallisaden, Gräben überschwemmt,
Die Feldpikets, der Posten auf der Wacht,
Das Magazin in Felsen eingeklemmt,
Das Ross gesattelt in den Stall gebracht,
Die Kugelhaufen und die Lunte stets entfacht,

LII.

Sind böser Deutung voll: er aber, er,
Der schwächre Herrn von ihren Thronen nickt,
Hier zügelt er ein Weilchen sein Begehr,
Ein kleines Weilchen, eh er tödtlich zückt:
Bald nahn die Legionen, die er schickt,
Der Westen fällt dem Geisseler der Welt.
Ach! Spanien! in welch Weh wirst du verstrickt,
Wenn Galliens Geier kreisend bei dir hält
Und deine Jugend schaarenweis dem Grab verfällt.

LIII.

Und muss es sein! so jung, so frisch, so roth,
Für eines Zwingherrn eitle Gier dahin!
Bleibt denn kein Ausweg zwischen Joch und Tod,
Dem Sieg des Raubs und Spaniens Ruin?
Verhängt denn Er, vor dem wir betend knien,
Dies Schicksal mit erbarmungsloser Hand?
Ist denn umsonst der Tapfern wild Bemühn?
Umsonst der heil'ge Kampf für's Vaterland,
Zu dem nun Jung und Alt mit gleichem Feu'r entbrannt?

LIV.

Hängt drum an einer Weiden Ast die Maid
Entsaitet der Guitarre todte Welt?
Hat drum sie wie ein Mann das Schwert gefreit;
Und mit Hurrah den Feind im Kampf gestellt?
Sie, der sich stets ein Schaudern zugesellt,
Wenn sie sich ritzte, eine Eule schrie,
Sie sieht das Bajonnet zum Sturm gefällt,
Der Schwerter Blitz und Haufen Todte; hie,
Wo Mars sich schaudernd wendet, ja, da schreitet sie.

LV.

O du! dem schon ihr Lied begeisternd tönt,
O hättest du sie auch als Weib gekannt!
Ihr schwarzes Auge, das den Sammt verhöhnt;
Gelauscht dem Ton, der ihrem Mund entschwand;
Gesehn die Haare, die kein Maler bannt,
Die schlanke Form mit mehr als Weibespracht —
Du neintest, dass auf Saragossa's Rand
Sie in des Tods Gorgonenblick gelacht,
Und mordend eingriff in die ruhmvoll wilde Schlacht.

LVI.

Ihr Liebster fällt — sie hemmt der Thränen Lauf,
Ihr Führer stürzt — sie lässt den Platz nicht leer,
Die Ihren fliehn — sie hält die Flucht noch auf,
Es wankt der Feind — sie führt der Sieger Heer:
Wer sühnte je des Liebsten Geist so schwer?
Wer rächte je den Fall des Führers so?
Welch Weib stellt' Mannesmuth so wieder her?

Wer jagte so dem Gallier nach, der o!
Selbst aus der Bresche noch vor einem Weibe floh!

LVII.

Nicht Amazone drum ist Spaniens Maid,
Erschaffen für der Liebe weichste Lust,
Ob sie sich auch dem Manne glich im Streit,
In seinen Reihn auch kämpfte Brust an Brust.
Es pickt ja auch die Taube, den Verlust
Des Taubers fürchtend, in des Feindes Hand.
In Kraft und Liebe steht sie selbstbewusst
Vor den langweil'gen Fraun aus anderm Land
Viel edler, und an Form gleich reizend und gewandt.

LVIII.

Das Grübchen, das ihr Amor schelmisch presst,
Verräth wie zart das Kinn, das er berührt,
Ihr Kuss schlüpft ungern von der Lippen Nest
Und reizt den Tapfern, bis er ihm gebührt.
Wie herrlich wild ihr Blick! wie schürt
Phöbus die Gluthen in verliebter Pein,
Die Wangen zu verderben, die er ziert.
Wer möcht' des Nordens blasse Dämchen frein?
Wie arm erscheint ihr Leib! wie kränklich, fad und fein.

LIX.

Verstumme, Land, zu dem's den Dichter zieht!
Verstummt, ihr Harems! In die Ferne geht
Zum Preis von Weiberschönheit dieses Lied
Dahin, wo selbst der Spötter staunend steht.
Verstummt, ihr Huris, ihr, so bang umspäht,
Es möcht' im Wind sich Amor kosend nahn,
Vor Spaniens dunkeln Schönen, staunt und seht,
Des Korans Paradies ist hier kein Wahn,
Wo diese Engel uns mit weichem Arm umfahn.

LX.

O du Parnass! dich darf ich jetzo schaun,
Kein eitel Bild, das mit dem Traum vergeht,
Kein Trug der Sehnsucht in der Dichtung Au'n,
Nein! schneegekrönt, von heim'scher Luft umweht,
Im wilden Riesenstolz der Bergesmajestät!
Was Wunder! wenn zu dir mein Lied erklingt;
Wo der Geringste, der vorübergeht,
Dein Echo werbend frohbegeistert singt,
Ob auch zu keiner Muse mehr sein Loblied dringt.

LXI.

Oft träumte mir von dir! dein Name kam,
Wo nur der Dichtkunst heil'ge Leier klang.
Nun schau ich dich, und schau dich ach! mit Scham,
Denn was ist dir, Erhabner, mein Gesang!

Fliegt deiner Sänger Reihn mein Geist entlang,
Werf ich mich tief erschüttert vor dir hin —
Verstummt ist meines Liedes Gluthendrang;
Und kaum zu deinem Wolkenbaldachin
Wagt sich mein Blick in stillem Glück vor dir zu knien.

LXII.

So mehr beglückt als mancher Bardenheld,
Dess Schicksal ihn an ferne Heimath band,
Sollt' ich verstummen in der Götterwelt,
Die andre hinriss, die sie nie gekannt?
Ob auch Apollo aus der Grotte schwand,
Der Musensitz sich wie ein Grab erhebt,
Blieb doch ein holder Genius hier gebannt,
Der stumm, nur noch im Winde seufzend, lebt,
Und auf den Wellen klagend auf und nieder schwebt.

LXIII.

Von dir hernach. — Ich unterbrach mein Lied
Und wandte mich zu dir, so stolz und gross;
Liess Spanien und die Helden, die es zieht,
Und sein der Freiheit schmerzlichtheures Loos;
Und grüsste dich, vielleicht nicht thränenlos.
Lebwohl, ade — doch lass mich so nicht ziehn,
Gib ein Gedenken mir aus deinem Schooss,
Ein Blatt von Daphne's heil'gem Immergrün,
Lass nicht vergebens deines Sängers Hoffnung glühn.

LXIV.

Doch nie, Parnass! als noch in jungen Reihn
Die Griechen sich um deinen Fuss geschaart,
Nie, wenn die Priesterin in Delfi's Hain
Den Gott des Innern mächtig offenbart,
Sahst du ein Bild so liebenswerth, so zart,
So reizend wie die Andalusierin,
Das Kind der Lust, die sich mit Gluth gepaart.
O wären stille Thäler ihr verliehn,
Wie Hellas sie noch hat, ist auch sein Ruhm dahin!

LXV.

Schön ist Sevilla, Spaniens hohe Zier,
Die reiche, feste, altberühmte Stadt,
Doch dein gedenkend, Cadiz, werd' ich schier
Viel süssern, wenn auch schnödern, Lobs nicht satt.
O Lust, wie ist dein üpp'ger Pfad so glatt!
Und wer entflöh, dem jung die Brust sich hebt,
Wenn ihn dein Zauberblick getroffen hat?
Du Hydra, die als Engel uns umschwebt,
Und die in jeden Reiz ihr liebes Trugbild webt.

LXVI.

Verfluchte Zeit! als Paphos dir verfiel,
Auch sie, die stets gesiegt, traf ja dein Speer,

Da floh die Lust — hier war ihr sonnig Ziel,
Denn Venus, treu dem heimathlichen Meer,
Wie treulos sonst sie sei — sie floh hierher.
In diesen weissen Mauern schwand ihr Leid
Und bald genügt ihr ein Altar nicht mehr,
Denn ihrem süssen Liebesdienst geweiht
Entstanden tausende in ew'ger Herrlichkeit.

LXVII.

Von früh bis spät, vom Dunkel bis der Tag
Erröthend scheu die feile Lust beschleicht,
Schmückt Kranz und Lied das lärmende Gelag,
Und sprudeln Witz und Schwänke flott und leicht,
Und jagen sich. Wer diese Stadt erreicht,
Nimmt Abschied von erlaubter Heiterkeit,
Nichts unterbricht das Prassen, ob vielleicht
Man Gott statt wahrer Andacht Kerzen weiht,
Gebet und Lust sind eins und theilen sich die Zeit.

LXVIII.

Der Sonntag kommt, der ernst zur Ruhe mahnt;
Womit wird frommes Sehnen hier gestillt?
Sieh! welch erhabnes Fest man heut geplant;
Horch! wie der mächtge Fürst der Wälder brüllt.
Er knickt den Speer, er wirft, in Blut gehüllt,
Reiter und Ross in namenloser Wuth.
Doch „Weiter, weiter!“ schallt es toll und wild
Und der Janhagel johlt und jellt nach Blut,
Kein Weib hat Mitgefühl, nicht Eine, die so thut.

LXIX.

Das ist der siebente, der Tag der Ruh,
Für London auch: da zieht der Handwerksstand,
Im Sonntagsrock der Bürger, und dazu
Der stutz'ge Herr Commis hinaus aufs Land.
Landauer, Droschken, wo ein Rad sich fand,
Das morscheste Gefährt muss heute dran,
Und kracht nach Harrow, Hampstead wohlbemannt,
Bis der gehetzte Klepper nicht mehr kann,
Hurrah! der freud'ge Spott und Hohn des Pöbels dann.

LXX.

Man rudert seinen bänderbunten Schatz,
Man lenkt sein Kütschchen in verwegnem Lauf,
Man keucht nach Richmond, hat in Ware noch Platz,
Man klettert Highgate's steile Höh hinauf.
Warum? Böot'sche Schatten merket auf:
Das heilge Horn ist's, welches sie bethört,
Das zauberkräftig lockt das Volk zuhauf,
Auf dessen Namen Bursch und Dirne schwört
Und wacker zecht und tanzt, bis sie der Morgen stört.

LXXI.

Auch Cadiz weiss sich dieses Tags zu freun,
Doch nicht in diesen Lüsten Jedermanns,
Kaum bimmelt dort die Morgenglocke neun,
Streicht schon der Beter seinen Rosenkranz:
O heil'ge Jungfrau! tilg in deinem Glanz
(Ich glaub' es ist die einz'ge Jungfrau dort)
All unsre Sünden, und befrei uns ganz!
Dann geht es lustig zur Arena fort,
Jung, Alt, und Hoch und Niedrig lockt derselbe Sport.

LXXII.

Die Schranken fliegen auf, der Platz liegt bloss,
Tausend auf tausend thürmen sich zu schaun,
Und lange schon vor dem Trompetenstoss
Braucht kein Verspäteter auf Platz zu baun.
Da sitzen Herrn, doch mehr noch schöne Fraun,
Im feur'gen Spiel der Augen wohlgeübt,
Doch stets geneigt gewährend sich zu traun;
Und keiner stirbt durch sie, verschmäht, betrübt,
Wie Mondscheindichtung wimmert, wenn er sich verliebt.

LXXIII.

Der Lärm verstummt — auf edlen Rossen nahn
Im Helmbusch, goldnem Sporn und schlankem Speer,
Zum kühnen Spiel, vier Kämpen durch die Bahn,
Sich tief verneigend, zu der Schranken Wehr.
Die Schärpen wehn, scheu tanzt das Ross umher.
Und wer den Sieg davonträgt, den erfreun
Verliebte Blicke, laut Hurrah und mehr.
Der beste Preis für bessre That ist sein,
Und Alles, drum selbst Herrscher keine Mühen scheun.

LXXIV.

In Flittergold und reichverzierter Tracht
Steht kampfbereit der schlanke Matador,
Er steht im Mittelpunkt allein, und harrt
Des Herrn der Heerde; forschend hat zuvor
Sein Fuss die Bahn geprüft; sein Blick verlor
Kein Hinderniss, das ihm die Flucht verlegt,
Von fern wirft er der Pfeile flüchtig Rohr,
Mehr kann der Mensch nicht, wenn kein Ross ihn trägt,
Dem er zum Dank ach! oft so bittre Wunden schlägt.

LXXV.

Dreimal Trompetenstoss; das Zeichen! Schau!
Der Zwinger gähnt, und athemlose Gier
Gafft durch den weiten, völkerreichen Bau.
Aufschnellt in einem Satz das mächt'ge Thier,
Und wühlt im Sand, sein Auge glüht, und stier
Sucht es den Feind, und senkt den Nacken steif
Zum Angriff, droht bald dort, bald hier.

Die Flanken peitscht vor Wuth sein grimmer Schweif,
Unheimlich leuchtet's aus des Auges rothem Reif.

LXXVI.

Er stutzt, es starrt sein Blick: Zurück!
Zurück, verwegner Knabe! triff ihn gut!
Nun musst du sterben, oder trau dem Glück
Den Stoss, auf dem die letzte Hoffnung ruht.
Der Renner weicht geschickt der blinden Wuth —
Fort rast der Stier — das traf! — er ist verletzt,
Und giesst auf seine Spur ein Meer von Blut,
Und flieht, und wankt, und rast von Schmerz entsetzt.
Nun regnet's Stich und Stoss, er brüllt von Qual gehetzt.

LXXVII.

Er kommt zurück; nun frommt nicht Lanz' und Speer,
Noch des gelenken Pferdes Meisterschaft.
Wie mächtig auch der Mensch und sein Gewehr,
Arm ist sein Waffen, ärmer seine Kraft.
Ein Ross hat schon der Kampf dahingerafft,
Und eines andern Brust — ha welch Gesicht!
Zeigt, wie des Lebens Werkstatt endend schafft —
Noch bleibt es stehn, ob auch sein Auge bricht,
Und rettet seinen Herrn, es wankt, doch fällt es nicht.

LXXVIII.

Blind, blutig, keuchend, rasend bis zuletzt,
Ist nun im Mittelpunkt der Stier gestellt,
Rings Blut und Lanzen, die sein Horn zerfetzt,
Und Feinde, die er all im Kampf gefällt:
Nun nahn die Matadore: jeder hält
Ein rothes Tuch, und hat das Schwert zur Hand —
Noch einmal bricht er donnernd durch — da fällt
Ihm auf den Kopf das purpurne Gewand
Und blendet ihn — 's ist aus — er streckt sich auf den Sand.

LXXIX.

Wo sich ans Kreuz der Nacken mächtig fügt,
Grub sich die Todeswaffe ihren Schooss.
Er hält, setzt an, zu stolz, dass dies genügt,
Fällt langsam hin, und unter Siegsgetos
Verendet er dann, lautlos, regungslos.
Der Wagen kommt, man wälzt den Stier herbei,
— Ein Schauspiel für gemeine Augen blos —
Dann ziehn vier Hengste flüchtig, wild und scheu
Den Körper fort und jagen, kaum zu sehn, vorbei.

LXXX.

So ist das Spiel, und solchem Greuel fröhnt
In diesem Lande Mann und Weib zumal,
Es jauchzt das Herz, beizeit an Blut gewöhnt,
Und letzt sich froh an eines andern Qual!

Ob tausend Fehden ächzt das bange Thal!
Selbst, wo das Heer im Feld dem Feinde weicht,
Wetzt mancher noch daheim den feigen Stahl,
Mit dem er nächtig seinen Freund beschleicht,
Bis er ihn trifft, war das Vergehn auch noch so leicht.

LXXXI.

Jedoch die Eifersucht entfloh! Ketten und Bann,
Und der Duenna spitze Wachsamkeit,
Ja! alles, was der finstre Graukopf sann,
Das Herz zu ketten, das nach Liebe schreit,
Sank in das dunkle Grab der alten Zeit.
Wer liess — eh wild der Krieg die Gluth entfacht,
Dem Sturm so frei wie Spaniens süsse Maid
Im wilden Tanz der Flechten dunkle Pracht,
Wo minnehold schon glänzt' der bleiche Fürst der Nacht?

LXXXII.

O! Harold hatte oft und oft geliebt,
Geträumt er liebte, Traum ist ja das Glück;
Nun aber war sein Herz zu Tod betrübt,
Er dachte immer, immer noch zurück;
Er kannt' es wohl, das qualvoll' alte Stück:
Verliebt, verschmäht und ob das Herz auch bricht:
Lockt noch so jung und hold der Liebe Blick,
O flieh hinweg! was sie dir auch verspricht;
Denn sie vergiftet dich, wo sie dir Kränze flicht.

LXXXIII.

Er war für Schönheit drum nicht blind, ob meist
Er sie auch sah, wie sie der Weise sieht;
Denn wenn die Weisheit auch so feilem Geist
Die keusche Hoheit ihres Blicks entzieht,
Errast die Lust sich Ruh, wo sie nicht flieht.
Und in des Lasters faule Grube stahl
Sich längst sein Hoffen, das nicht mehr erblüht.
Ein welker Knecht der Lust! der Sattheit Qual
Grub in die Stirn ihm Cain's ruhlos verfluchtes Mal.

LXXXIV.

Er sah die Lust, und wenn er ferne weilt,
So hat er nicht mit Hass sein Herz bekriegt:
Er hätte gern Gesang und Tanz getheilt,
Doch wer vermöcht's, der seinem Loos erliegt?
Nichts, was den Kummer je ihm eingewiegt:
Nur einmal rang er mit dem Höllenbann,
Und leidvoll an ein schönes Weib geschmiegt
Sang er dies Lied auf ihre Reize dann —
Und sie glich ihr, die er in bess'rer Zeit gewann.



An Inez.

Nein, lächle meinem Gram nicht zu;
Denn ach! ich lächle nicht wie einst:
Doch wende Gott, dass jemals du
Solltst weinen, und vergeblich weinst.

Und fragst du, welch geheimes Weh
An Freuden mir und Jugend frisst?
Und suchst, was doch zu heilen je
Selbst dir so ganz unmöglich ist?

Es ist nicht Lieb, es ist nicht Hass,
Nicht Ruhmsucht, die sich neidisch härmt,
Dass ich so theilnahmlos und blass,
Und flieh, wofür ich einst geschwärmt.

Es ist der ew'ge Ueberdruss
An allem, was ich hör' und seh:
Die Schönheit bringt mir nicht Genuss;
Dein Auge kaum ein zärtlich Weh.

Es ist der graue Nebeltag,
Des ew'gen Juden finstrer Bann,
Der nicht ins Jenseits blicken mag,
Und hier nicht ruhn noch hoffen kann.

Wer kann, verbannt, sich selbst entfliehn?
Wo Fern' die Ferne übertrifft,
Folgt mir, und folgt wo immerhin,
Die Hölle — des Gedankens Gift.

Und reizt der Lüste süsser Schein,
Dem ich entfloh, der Menschen Gier;
O! lasst sie träumend glücklich sein,
Nie zu erwachen — und gleich mir!

Fort treibt's mich, nie mehr heimathwärts,
Unwill'ge Reu folgt meiner Spur;
Doch, was auch kommt, hier ist ein Herz,
Das ja das Schlimmste schon erfuhr.

Was ist das Schlimmste? Forsche nicht!
Aus Mitleid lass, o lass dein Flehn!
Ja lächle — doch begehre nicht
Die Höll' in Mannesbrust zu sehn!

LXXXV.

Ade! schön Cadiz, ja ein lang Ade!
Dein Ruhm lebt fort in alle Ewigkeit!
Als alles wich, warst fester du denn je,
Zuletzt geknechtet und zuerst befreit:
Und wenn aus jener schmachvoll rohen Zeit
Auch Bürgerblut an deinen Steinen klebt,
Es war ein Mensch, den man Verraths gezeiht:
Unedel war der Adel nur — erbebt
Ist jedes Herz vor Gram, dass es geknechtet lebt.

LXXXVI.

So ist das Volk, für sein Geschick zu schad.
Der Freiheitsdrang trug ihm nur böse Frucht:
Thronlos das Reich, zerrüttet ist der Staat,
Das Volk im Kampf, die Führer auf der Flucht.
Und doch steht jeder streng in heil'ger Zucht
Treu zu dem Lande, das ihn kärglich nährt;
Es reisst der Stolz sie hin in wilder Wucht
Zum Freiheitskampf; und wenn das Glück sich kehrt,
Ist ihre Losung: „Bis aufs Messer sich gewehrt!"

LXXXVII.

Ihr, die von Spanien mehr zu lesen meint,
Sucht in dem Buch der schlimmsten Greuel Rath;
Was wilde Rache nur dem fremden Feind
Ersinnen kann, ward hier zur blut'gen That.
Vom stolzen Kampf hinab bis zum Verrath
Nahm hier der Krieg jedwede Maske an,
Wofern er nur den eklen Feind zertrat,
Wofern nur Kind und Gattin schützt der Mann,
Wofern man nur den Sold der Rache zahlen kann.

LXXXVIII.

Wer weint den Todten eine Thräne nach?
O sieh den Greul der blutgetränkten Flur!
Sieh an des Weibes Hand des Mordes Schmach!
Und lass den Hunden das Begräbniss nur,
Dem Geier, der voll Gier herniederfuhr!
Doch wie verschmäht von dieser Räuber Klaun,
Hüll'n Knochen und des Blutes schwarze Spur
Das Schlachtfeld lang noch in ein scheusslich Graun —
Wer glaubte später sonst, was wir hier klagend schaun!

LXXXIX.

Noch nicht ist, ach, das grause Werk gethan:
Von Frankreich nahn die Heere kampfbereit,
Tief dunkelt es, das Spiel fing just erst an,
Nichts, was ein nahes Ende prophezeit.
Die Völker schaun auf Spanien, frei, befreit
Es mehr als je Pizarro unterjocht.
Rache des Schicksals! Quito's Friedenszeit
Lacht das Gedenken seiner Leiden fort,
Und in dem Mutterlande schaltet frei der Mord.

XC.

Nicht all das Blut, das Talavera trank,
Nicht all die Wunder der Barossaschlacht,
Nicht Albuera, wo so mancher sank,
Hat Spaniens gutes Recht zurückgebracht.
Wann blüht sein Oelbaum mit der einst'gen Pracht?
Wird je das Land aus seiner Schmach erstehn?
Wie mancher bange Tag sinkt noch in Nacht,

Eh Frankreichs Räuber von der Beute gehn,
Und frei die Lüfte durch den Baum der Freiheit wehn?

XCI.

Und du mein Freund! — Da namenloser Schmerz,
Die Brust zersprengend, eingreift in dies Lied —
Wärst du gefallen, schwiege stolz mein Herz,
Das klagend nun zu deinem Schatten flieht:
Doch so zu ruhn, wo dir kein Lorber blüht,
Vergessen, nur von Einem treu bewahrt,
Und, wo der Ruhm auf tausend Stirnen glüht,
Unblutig diesen Kämpen zugeschaart!
Was thatest du, dass diese schnöde Ruh dir ward?

XCII.

O du, zuerst gekannt, zumeist verehrt!
Dem Herzen lieber als die ganze Welt!
Wenn auch mein Tag dich hoffnungslos entbehrt,
Sei mir im Traume freundlich zugesellt!
Stets wenn der Morgen mir ins Auge fällt,
Erwacht mit dem Bewusstsein auch der Gram,
Der treu an deiner Bahre Wache hält,
Bis meine Asche kehrt, woher sie kam,
Und ew'ge Ruh den Weinenden zu dem Beweinten nahm.

XCIII.

Dies ist ein Stück von Harold's Pilgerfahrt.
Ihr aber, die es mehr zu wissen treibt,
Seid sicher, dass ihr manches noch erfahrt,
Wenn dieser Reimer nächstens weiterschreibt.
Kritik! Zu viel! Nein, nur Geduld! es bleibt
Noch manches, und in einem andern Land
Sehn wir ihn wieder, wie er lebt und leibt,
Dort, wo der Kunst erhabner Tempel stand,
Eh sie und Hellas starb geknickt von roher Hand.

Die Perioden
in
Shakespeare's dichterischer Entwickelung.

Von

Dr. B. T. Sträter.

Die nachfolgende Untersuchung hat keineswegs die Absicht, alle Einzelheiten der schwierigen Streitfrage über die Chronologie der Shakespeare'schen Dramen endgültig zu erledigen; denn das ist leider überhaupt noch nicht möglich, nach dem bis jetzt vorliegenden Material. Aber ich will wenigstens genau untersuchen, was in Folge äusserer Daten und innerer Gründe völlig sicher ist — was ferner beim Mangel historischer Daten aus inneren Gründen höchst wahrscheinlich — was endlich als in der That noch ungewiss einer weiteren Untersuchung muss vorbehalten bleiben. Diese vorläufige Unterscheidung der verschiedenen Stufen der Gewissheit ist offenbar wenigstens der richtige Weg, um zu einem möglichst genau bestimmten Ziele zu gelangen.

Ich bemerke zuvor noch, dass diese Untersuchung vorzugsweise nach den Original-Dokumenten und nach dem Englischen Texte der Shakespeare-Ausgabe von Delius ist geführt worden, also vollständig unabhängig von den kurzen chronologischen Notizen, welche Professor Dowden seinem „Shakespeare“ (1879) beigefügt hat, sowie auch von der Einleitung Furnivall's zur Leopold-Edition: wo ich im Einzelnen von diesen beiden gelehrten Autoritäten in der Frage nach der Chronologie der Shakespeare'schen Werke abweiche, wird dieses in besonderen Noten unter dem Text bemerkt werden.

I.

Was also kann zunächst als völlig sicher und ausgemacht gelten in der Chronologie der einzelnen Dramen?

Wir haben da unter den mannigfaltigen historischen Zeugnissen, die noch glücklich aus der Zeit der Königin Elisabeth und des Königs James I. zu uns über die Sturmfluthen der Puritaner-Revolution herübergerettet sind, einige sehr bemerkenswerthe gefunden, die wir nothwendig an die Spitze unserer kritischen Untersuchung stellen müssen. Es sind das:

1) Francis Meres' Verzeichniss der Dramen, welche Shakespeare bis zum Jahre 1598 bereits gedichtet hatte. Die Stelle lautet bekanntlich folgendermassen:

„As Plautus and Seneca are accounted the best for comedy and tragedy among the Latines, so Shakespeare among the English is the most excellent in both kinds for the stage: for Comedy witness his Gentlemen of Verona, his Errors, his Love labors lost, his Love labours wonne, his Midsummers night dreame, and his Merchant of Venice; for Tragedy: his Richard the 2., Richard the 3., Henry the 4., King John, Titus Andronicus, and his Romeo and Juliet.“ (Palladis Tamia, 1598.)

Unzweifelhaft sind die hier erwähnten 12 Stücke also vor 1598 entstanden. Die Tragödie Hamlet und die schönsten Lustspiele der mittleren Zeit „Wie es Euch gefällt“, „Viel Lärm um Nichts“ und „Was Ihr wollt“ sind hier noch nicht erwähnt, also unzweifelhaft nach 1598 erschienen. Heinrich IV. ist erwähnt, Heinrich V. noch nicht, da dieser letztere erst 1599 vollendet wurde, wie aus einer Zeitanspielung im Chorus zum 5. Akt hervorgeht, welche sich auf die Expedition des Grafen Essex nach Irland im Sommer des Jahres 1599 bezieht.

2) Dr. Forman's Tagebuch, welches über einige Stücke Shakespeare's höchst bemerkenswerthe Notizen über deren Aufführung enthält. Da dieses Buch aus dem Jahre 1610—1611 stammt, so erfahren wir z. B. aus demselben, dass „Cymbeline“, welches Dr. Forman als aufgeführt erwähnt und bespricht, jedenfalls vor 1610 muss geschrieben sein. Das „Wintermährchen“ ferner ist dort als am 15. Mai 1611 aufgeführt besprochen, der „Sturm“ am 1. November 1611. Den „Macbeth“ hat Dr. Forman am

20. April 1610 gesehen, und er beschreibt seinen Inhalt ausführlich: jedenfalls ist also der Macbeth vor 1610 entstanden.

Ein anderes Tagebuch, das des John Manningham, ist nicht von gleicher Wichtigkeit: doch erfahren wir aus demselben unter dem 2. Februar 1601, dass das Lustspiel „Drei-Königs-Abend oder Was Ihr wollt" an diesem Tage in London ist aufgeführt worden. Wir bemerken uns hier zugleich, dass damals das neue Jahr erst mit dem 25. März begann, dass also nach unserer Zeitrechnung das angegebene Datum dem 2. Februar 1602 entspricht.

3) Die Aufzeichnungen der „Revels at the Court" d. h. der Schauspiele, die bei Hofe vor der Königin oder dem König gegeben wurden. Wir erfahren aus diesen z. B., dass das Wintermährchen am 5. November 1611 ebenso in Whitehall aufgeführt worden ist, wie es bei Dr. Forman als am 15. Mai desselben Jahres auf dem Globe-Theater aufgeführt erwähnt wird. Zwei solche Daten lassen es unzweifelhaft erscheinen, dass das Stück damals noch neu war, also 1610 bis 1611 entstanden sein muss. Leider besitzen wir nicht von allen Stücken Shakespeare's solche Aufzeichnungen über die Aufführung. Othello ist 1604 in Whitehall gespielt worden, Lear am 26. December 1606.

4) Die ersten Ausgaben der Stücke, gewöhnlich als Quarto-Ausgaben bezeichnet, sind bekanntlich kein Beweis dafür, dass das Stück unmittelbar vorher geschrieben wurde: denn Shakespeare und seine Schauspieler-Truppe hatten ein Interesse dabei, die Stücke nicht gleich drucken zu lassen, sondern ein oder zwei Jahre lang das Privilegium der Aufführung für sich zu bewahren. Die ersten Drucke sind sogar gewöhnlich sogenannte „Raub-Ausgaben", rühren also gar nicht von Shakespeare selbst her, während die epischen Gedichte „Venus und Adonis" und „Lucretia" in den Jahren 1593 und 1594 von ihm selbst herausgegeben wurden. Jedenfalls mussten aber doch die Stücke schon geschrieben und da sein, um gedruckt werden zu können, so dass also ein bestimmter Anhaltspunkt wenigstens über die Zeit vorliegt, vor welcher die Stücke entstanden sind. So besitzen wir von „Troilus und Cressida" eine älteste Quarto-Ausgabe vom Jahre 1609, und bereits unter dem

8. Januar 1609 (nach unserer Zeitrechnung) findet sich eine Eintragung des Titels in die Buchhändler-Register: folglich muss das Stück vor Beginn des Jahres 1609 geschrieben sein. Man setzt es deshalb in das Jahr 1608. Bei diesem seltsamen Schauspiel, einer Offenbachiade aus Shakespeare's Feder, kommt noch ein besonders merkwürdiger Umstand hinzu, welcher das Stück unzweifelhaft als ein damals ganz neues, also bestimmt im Jahre 1608 entstandenes erscheinen lässt. Wir haben nämlich aus demselben Jahre 1609 noch eine zweite Quarto-Ausgabe, auf deren Titelblatte nun bemerkt ist, dass dieses Stück kürzlich aufgeführt worden sei, während im Titel der ersten Quart-Ausgabe dieser Zusatz fehlt. Die seltsame Parodie der alten Helden vor Troja hat also höchst wahrscheinlich gleich bei der ersten Lectüre aus dem Manuscripte ein homerisches Gelächter unter Shakespeare's gelehrten Freunden erregt, ist deshalb gleich gedruckt worden, dann aufgeführt, dann nochmals gedruckt, da das Stück guten und raschen Absatz fand: und beide übrigens wenig differirende Ausgaben sind uns glücklicherweise erhalten, so einen werthvollen Beweis liefernd für das Entstehungsjahr eines Stückes, mit welchem in der entschiedensten Weise Shakespeare's letzte Periode beginnt.* — Wir wollen uns bei dieser Gelegenheit gleich bemerken, dass die mit den ersten Ausgaben zusammenhängenden Eintragungen in die Buchhändler-Register gewöhnlich noch werthvoller für die Chronologie der Dramen sind, als die Quart-Ausgaben, weil jene das Monatsdatum angeben. Ich erinnere ferner nochmals daran, dass man damals das neue Jahr mit dem 25. März begann: wenn also in den Buchhändler-Registern der 8. Januar 1608 steht, so ist dies noch das fortlaufende vorige Jahr nach alter Rechnung, also nach unserer Zeitrechnung, wie bereits bemerkt, der 8. Januar 1609.

Wie wichtig diese Eintragungen für die Zeitbestimmung der wichtigsten Stücke sind, geht z. B. aus der Notiz über Hamlet hervor. Wir setzen denselben, da er von Meres noch nicht erwähnt, bestimmt in das Jahr 1601 bis 1602, und führen

* Wie kann Dowden die schwankenden Angaben 1603? 1607? (beide mit Fragezeichen) diesen bestimmten Daten gegenüber rechtfertigen? Zudem spricht der Styl des Stückes deutlich genug den Charakter der letzten Periode aus.

als Beweis dafür ausser den Quart-Ausgaben von 1603 und 1604 mit ihrem merkwürdigen Doppeltexte, die Buchhändler-Notiz an: „July 26. 1602. James Roberts. A booke, The Revenge of Hamlett prince of Denmarke, as it was lately acted by the Lord Chamberlayn his servants.“ *

5) Ferner erschienen die ersten Ausgaben von Richard III. und Richard II. bekanntlich erst 1597, die letztere eingetragen in die Register unter dem Datum des 29. August 1597. Danach müssten beide etwa zwei Jahre vorher geschrieben sein. Dem Inhalte und der Sprache nach repräsentiren uns diese beiden Stücke aber die entschiedene Uebergangsform von dem italianisirenden Style der zweiten Periode zu dem historisch-realistischen Style der dritten Periode: wir möchten also doch gern ein bestimmtes Anfangsjahr für diesen wichtigen Styl-Unterschied, etwa 1594 bis 1595. Da kommt uns denn eine jener kleinen sonstigen Notizen zu Hülfe, die wir insgesammt in diese 5. Rubrik zusammenfassen, mögen sie nun den Anspielungen in des Dichters Werken selbst, oder in den gleichzeitigen Werken der Zeitgenossen entnommen sein. Ein junger Dichter, John Weever, richtete im Jahre 1595 ein Sonnett an William Shakespeare, in welchem er** „die süsse Zunge“ (the sugred tongue) des Dichters rühmt und als Beweis dafür seinen Richard anführt, ohne zu sagen, ob er Richard II. oder Richard III. meint. Dies scheint uns nun ein ergänzender Beweis dafür zu sein, dass, da dieser Ausdruck nur auf Richard II. sich beziehen kann, Richard III. aber vor Richard II. geschrieben ist, beide Stücke im Laufe des Jahres 1595 bereits fertig waren und aufgeführt worden sind, also spätestens 1594 bis 1595 entstanden sein müssen, jedenfalls nicht erst 1596 etwa; eher noch könnte Richard III. schon 1593 wenigstens begonnen sein. — Aehnlich finden wir, um doch eine Anspielung aus des Dichters Werken selbst ebenfalls hervorzuheben, in der berühmten Stelle in Macbeth IV, 1:

---

* Hierin stimmen wir mit Prof. Dowden überein, der ebenfalls den Hamlet im Jahre 1602 zum Abschluss gelangen lässt. Aber weshalb nimmt der gelehrte Herr nicht mit uns fünf Perioden an? Die erste Periode vor 1590 lässt er nämlich einfach weg: dann bleibt allerdings nur die heilige Vierzahl übrig.

** Nach Drake II, 372. Dieser bezieht die Worte auf Richard III. Vgl. Ulrici zu dieser Stelle.

„And some I see,
That two-fold balls and treble sceptres carry" —

in der That eine Hindeutung auf die Vereinigung der drei Reiche Schottland, England und Irland, wie sie James I. im brittischen Reiche begründet hat. Es ist also völlig sicher, dass Macbeth zwischen 1603 bis 1610 geschrieben sei, aber es ist nur wahrscheinlich, dass das Entstehungsjahr 1606 bis 1607 gewesen, wie Malone nach zwei weniger evidenten Anspielungen in dem Monolog des Pförtners (II, 3) vermuthet. Ebenso begründet die bekannte Stelle in Romeo und Julia, wo die Amme auf das Erdbeben anspielt — welches in England 1580 stattfand — und dann sagt, es seien 11 Jahre her, allerdings eine hohe Wahrscheinlichkeit, dass Shakespeare sein Hohelied der Liebe bereits 1591 bis 1592 geschrieben habe, aber doch keine völlige Gewissheit. Und so sehen wir schon an diesen wenigen Beispielen deutlich, wie fein die Grenzen und Uebergänge von der Gewissheit zur Wahrscheinlichkeit in dieser wichtigen Streitfrage über die Chronologie der Shakespeare'schen Stücke gezogen sind.

Ich stelle demnach als völlig sicher vorläufig hin, indem ich den Pericles, Heinrich VI. und die Zähmung der Widerspenstigen, die von Meres nicht erwähnt werden, einer besonderen Besprechung vorbehalte:

1) Titus Andronikus,
2) Comedy of Errors,
3) Two Gentlemen of Verona,
4) Love's Labour's lost,
5) Love's Labour's wonne
oder
All's well that ends well,
6) Midsummer-Nights-Dream,
7) Merchant of Venice,
8) Romeo and Juliet (1592),
9) King John,
10) Richard III. } bis 1595,
11) Richard II. }
12) Henry IV.

} sind vor oder spätestens bis zum Jahre 1598 (inclusive) geschrieben und aufgeführt worden.

Alle folgenden Stücke, namentlich Heinrich V., die Lustspiele „Was Ihr wollt" etc. und Hamlet, Jul. Caesar, Othello, Lear, Macbeth u. s. w. fallen nach 1598. Hier haben wir also bereits eine sichere Basis für die weitere Untersuchung gewonnen.

II.

Nicht völlig sicher, aber im höchsten Grade wahrscheinlich erscheinen uns dann folgende Daten über die Anordnung der genannten Stücke im Einzelnen. Es ist uns dabei weniger um die einzelnen Jahreszahlen zu thun, als um die Folge der einzelnen Dichtungen, weil auf dieser das Bild von Shakespeare's dichterischer Entwickelung beruht, wie es uns deutlich vorschwebt und wie wir es unseren Lesern vorzuführen beabsichtigen.

Jedenfalls sind, als den ersten Jugendversuchen Shakespeare's angehörig und demnach eine erste Periode für sich bildend, von der weiteren Untersuchung ganz auszuschliessen und einfach vor 1590 zu setzen:

1) Titus Andronikus.

2) Pericles — in seinen älteren, als echt shakespearisch betrachteten Theilen (siehe übrigens Delius, im III. Jahrbuch).

3) Heinrich VI., 1. Theil.

Dann folgen 1590 bis 1594, die zweite Periode darstellend:

4) Heinrich VI., 2. und 3. Theil.

5) Die Comödie der Irrungen.

6) Die Zähmung der Widerspenstigen. (Ich berufe mich vorläufig auf Malone und Delius für diese Einreihung der „Zähmung" unter die früheren Stücke des Dichters, während es unbegreiflich erscheint, dass Collier das Stück später als den Hamlet ansetzen konnte. Aber wir wissen ja, dass Collier sich öfter getäuscht hat, namentlich auch in Bezug auf die Zeit und Echtheit gewisser alter Dokumente.)

7) Die beiden Veroneser.

8) Verlorene Liebesmüh.*

---

* Von Dowden fälschlich und ohne jeden Grund vor die Irrungen und vor die Veroneser gesetzt.

9) Gewonnene Liebesmüh oder Ende gut Alles gut.
10) Romeo und Julia.
11) Der Kaufmann von Venedig.*
12) Ein Sommernachtstraum.

Ich habe zu der Anordnung dieser neun Stücke, die ich unter der Kategorie der italianisirenden Manier Shakespeare's zusammenfasse, noch Folgendes hinzuzufügen.

Was zunächst Heinrich VI. betrifft, so kann ich auf die neuesten Untersuchungen von Delius und Anderen in verschiedenen Bänden des Jahrbuches verweisen, wonach in dem heutigen Texte eine sehr zweifelhafte Mischung von echten und unechten Bestandtheilen des Stückes vorliegt, welche in der Zeit unmittelbar nach 1590 muss entstanden sein, im Anschlusse an den ersten Theil, der vor 1590 schon fertig war. Der neueren Kritik erscheint aber der ganze Heinrich VI. überhaupt nicht so werthvoll, wie ihn Ulrici und die Romantiker noch im Anfange unseres Jahrhunderts ansahen: er ist nur dadurch literarhistorisch interessant, dass man in ihm einigermassen verfolgen kann, wie aus dem Bearbeiter vorhandener Stücke der selbstständige Dichter neuer Stücke sich losringt.

Die Comödie der Irrungen gilt uns als ein weiterer Markstein auf diesem Wege, ein antikes Muster ebenso umgestaltend, wie dort ein nationales Drama. Es ist gewiss, dass dies Stück vor 1594 geschaffen wurde; denn wir haben eine Notiz über eine Aufführung desselben in Gray's Inn aus diesem Jahre. Es ist aber nur wahrscheinlich, dass das Stück in das Jahr 1590 bis 1591 fällt, weil im letzteren Jahre die Königin Elisabeth 4000 Mann Hülfstruppen nach Frankreich zu Heinrich von Navarra schickte und einige Anspielungen in der zweiten Scene des III. Aktes auf diese kriegerischen Verwickelungen hinzudeuten scheinen.** Ausserdem sprechen innere Gründe der Composition und Sprache allerdings für eine sehr frühe Entstehung: die Benutzung eines alten Plautinischen Stoffes verräth die schülerhaften lateinischen Studien, die der Dichter

* Von Dowden ohne jeden Grund in das Jahr 1596 hinabgerückt.

** Drom.: I could find out countries in her . . . . .
Ant.: Where is France?
Drom.: In her forehead, armed and reverted, making war against her hair (heir).

um diese Zeit noch für nöthig hält; die breit sich ergiessenden Längen einer durchaus epischen Erzählung in den Reden des Aegeon im Anfang sind noch sehr undramatisch; das ganze Stück ist überhaupt noch schwerfälliger und fremdartiger, als Die beiden Veroneser und Verlorene Liebesmüh. Der Dichter fühlte sich offenbar noch gefesselt durch den alten Stoff und eine bereits vorliegende Bearbeitung, und die weiblichen Charaktere, namentlich die heftige Adriana, entsprechen ganz der Vorstellung von den bösen Frauenzimmern, wie sie auch der „Zähmung" zu Grunde liegt.

Die „Zähmung der Widerspenstigen" ist ebenfalls sicher vor 1594 entstanden. Denn wenn auch erst in der Folio 1 von 1623 ein erster Druck vorliegt, so war das ältere Stück, nach welchem Shakespeare das seine bearbeitet hat — „The Taming of *a* Shrew" betitelt — doch bereits 1594 gedruckt, also jedenfalls schon längere Zeit vorher auf einem andern Theater gespielt worden, wo Shakespeare es zuerst mag gesehen haben. Henslowe erwähnt in seinem Tagebuche eine Aufführung unter dem Datum des 11. Juni 1594. Die Sprache ist derber und kühner als in der Comedy of Errors, aber das Ganze ebenfalls noch etwas seltsam und fremdartig, zum Theil noch nicht so recht à la Shakespeare Einen anmuthend. Wir sind daher berechtigt, es ebenfalls in die ersten Entwickelungs-Jahre des werdenden Dichters unmittelbar nach den Errors zu setzen, ohne indessen bestimmt behaupten zu wollen, dass das Jahr 1590 bis 1591 als die Entstehungszeit des Stückes zu bestimmen sei. Dies Jahr ist uns nur wahrscheinlich wegen der Folge der Stücke, ohne dass sich ein sonstiger sicherer Beweis bis jetzt dafür hat finden lassen. Meres hat 1598 die „Zähmung" nicht erwähnt, weil er das Stück, wie Delius vermuthet, nur für eine Bearbeitung der 1594 gedruckten, aber schon lange vorher auf anderen Bühnen gesehenen „Taming of a Shrew" gehalten hat. Es ist auch heute noch wohl das roheste und ungeniessbarste unter Shakespeare's älteren Lustspielen: und es erscheint uns daher völlig unbegreiflich, dass Dowden es in das Jahr 1597 setzen konnte.*

* Also mitten in die schönste, mildeste Zeit seiner Dichtung, zwischen Richard II. und Heinrich IV. — allerdings mit einem Fragezeichen!

Liest man unmittelbar nach diesen schwerfällig seltsamen Stücken die beiden „Edelleute von Verona“ und „Verlorene Liebesmüh“, so ist Einem zu Muthe, als ob Reifen vom Fass sprängen und der goldene Wein reinster Poesie und echt Shakespeare'schen Geistes zum ersten Male aus allen Fugen und Ritzen emporquelle. Wir verstehen es daher nicht, wie irgend Jemand diese frischen und geistreichen Lustspiele früher als jene Nachbildungen älterer Stücke ansetzen kann: von diesen Lustspielen konnte der Dichter wohl zur gewonnenen Liebesmüh und zu Romeo und Julia und zum Sommernachtstraum fortgehen, niemals aber zurückgehen auf Plautus und die Zähmung eines jungen Weibes durch Grobheit und Hunger.

Beide Stücke sind in der Folio-Ausgabe von 1623 gedruckt erschienen und werden hier als das zweite und siebente unter den Lustspielen genannt. Beide sind ferner bei Meres 1598 zuerst genannt, ein Beweis, dass sie diesem feinsinnigen Schriftsteller als erste echt originelle Stücke Shakespeare's in besonders lebhafter Erinnerung waren. Von „Love's Labour's lost“ existirt eine Quarto-Ausgabe vom Jahre 1598; von „Two Gentlemen of Verona“ existirt nur die Folio-Ausgabe. Es fehlen uns also alle äusseren Notizen über eine nähere Zeitbestimmung in den Jahren 1590 bis 1598. Wenn Malone trotzdem das Jahr 1591 ansetzt, so beruht dies auf inneren Gründen: in den „beiden Veronesern“ namentlich ist die Sprache jugendlich frisch, lebhaft, geistreich, massvoll witzig, aber vielfach durchaus lyrisch gestimmt (wie wir sie im Pericles und in den Irrungen mehr episch finden). Vielfache Naivetäten in den Scherzen und in der Composition, besonders der Schluss des Ganzen unter den Räubern, weisen auf einen jugendlichen Dichter hin, der sich noch nicht an Romeo und Julia geübt und bewährt hatte. Es ist wie eine erste Vorstudie zu dieser Liebestragödie von Verona. Ebenso deuten die wiederholten Anspielungen auf antike Sagen und die vielfachen Reime, in Love's Labour's lost ferner das übermässige Haschen nach Wortwitzen und die karikirten Spielereien mit gelehrten Sprachbrocken auf die Uebergangszeit zwischen der Comedy of Errors und Romeo und Julia hin. Wir glauben daher die Stellung beider Lustspiele in der Folge der Stücke richtig bestimmt zu haben: und wenn Romeo und Julia 1592

gedichtet wurde, so würden allerdings diese beiden Lustspiele das Jahr 1591, die beiden vorhergehenden das Jahr 1590 völlig ausfüllen.

Die beiden Texte von Romeo und Julia, über welche Tycho Mommsen in seiner vorzüglichen Ausgabe und Robert Gericke in seiner höchst sorgsamen und gewissenhaft durchgeführten Abhandlung im 14. Bande unseres Jahrbuches nachzusehen sind, lassen eine Untersuchung über die Zeitbestimmung der ersten Entstehung des Textes besonders schwierig erscheinen. Als sicher steht vorläufig fest, dass dieselbe vor 1598 (nach Meres) und auch noch vor 1597 (erste Quart-Ausgabe) Statt gefunden hat. Sprache und Versmass aber verweisen das Stück jedenfalls in die Zeit vor Richard II. (1595), und nach Tyrwhitt's Vermuthung über die Anspielung auf das Erdbeben von 1580 müsste der erste Entwurf bereits 1591 bis 1592 geschaffen sein. So viel steht bis jetzt über die Chronologie des Stückes fest. Die Sache wird noch wahrscheinlicher durch das Verhältniss zum „Kaufmann von Venedig“. Jeder Kenner beider Stücke im Englischen Texte wird uns zugeben, dass Sprache und Composition des „Merchant of Venice“ dieses Stück als jedenfalls erst nach Romeo und Julia entstanden erscheinen lassen. Nun aber haben wir eine Notiz, dass diese „Venetianische Comödie“ bereits am 25. August des Jahres 1594 sei aufgeführt worden (aus dem Tagebuche des Henslowe). Mag sich die Vollendung des Stückes daher auch noch bis in die erste Hälfte des Jahres 1594 hineingezogen haben, so sehe ich mich doch veranlasst, den ersten Entwurf und die erste Ausarbeitung einer so feinen und komplizirten Composition in das Jahr 1593 zu setzen. Dann würde also Romeo und Julia bestimmt in das Jahr 1592 fallen: und dies ist in der That das Resultat, welches bis jetzt als das wahrscheinlichste feststeht — das mittlere Jahr also zwischen jenen beiden Lustspielen und dem Kaufmann von Venedig. Nur um diese Folge der Stücke ist es mir hier zu thun. Und ich mache deshalb noch besonders darauf aufmerksam, dass eine genauere Detail-Untersuchung über die Zeitbestimmung für Romeo und Julia nicht kann durchgeführt werden, ohne dass zugleich das Verhältniss des Stückes zu den Veronesern einerseits, zum Kaufmann von Venedig und zum Sommer-

nachtstraum, sowie auch zu Richard III. und II. andererseits in Bezug auf Sprache und Composition genau bestimmt wird.

Was zunächst den „Sommernachtstraum" betrifft, so wissen wir aus Meres' Verzeichniss, dass er vor 1598 geschrieben: er nennt ihn unmittelbar zusammen mit den „Errors" und dem „Merchant of Venice", unserer Ansicht nach wenigstens eine Andeutung, dass er in dieselbe Zeit mit diesen, höchstens ein bis zwei Jahr später anzusetzen ist. Der Styl ist leichter, gewandter, entwickelter und mannigfaltiger, in jeder Hinsicht freier, gelöster, genialer als in irgend einem der vorigen Stücke: und diese hohe Genialität des interessanten Stückes ist für mich der durchschlagende Grund, dasselbe bestimmt an den Schluss dieser ganzen Reihe von erotischen Stücken zu setzen, also es unmittelbar der Zeit nach auf den Kaufmann von Venedig und Romeo und Julia folgen zu lassen. Da es zugleich noch die Eigenthümlichkeiten der italianisirenden Conzettisten-Manier zeigt, und da es sich dadurch ganz spezifisch von dem im Jahre 1595 vollendeten Richard II. unterscheidet, so scheint mir in der Folge der dramatischen Compositionen der Sommernachtstraum bestimmt in das Jahr 1594, d. h. also zwischen den Kaufmann von Venedig und Richard II. zu fallen. Die bekannte Anspielung auf das Missjahr 1594 spricht ebenfalls dafür.* Und wenn ich noch einen besonderen Grund anführen soll, so ist es die Zeitbestimmung für die Lucrece, welche bekanntlich am 9. Mai 1594 in die Buchhändler-Register eingetragen wurde und in demselben Jahre mit Shakespeare's Widmung an Southampton gedruckt erschien, also jedenfalls 1593 bis 1594 geschrieben wurde, wahrscheinlich unmittelbar vor dem Sommernachtstraum. Ich finde den Styl, die Composition und Sprache dieser merkwürdigen epischen Dichtung grenzenlos genial — beinahe wie Byron's „Don Juan" — und die Art und Weise, wie hier der gereimte fünffüssige Blankvers behandelt ist, bildet für mich hörbar den Uebergang vom Verse des Kaufmann von Venedig zu dem in den Liebes- und Feen-Scenen gereimten fünffüssigen Jambus des Sommernachtstraums. Delius hat schon in seinem Shakespeare-Lexicon (1852)

* In der Rede der Titania II, 1.

darauf aufmerksam gemacht, dass diese gereimten Jamben in keinem andern Drama in solcher Ausdehnung zur Anwendung kommen: ich höre darin den Nachklang der siebenzeiligen Strophe der Lucrezia, die immerfort abwechselnd zweimal und dreimal reimt. „Venus und Adonis" hat bekanntlich die sechszeilige Strophe: es ist viel früher entstanden, hat eine total andere Sprache, obwohl auch hier schon der Dichter wie ein Cröbus an poesievollen Bildern erscheint. Der „Sommernachtstraum" fasst nun diese ganze Sphäre der Liebes-Dichtungen noch einmal abschliessend zusammen: er beendet in durchaus ironisch-humoristischer Weise die italianisirende Periode mit dem Jahre 1594.

III.

Es folgen von 1594 bis 1599 die englischen Historien:

13) Richard III.
14) Richard II. } 1594 bis 1595.
15) König Johann: 1596 (?).
16) Heinrich IV. 1. und 2. Theil (1597 und 1598).
17) Heinrich V. (1599).

Dazu ist kurz zu bemerken, dass über die hier gegebene Folge der Stücke unter den Kennern Shakespeare's keine wesentliche Meinungsdifferenz obwaltet. Streitig sind nur die Zeitbestimmungen für Richard III., ob er nämlich in das Jahr 1593, 1594 oder 1595 zu setzen ist, und für König Johann, ob er bestimmt, wie Malone will, in das Jahr 1596 zu setzen ist. Mit Ausnahme von Richard III., den Delius schon in das Jahr 1593 setzt, repräsentiren die oben gegebenen Jahreszahlen die Ansichten dieses meistens so zuverlässigen Forschers, weshalb ich auf ihn verweisen kann. Meine abweichende Ansicht über Richard III. muss ich auf eine besondere Abhandlung über diesen versparen.

Die nach 1598 zunächst folgenden Lustspiele sind wieder mit ziemlicher Sicherheit in die einzelnen Jahre einzureihen: „Ende gut Alles gut" muss, wenn es anders identisch ist mit „Love's Labour's wonne", welches Meres unmittelbar nach „Love's Labour's lost" erwähnt, noch im Anfange des Jahres 1598 geschrieben und aufgeführt sein, obwohl die erste Gestalt

desselben — denn wenn irgend eins, so ist dieses Stück mehrfach überarbeitet — sehr wohl noch unmittelbar vor Romeo und Julia 1591 bis 1592 kann entstanden sein. Auch hierüber wird es einer besonderen Untersuchung bedürfen; ich muss diese Frage hier offen lassen.* Darauf folgen „Viel Lärmen um Nichts“ und „Wie es Euch gefällt“, beide bestimmt in das Jahr 1599 bis 1600 fallend, da wir von der ersten eine Quart-Ausgabe, vom zweiten eine Buchhändler-Notiz aus dem Jahre 1600 (4. August) besitzen. Ueber das schönste aller Shakespeare'schen Lustspiele, „Drei-Königs-Abend oder Was Ihr wollt“, findet sich in dem Tagebuche des Manningham die Bemerkung, dass es am 2. Februar 1602 im Middle Temple zu London sei aufgeführt worden. Dieser Privat-Aufführung auf einem besonderen Theater sind aber unzweifelhaft schon öffentliche Aufführungen durch Shakespeare's Truppe auf ihrem eigenen Theater vorausgegangen, so dass wir die Entstehung des Stückes jedenfalls wenigstens ein Jahr früher in die Zeit von 1600 bis 1601 setzen müssen. In dieselbe Zeit fällt „Merry Wives of Windsor“, von welchem Stücke die erste Quart-Ausgabe aus demselben Jahre 1602 herstammt, allerdings nur eine Raub-Ausgabe, von welcher die Folio-Edition (1623) bedeutend abweicht (Dowden nimmt das Jahr 1598? an).

Was endlich das letzte Lustspiel dieser Zeit betrifft, „Measure for Measure“, so haben wir allerdings eine Notiz über dasselbe, dass es 1604 sei aufgeführt worden, und daher wird seine Entstehung gewöhnlich in das Jahr 1603 gesetzt. Es ist indessen sehr wohl möglich, dass es schon ein volles Jahr früher, 1601 bis 1602, entstanden sei, also sich unmittelbar an die übrigen Lustspiele dieser drei Jahre von 1598 bis 1601 anschliesse und von diesen allerdings durch seinen schwereren und trüberen, fast schon ins Tragische übergehenden Charakter zu den schweren und tiefsinnigen Tragödien hinüberleite, welche mit dem Hamlet seit 1601 beginnen. Mir ist es immer seltsam erschienen, dass ein Dichter wie Shakespeare aus solchen grossartigen Stoffen, wie Hamlet, Othello, Jul. Caesar und Lear, die entschieden in

* Keinenfalls kann aber das Stück, da es doch wohl mit dem von Meres 1598 erwähnten „Love's Labour's wonne“ identisch ist, in das Jahr 1602 hinabgerückt werden, wie Dowden dies versucht.

den Jahren 1602 bis 1605 zum Abschluss gelangen, sich hätte zurückwenden sollen zu einem derartigen unangenehmen und verhältnissmässig unbedeutenden Thema, wie das in „Mass für Mass" durchgeführte es ist. Wohl aber kann ich mir denken, dass der Dichter, während er bereits den Hamlet in Arbeit hatte und dieses schwierige Stück langsam allmälig ausreifen liess, die trübe und düstere Stimmung, die ihn offenbar in den beiden letzten Jahren der Regierung der Elisabeth, nach der Hinrichtung des Essex und der Einkerkerung des Grafen Southampton, allmälig immer mehr zu beherrschen begann, zunächst abgelagert hat in einem Schauspiele, welches einer Tragödie weit näher steht als einem Lustspiele. Für solche, den durchaus eigenthümlichen Charakter dieses Stückes genau abwägende Betrachtung bildet dasselbe also ebenso das Uebergangsstück von den Histories und Comedies der mittleren Zeit des Dichters zu den ernsten hochtragischen Stücken seiner letzten Periode, wie Richard III. den Uebergang zu den Histories darstellte. Und mit demselben Rechte, wie wir dieses Stück in der Gesammt-Entwickelung des Dichters näher zu den übrigen Histories rücken, setzen wir auch „Measure for Measure" genau in die Grenze zwischen den beiden Perioden, also in das Jahr 1601 bis 1602, und stellen es damit unmittelbar zwischen die Merry Wives of Windsor und die Vollendung des Hamlet.

IV.

Es kann kaum ein Zweifel darüber gestattet werden, dass die in den nächsten sechs bis sieben Jahren geschaffenen kolossalen Dichtungen in dieser Reihenfolge entstanden sind:

1) Hamlet 1600 bis 1602.
2) Julius Caesar } 1602.
3) Othello }
4) King Lear } 1603 bis 1606.
5) Macbeth }
6) Antonius und Cleopatra } 1606 bis 1609.
7) Coriolan }
8) Cymbeline }

Es sind das acht Stücke, von denen jedes einzelne schon einem dramatischen Dichter die Unsterblichkeit seines Ruhmes

sichern würde, geschaffen in einem Alter von 38 bis 45 Jahren, nachdem bereits über zwanzig dramatische Dichtungen vorausgegangen waren. Solche Fruchtbarkeit des dramatischen Schaffens übertrifft Alles, was wir von anderen modernen Dichtern kennen, wenn man den poetischen Werth jeder einzelnen dieser Dichtungen dabei in Anschlag bringt. Der freilich noch fruchtbarere Lope de Vega hat auch nicht ein einziges Stück geschrieben, was sich auch nur entfernt mit einem dieser Stücke messen könnte: sie übertreffen überhaupt Alles, was sonst in der dramatischen Dichtung vorhanden ist, an innerer Tiefe des Gehaltes, an kunstvoller Composition und Charakteristik, und vor Allem an erschütternder, absolut durchschlagender Wirkung auf der Bühne. Zum Glück lassen sich die meisten Daten, wenigstens was die Reihenfolge der Stücke betrifft, mit ziemlicher Sicherheit bestimmen.

Was zunächst den vielbesprochenen Hamlet betrifft, so mache ich auf eine Abhandlung von Karl Silberschlag im XII. Bande unseres Jahrbuches aufmerksam, welche auf einige Beziehungen des Stückes zu bestimmten Zeitereignissen ein ganz neues Licht wirft. Zwar können wir nicht umhin, dem geehrten Verfasser die Warnung zukommen zu lassen, dass er sich die vorhandenen Doppel-Texte des Hamlet und einiger anderen Dramen Shakespeare's zuvor doch etwas genauer ansehen möge, ehe er Aeusserungen drucken lässt, wie die auf pag. 280: „Die Quart-Ausgabe von 1603 weicht nicht sehr erheblich von den späteren Ausgaben (1604 etc.) ab.“ Sie weicht vielmehr so bedeutend ab, dass ich mit Tycho Mommsen und Delius der Ansicht bin: „So, wie Hamlet in der Quart-Ausgabe von 1603 vorliegt, kann Shakespeare selbst niemals seinen Hamlet geschrieben haben.“ Sie ist einfach eine jener unechten, unzuverlässigen und arg verstümmelten Raubausgaben, aus Theater-Nachschriften hervorgegangen, über welche Alexander Schmidt, unser zuverlässiger Shakespeare-Lexicologe, seit einiger Zeit so sehr dankenswerthe Untersuchungen veröffentlicht.* Von Silberschlag's Beweisführung über die Ent-

* Siehe seine trefflichen Abhandlungen über King Lear (in Wülcker's Anglia) und über „Quartos und Folio von Richard III.“ im XV. Bande des Shakespeare-Jahrbuches.

stehungszeit des Hamlet acceptiren wir deshalb Nichts von dem, was diesen sogenannten ersten Text betrifft, sondern nur die Umarbeitung eines älteren Stückes 1600 bis 1601 durch Shakespeare's Hand, und zwar in der Weise, dass der Dichter solche Scenen, wie den Wahnsinn und Tod der Ophelia und den Zweikampf des Laertes mit Hamlet wohl später kann ausgearbeitet haben, jedenfalls aber nicht früher, als am Ende des Jahres 1600 oder im Anfang des Jahres 1601, da die Ereignisse, welche die Anregung zu diesen Scenen offenbar gegeben haben, erst im August des Jahres 1600 stattfanden. Der gewaltsame Tod des Laird (Laert) of Gowrie, der den König Jacob auf seinem Schlosse wollte gefangen nehmen, erfolgte am 5. August 1600, der Wahnsinn seiner Verlobten Anna Margarethe Douglas und ihr eben so plötzlicher Tod dann erst mehrere Wochen später. Erst gegen Ende des Jahres 1600 können diese Nachrichten den Schauspielern in London bekannt geworden sein, vielleicht durch diejenigen Schauspieler selbst, welche sich nachweislich während dieser Zeit von 1599 bis 1601 in Schottland aufgehalten haben und 1601 zurückkehrten nach London. Und so erscheint es uns denn, wenn überhaupt in Shakespeare's Hamlet Beziehungen auf König James I. und seine Mutter Maria Stuart nachgewiesen sind, als ziemlich sicher, dass Shakespeare's Hamlet in der uns vorliegenden Gestalt erst im Jahre 1601 seinen Abschluss gefunden hat. Die Buchhändler-Notiz vom Jahre 1602 stimmt sehr wohl zu dieser chronologischen Bestimmung. Der Druck verzögerte sich im Interesse der Aufführung des Stückes bis 1604. Da versuchten es denn in der Zwischenzeit N. L. und J. Trundell mit ihrer Raub-Ausgabe (1603).

Den „Julius Caesar“ lassen wir aus mehrfachen Gründen unmittelbar auf den Hamlet folgen* und nehmen also an, dass er bereits in der ersten Hälfte des Jahres 1602 zur Aufführung fertig war. Zunächst deshalb, weil schon im Hamlet die Geschichte Caesar's mehrfach erwähnt wird, und zwar in solcher etwas auffallenden Weise, dass darin eine Hindeutung

*) Aber wir dürfen ihn doch ganz unmöglich vor den Hamlet setzen, wie Dowden dies wieder ohne hinreichende Gründe versucht.

liegt, wie der Dichter bereits innerlich mit dem Stoffe beschäftigt war: denn im Verlaufe des Stückes selbst liegt die Erwähnung von Caesar's Fall nicht gerade nothwendig begründet. Ferner finden wir eben in diesem Jahre 1602 auch andere Theater und rivalisirende Truppen, namentlich die des schon erwähnten Henslowe, mit einem Stücke „Caesar's Fall“ beschäftigt, offenbar veranlasst durch den Erfolg des Shakespeareschen Stückes auf seinem Theater. Der bekannte Passus in Drayton's „Barons' Wars“ aus dem Jahre 1603, von Delius in seiner Einleitung zum Julius Caesar mit Recht als Nachahmung Shakespeare's gedeutet, ist ein fernerer Beweis dafür, dass das Stück schon vor 1603 vorhanden war. Endlich liess im Jahre 1604 der schottische Dichter Stirling eine Tragödie desselben Inhaltes drucken: und diese kann sehr wohl angeregt sein durch eine Aufführung des Shakespeare'schen Stückes — der gelehrte, klassisch gebildete Mann wollte einmal zeigen, ob er das nicht auch könne und vielleicht noch besser, wie so ein Londoner Schauspieler und Volksdichter — nur blieb der Erfolg etwas hinter seinen Erwartungen zurück. Mit William Shakespeare war schon um diese Zeit schlecht rivalisiren.

Aus allen diesen Gründen und dazu noch besonders wegen des grossartig einfachen Styles der Dichtung, der sich in der Composition sowohl, als namentlich auch in der Behandlung des Blankverses zeigt, setzen wir den Caesar noch vor den Othello. Die Behandlung des Verses, wie auch der eingemischten Prosa lässt diesen dann als den unmittelbaren Nachfolger Caesar's erscheinen: noch geschickter componirt, noch entwickelter in den Charakteren und deren innerer Bewegung und Entfaltung vor unseren Augen — man denke an den dritten Akt, Othello's Gespräche mit Jago — der Blankvers unendlich frei und dramatisch bewegt, wie kaum in einem anderen Stücke, überhaupt absolut meisterhaft behandelt, repräsentirt uns Othello die vollste Sonnenhöhe der dichterischen Entwickelung Shakespeare's. Wir würden ihn aus diesen inneren Gründen deshalb auch dann an diese Stelle rücken, wenn die Notiz, dass er am 6. August 1602 in Harefield sei aufgeführt worden, und zwar bei einem Besuche der Königin bei der Familie Egerton, keine

unbedingte Glaubwürdigkeit hätte. Am 1. November 1604 wurde er in Whitehall aufgeführt. (Daher Dowden 1604.)

Auf diesen Othello lassen die meisten Erklärer und Herausgeber dann „Measure for Measure" folgen: die Behandlung des Blankverses in seiner oft die Regelmässigkeit der fünf Jamben durchbrechenden dramatischen Beweglichkeit deutet allerdings darauf hin, dass das Stück in die Nähe des Othello gehört — ob es aber vor oder nach ihm vollendet sei, das muss vorläufig eine offene Frage bleiben. Der verhältnissmässig geringere Werth des Stückes lässt es mir, bei dem Mangel an äusseren Daten, als glaubwürdiger erscheinen, dass es sich unmittelbar an „die lustigen Weiber von Windsor" und die sonstigen Comedies angeschlossen habe, dass es von diesen her das Uebergangs-Stück zu der Stimmung des Hamlet und des Othello bilde, dass es also vor dem Othello begonnen und wohl auch vollendet worden sei, vielleicht aber erst später aufgeführt. Die Hauptschwierigkeit bei dieser Annahme liegt allerdings darin, dass sich eine ganz kolossale Produktivität in die Jahre 1600, 1601 und 1602 zusammendrängen würde, drei Comödien und drei grosse Tragödien, also für jedes Jahr zwei Stücke, während in die folgenden drei Jahre 1603 bis 1606 nur die beiden freilich grossartigen Tragödien Lear und Macbeth fallen. Indessen, solche Erscheinungen kennen wir auch schon aus den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in der Entwickelung Shakespeare's: zuerst mehrere Jahre immer zwei Stücke, dann plötzlich nur ein grösseres Stück für ein Jahr oder noch länger — das ist überhaupt etwas ganz Normales, dieser Wechsel zwischen rascher Produktion von Comödien und langsamem Ausreifenlassen grosser Tragödien.

Die Zeitbestimmung des „King Lear" bietet verhältnissmässig weniger Schwierigkeiten dar. Denn wir haben aus dem Jahre 1608 schon mehrere Quart-Ausgaben des Stückes. Wir haben ferner die Notiz, dass es am 26. December 1606 vor dem Könige in Whitehall sei aufgeführt worden. Und ebenso ist das Buch im Jahre 1607 in die Buchhändler-Register eingetragen worden. Also drei entscheidende Daten, die es unzweifelhaft erscheinen lassen, dass im Jahre 1606 das Stück schon fertig war, dass es also vor 1606, spätestens im Jahre

1605 geschrieben wurde. Und bei dem bedeutenden Umfange des Stückes und den hier vielfach hervortretenden Correkturen erscheint es uns in hohem Grade wahrscheinlich, dass der Dichter längere Zeit als gewöhnlich auf die Abfassung des tiefsinnigen und gehaltreichen Stückes verwandt habe. So können wir also annehmen, dass bald nach der Vereinigung der drei Kronen England, Irland und Schottland im Jahre 1603 das Drama von der Thorheit der Trennung und Theilung eines so grossen Reiches in der Phantasie des Dichters sich aufzubauen begann, dass er in demselben Jahre 1603 vielleicht schon die ersten Grundzüge hingeworfen, dann im Jahre 1604 das volle Bild eines Gesellschaftszustandes entwickelt hat, in welchem alle Bande der Familien-Pietät und der Staats-Souveränetät zugleich wie aufgelöst erscheinen, und dass im Jahre 1605 erst die letzte Hand an die Vollendung des besonders schwierigen Stückes mit seiner doppelten Fabel gelegt wurde. Wir halten jedenfalls mit Delius das Jahr 1605 als das der Vollendung des Stückes und höchst wahrscheinlich auch schon der ersten Aufführung fest, da die Erscheinung des älteren nicht Shakespeare'schen Stückes unter den Drucken dieses Jahres darauf hindeutet, dass der alte Stoff durch Shakespeare's Bearbeitung wieder anfing, Interesse zu erregen.*

Beim Macbeth liegt die genauere Zeitbestimmung nach äusseren Daten sehr viel schwieriger: dass er zwischen 1603 und 1610 entstanden sein muss, ist bekannt und bereits erwähnt; Malone's Vermuthung über das Jahr 1606 hat die Wahrscheinlichkeit für sich, entbehrt aber des sicheren Beweises. Auch das Verhältniss der Hexen-Scenen zu der „Witch“ von Thomas Middleton** hat bisher noch kein sicheres Datum ergeben wollen. So sind wir durchaus auf innere Gründe zurückgewiesen: und diese weisen uns durch die Art von gewissenhafter Composition, grossartiger Charakteristik und gesuchter Seltsamkeit des Ausdrucks auf die Zeit nicht nur nach dem Othello, sondern auch nach dem King Lear hin. Gleich die ersten Schlacht-

* Vgl. Al. Schmidt's bereits erwähnte Abhandlung über die verschiedenen ältesten Ausgaben des Lear in W.'s Anglia.

** Herausgegeben 1778 nach Middleton's Manuskript durch Reed.

berichte tragen in den prächtigen Versen des verwundeten Capitains einen Charakter zur Schau, der ungemein grossartig, düster, gewaltig und energisch sich darstellt. Die Reden des Macbeth haben eine gewisse fremdartige, aber höchst charakteristische Schönheit in ihren tief wühlenden, weit ausgesponnenen Bildern und Wendungen: man denke an den Monolog des Macbeth in der 7. Scene des I. Aktes, namentlich an das berühmte Bild vom Mitleid.* Und so wird man überall bei weiterer Verfolgung der Haupt-Scenen des Stückes finden, dass ein gewisser Charakter höchster männlicher Reife, üppigster Vollkraft der dichterischen Phantasie und strotzender Vollsaftigkeit der dichterischen Sprache, verbunden mit einer wahrhaft dämonischen Wühlerei in den Abgründen eines blutdürstigen Verbrecher-Gewissens, das ganze grossartige Stück beherrscht. Dieses deutet uns deutlich hin auf die Zeit unmittelbar nach dem Lear und vor Cymbeline und Troilus und Cressida, in welchen letzteren schon nicht mehr dieselbe Gewaltigkeit des Ausdrucks, nicht mehr dieser absolut grosse Styl uns überwältigend entgegentritt. Ich setze daher den Macbeth bestimmt zwischen 1606 bis 1608, also zwischen den Lear und Cymbeline. Eine genauere Bestimmung ist bis jetzt nicht zu erreichen gewesen.

In dieselbe Zeit aber, und zwar unmittelbar nach dem Macbeth, muss ich den Coriolan und Antonius und Cleopatra setzen — aus inneren Gründen der Sprache und Composition, da uns bei beiden Stücken sowohl Quart-Ausgaben vollständig fehlen, die Folio-Edition von 1623 also die erste Ausgabe ist, als auch Notizen über eine erste Aufführung durchaus nicht vorhanden sind. Von Antonius und Cleopatra haben wir nur die unsichere Buchhändler-Notiz ohne Shakespeare's Namen vom 20. Mai 1608: „A book called Anthony and Cleopatra", ohne dass das Buch wirklich zum Druck gelangt wäre — freilich aber durch Edward Blount eingetragen, einen Mitverleger der Folio-Ausgabe, so dass sich dieser Vermerk doch wohl auf Shakespeare's Stück beziehen wird. Also vor 1608 ge-

---

* I, 7: „Besides, this Duncan
Hath borne his faculties so meek, has been
So clear in his great office" etc.

schrieben: in der Folge der Stücke leitet uns diese Notiz also auf das Jahr 1607 bis 1608, wahrscheinlich auf den Winter dieses Jahres, welches (nach unserer Zeitrechnung) mit dem 25. März 1608 abschloss. Unmittelbar nachher muss Coriolan entstanden sein, über welchen uns jede äussere Notiz fehlt. Derjenige unserer neueren Dichter, der vielleicht das feinste Gefühl hat für die Technik der dramatischen Composition, stellt bekanntlich das Stück sehr hoch hin und sagt ausdrücklich, dass der anschwellende Aufbau der ersten Scenen und Akte absolut meisterhaft sei:* und nach meinem subjektiven Gefühle hat der Coriolan darin allerdings noch Etwas von der grossartigen Composition des Macbeth in sich; die beginnenden elliptischen und anakoluthischen Lizenzen in der Sprache deuten aber schon auf die Zeit nach dem Macbeth hin: dieser ist der letzte und höchste Höhepunkt in der dichterischen Entwickelung Shakespeare's — unmittelbar darauf beginnt eine leise Abnahme der dichterischen Vollkraft allmälig fühlbar zu werden, bis in Troilus und Cressida und Timon von Athen bereits entschieden die letzte Periode des alternden Dichters begonnen hat, seit 1608 bis 1609 etwa.

Auf dieser Grenze aber entsteht noch ein herrliches Drama: Cymbeline. Wir haben bereits erwähnt, dass es nach der Notiz im Tagebuche des Dr. Forman über die Aufführung vor 1610 muss geschrieben sein, also spätestens 1608 bis 1609. Ihm schliessen sich dann die beiden soeben genannten unmittelbar an. Und mit den ebenfalls bereits erwähnten Schauspielen „Der Sturm" und das „Wintermährchen" (1610 bis 1611), sowie mit einem letzten englisch-historischen Stücke „Heinrich VIII." findet die Thätigkeit des grössten dramatischen Dichters ihren Abschluss. In Bezug auf das letztere Stück kann ich einfach auf Delius verweisen, der alle Gründe zusammengestellt hat, weshalb man jetzt fast allgemein dieses Drama als das letzte betrachtet und in das Jahr 1612 bis 1613 setzt.

Die angegebenen Daten repräsentiren im Ganzen den heutigen Stand der Frage nach der Chronologie der Shakespeare'schen

---

* Gustav Freytag in seinem werthvollen Buche: „Die Technik des Dramas" — ein Werk, welches jungen Dichtern zum Studium kann empfohlen werden.

Dramen. In der folgenden Darstellung will ich nun möglichst kurz zu zeigen versuchen, wie sich diese trockene Untersuchung über die Zeitbestimmung der einzelnen Stücke belebt und mit Fleisch und Blut erfüllt, wenn man die chronologische Folge der Stücke als Ausdruck der verschiedenen Perioden in der dichterischen Entwickelung Shakespeare's zu betrachten und verständlich zu machen weiss.

V.

Wir nehmen also folgende fünf Perioden in Shakespeare's dichterischer Entwickelung als historisch nachgewiesen an:

1) Die naturalistische Periode: Jugend und erste dichterische Versuche 1564 bis 1589.

2) Die italianisirende Periode: 1589 bis 1595, abschliessend mit dem Sommernachtstraum (1594).

3) Die Periode des charakteristischen Styls 1595 bis 1601, die nationalen Histories und die humoristischen Comedies der mittleren Zeit seines Lebens umfassend, bis zu den Merry Wives of Windsor inclusive.

4) Die Periode des grossen Tragödien-Styles 1601 bis 1608, beginnend mit dem Hamlet, endigend und in die letzte Periode übergehend mit Troilus und Cressida und Cymbeline.

5) Die Periode des Wintermährchen-Styles, beginnend mit Cymbeline, das Alter des Dichters repräsentirend, 1608 bis 1616, Rückkehr nach Stratford, Ruhe, Krankheit und Tod.

Ich habe dazu folgende Erklärungen hinzuzufügen, die zugleich, dem Plane eines grösseren Werkes entnommen, als Einleitung in das wissenschaftliche Studium Shakespeare's überhaupt dienen mögen.

Zunächst muss ich im Allgemeinen bemerken, dass in den angegebenen Daten Alles übersichtlich zusammengefasst wurde, was in anderen Werken über Shakespeare allerdings auch zu finden ist, aber unmethodisch, zerstreut in die Besprechung der einzelnen Stücke eingereiht und daher nicht verwerthet für eine

intensive Gesammt-Anschauung von dem höchst eigenthümlichen Entwickelungsgange, den der dichterische Genius des grossen Dramatikers genommen hat. Dann aber unterscheidet sich unsere Auffassung, wie wir sie soeben kurz charakterisirt haben, dadurch prinzipiell von sämmtlichen vorhandenen Werken, dass sie die historische Entwickelung des Dichters und die rein ästhetische Würdigung des ihm eigenthümlichen Styles in einer Weise verbindet, wie es bisher noch nicht geschehen ist. Man spricht in der Kunstgeschichte bekanntlich von einer sogenannten „silbernen“ Manier Guido Reni's, man unterscheidet in der bestimmtesten Weise die Perugineske-Periode Rafael's von seiner florentinischen und römischen Malerei, man kennt sehr wohl in der Geschichte der Plastik die feinen Differenzen des harten oder strengen Styles, des ideal schönen und des anmuthig gefälligen, wie er zuletzt in Praxiteles im Alterthum, in Canova in der neueren Zeit bedenklich die Grenzen des strengeren Idealismus zu sprengen versucht. Warum hat man diese feinen Styl-Unterschiede denn noch nicht auf Shakespeare's Entwickelung angewandt, während sie doch gerade in seiner grossartigen Produktion so reich entfaltet vorliegen, wie bei kaum irgend einem andern Künstler oder Dichter?

Es geht ferner durch die ganze Kunst- und Literatur-Geschichte der Gegensatz des Klassischen und des Charakteristischen hindurch: Vischer bezeichnet beide Richtungen durchaus treffend mit dem Terminus des direkt idealisirenden und des indirekt idealisirenden Styles — Rafael und Rembrandt oder Teniers! Nun steht unser Shakespeare im Grossen und Ganzen zwar durchaus auf der Seite des spezifisch modernen charakteristischen Styles, welchen Ausdruck wir deshalb als den adäquaten Terminus für seine mittlere Periode (Histories und Comedies) gewählt haben. Aber dieser Styl ist nicht von Anfang an fertig da in ihm, er hat seine Geschichte, seine Entwickelung ist geradezu die Geschichte des dichterischen Genius in Shakespeare. Er bereitet sich vor in den ersten naturalistisch wilden und üppigen Ergüssen seiner fröhlichen Muse, er kämpft mit den karrikirten Ueberlieferungen des klassischen Styles in den italianisirenden Werken, und er durchbricht diesen Gegensatz siegreich durch die meisterhafte Conzentration all seiner

dichterischen Kraft und Fülle in dem Realismus seiner national-sächsischen Historien und in dem völlig entfesselten Humor seiner besten Comödien — Richard II., Heinrich IV. und „Was Ihr wollt". Und dann entfaltet dieser selbe charakteristische Styl vom Hamlet bis zum Macbeth eine gewisse wilde Grösse, eine furchtbare Gewaltigkeit und erschütternde Mächtigkeit des Ausdrucks, welche ihn seinerseits zu einem wirklich klassischen, d. h. mustergültigen Repräsentanten der ganzen Gattung von Kunstwerken emporhebt, so dass wir jetzt, wenn wir überhaupt den modernen charakteristischen Styl als gleichberechtigt neben den altklassischen hinstellen, vor Allem Shakespeare's Hamlet und Othello und Lear und Macbeth dabei im Auge haben — Werke, mit deren dämonisch grossartiger Clair-Obscure-Färbung nur der deutsche „Faust" sich messen kann. Und erst nachdem der grosse Dichter all seine innere Gewaltigkeit in solchen Werken gleichsam ausgetobt hat, kehrt er zu dem mehr epischen und mährchenhaften Charakter seiner ersten Jugenddichtungen zurück, überarbeitet vielleicht noch einmal den „Pericles, Fürst von Tyrus", schmückt selbst römische Historien wie „Antonius und Cleopatra" reicher und phantastischer aus als es sonst seine Art war, und geht dann im Cymbeline, im Sturm, im Wintermährchen völlig in die phantasievolle Sagen- und Mährchen-Welt ein, welche den charakteristischen Styl zur prononzirten Romantik zurückzuwenden droht. Das Alles ist denn doch ein höchst merkwürdiger und höchst eigenthümlicher Entwickelungsgang bei einem grossen Dramatiker und wohl werth, einmal genauer ins Auge gefasst und rein ästhetisch gewürdigt zu werden.

Fünf verschiedene Manieren oder Styl-Arten also sind es, welche in der bestimmtesten Weise die verschiedenen Perioden in Shakespeare's dichterischer Entwickelung charakterisiren. Eine genauere Ausführung, wie wir sie in einem grösseren Werke beabsichtigen, wird nun in der Besprechung der einzelnen Stücke nach ihrer Composition, ihren Charakteren und ihrer Sprache zu zeigen haben, wie diese verschiedenen Manieren im Einzelnen sich geltend machen. Vollkommene Einsicht in die spezifische Eigenthümlichkeit der Shakespeareschen Dichtung würde das Resultat einer solchen ausführlichen

Darstellung des grossen Dichters sein: und diese würde zugleich das schärfste Licht auf die Stellung jedes einzelnen Stückes in diesem grossartigen Entwickelungsgange des Dichters selbst fallen lassen. Es versteht sich wohl von selbst, dass der in einem Archiv oder Jahrbuche dem einzelnen Mitarbeiter zu überlassende Raum zu einer solchen Ausführung nicht hinreicht. Darum: Sapienti satis!

François Villon, ein Dichter und Vagabonde.

Es ist bekannt, dass selten den Dichtern ein immerwährender Glücksstern lächelt. Für den Mangel an irdischen Gütern, an Achtung und Ehre finden sie oftmals keinen anderen Ersatz als den Umgang mit ihrer Muse. Wer es nicht glauben will, lese Schiller's „Theilung der Erde", durchfliege die Biographieen unserer grössten Dichter und rufe sich das Ende eines Cervantes, eines Thomas Chatterton, eines Hölderlin, Lenau und anderer Unglücklichen ins Gedächtnis zurück. Auch die Franzosen haben Männer aufzuweisen, die Dichter und Dulder zugleich waren. Ihr Streben nach überirdischen Dingen liess sie auf die umgebende Alltäglichkeit mit Gleichmuth oder gar mit Verachtung blicken, und ein singender Vogel fängt keine Fliege. So stürzten sie sich in die Misère und gingen unter. Oftmals freilich war es weniger eine Verachtung irdischer Güter als eine jedem Dichterherzen angeborene Leidenschaftlichkeit und Sinnlichkeit, welche die Hochstrebenden zu Falle brachte, sie tiefer warf und schimpflicher beschmutzte als irgend einen kaltblütigen Sterblichen. Zu solchen Unglücklichen rechne ich den Franzosen François Villon.

Ueber seinen dunkeln und schandbefleckten Lebenslauf haben uns des Dichters Zeitgenossen so viel wie gar nichts berichtet. Dennoch lassen sich aus seinen Gedichten im Ganzen und Grossen seine Schicksale herausschälen, denn als ein echter Dichter hat Villon uns Freud' und Leid seines Lebens in den

Kindern seiner Muse offenbart. Trotzdem darf man nur mit der grössten Vorsicht bei der Feststellung seiner Biographie verfahren und sich nicht, durch einzelne undeutliche Ausdrücke dazu veranlasst, kühnen Konjekturen hingeben. Selten weichen Literarhistoriker in ihren Muthmassungen so sehr von einander ab wie Villon's Biographen. Daher begnüge ich mich damit, hauptsächlich die Thatsachen zu erwähnen, welche unzweifelhaft feststehen und zum Verständnisse seiner Dichtungen nothwendig sind.

François Villon, der sich nur an einer einzigen Stelle und zwar in einer von Fauchet entdeckten Variante den Zunamen „Corbueil“ giebt, wurde im Jahre 1431 zu Paris oder in der Umgebung der Hauptstadt geboren. Wenigstens sagt er in der 11. Strophe seines Grand-Testament, dass er dasselbe 1461 verfertigt habe, und im Eingange des nämlichen Gedichtes, dass er dreissig Jahre zähle. Nicht ganz unsicher lässt sich aus einigen Stellen folgern, dass Villon's Vater schon frühe starb (Grand-Testament, Strophe 38 u. s. w.) und Mutter und Kind in der grössten Armut hinterliess. Ein gutherziger Namensvetter, Meister Wilhelm Villon,* nimmt sich des verwaisten Knaben an und erzieht ihn mit grosser Nachsicht. Villon selber gesteht zu, dass derselbe bei ihm mehr als Vaterstelle vertreten habe und ihm sanfter als die Mutter entgegengekommen sei (Gr.-Test. 77). Wir haben Ursache zu glauben, dass diese Erziehung sogar übertrieben weich und nachsichtig gewesen sein muss, denn nach dem offenen Geständnisse unseres Dichters hat ihn sein grossmüthiger Adoptiv-Vater aus mehr denn einer heiklen Angelegenheit, in die er durch seinen jugendlichen Leichtsinn verstrickt wurde, herausreissen müssen (ibidem). Auch scheint er selbst dann nicht, wenn der kleine Taugenichts die Schule versäumte (Gr.-Test. 26), in geziemender Strenge dem wilden Treiben des Knaben entgegengetreten zu sein. So wuchs Villon mit Gesinnungsgenossen heran und lernte nicht viel mehr als tolle Streiche aussinnen und ausführen. Dennoch bezog er

* Die auf einer Stelle des Grand-Testament fussende Ansicht Campaux', dass Villon, der Dichter, sich nach jenem „Meister“ genannt, also ursprünglich einen anderen Namen (vielleicht: Corbueil) geführt habe, ist viel überzeugender als jene, Guillaume Villon als einen Verwandten, z. B. einen Onkel des Dichters anzusehen.

die Universität und brachte es sogar bis zu einer Art von Titel (Petit-Test. 27), wenn seine Worte nicht voll Spott und Ironie sind. Da aber trat ein Ereignis ein, das für des Dichters weitere Schicksale von verhängnisvoller Bedeutung gewesen ist, das uns aber auch nöthigt, seinen späteren Wandel milder zu beurtheilen, als sogar Villon selbst in Reue und Zerknirschung gethan hat.

Er stand damals in einem Alter von 25 Jahren. Sein poetisches Talent, sein Witz und Verstand hatten ihn sicherlich in der Hauptstadt bereits bekannt gemacht und ihm so die Gunst einer vornehmen und schönen Dame verschafft, die, aus der Doppelballade hinter Strophe 54 des Grand-Testament zu schliessen, Katharine von Vauselles geheissen haben muss. Es leidet keinen Zweifel, dass auch die in der Strophe 80 derselben Dichtung erwähnte „chère Rose“ die nämliche ist, denn auch an dieser Stelle fehlt nicht die Anspielung auf ihren Reichtum und ihre Untreue. Höchst wahrscheinlich hat der Dichter das bei ihr für Zuneigung gehalten, was im Grunde nichts als Begeisterung für sein Talent war. Aus dankbarem Mitgefühl und auch wohl aus einer gewissen Schwäche ihres Geschlechts muss sie dem dreisten und feurigen Jünglinge manche Freiheiten gestattet haben, die ihn nur noch liebeglühender machten und zu dem Wahne verleiteten, dass auch sie ihn liebte und eine Vereinigung mit ihm herbeisehnte. Endlich aber gebot sie ihm Halt in seiner Kühnheit und gestand ihm nunmehr unumwunden, dass sie ihm, einem armen und niedrig geborenen Menschen, weder Herz noch Hand geben könnte. Bitter enttäuscht und voll von Hass zog sich Villon von ihr zurück. Jedermann in Paris erfuhr von dem plötzlich abgebrochenen Verhältnisse und verlachte deswegen den unglücklichen Jüngling. Ueberall wurde er der „amant remys et renyé“, der verabschiedete und verschmähte Liebhaber (Gr.-Test. 59) genannt. Ja, diese Liebe sollte für ihn noch verhängnisvoller werden. Zu der Zeit, wo er sich von Katharine geliebt glaubte, enthüllte der Freimüthige ihr seines Herzens Geheimnisse. Mancher strafbare Jugendstreich mag ihr erzählt worden sein, und die Schändliche konnte nach Frauenweise, nachdem sie mit ihm gebrochen hatte, ihr Zünglein nicht im Zaume halten. Kurzum, es muss der Obrigkeit etwas von ihm bekannt geworden sein, was öffentliche



Strafe verdiente. Indes ist es auch möglich und sogar wahrscheinlicher, dass Villon sich in beleidigenden Ausdrücken über die ehemalige Dame seines Herzens ergangen hat und diese sich, um ihren Ruf zu retten, genöthigt sah, ihn zu denunciren Villon wurde ergriffen und jämmerlich durchgepeitscht, wie uns sowohl die oben erwähnte Doppelballade als auch das nach Strophe 165 des Grand-Testament eingeschaltete Rondeau verrathen. Von diesem Augenblicke an ist es um den Dichter geschehen. Das Schamgefühl hat ihn ganz verlassen; er ist zu jedem entehrenden Verbrechen fähig, da er keine Achtung in der Welt mehr findet. Seine Liebe zu Katharine hat sich in ohnmächtige Wuth umgewandelt. Getäuscht in seiner Neigung, getäuscht in allen seinen Hoffnungen, arm und verlassen, kennt er nichts mehr als die Erbärmlichkeit des Menschen und die Bitterkeit des Schicksals. Warum soll er nun fremden Wesen noch trauen und fremde Wesen noch achten, da selbst die einzig und heiss Geliebte ihn so schändlich verrathen und verlassen hat? Diese Gedanken, die damals das Hirn unseres armen Villon durchtobt haben mögen, waren aber nicht vorübergehender Art: der angethane Schimpf war zu gross, als dass er ihn je wieder vergessen konnte. Durch alle seine Dichtungen, alle seine Thaten, durch sein ganzes Leben klingt der Verrath, den seine Geliebte an ihm begangen hat, gleich einer klagenden Dissonanz hindurch. Mehr denn ein Mal nennt er sich einen Märtyrer der Liebe, und auf seinen Grabstein soll man schreiben, ihn habe die Liebe mit ihrem Pfeile getödtet.

Er verlässt Paris und seine grausame Geliebte thränenden Auges in der Absicht, nach Angiers zu gehen (Petit-Test. 6). Vorher aber verfasst er das erste von seinen uns überlieferten Gedichten, dem er den Titel laiz oder lays (= leys, doch wohl auch beabsichtigte Anspielung auf lai, mittelhochdeutsch leich) giebt, das aber nachher ohne seine Einwilligung Testament (Gr.-Test. 65), und dann, zum Unterschiede von dem später erschienenen, Petit-Testament genannt wird. Nun beginnt er ein abenteuerliches Leben, das fast in ebenso tiefes Dunkel gehüllt bleibt als seine erste Jugend. Von der Welt verachtet und stets von seiner unglücklichen Liebe gequält, irrt er wahrscheinlich in der Umgebung der Hauptstadt umher, geräth in die Gesellschaft liederlicher Menschen und weiss sich vor dem

Hungertode nur durch Betrug, Diebstahl und Raub zu schützen. Kein Wunder denn, dass wir ihn bald nachher im Kerker wiederfinden. Es würde zu weit führen, wollten wir hier nachzuweisen versuchen, wie viele Male und für welche Verbrechen Villon im Gefängnisse geschmachtet hat, wir verweisen einen wissensdurstigen Leser in dieser Angelegenheit auf das ausführliche Werk von Campaux, François Villon, sa vie et ses œuvres, Paris 1859, das allerdings hier und da kühne Schlüsse zieht.

Bei seiner Einkerkerung hatte der Dichter die ganze Grausamkeit mittelalterlicher Justiz zu ertragen. Man spannte ihn auf die Folter und band ihm starke Stricke um Brust, Lenden und Knöchel, oder man hängte ihn gar an Armen und Beinen auf und befestigte daran ein schweres Gewicht. Sodann ergriff der Folterknecht sein Opfer bei der Nase, bis es durch Athemnoth zum Oeffnen des Mundes gezwungen wurde. In dem nämlichen Augenblicke wurden ihm etwa neun Liter Wasser ohne Unterbrechung in die Kehle geschüttet. Danach legte man den Unglücklichen vor einem Feuer zum Trocknen nieder.*

Indes, es sollte mit dem „armen" Villon, wie er sich selber öfter nennt, noch schlimmer kommen. Man verurtheilte ihn sogar zum Tode durch den Strang. Schon schwebte dem Dichter das Bild seines eigenen Leichnams vor, wie er mit denen seiner Gefährten am Galgen — man erlaube uns im Villon'schen Geiste den trivialen Ausdruck! — „baumeln" würde, Reue und Zerknirschung bemächtigten sich des Vielgeprüften, dann und wann freilich im wahren Sinne des Wortes mit etwas viel Galgenhumor durchpfeffert: da wird er infolge einer Berufung, die er beim Parlamente einlegte, und noch besonders durch die Fürsprache des Herzogs Karl von Orleans, des ritterlichen Dichters, an dessen neugeborenes Töchterlein er einige Verse richtete, aus aller Noth befreit. Man entlässt ihn aus der Haft.

Jahre vergehen. Wir verlieren jegliche Spur unseres Un-

* Wenngleich Villon selber diese Tortur nicht näher schildert, so lässt sich dennoch ihr Wesen nach einem alten Holzschnitte und nach P. Lacroix, Mœurs, usages et costumes au moyen âge, in der angegebenen Weise feststellen. Vergl. auch Henry van Laun, History of French Literature, vol. I, dem die Schilderung der Procedur, weil dem Verfasser keine anderen Mittel zu Gebote standen, entlehnt ist.



glücklichen. Wo war er und wie lebte er von 1457 oder 1458 bis 1461? Campaux verlegt in diesen Zeitraum jenes Vagabondenleben, das andere nach Schluss des Grand-Testament oder während dieser Dichtung zu setzen pflegen. Er meint, schon um 1457 sei Villon's Kerkerstrafe in mehrjährige Verbannung gemildert worden. Dass Villon in der That um irgend eines Verbrechens willen die Heimath hat verlassen müssen, leidet nach verschiedenen Stellen keinen Zweifel: z. B. in dem envoi der „Requeste de Villon, présentée à la Cour de parlement, en forme de ballade", erbittet er sich noch drei Tage Aufschub, um sich erst mit dem Nöthigsten versehen und den Seinigen Lebewohl sagen zu können; auch besagt das nach Strophe 165 des Grand-Testament eingeschaltete Rondeau mit klaren Worten („Rigueur le transmit en exil") das nämliche. Dennoch lässt sich nach unserem Dafürhalten nicht fest beweisen, dass der Dichter in dieser Periode seines Lebens auf Frankreichs Boden und vielleicht gar über Frankreichs Grenzen hinaus herumvagabondirt habe.

Thatsache ist, dass er 1461, in einem Alter von dreissig Jahren stehend, wieder im Kerker von Meung an der Loire auftaucht. Jacques Thibault von Aussigny, damals Bischof von Orleans, hat ihn verhaften lassen, und Villon wird im Gefängnisse roher als ein eingefangenes wildes Thier behandelt. Gegen ihn schleudert er daher in den ersten Strophen des Grand-Testament Ausdrücke eines glühenden Hasses, einer unverhohlenen Wuth. Er erzählt daselbst, dass er einen ganzen Sommer lang täglich nichts als ein kleines trockenes Brödchen (une petite miche), kaltes Wasser dagegen in grossen Quantitäten bekommen habe, indem ihm das letztere wahrscheinlich auf die oben beschriebene Weise beim Foltern eingegossen wurde. Fasten musste er sogar Sonntags und Dienstags, so dass er in komischer Uebertreibung seinen Leser zu überzeugen versucht, seine Zähne seien infolge dessen länger geworden als die einer Harke. In einem dumpfen, unterirdischen Loche musste er liegen, denn er fleht in der sich aller Wahrscheinlichkeit nach auf diese Haft beziehenden „Epistre en forme de ballade" die Menschen an, ihn doch in einem Korbe, der an einem Seile befestigt wäre, aus der Tiefe zu holen. Weder Blitz noch Sturm konnten zu ihm durch die dicken Mauern

dringen (il n'entre où gist n'escler ne tourbillon), weder Tisch noch Schemel waren in seinem Gefängnisse zu finden.

Endlich wurde er erlöst durch die Gnade des Königs Ludwig XI. Dieser folgte Karl VII. am 22. Juli 1461 und wird gleich nach seiner Salbung durch Meung gekommen sein. Wie behauptet wird, war es damals Sitte, dass der neugesalbte König alle gefangenen Verbrecher der Städte, durch die er zog, begnadigte. So entrann Villon dem langsamen Tode im Kerker, aber wie kam er wieder ans Tageslicht?! Er spielt hier und da in seinen Gedichten an auf seine gebrochene Kraft, auf seine geknickte Gesundheit. Wir ersehen aus diesen Stellen, dass er sich im bereits vorgerückten Stadium einer Auszehrung oder Lungenschwindsucht befand (z. B. Gr.-Test. 62: „Je crache, blanc comme cotton, jacobins [=glaires] aussi gros qu'ung œf — — De vieil porte voix et le ton“ und Gr.-Test. 69: „Je sens mon cueur qui s'affoiblist, et plus je ne puys papier [= pépier]). Er war mager geworden wie ein Schatten (Gr.-Test. 74), so dass die Würmer nach seinem Tode, wie er Grand-Test. 76 meint, nicht viel Fett mehr an seinem Körper finden würden. Dazu besass er nicht einen Heller Geld („sans croix ne pile“: Gr.-Test. 13, 31, 35 und öfter), um sich pflegen zu können.

Was ist aus dem Unglücklichen nun geworden? Wir wissen's nicht. Höchst wahrscheinlich irrte er noch einige Zeit in Frankreich umher. Lange wird er es aber auf jeden Fall nicht mehr getrieben haben. Da hat er sich, von der Kerkerluft vergiftet, durch Hunger und Ausschweifungen jeglicher Art entkräftet, niedergelegt an den stillen Ort, der einem solchen Dasein einzig und allein Ruhe nach des Lebens Stürmen gewähren konnte. Rabelais, der grosse Satiriker, der einzige Schriftsteller jener Zeit, der uns etwas über Villon berichtet, erzählt im Pantagruel (Buch IV, Kap. 13), dass unser Dichter eine Reise nach England gemacht und dann in seinen alten Tagen nach St. Maxent in Poitou gekommen sei, wo sich der reiche Abt des genannten Ortes seiner angenommen habe. Um das Volk zu belustigen, soll er noch einige Passionsspiele im poitevinschen Dialekte verfasst und an deren Aufführung selber thätigen Antheil gehabt haben. Daran knüpft Rabelais die Erzählung einer Heldenthat Villon's, die allerdings ganz dem Charakter eines Gauners entspricht, die wir aber doch mit allem,

was der Satiriker sonst von unserem Dichter berichtet, sehr anzweifeln müssen. Die Gründe dafür hier anzugeben, würde zu weit führen, wir verweisen auch hier auf Campaux, Kap. VII.

Ehe wir nun zur Besprechung der Werke Villon's übergehen, gestatte uns der Leser, einige Worte über den Charakter dieses Mannes hinzuzufügen.

Es hält nicht schwer, diesen aus seinem Leben und noch mehr aus seinen poetischen Ergüssen zu skizziren, um so weniger schwer, als er mit einer in unserem Jahrhunderte geradezu unerhörten Freimüthigkeit alle seine Fehler und alle seine Tugenden enthüllt. Es muss in alter Zeit überhaupt leichter gewesen sein als heutigen Tages, Charakterstudien zu machen. Homer's Helden z. B. unterlassen nicht, laut ein jeder sich selber zu rühmen, eine Offenbarungsweise des Ehrgefühls, die die moderne Welt verbietet, wenn auch in stillen Herzkammern das Selbstlob noch ebenso häufig ist als früher. So findet sich in jenen Zeiten auch der öffentlich über das eigene Ich ausgesprochene Tadel oder das laute reumüthige Bekennen eigener Fehler, obgleich das einer bekannten menschlichen Schwäche wegen nicht so häufig vorkommen mochte als das Eigenlob. Das ist das Kindesalter, das jede civilisirte Nation einmal durchgemacht hat, ehemals die Griechen, wie nachher die Franzosen und andere Völker.

Unser François scheint von dieser kindlichen Naivetät und Offenheit eine besonders grosse Dosis mitbekommen zu haben, denn die schändlichsten Laster, denen er sich hingegeben hat, verheimlicht er dem Leser nicht, in diesem Augenblicke sie bitter bereuend, in einem anderen ihnen wiederum fröhnend. So verging sein Leben in grenzenlosem Leichtsinn. Obwohl er wusste, welche Folgen seine Ausschweifungen nach sich ziehen würden, ja, obwohl er schon lange an jenen zu tragen hatte, geistig und körperlich, so ward er seiner Leidenschaften doch nicht Herr, wozu allerdings auch viel die elenden Verhältnisse seines Lebens und seine liederliche Umgebung beitragen mochten. Nehmen wir hinzu seinen ihm nicht angeborenen, sondern durch bittere Erfahrungen fast berechtigten Menschenhass, andererseits seine unbewusste Herzensgüte, die sich in rührender Dankbarkeit und inniger Liebe zu seiner Mutter äussert, so werden wir dem unglücklichen Manne bei allen seinen

Fehlern eine Thräne des Mitleids nicht versagen können und vorurtheilsfreier an die Beurtheilung seiner Dichtungen gehen.

Die beiden wichtigsten unter denselben sind das Grand-Testament und das Petit-Testament, ersteres 173, letzteres 40 Strophen, sogenannte huitains umfassend. Das Petit-Testament ist, wie Villon selber angiebt, im Winter des Jahres 1456 gedichtet worden. Er erzählt uns in der Einleitung, wie er von einer unglücklichen Liebe gemartert werde, die ihn zwinge, Paris zu verlassen und nach Angiers zu gehen. Vorher aber will er, da er nicht weiss, was ihm auf der Reise begegnen kann, sein Testament machen. Freilich wird er, der Habenichts und der verachtete Mensch, keine lachenden Erben hinterlassen, aber dennoch wird er den Ueberlebenden damit nützen, indem er sie vor ungestraft einherwandelnden und oft hohe Aemter bekleidenden Schurken warnt und deren Namen brandmarkt. Es war ja dem Villon, der bereits seinen guten Ruf verloren hatte, ein Leichtes, auch den anderer Leute zu morden, besonders wenn dieser schon heimlich kränkelte. Abgesehen von diesem Plane, eine Satire auf damals lebende Persönlichkeiten von Paris zu schreiben, scheint der Dichter in seinem Testamente der Welt auch zeigen zu wollen, wie das trockene Brod der Armut schmeckt und wie die Noth jeglichen Edelmuth, jegliches Ringen nach hohen geistigen Zielen ersticken und ein Glied der Menschheit zum Auswurfe der Menschheit machen kann. Leider verliert die Satire für uns dadurch viel an Werth, dass die Zielscheiben Villon'schen Spottes nicht mehr bekannt sind. Von den meisten wissen wir nichts mehr als den Namen, und wie jene Erben unseres blutarmen Dichters gelebt haben, um die Spottlust desselben herauszufordern, lässt sich ebenfalls nur schlecht aus den im Testamente gegebenen Andeutungen ersehen. Auf jeden Fall aber wird diese Satire zur Zeit ihrer Veröffentlichung gewaltiges Aufsehen erregt haben und das Talent des Dichters als eine gefährliche Waffe in den Händen eines Verzweifelten von Hoch und Niedrig gefürchtet worden sein. Konnte er nicht alles wagen, er, der keinen Ruf und keine Güter mehr hatte, an denen man ihn seiner beissenden Verleumdung wegen hätte strafen können? Brauchte er die geringste Nachsicht zu üben, er, der selber nie Milde bei der Ahndung seiner Verbrechen erfahren hatte? Wusste

er nicht durch seine niedrige Stellung und seine Helfershelfer von allen den geheimen Lastern, denen dieser oder jener Hochangesehene zu fröhnen pflegte?

Damit der Leser eine Einsicht in die Weise Villon's gewinne, fügen wir einige Einzelheiten der Grundidee des Petit-Testament hinzu. In Strophe 9 vermacht er dem Meister Wilhelm Villon seinen Ruf, von dessen Werth der Leser bereits einen Begriff bekommen hat, in Strophe 10 der treulosen Geliebten sein gebrochenes Herz, in Strophe 11 dem Kaufmann Ythier und dem Meister Jehan le Cornu seinen alten verpfändeten Degen, in Strophe 12 einem wahrscheinlich dem Trunke ergebenen Manne sein Wirtshaus u. s. w. In Strophe 30 bedenkt er als guter Christ die Krankenhäuser und schenkt ihnen seine mit Spinngewebe überzogenen Fensterrahmen. In Strophe 31 beglückt er seinen Barbier mit seinen abrasirten Haaren, den Schuhflicker mit alten Schuhen, den Althändler mit spottbilligen Kleidungsstücken, in Strophe 32 die vier Bettelorden (Karmeliter, Jakobiner, Franziskaner und Augustiner), die Filles-Dieu und die Beguinen mit allerlei Leckerbissen, die er gar nicht besitzt, mit Kapaunen, Tauben u. s. w. Dann folgen wieder einige mit ihren Familiennamen genannte Erben, und endlich bilden die Strophen 35 und 40 den eigentlichen Schluss: Villon hört beim Niederschreiben seiner Verse plötzlich die Abendglocke der Sorbonne in seine Zelle tönen. Da bricht er sein Testament ab, um, dem Geheisse seines Pfarrers folgend, beten zu gehen. Die Echtheit der Strophen 36 bis 39 wird von einigen angezweifelt, da sie den vom Dichter bereits zu Ende gesponnenen Faden wieder aufnehmen und in eine ganz unnütze Länge ziehen. Nach dem Abendgebete schläft Villon allmählich ein. Das Hinschwinden der Geisteskräfte bis zum wirklichen Schlafe wird in ironischer Weise mit den gelehrten und schwülstigen Worten der Scholastik beschrieben. Endlich erwacht er wieder; aber die Tinte ist unterdes eingefroren, die Kerze ausgeblasen, das Feuer erloschen. Daher schliesst er sein Testament und schläft wiederum ein.

Strophe 40: „Geschehn im obbesagten Jahre (1456) durch den sehr wohl bekannten Villon; der weder Feigen isst noch Datteln, in Dürr' und Schwärze einer Ofenbürste gleicht; der weder Zelt noch Häuschen hat, die er den Freunden nicht ge-

lassen; der nichts sein eigen nennt als wenig rothe Heller. Auch diese werden bald entschwunden sein!“

Fünf Jahre später, 1461, begann Villon die grösste der uns hinterlassenen Dichtungen, das Grand-Testament, gleichfalls in huitains geschrieben und oft mit Balladen, Rondeaux u. dgl. untermischt.

Villon ist dreissig Jahre alt geworden und hat den Kelch der Leiden und der Schande schon bis auf die Neige geleert. Sein ganzer Hass wendet sich gegen den Bischof von Orleans, Thibault d'Aussigny, auf dessen Veranlassung hin er im Gefängnisse hat schmachten müssen.

Strophe 2: „Gefüttert hat er mich mit kleinen Brödchen und kaltem Wasser einen ganzen Sommer lang. Ob man ihn freigebig, ihn geizig nenne, sehr knaus'rig war er immer gegen mich. So möge Gott ihm sein, wie jener mir gewesen!“

Endlich wurde er, wie wir bereits wissen, von Ludwig XI. begnadigt, dem er für diese Grossmuth Preis und Dank spendet, Jakob's Glück, Salomo's Ehre und Ruhm, Methusalem's Alter und zwölf schöne, tapfere und gute Söhne wünscht. Da er sich schwach fühlt „an Gütern freilich weit mehr als von Körper“, so beschliesst er unmittelbar nach seiner Entlassung aus dem Kerker von Mehun (Meung a. d. Loire), seinen letzten Willen der Welt abermals kund zu thun. Des Dichters Herz indes ergiesst sich nicht sogleich in Spottreden über seine Mitmenschen. Es klagt zunächst über seine Vergangenheit. Armut und Schande stürzten es in Sünde, aber Gott wird dem armen François gnädig sein und ihn nicht dafür mit dem Tode strafen. Was läge auch der Mitwelt an seinem Tode?

„Nicht Jung, nicht Alt thu' ich ein Leid, ob ich umher nun wandle oder ob auf der Todtenbahr' ich liege. Die Berge wanken nicht vom Platze, nicht vor-, nicht rückwärts, wegen eines Armen.“ (Les montz ne bougent de leurs lieux, pour un paouvre, n'avant, n'arrière.)

Armut, nicht Schlechtigkeit des Herzens, hat ihn oft zum Verbrechen getrieben, wenn man die Befriedigung lebensbedingender Bedürfnisse Verbrechen nennen will. Bei hohen Leuten thut man das nicht. Vor Alexander den Grossen wurde einst ein Mann, Namens Diomedes, geführt, gebunden wie ein Schächer, denn er war ein Pirat gewesen. Der König (Villon nennt ihn

empereur) fragte ihn: „Warum bist du ein Seeräuber?“ Er antwortete: Warum ich ein Räuber heisse? Etwa weil man mich in einem winzigen Nachen das Meer durchstreifen sieht? Wenn ich wie du mich ausrüsten könnte, wäre ich wie du ein König. Was willst du denn? Nicht von mir, nur von meinem Schicksale, gegen das ich eigentlich gar nichts vermag, das mich so grausam behandelt, rührt mein Wandel her. Beurtheile mich etwas gnädig und wisse, dass bei grosser Armut kein überfeines Gewissen (trop grand' loyaulté) vorhanden sein kann.“ Der König hatte Diomedes' Worten aufmerksam zugehört. Dann sprach er: „Dein Schicksal will ich ändern, aus einem bösen ein gutes machen.“ Und also that er. Hätte unser Dichter in seinem Leben ebenfalls einen Alexander gefunden, es hätte besser um seine Herzensreinheit, um seine ganze Vergangenheit gestanden, wie er selbst hinzufügt. Aber dieses Glück war dem Armen nicht beschieden: Der König von Frankreich ist ihm kein Alexander geworden, wenn er ihn auch begnadigt hat.

Darauf beklagt der Dichter in bitteren Worten die in Freuden und Ausschweifungen schnell verrauschte Zeit seiner Jugend.

Strophe 22: „Zu Fusse ist sie nicht davon geeilt, zu Rosse auch nicht; ach! wie denn? Urplötzlich ist sie mir davongeflogen, und nichts ist mir von ihr geblieben.“

Strophe 26 enthüllt den tiefen Kummer über eine schlecht ausgenutzte Vergangenheit:

„Ach Gott! wenn ich gelernet hätte in meiner tollen Jugendzeit und guter Sitten mich beflissen, ich hätte Haus und weiches Lager jetzt! Was that ich aber? Ich entfloh der Schule, wie es ein schlechtes Kindlein thut. Beim Niederschreiben dieser Zeilen bricht mir das Herze fast entzwei.“

Mit der Jugend sind auch alle die Gefährten hingeschwunden, die ihm einst das Leben erheiterten. Die einen sind jetzt „todt und starr“, die andern sind grosse Herren geworden. Wieder andere betteln in der dürftigsten Kleidung umher und sehen Brod nur durch die Ladenfenster der Bäcker. Andere endlich sind ins Kloster gegangen, wo sie sorglos, ja üppig ihr Leben verbringen. Der Dichter selber ist arm und niedrig geblieben wie seine Voreltern, deren Gräber weder mit Scepter noch mit Krone geziert sind. Sein Vater ist todt, seine Mutter

wird ihm bald folgen, und auch an den Sohn wird die Reihe kommen wie an jeden Menschen, er sei „arm oder reich, weise oder thöricht, Priester oder Laie, adlig oder bürgerlich, freigebig oder geizig, klein oder gross, schön oder hässlich." Und nun folgt eine Ballade, die wegen ihrer poetischen Schönheit noch heutigen Tages einen hohen Ruf geniesst, in welcher des Menschen Vergänglichkeit an Beispielen aus der Geschichte nachgewiesen wird. Die einfachen Balladen des Testamentes bestehen aus drei Strophen von je acht Versen, also aus drei huitains, und einem envoi von vier Versen (quatrain). Die Reimstellung ist die aller übrigen huitains, es ziehen sich aber an den korrespondirenden Versschlüssen die nämlichen Reime durch die ganze Ballade.

Ballade über die Damen vergangener Zeiten.

„O sagt mir, wo, in welchem Lande weilt Flora, jene schöne Römerin? Archipiada oder Thaïs, Geschwisterkinder beide? Die Echo, nur für Lärmende bereit zu sprechen am Flusse oder auf dem Teiche, die mehr als Erdenschönheit hatte? . . . Sie sind dahin wie Schnee des vorigen Jahres!*

Wo weilt die kluge Heloïse, um die mishandelt und zum Mönche wurde der Peter Abailard (Villon: Esbaillart) in Saint-Denys — nur ihr zu Liebe litt er diese Noth —? Wo weilt die Königin desgleichen, die den Befehl gab, Buridan in einen Sack zu stecken und in den Seine-Fluss zu werfen? — Sie sind dahin wie Schnee des vorigen Jahres!

Blanka, die Königin, die lilienweisse, die mit Sirenenstimme sang, und Bertha mit dem grossen Fusse, Bietris, Allys und Harembourges, Besitzerin von Mayne, Johanna auch, die Brave aus Lothringen, die von den Britten in Rouen verbrannt ward, wo weilen sie, Maria, hohe Jungfrau? . . . Sie sind dahin wie Schnee des vorigen Jahres!

Zueignung.

Erlauchter Prinz, erforschet nicht, wo die aus diesem Jahre, noch die aus dieser Woche weilen, dass nicht Euch dieser Schlussvers wieder rufe zu: Sie sind dahin wie Schnee des vorigen Jahres!"

---

* Im Texte: „Mais où sont les neiges d'antan!" „Antan", welches Wort auch im Spanischen und Provenzalischen vorkommt, ist jetzt veraltet. Vom lt. „ante annum".

Auf diese Ballade folgen noch zwei andere, welche den gleichen Gedanken von der Hinfälligkeit aller menschlichen Schönheit und alles Ruhmes nur wenig anders behandeln, die ballade des seigneurs du temps jadis und die Ballade mit der Ueberschrift: Mesme propos, en vieil langage françois. Ist aber auch immerhin der Tod sehr bitter, so ist es das Greisenalter nicht weniger, besonders für den weiblichen Theil der Menschheit. Sehen ältere Frauen die jüngeren Genossinnen ihres Geschlechts den Freuden der Jugend sich hingeben, so

„Befragen sie den lieben Gott, warum, mit welchem Rechte gerade sie so früh geboren wurden? Und unser Herrgott schweigt darüber stille, im Disputiren sind sie ihm ja über.“*

Man ersieht daraus, dass die Frauen früherer Jahrhunderte es verstanden, ihre Siege mit den nämlichen Waffen zu erkämpfen wie unsere Zeitgenossinnen.

Einmal bei den Frauen angekommen, ist es kein Schritt mehr bis zur Liebe, und so zählt uns denn der Dichter in einer Doppelballade (aus sechs huitains bestehend) nach Str. 54 viele grosse Männer auf, die die Liebe zu Thoren oder Unglücklichen machte: Salomo ergab sich um ihretwillen dem Götzendienste. Simson verlor darum seine Brille, d. h. sein Augenlicht. Orpheus, der Flötenspieler, kam in Gefahr vor dem vierköpfigen Cerberus. Der schöne Narciss ertränkte sich um ihretwillen in einem tiefen Brunnen. Sardana (Sardanapal) wollte darum ein Weib werden, bei den Jungfrauen sitzen und Wolle spinnen. David der König, der weise Prophet, vergass darob der Furcht Gottes. Aehnlich erging es dem Ammon, ähnlich dem Herodes, der um der Tänze, Sprünge und Gesänge eines Mädchens willen Johannes den Täufer enthaupten liess. Endlich ist es auch der Dichter selber, der aus Erfahrung mitsprechen kann. Um der Liebe willen wurde er aufs Grausamste durchgepeitscht. Und wer hiess ihn diese Stachelbeeren kauen? Katharina von Vausselles! „Darum glücklich, wer nichts mit der Liebe zu thun hat!“

Und jetzt ist der Dichter wieder bei seiner lebenslangen Klage angekommen, bei der Klage über den Verrath, über die Untreue seiner Geliebten. Das Nähere darüber ist bereits in der vorausgeschickten Biographie erwähnt worden.

---

* „Car, au tanser, il le perdroit.“

Erst mit der Strophe 70 beginnt das eigentliche Testament. Zunächst vermacht der Erblasser seine Seele der heiligen Dreieinigkeit (Str. 75), seinen Leib der „Grossmutter Erde“, obwohl die Würmer an demselben nicht viel Fett mehr finden werden, seine Büchersammlung dem schon einmal erwähnten Guillaume de Villon (P.-T., Str. 9 aber einfach Guillaume Villon genannt) und seiner Mutter ein Gebet an die heil. Jungfrau. Da wir aus dieser Stelle des armen Mannes tief gefühlte Liebe zur Mutter und damit, wie schon oben angedeutet wurde, weiter ein Stück seines ursprünglich edlen Herzens kennen lernen, so wird der Leser nicht ungern einen Augenblick bei diesen Strophen verweilen.

Strophe 79: „Item vermach' ich meiner guten Mutter an unsre hehre Jungfrau einen Gruss, der Mutter, die für mich gar bittre Schmerzen hatte — Gott weiss es! — und gar manchen Kummer. Ein andres Schloss und andre Burg (sc. als das Gebet), die hab' ich nicht, worin ich Leib und Seele bergen kann, wenn Noth und Elend mich bestürmen; auch meine Mutter nicht, die arme Frau!“

Dieses Gebet ist wiederum „Ballade“ überschrieben, besteht aus 3 Strophen von je 10 und einem envoi von 7 Versen. Reimstellung: a, b, a, b, b, c, c, d, c, d mit denselben Reimen durch alle Strophen an den korrespondirenden Stellen. Villon's Mutter bittet darin die Jungfrau Maria um gnädige Aufnahme im Paradiese, obgleich sie ein sündiges und armes Weib sei. Als Beweis für die kindliche Einfachheit und grosse Herzenstiefe, deren der Dichter mächtig ist, mag die dritte Strophe aus dieser Ballade dienen:

„Ein armes, altes Mütterchen bin ich. Nichts habe ich gelernt, nie einen Buchstab lesen können. In unsrer Klosterkirche seh' ich, wo ein und aus ich gehe, ein Bild vom Paradies mit Harfen und mit Lauten und eine Hölle auch, worin man die Verdammten brät. Das eine macht mir Angst, das andre hohe Freude. Die Freude lass mich haben, hohe Göttin, zu welcher alle Sünder flüchten dürfen; im Glauben eifrig, frei von Heuchelei. In diesem Glauben will ich leben, sterben.“

Von Strophe 80 ab vermacht er seiner früheren Geliebten „nicht sein Herz, nicht seine Leber“, auch nicht eine schwere

seidengestickte Börse, so sehr sie eine solche bei allem ihren Reichtume wünschen mag, sondern eine Ballade, die sich durch alle Verse auf *r* endigt (Str. 83: Ceste Ballade luy envoye, qui se finist toute par *R.*). Es ist selbstverständlich, dass ein Dichter mit Villon's offenem und kindlichem Gemüthe seine ganze Bitterkeit und Galle bei der Gelegenheit nicht zurückhalten kann. Der Leser möge sich mit dem Anfange dieses Gedichtes begnügen:

„Du falsche Schöne, die so theuer mir zu stehen kommt, du wahrhaft Grausame und gleissnerische Sanftmuth; du Liebe, härter noch als Hammerschlag, die ich dich Schwester meines Unheils nennen kann, nichtswürd'ge Reize zum Verderben eines armen Herzens, versteckter Hochmuth, der die Menschen auf die Bahre streckt; ihr Augen sonder Mitleid" u. s. w. Der Rest dieser Strophen bleibt auch den französischen Commentatoren ziemlich unverständlich. Zu erwähnen ist aber noch bei dieser Ballade, dass Villon viele mittelalterliche Künstelei darin anzubringen sucht. Abgesehen davon, dass sich jede Zeile auf *r* endigt, bilden die Versanfänge der ersten Strophe die Buchstaben seines Vornamens François. (Akrostichon.)

Von nun ab verliert das grosse Testament ein wenig an Interesse, da der Dichter uns ganz unbekannte Menschen namhaft macht, die er mit seinen Lumpen und anderen Zeugnissen seiner Armut beschenkt. Auch fällt er oft ins Gemeine und Unsittliche, ein Fehler, den wohl hauptsächlich sein Umgang mit der Hefe des Volkes verschuldet hat. Balladen vertheilt er noch mehrere, so eine an einen Trunkenbold in Form einer Fürbitte bei Noah, Loth und Architriclinus (= Speisemeister, auf der Hochzeit zu Cana, Ev. Joh. 2, v. 9.), eine andere, nach Weise ritterlicher Sänger gedichtet, an einen neuvermählten Edelmann, eine dritte, die Gift und Galle speit gegen einen gewissen Jehan Perdryer und dessen Bruder u. s. w. Die Ballade nach Strophe 140 zeigt den Dichter im tiefsten Schmutze bei der widerwärtigsten Scenerie. Wir werfen einen Schleier über jene Stellen, in welchen der Mensch seine Würde abgelegt hat und roher als das roheste Thier erscheint, und eilen dem Schlusse des Testamentes zu.

Villon wünscht in Strophe 165 folgende Grabschrift:

„Hier schläft und ruhet unter dieser Schwelle"* (Sein Wunsch geht scherzhaft dahin, oben in einem Nonnenkloster begraben zu werden) „ein Wesen, von der Liebe Pfeil getödtet, ein armer winziger Scholar, vormals benamset Franz Villon. Niemals besass von Grund und Boden er nur eine Furche, und alles gab er weg, das weiss ein jeder: Tisch, Schemel, Brod und Körbe. Drum sprecht ihr artigen Leute diese Verse:"

Es folgt ein Rondeau des Inhalts: „Requiescat in pace!"

Die grösste der beiden Glocken von Notre-Dame soll bei seinem Begräbnisse geläutet werden. Die Glöckner erhalten vier Brödchen dafür, wenn das zu wenig ist, ein halbes Dutzend, so viel wie die reichsten Leute geben. (Man ersieht daraus, dass damals das Sterben noch billig war.) Diese Brödchen aber sollen Stephanus-Semmeln sein, d. h. gute, feste Steine. Schliesslich werden die Testamentsvollstrecker ernannt, drei reiche, vornehme Herren, die die Begräbniskosten gut bezahlen können, und drei ehrliche Häute, die bei der Weigerung der ersteren für sie eintreten werden. In der vorletzten Ballade bittet dann Villon alle Hinterbliebenen um Verzeihung, und mit einer anderen schliesst er sein grosses Testament. Er fordert darin alle, die das Todtenglöckchen hören werden, auf, zu seinem Begräbnisse zu kommen in rother Kleidung wie beim Feste eines Märtyrers, denn er stirbt als ein Opfer der Liebe. Das envoi, das den Dichter nochmals trefflich charakterisirt, lautet:

„Erhab'ner Fürst, gleich wie ein Falke schmuck,
Erfahret, was er that bei seinem Scheiden:
Vom Mohrenwein da trank er einen Schluck,
Als er beschlossen, diese Welt zu meiden."

Dieser Galgenhumor hat, wie wir schon oben erwähnt haben, ihn oft genug über drohende Katastrophen seines Lebens hinwegsetzen müssen. Ausser den beiden Testamenten besitzen wir noch viele kleinere Gedichte, Balladen u. s. w., die hier und da ebenfalls jenen charakteristischen Leichtsinn abspiegeln. Am bekanntesten ist eine kleine vierzeilige Strophe, von Villon

* Im Texte: „en ce sollier", vom lateinischen sōlarium, d. i. jeder der Sonne (sōl) ausgesetzte Ort, also ein flaches Dach, ein Söller u. s. w. Im Altfranzösischen bedeutet es ein oberes Stockwerk und auch Fussboden, wie an dieser Stelle.

ohne Zweifel im Gefängnisse niedergeschrieben, nachdem er von seiner Hinrichtung durch den Strang in Kenntnis gesetzt worden war. Einen sehr derben Ausdruck dieses quatrain wagen wir nicht in unserem zarteren Jahrhunderte wiederzugeben:

„Ich bin François — o Kümmernis! —
Bei Ponthoise aus Paris.
Bald fühlt an klafterlanger Leine
Mein Hals die Schwere meiner Beine."

Indes hat der Dichter auch ernsteren Gedanken in solchen kritischen Lagen Raum gegeben. Das beweist z. B. „der Wortwechsel (das Zwiegespräch) zwischen Villon's Herzen und seinem Körper", d. i. der Kampf zwischen dem guten und bösen Principe in seinem Innern, eine meisterhafte dramatische Vorstudie unseres Dichters, der, hieraus zu schliessen, gewiss Geschick genug besass, alte Passionsspiele umzuarbeiten und selbst neue zu verfassen.

Körper: Was hör' ich da? — Herz: Das bin ich. — K.: Wer? — H.: Dein Herz, das nur an einem dünnen Faden hängt. Nicht Kraft, noch Säfte hab' ich mehr, seh' ich dich da so einsam und allein, gleich einem Hunde elend in der Ecke kauernd. — K.: Warum das? — H.: Alles nur für deine thörichten Gelüste. — K.: Was kümmert's dich? — H.: Mich trifft darob der Kummer. — K.: Lass mich in Ruh! — H.: Warum? — K.: Mal später will ich das bedenken. — H.: Und wann? — K.: Wenn ich die Kinderschuhe ausgezogen. — H.: Ein Weit'res sag' ich nicht, damit begnüg' ich mich."

Nichtsdestoweniger beginnt das Herz abermals seine Ermahnungen und wirft dem Dichter vor, dass er, bereits an der Grenze der Jugend in einem Alter von dreissig Jahren, dennoch nicht viel gelernt habe. Darüber trauere es. Denn wäre er ein Dummkopf, so könne er sich wenigstens in etwas entschuldigen. So aber müsse er entweder einen steinharten Sinn haben oder an seiner Schande mehr Gefallen finden als an jeglicher Ehre. „Lass es gut sein," meint der Körper, „wenn ich erst im Grabe liege, bin ich über alles das hinweg. Alles Unheil rührt von dem Schicksale her, das mir Saturn auf die Schultern geladen hat. Das glaub' ich fest." Dennoch wünscht

er länger zu leben und geht endlich auf die Mahnungen des Herzens ein, das ihm empfiehlt, die Thoren zu meiden und fleissig zu studiren.

Was kann dieses Gedicht anders sein als die Frucht der Einsamkeit des Kerkerlebens? Ohne Unterhaltung und sonstige Zerstreuung beginnt im Zwielichte des Gefängnisses das Gewissen seine ernste Unterredung mit dem zerknirschten Verbrecher und zwingt ihn zur Anerkennung edler Vorsätze, die nach seiner Entlassung aus der Haft ausgeführt werden sollen. Noch viel tiefer empfunden und wahrhaft grausig endlich ist die mit „Epitaphe“ überschriebene Ballade. Villon dichtete sie, wie die Ueberschrift besagt, für sich und seine Genossen, nachdem ihnen das Todesurtheil verkündigt war, das jedoch, wie wir wissen, an ihm nicht vollstreckt wurde.

„Mitbrüder, die ihr nach uns lebt, habt nicht ein hartes Herz für uns: Je mehr ihr Mitleid mit uns Armen fühlt, um so viel gnädiger wird Gott euch sein. Hier seht ihr uns zu fünfen, sechsen hangen: das Fleisch, das leider wir zu gut genähret, es ist an uns verzehrt schon und verfault, und wir, die Knochen, werden Staub und Asche. Es spotte keiner über unser Unglück. Doch bittet Gott, er wolle uns erlösen!

Indem wir zu euch rufen, liebe Brüder, misachtet unser Flehen nicht, obgleich gerecht wir sind gerichtet worden. Jedoch, ihr wisst, nicht alle Menschen haben gesetzten, guten Sinn. Verwendet euch daher für uns besänftigten Gemüthes beim Sohne unsrer hohen Jungfrau, dass seine Gnade nicht versiegt uns sei, uns vor dem Strahl der Hölle schütze. Wir sind ja todt, drum stör' uns keine Seele.* Doch bittet Gott, er wolle uns erlösen!

Der Regen hat uns ausgelaugt, zerwaschen, die Sonne uns gedörret und geschwärzt, und Elstern haben uns und Raben die Augen ausgehackt und Bart und Brauen ausgezupft. In Ruhe sind wir nie und nimmer: Bald hier-, bald dorthin führt der Wind in seinem Wechsel uns, nach seiner Willkür, unaufhörlich, von Vögeln arg zerpickt, den Fingerhüten gleichend.

* Im Texte: „ame ne nous harie.“ Harer, harier heisst nach Diez im Altfranzösischen: aufreizen, drängen. Vergl. über die Ableitung dieses Wortes Diez, etym. Wörterbuch, Theil II unter „harer“.

Enthaltet euch, o Menschen, des Spottes hier, doch bittet Gott, er wolle uns erlösen!

Zueignung.

Fürst Jesus, der du über alle herrschest, bewahre uns vor der Gewalt der Hölle, dass wir mit ihr nichts abzurechnen haben. Ihr aber, weicht von unsrer Brüderschaft, doch bittet Gott, er wolle uns erlösen!"

Mit dieser Ballade, die den reuigen Verbrecher in seiner ganzen Zerknirschung und Seelenangst zeigt, nehmen wir vom Dichter Abschied. Zwar sind noch mehrere echte Gedichte von ihm vorhanden, auch werden noch viele andere ihm zugeschrieben, z. B. die repues franches, die Kunst, wie man ohne Geld, allein durch List sich gute Mahlzeiten verschaffen kann, doch sind alle von geringerem ästhetischem Werthe und weniger von Interesse als die angeführten.

In allen Villon'schen Dichtungen ist eine grosse Gewandtheit der Sprache nicht zu verkennen. Um Reime ist er nie verlegen, sie sprudeln ihm zwanglos von den Lippen. Eben so sehr wie sein wechselvolles Leben werden ihn die Einfachheit und das Treffende seiner Redeweise, der ungekünstelte Ausdruck seines Innern, die Schärfe und Schlagfertigkeit seines Witzes, die rührende Wahrheit seiner ernsten Klagen, mit einem Worte, um mit dem Dichter selber zu reden, das Gelächter unter Thränen* zu seiner Zeit sehr populär gemacht haben, so dass Clément Marot, durch seinen König Franz I. dazu bewogen, seit dem Jahre 1533 wiederholt eine Herausgabe der Gedichte Villon's veranstalten konnte. Waren doch diese im Laufe der Zeit ziemlich unverständlich geworden theils durch provinzielle und nur unter gemeinen Leuten gebräuchliche Ausdrücke, theils durch das Hinsterben jener Persönlichkeiten, die Villon's Satire angegriffen hatte. Daher konnte Marot mit Recht darüber klagen, dass er unter allen französischen Büchern noch nie ein so inkorrekt gedrucktes gefunden hätte als das des François Villon.

* „Je riz en pleurs", aus der ersten Strophe der „Ballade Villon".

W. Armbrust.



Die bildlichen Darstellungen des Reineke Fuchs im Mittelalter.*

Jacob Grimm beklagte sich einmal, dass man ihm selten seine Fehler nachweise und dass er dieselben erst oft entdecke, wenn er sie von Andern copirt finde. Nun hat aber der, (um ein Wörtlein Lessing's über Breitinger auf ihn anzuwenden) bei dem Grimm immer noch Recht hat, sehr wenig von diesem grossen Meister gelernt. Auf eignen Füssen stehen, mit eignen Augen sehen, das soll man vor Allem von Jacob Grimm lernen. Nun sind die meisten falschen Urtheile Grimm's literarischer Natur und aus seinem Eifer für die Ehre der deutschen Literatur entstanden. Sie sind aber aus eben diesem Grunde schneller und weiter unter das grosse Publikum gedrungen. Keine sprachliche Fehler liegen dem gewöhnlichen Leser zu fern, die Literatur ist das Gemeingut Aller. So sind denn die leitenden Ideen Grimm's über den Ursprung und die Geschichte Reineke Fuchsens ein Theil unserer literarischen Tradition, ja man kann sagen ein literarischer Glaubensartikel geworden. Aus einem Leitfaden der Literatur-Geschichte werden sie in den anderen copirt, und so fest haben sich dieselben im Volke gesetzt, dass es lange Jahre dauern wird, ehe die Resultate der neueren Forschung und einer besonnenen Kritik auch nur unter den Gebildeten bekannt werden.

Jacob Grimm erfand den Ausdruck „Thiersage“. Dieses eine Wort ist die Wurzel aller folgenden Irrthümer geworden.

---

* Fortsetzung aus Archiv Bd. LVI. und Bd. LVIII.

Es ist im höchsten Grade unpassend und irreleitend. Lebte Grimm noch, gewiss würde er die einleitenden Worte zur zweiten Auflage der Grammatik auf seinen Reinhart Fuchs anwenden, „es würde ihn kein langes Besinnen kosten, den ersten Aufschuss mit Stumpf und Stiel niederzumähen". Es giebt eine Göttersage, eine Heldensage; aber eine Thiersage hat es nie gegeben und kann es auch nie geben. Der Ursprung und die Fortpflanzung der Thierfabeln und Thiergeschichten sind himmelweit verschieden von denen der Götter- und Heldensage. Die ersten Fabulisten waren nicht naturwüchsige Hirten, Bauern oder Jäger. Wenn aus dem innigen Zusammenleben der Thiere und Menschen sich eine Thierpoesie entwickelte, so sollten doch wohl heutzutage die irischen Bauern und spanischen Mauleseltreiber grosse Thierdichter sein. Die ganze Fabeldichtung ist aber an und für sich reflectirend, sie ist Kunstprodukt und blieb sogar lange Zeit hindurch Besitzthum der lehrenden und lernenden Klassen. Sie war Besitz und Tradition der Schulen. Das ist Geschichte und kein einziges Factum hat sich bis jetzt auffinden lassen, das das Dasein einer altgermanischen Thiersage bewiese. Es ist alles patriotische Phantasie und Conjectur und würde, wenn Franzosen so räsonnirten, mit dem grössten Hohn überschüttet werden.

Hauptbeweis für germanischen Ursprung Reineke Fuchsens soll nun der deutsche Ursprung des Namens Reineke, Reinhart sein. Er beweist aber gerade das Gegentheil. Wenn die Deutschen eine volksthümliche Sage vom Fuchse hatten, wie kam es, dass dieselbe so ganz spurlos verschwand und erst im Reformations-Zeitalter wieder auftauchte und dann als eine Uebersetzung aus dem Französischen. Und wie kam es, dass kein Mensch die Bedeutung des Namens des Fuchses wusste und dieselbe Jahrhunderte lang verborgen blieb, bis sie in einem französischen Gedichte des zwölften Jahrhunderts entdeckt wurde. Gewiss vom zehnten bis Anfang des neunzehnten Jahrhunderts hatte kein Mensch in Deutschland geringste Ahnung von der Bedeutung dieses Namens. Woher aber hatte der französische Priester diese philologisch ganz richtige Etymologie? Er konnte sie nur durch die gelehrte Tradition

haben. Grimm und sämmtliche späteren Kritiker beziehen sich auf die bekannte Stelle in der fünfundzwanzigsten Branche des Roman de Renart, wo der Dichter dem Fuchs die Worte in den Mund legt:

Si ai maint bon conseil doné,
Par mon droit non ai non Renart.

„Manchen guten Rath habe ich gegeben; mit meinem rechten Namen heisse ich Renart.“ Hätte der Dichter auf eigne Faust etymologisirt, gewiss hätte er den Namen aus dem Lateinischen abgeleitet. Aus Deutschland selbst konnte er die wahre Bedeutung nicht haben, da sie dort Niemand wusste. Es bleibt nur die einzige Annahme übrig, dass er diese Kenntniss durch die gelehrte Tradition der französischen Klosterschulen hatte. Und was ist natürlicher, als dass ein Mönch, Fabeln für seine Schüler dichtend, dem Fuchs einen fremden Namen beilegte. Dieser Name wurde dann mündlich erklärt und diese Erklärung hielt sich traditionell in den französischen Klosterschulen. Das Factum ist da und lässt sich nicht wegleugnen. Wer die Geschichte Reineke Fuchsens für so urdeutsch hält, wird erklären müssen, wie alle Spur davon in der deutschen Dichtung verschwindet, sie aber in Frankreich eine solche Ausdehnung gewonnen hat. Da aber alle unsere Documente Uebersetzungen aus dem französischen oder lateinischen sind, so kann doch von einer deutschen Thiersage wahrlich keine Rede sein. Vor Grimm hat auch kein Mensch daran geglaubt. Von Rollenhagen bis Moshof hat man nur ungegründete Vermuthungen über den Ursprung des Gedichtes. Gottsched (Vorrede zu Reineke Fuchs) ist der erste, welcher den französischen Renart erwähnt, es ist aber Renart le Nouvel, und er kennt ihn nur aus dürren französischen Notizen und Bücher-Catalogen. Der vorsichtige und sorgfältige Hözel wusste schon mehr davon und traf mit wunderbarem kritischen Scharfsinne den Nagel auf den Kopf. „Was vor Verwirrung, sagt er in seiner Geschichte der komischen Literatur (vol. IV p. 28), in der Geschichte Reinekefuchsens herrscht, und wie mancher wichtige Punkt in derselben noch unaufgeklärt ist, werden diejenigen am besten wissen, die sich mit der Literatur beschäftigt haben. Meinungen streiten wider Meinungen, und Muthmassungen durch-

kreuzen einander auf allen Seiten. Die Hauptverwirrung kommt meines Erachtens daher, dass man den Reinekefuchs *mit Gewalt* und ausschliessungsweise zu einem deutschen Product machen wollen. Ich hoffe wenigstens einigen Irrwegen auszuweichen, wenn ich die Geschichte desselben chronologisch darstelle, so weit nämlich meine Kenntniss reicht; denn so wird am Ende das Resultat meines Nachforschens von sich selbst in die Augen fallen.“ Und in der Vorrede zu diesem Bande, datirt Liegnitz, den 26. April 1786, sagt er noch einmal: „Den Reinikefuchs habe ich nicht deswegen unter die Deutschen Satiren gesetzt, als wenn ich schlechterdings glaubte, dass er ursprünglich ein Deutsches Product sey; denn dieses habe ich aller Bemühungen ungeachtet nicht ausfindig machen können; sondern weil sich die Deutschen hauptsächlich um denselben verdient gemacht, und sich mehr als andre Nationen damit beschäftigt haben.“ Das ist jetzt, nach beinahe hundert Jahren, noch eben so wahr wie am Tage, wo es geschrieben wurde. Selbst Jacob Grimm, als er im Jahre 1814 den lateinischen Reinardus und Isengrinus zu Paris entdeckte und abschrieb, hatte noch nicht die geringste Idee, den Reineke zu einem ursprünglich deutschen Gedicht zu machen. Mehrere Umstände wirkten zusammen, um ihn auf die Theorie einer Thiersage zu bringen. Es war die Zeit der mythologischen Hypothesen, als Grimm seinen Reinhart Fuchs schrieb. Es war auch die politisch traurigste Zeit für Deutschland, besonders traurig für Jacob Grimm, der mehr als Einer sein Vaterland liebte und das nichtsnutzige diplomatische Treiben in der Nähe gesehen hatte. Es war die Zeit, wo uns nichts mehr zusammenband als unsere Sprache und Literatur und wo natürlich dieselben überschätzt wurden. Wir leiden noch an den Nachwehen jener üblen Zeit. Die thatkräftigsten Männer wurden aus dem Staatsleben in das Gelehrtenthum getrieben, und in Folge dessen stieg der Stand des Gelehrten und Schriftstellers zu einem Ansehen, das er nie in einem Lande gehabt hat, noch haben sollte. Obgleich wohl Nichts miserabler ist als der Zustand unserer heutigen Literatur, so geriren sich doch unsere armseligsten Poeten, als ob sie etwas ganz Besonderes wären. Sie zehren noch an dem Vorrath von öffentlichem

Respect, den ihre Vorgänger so reichlich aufgehäuft haben. Auch die kritischen Urtheile jener Zeit erheischen einer dringenden Revision. Besonders ward unsere mittelhochdeutsche Dichtung sehr überschätzt. Die französischen Quellen waren entweder ganz unbekannt oder schwer zugänglich. Daher wurde Alles als deutsches Original betrachtet, oder man fand, dass durch eine Uebersetzung ein Dichter mit einem Male unser wurde. Ja, so lautete der Ausdruck. Homer wurde unser, Shakespeare wurde unser, und so wurde denn Reineke Fuchs auch unser. Jacob Grimm war Rechtsgelehrter, und ich möchte wohl wissen, was für ein Urtheil er als Richter gefällt haben würde, wenn in einer Streitigkeit über Eigenthum Jemand solche Argumente gebraucht hätte, wie er selbst gebraucht, um den deutschen Ursprung des Reineke Fuchs und die Existenz einer Thiersage zu beweisen. Das unglückselige Wort Thiersage ist nun einmal da, und wird ohne Zweifel fortfahren allerlei Unheil zu stiften. Trotz alledem ist Grimm's Reineke Fuchs ein höchst unterhaltender philologischer Roman und eine der witzigsten Branchen des nimmer endenden Roman de Renart.

Der Reineke Fuchs machte seine erste Erscheinung in Deutschland zur Zeit der Reformation und, was von der höchsten Wichtigkeit ist, mit einem Commentar versehen. Dieser Commentar wendet sich scharf gegen die römische Kirche, und seitdem hat man in Deutschland fortgefahren, das Gedicht als eine Satire auf die römische Geistlichkeit und Kirche anzusehen. Jetzt, wo kein Zweifel mehr daran liegt, dass der niederdeutsche Reineke eine Uebersetzung ist, fragt man sich natürlich, wozu wurde dieser Commentar vom Uebersetzer hinzugefügt, wenn die Satire so offenbar war, wie sie den meisten Kritikern heutzutage erscheint? Wie war es, dass die ähnlichen Gedichte in französischer und vlämischer Sprache, die ohne Commentar erschienen, nicht so aufgefasst wurden? Der Tradition nach musste der Uebersetzer, um Unannehmlichkeiten zu vermeiden, flüchtig werden und sich aus Burgund nach Mecklenburg wenden. Das kann doch unmöglich des Textes halber gewesen sein, doch Nichts liegt näher, als dass er durch seine neue Deutung Anstoss gegeben.

Man hat auch gemeint, Reineke Fuchs sei in dieser deut-

schen Uebersetzung so weit verbreitet geworden, weil die Uebersetzung das Original übertreffe und es in keiner anderen Sprache habe im Auslande Eingang finden können. Caxton's Uebersetzung beweist das Gegentheil. Die deutsche Uebersetzung wurde ihrer protestantischen Auslegung halber so populär und sie wurde es auch nur in protestantischen Ländern. Frankreich, das Geburtsland Reineke's, blieb katholisch, die vlämischen Niederlande kehrten bald zum Katholicismus zurück, und daher haben sie nur noch expurgirte Ausgaben, wie das Antwerpener Volksbuch von 1564. Dem Protestanten aber erschien die römische Kirche als ein Ganzes, er schrieb ihr immer eine Einheit zu, die sie nie besessen hat. Die verschiedenen geistlichen Orden waren auf einander eifersüchtig und hassten einander mehr als Juden und Heiden. Der Benedictiner Odo von Sherrington sagt es geradezu: „... religiosi qui habent alba vestimenta (die Cistercienser) quasi oves Christi. Hi sunt falsi prophetae qui veniunt in vestimentis ovium, intrinsecus autem sunt lupi rapaces, et vulpes fraudulenti sunt facti monachi, falsi predicatores, falsi religiosi ... unde malum habere vicinum paganum vel judeum quam talem religiosum." Als sich die Cistercienser zuerst von den Benedictinern abtrennten, wurden sie sogleich ein Gegenstand des Spottes, des Verdachtes und schliesslich auch des Neides der alten Benedictiner. Sie wurden als Heuchler, Irrlehrer und Erbschleicher dargestellt. Der Name ihres Stifters, des heiligen Bernhard, wird im Roman de Renart dem Esel gegeben. Die Cistercienser kamen zuerst im Jahre 1128 nach England, und Odo von Sherrington schrieb seine bitteren Ausfälle auf sie um die Mitte desselben Jahrhunderts. (Siehe meine Abhandlung über Odo, Archiv Bd. LXIV.) Aerger wurde der Spott und die Eifersucht nicht nur der Benedictiner, sondern der sämmtlichen aus ihrer Regel entsprungenen Orden, als Orden von Bettelmönchen entstanden, die nicht nur die Regel des heiligen Benedict gänzlich verliessen, sondern auch Leute aus den niedrigsten Ständen in ihre Klöster aufnahmen, und anstatt der Beschäftigung mit den Künsten und Wissenschaften das gemeine Betteln zu ihrer Hauptaufgabe machten. Und die Bettelmönche, die Dominikaner und Franciskaner, hatten wiederum keine besondere Liebe und Achtung

gegen einander, sondern bekämpften einander auf die bitterste Weise. Riehl, dessen Novellen immer auf guten geschichtlichen Studien beruhen, giebt davon ein recht anschauliches Bild in seiner Hohen Schule der Demuth. Im Allgemeinen aber werfen unsere modernen Schriftsteller sämmtliche Parteien der vor-reformatorischen Kirche in einen Haufen zusammen. In einem früheren Artikel habe ich schon darauf hingewiesen, dass die deutsche Sprache nur ein Wort für sämmtliche religiöse Verbindungen hat, das Wort Mönch, während im Englischen wenigstens früher der Unterschied zwischen Monk und Friar streng beobachtet wurde. Ebenso wurde moine im Französischen nur von den Benedictinern, Cisterciensern, Premonstatensern und Carthäusern gebraucht und nur, wie Bescherelle sagt: par extension les religieux mendiants, et même tous les religieux. Sehen wir daher in einer den Benedictinern gehörigen Kirche einen Fuchs auf der Kanzel stehen und predigen, der eine spitze Kapuze und einen Strick um den Leib hat, so ist doch hier kein Zweifel, was damit gemeint sei, und es zeugt von der grössten Unkenntniss des Mittelalters, hier von Spott auf die Religion, auf die Mönche, die Priester oder die Kirche zu reden. Dieser Fuchs ist ja nicht als Mönch (monk) gekleidet, sondern als Bettelbruder. Dieser als Bettelbruder gekleidete Fuchs schleicht sich gern in die Nähe reicher Abteien, wo er den Mönchen die Hühner stiebitzt. Er ist kein Freund der Religion, sondern wird als ihr ärgster Feind, als Irrlehrer und unberufener Prediger dargestellt. Er predigt den Hühnern und Enten etwas vor, aber sein Text ist: „Der Herr ist mein Zeuge, wie sehr mich verlangt nach euch allen in meinen Eingeweiden.“ Im Anfange waren die Bettelorden auch nur Prediger, und die älteren Orden sowie die Weltgeistlichen brauchten allen ihren Einfluss beim Papste, um ihnen die Ausübung geistlicher Handlungen zu versagen. Es war daher kein Spott auf die Geistlichkeit, sondern es war Pflicht des berufenen Seelsorgers, vor diesen unberufenen Predigern zu warnen. Der Fall ist ungefähr so: Wenn ein englischer Bischof, wie ja häufig genug geschehen ist, von der Kanzel herab seine Gläubigen warnt, sich vor Dissidenten in Acht zu nehmen und nicht die Conventikel unberufener Prediger zu besuchen, so sagt er doch

nichts gegen die christliche Religion und die Geistlichkeit. Wenn Dickens einen Stiggins schildert, so ist das doch keine Satire auf die Religion und Geistlichkeit. Wenn man in England über einen methodistischen Schustergesellen, der an einer Strassenecke predigt, sich lustig macht, so verhöhnt man doch damit nicht die Kirche und ihre Diener. Gerade das Gegentheil ist der Fall. Nur so kann man den Umstand erklären, dass die Reinekebilder, besonders der Gänseprediger, sich in allen Benedictiner-Kirchen vorfanden, und zum grossen Theil noch finden.

Anstatt der mythologischen Hypothese Grimm's ist die historische Entwickelung des Reineke Fuchs die folgende: Die Klosterschulen lehrten die Elemente der lateinischen Sprache mit Beihilfe der Fabeln. Man bediente sich nicht nur der schon existirenden Fabeln, sondern dichtete neue hinzu und machte Nutzanwendungen auf die laufenden Zeitverhältnisse. Zu gleicher Zeit kamen die Bestiarien oder Thierbücher in Umlauf, in denen Thiere und Fabelwesen auf mystische Weise gedeutet werden. Aus einer Verschmelzung der Fabeln und Thierbücher entwickelte sich allmählich in den Benedictiner-Klöstern die Geschichte von Reineke Fuchs. Ich mache hier im voraus auf die unten zu beschreibenden Bilder zu Tarragona und Saint-Fiacre au Faouet (Morbihan) aufmerksam, die von dieser Verschmelzung den unwiderstehlichen Beweis liefern. Diese Geschichten von Reineke Fuchs wurden zuerst von der conservativen Geistlichkeit auf die reformatorischen Orden angewandt, und später von beiden gegen die Prediger oder Bettelmönche gekehrt. Denn immer erscheint der Fuchs im Bilde als Prediger mit der Kutte, dem Strick und der Kapuze der Bettelbrüder. Zur Zeit der Reformation bemächtigen sich die Protestanten der Fabel vom Fuchse und deuten sie gegen die ganze katholische Kirche. Die deutsche Uebersetzung wird nun, mit einem der katholischen Kirche feindlichen Commentar versehen, durch die neu erfundene Druckerkunst vervielfältigt und weit und breit bekannt gemacht, während die französischen Gedichte in Vergessenheit gerathen, so dass endlich ihre Existenz bezweifelt wird und die deutsche Version für ein Original passirt. Unter dem gemeinern Volke, sowohl in Deutschland

wie im Ausland, ist, nachdem der grösste deutsche Dichter den Reineke erneuert hat, die Meinung verbreitet, Reineke Fuchs sei ein Gedicht von Goethe. Habent sua fata libelli. Gulliver's Reisen wurden als politische Satire geschrieben und sind jetzt eins der beliebtesten Kinderbücher in der Welt, aus dem die Kleinen gewiss weder Politik noch Satire herauslesen. Es ist mit Reineke Fuchs ebenso ergangen; wir lesen ihn jetzt als ein unterhaltendes Gedicht, in dem der Humor über die Satire vorwaltet.

Man hat auch versucht, diejenigen Thiere, welche in der Fabel geistliche Handlungen verrichten, sorgfältig von denen zu scheiden, welche als Laien auftreten. Dabei ist man wiederum Grimm gefolgt und hat es zu einem Axiom gemacht: „Immer erscheint der Wolf als Mönch.“ Das ist aber grundfalsch. In diesen Fabeln, die sich hauptsächlich um clericale Interessen drehen, werden die verschiedenartigsten Thiere als Repräsentanten der verschiedenen Parteien unter den Priestern und Mönchen gebraucht. Es giebt fast kein einziges Thier, Ratten und Mäuse nicht ausgenommen, welche nicht dann und wann eine geistliche Handlung verrichten. Der Dachs hört die Beichte und giebt die Absolution, der Bock Bellyn wird besonders als Hofcaplan eingeführt und giebt Reineke seinen Segen auf Befehl Nobels. Der Esel ist aber immer der Priester im Bilde sowie in der Schrift. Bernard li arciprestre. Wie steht es aber mit dem Wolf? Nie erscheint er als Mönch oder Priester, sondern als Schüler oder Novize, und zwar immer als ungelehriger Schüler, der sich zum geistlichen Amt und Klosterleben nicht schickt. So viel ich von der Sache verstehe, gründet sich die Ansicht vom Mönchsthum des Wolfes auf die Fabel vom Wolf in der Schule. Zwischen einem Schulknaben, der das ABC nicht lernen kann, und einem Mönche ist doch wohl ein kleiner Unterschied. Was aber den Fuchs angeht, so erscheint er im Bilde immer als Bettelbruder und diese Darstellung desselben hatte sich in der Kunst so zäh als Tradition erhalten, dass er in Everdingen's Kupferstichen noch so dargestellt wird.

Aus einem einzigen Worte ein ganzes System aufzubauen, darauf verstehen wir Deutsche uns trotz einem Volke. Lessing

hat es gesagt. Und so ist aus der Etymologie eines einzigen Wortes die ganze Theorie von der Thiersage entstanden. Grimm selbst wittert in den französischen Gedichten noch „germanischen Waldgeruch". Er fühlt noch heraus, „was sich schon Sigambrer, Katten und Gothen haben von Fuchs und Wolf erzählen können." Wenn die Deutschen wirklich so an diesen Thierfabeln hingen, so ist es sonderbar, dass nur diejenigen Stämme derselben sich erinnerten und sie fortpflanzten, die ihre germanische Sprache und ihre germanische Abkunft gänzlich vergassen und Franzosen wurden. Ich selbst wittere in dem Reineke Fuchs nichts als die Luft des Klosters, in die mitunter ein Hauch aus der Poesie der Trouvères hineinweht. Bedeutende französische Kritiker haben auch dieses Thema behandelt und es ist ihnen nicht gelungen, den urdeutschen Waldgeruch im Roman du Renart zu wittern. Da werden sie denn von den deutschen Schriftstellern übel angefahren; man wirft ihnen vor, dass sie die deutschen Quellen nicht kennen. Ich habe bei diesen Herren nach ihren Quellen gesucht und finde, sie haben alle nur eine Quelle, und das ist Grimm. Es wäre doch wohl rathsam, die Franzosen, die auf dem festen Boden der historischen Forschung stehen geblieben sind, etwas höflicher zu behandeln. Gervinus allerdings giebt zu, dass „die Dichter der Thiersage uns eigentlich aus dem doppelten Grunde nichts angehen, weil sie nicht auf deutschem Gebiete und nicht in deutscher Sprache dichteten." Weiterhin gesteht er, dass er „die Form des geschichtlichen Vortrages mit einem kritischen wird tauschen müssen." Aber Goedeke (Mittelalter p. 585) zieht aus der einzigen Etymologie von Reinhart den Schluss, dass schon vor dem fünften Jahrhundert die Thiersage „Ureigenthum des germanischen Stammes gewesen ist." Ebenso Koberstein.

„Selbst die Geschichte der deutschen Baukunst im Mittelalter, sagt Jacob Grimm (p. CCXVII), bietet ein unverwerfliches und sehr willkommenes Zeugniss der (natürlich deutschen) Thiersage an Hand." Und dann beschreibt er die Thierbilder im Dom zu Strassburg. Nun findet sich aber eine viel grössere Anzahl von diesen Bildern in England, Frankreich, ja in Spanien, Italien und sogar Irland, dass sie eben für den deutschen Ursprung nichts beweisen. Sie machen aber ihren mönchischen

Ursprung zur vollen Gewissheit. Ein höchst erfreuliches Zeichen der Rückkehr der deutschen Literarhistorik zu einer besonneneren Kritik findet sich in der Einleitung zu Herrn Prof. Ernst Martin's Ausgabe vom Reinaert. „Wol ist der Ursprung der mittelalterlichen Thiersage, sagt dieser sorgfältige Forscher auf p. XV, in den Klöstern zu suchen, wol sind die Verfasser der lateinischen und französischen Gedichte dieser Art, soweit ihr Stand bekannt ist, Geistliche.“ Das ist es, was ich bereits in meinen früheren Aufsätzen ausgesprochen habe. Nur gefällt mir auch hier nicht der irreleitende Ausdruck „Thiersage“.

Ich fahre nun fort, die übrigen mir bekannten Fabelbilder in kirchlichen Gebäuden zu beschreiben.

Frankreich.

Viele der französischen Thierbilder wurden von M. Champfleury im Bibliophile Français besprochen. Diese Artikel hat er später seiner Histoire de la Carricature au moyen-âge einverleibt. Die Liste derselben ist nicht vollständig, wie man schon aus Vergleichung mit meinem ersten Artikel sehen kann. Auch er kann keine Satire auf Religion und Geistlichkeit in ihnen sehen. Er erwähnt Reinekebilder zu Salignac, Nanteuil, Saint Germain des Prés und mehrere von mir beschriebene. Abbildungen giebt er von den folgenden.

Le Faouet.

Dicht bei der kleinen Stadt Le Faouet im Morbihan liegt die schöne, aber sehr vernachlässigte Kirche Saint Fiacre. In derselben befinden sich, und zwar am Lettner, zwei höchst merkwürdige Gruppen von Thieren, die uns über die ursprüngliche Verbindung des Reineke Fuchs mit dem Fuchs der Bestiarien die vollste Gewissheit geben. Die eine Gruppe zeigt einen Fuchs auf dem Rücken liegend, die Zunge aus dem Halse reckend und sich todt stellend. Eine Henne pickt mit dem Schnabel an der Zunge, ein Hahn und drei andere Hennen an andern Theilen des sich todt stellenden Fuchses. In der nächsten Gruppe sehen wir den Fuchs auf den Beinen stehen und eine

Henne erwürgen. Das ist eine bildliche Darstellung des poupil des Bestiaire. Die dritte Gruppe zeigt uns einen Hahn und drei Hennen, die von einer Staude Schnecken zu picken scheinen. Hinter dieser Staude lauert ein Fuchs und wieder hinter diesem ist ein Fuchs in einer Kutte, der, hinter einer Art von Gestell sich verbergend, den Hühnern nachstellt. Dieses Gestell soll vielleicht eine tragbare Kanzel darstellen; die drei Löcher im unteren, massiven Theile würden dazu dienen, die Traghölzer durchzustecken. Champfleury interpretirt jedoch: „du haut d'un donjon il guette les poules." Da ich den Fuchs nie auf einem donjon gesehen habe, aber häufig auf einer Kanzel, so scheint mir meine Ansicht die wahrscheinlichere, besonders da dieser Fuchs die Kutte trägt. Wie dem auch sei, so haben wir hier gewiss den Gänsedieb Reineke. Die Stellung dieser Bilder an einem so bedeutenden Orte wie der Lettner, wo sie Jedem, der nach dem Altar hinblickte, in die Augen fallen mussten, ist wohl Bürge dafür, dass hier weder an Spott noch Spass zu denken ist. Wie es das Thierbuch ausdrücklich sagt, der Fuchs ist der Teufel, vor dem die Gläubigen gewarnt werden. (Siehe Archiv, Bd. LVIII, p. 255 u. 256.) Die Abbildungen befinden sich bei Champfleury auf pp. 47 u. 48.

Ein anderes Basrelief aus derselben Kirche giebt derselbe Autor auf p. 149. Es ist ein Mann in sitzender Stellung, mit der linken Hand hält er ein auf dem Knie liegendes Fässchen, im Munde hält er mit den Zähnen den Schwanz eines Fuchses, dessen Leib zwischen den Knieen des Mannes hängt, und die zur Hälfte aus seiner Haut geschlüpft, oder halb geschunden zu sein scheint. Champfleury erklärt dies für eine bildliche Darstellung der sprichwörtlichen Redensart écorcher le renard, zu deutsch des Katzenjammers. Ich stimme ihm darin vollkommen bei, es ist eine Darstellung der Folgen der Trunksucht. Es ist Schade, dass nicht sämmtliche Bilder dieser Kirche abgebildet oder beschrieben worden sind.

Limoges.

In der Domkirche St. Etienne zu Limoges befindet sich eine runde gemalte Fensterscheibe, die den Gänseprediger darstellt. Der Fuchs in der Kutte steht predigend auf der Kanzel,

in der Linken hält er ein Spruchband, Hähne und Hühner stehen als Zuhörer um die Kanzel.

Evreux.

Auf einem Miserere der Chorstühle von Saint-Jaurin befindet sich ein Gänseprediger, dem Hühner und Enten zuhören. Ein Huhn hat er bereits in der Kapuze. Findet sich auch abgebildet in Langlois, Stalles de la Cathédrale de Rouen.

Autun.

An einem Capitäl des Domes befindet sich die Fabel vom Storch, der dem Fuchse einen Knochen aus dem Halse zieht. Man bedenke hierbei, dass die Hölle immer als ein offener Rachen dargestellt wurde.

Paris.

Im Musée Cluny (Katalog Nr. 537) befindet sich ein: Banc-d'œuvre à trois stalles, surmonté d'un dais et décoré d'ornements et d'arabesques. Les miséricordes sont couvertes de sculptures grotesques qui représentent: l'une un porc qui touche de l'orgue; l'autre le même personnage avec un âne pour souffleur.

Eine ähnliche Groteske findet sich im Münster zu Boston. Woher das oben beschriebene Gestühl in das Museum gekommen ist, erwähnt der Katalog nicht.

Champfleury erwähnt noch (p. 152), „dans la nef de l'église Saint-Germain des Prés on voit aussi le renard". Ich habe diese Groteske nicht bemerkt. Da sie im Schiffe sein soll, wird sie sich gewiss am Capital eines Pfeilers finden.

Rouen.

Die Grotesken des Domes haben in dem bekannten Künstler und Archäologen E. H. Langlois einen tüchtigen Bearbeiter gefunden in seinem Buche: Stalles de la Cathédrale de Rouen. Kürzlich hat auch ein junger Künstler, M. Jules Adeline, in seinem Werke: Les Sculptures grotesques et symboliques" (Rouen, Augé) einen wichtigen Beitrag geliefert. Da die Armlehnen der Chorstühle von einem Vandalen, einem ehemaligen Canonicus, mit einem Beile abgehauen wurden, so haben sowohl

Langlois wie Adeline sie nicht berücksichtigt. Ich bemerke deshalb, dass die accoudoirs des vierten Stuhles der bassae formae auf der Evangelienseite, vom Altar gezählt, auf unseren Reineke sich wahrscheinlich bezogen haben. Auf der linken Armlehne sieht man die Ueberreste einer in eine Kutte gekleideten Figur und eine Hand, die eine Gans am Halse hält. Die rechte Armlehne zeigt den Rest einer Figur mit einem Pilgerstabe.

Adeline hat besonders die Grotesken des Cour des Libraires reproducirt. Hier finden sich Darstellungen von Verwandlungen. Ich denke, sie lassen sich aus Sagen von Wärwölfen erklären und vielleicht mit Isegrim in Zusammenhang bringen. Das Buch ist sehr billig, und hübsch ausgestattet.

Aulnay.

Auf dem Fries einer Archivolte in St. Pierre zu Aulnay sieht man einen aufrecht stehenden Esel, der ein Messgewand trägt. Abgebildet bei Champfleury p. 65, und bei Crosnier (jetzigem Bischof von Nevers) Iconographie Chrétienne, p. 297.

Le Mans.

Auf einem Miserere der Chorstühle des Doms befindet sich der unvermeidliche Gänsedieb. Hier jedoch hält er die herunterhängende Gans im Maule fest, während sonst er sie am Halse haltend über seinen Rücken schwingt.

Italien.

Die Italiener vermieden selbst in der Gothik die im Norden gewöhnliche Ornamentik. Doch lassen sich Spuren des französischen und deutschen Geschmackes finden. So die Darstellung von Roland und Oliver und von Theodorich dem Grossen am Dome zu Verona. Das einzige mir bekannte Fabelbild befindet sich zu

Rom

in St. Paulus extra muros. Es findet sich abgebildet bei Seroux d'Agincourt, Sculpture, Planche XXVI Nr. 30, und nach einer Zeichnung von demselben in den Mémoires de l'Institut Génévois vol. XV. Diesen Wolf würde Jedermann für

einen Fuchs halten, wenn nicht lupus daneben geschrieben stände. Er steht an einem Lesepulte, worauf ein offenes Buch liegt; eine Ziege geht von ihm hinweg. Das heisst wohl: ob du mir gleich etwas recht Frommes vorsagst oder vorliesest, so weiss ich doch, dass du mich nur auffressen willst, und begebe mich daher in Sicherheit.

Schweiz.

In den existirenden kirchlichen Bauten der Schweiz befinden sich meines Wissens keine Fabelbilder. Doch fanden sich bei Ausgrabungen in der ehemaligen Benedictiner-Abtei Saint Ursanne und auch anderweitig verschiedene Darstellungen vom Wolf in der Schule. Man fand auch diese Fabel in der alten Kirche zu Haigendorff bei Olten. Die betreffenden Bilder sind besprochen und abgebildet in den Mémoires de l'Institut Génévois vols. XII und XIV. Diese Bilder befinden sich auf gebrannten Ziegelsteinen und wurden also fabrikmässig vervielfältigt. Ihr geringer Werth ist wohl Schuld gewesen, dass man sie nicht der Erhaltung würdig befunden hat, aber die Art ihrer Fabrikation ist wichtig für uns, da es auf die allgemeine Anwendung der Thierbilder im Kirchenschmuck hindeutet.

Spanien.

In Spanien finden wir sehr bedeutende Beiträge zu einer richtigen Erkenntniss der Reinekefabeln. Das Land ist zum grossen Theil noch eine terra incognita. Deutsche Schriftsteller, ich meine die besten, stützen sich auf Street, der jedoch nur einen Theil des Landes bereist hat und selbst in diesem viel hat bei Seite liegen lassen. So ist es auch mir gegangen. Die Schwierigkeit, schnell von einem Orte zum anderen zu gelangen, zwingt den Reisenden oft, das Sehenswertheste bei Seite zu lassen. So hat es ihm so wenig wie mir gelingen wollen, weder Poblet noch Ripoll zu erreichen, die doch sowohl für den Architekten wie den Archäologen von höchster Wichtigkeit sind. Es ist zu hoffen, dass bald die von Street noch nicht besuchten gothischen Bauten in Spanien von Jemandem besucht und beschrieben werden.

Tarragona.

In meinem Artikel über Odo von Sherrington (Archiv Bd. LXIV) habe ich bereits eine Groteske im Dom zu Tarragona erwähnt und auf die Zeichnung in Street's „Gothic Architecture in Spain" hingewiesen. Street hat jedoch nur die Hälfte des Abacus gezeichnet und übersehen, dass die Grotesken der anderen Seite mit dem Katzenbegräbniss ein Ganzes ausmachen. Sie sind ein unwiderstehlicher Beweis meiner Behauptung, dass die Thierbücher und die Fabelbücher vereinigt den Urquell der Reinekedichtung bilden.

Zuerst sieht man den Fuchs für todt auf dem Rücken liegen und die Zunge herausrecken. Eine Henne steht auf seinem Bauche und pickt an demselben, eine andere pickt an der Zunge; hinter derselben steht ein Hahn. In der nächsten Gruppe sieht man den Fuchs auf den Beinen stehen und den Hahn erwürgen. Hier könnte man bemerken, wie tiefsinnig der Künstler das Wesen der Thiere erfasst hat. Der Hahn ruft seine Hühner zum Frasse herbei, er selbst aber sieht nur zu. Zur Strafe für seine Unvorsichtigkeit, da er doch hätte wachsamer sein sollen, wird er vom Fuchse ergriffen und nicht die Hühner. Die nun folgende Gruppe stellt das Begräbniss der Katze dar. Die Katze liegt auf einer Bahre, die von vier Ratten getragen wird. Eine Procession von Ratten und Mäusen geht der Bahre voran, sie tragen Banner, Weihwasser und Weihwedel. Unter der Bahre geht eine Ratte mit einem Beile. In der nächsten Scene hat die Katze die Ratten und Mäuse überlistet. Bahre, Weihkübel, Alles liegt auf dem Boden, die Ratten und Mäuse fliehen nach allen Richtungen vor der Katze, die bereits eine derselben erreicht hat. Die ganze Scene ist voller Leben und Wahrheit. Für die rechte Deutung der mittelalterlichen Fabeln geben uns diese Grotesken mit denen zu Faouet einen Fingerzeig, der nicht missverstanden werden kann.

Toledo.

Es ist keine Uebertreibung, wenn Richard Vord den hohen Chor des Domes zu Toledo ein vollkommenes Museum der Bildnerei nennt. Hier haben wir Sculpturen aus Marmor, Ala-

baster und Holz in grösster Mannigfaltigkeit. Ich beschränke mich auf die bassae formae, welche von Maestro Rodrigo im Jahre 1495 geschnitzt wurden. Sie stellen die Siege Ferdinand's und Isabella's dar. Aber unter dieselben hat der Künstler verschiedene Grotesken gemischt, die für uns von Interesse sind.

1. Ein Bär und ein Bienenkorb.

2. Ein Fuchs, der einen Hahn erwürgt.

3. Eine Frau reitet auf einem Maulesel, wie es scheint, zu Markte. Sie hat einen grossen Korb, aus dem zwei Gänse die Hälse strecken. Ein Fuchs kommt von hinten und sucht die Gänse zu stehlen. Eine Variation der Geschichte vom Fuchs und den Fischen.

4. Ein Affe hält in der einen Hand eine Schüssel, in der andern einen Löffel, mit dem er eine Ente füttert. Ein junger Affe steht hinter dem alten und scheint ihn zurückhalten zu wollen.

5. Ein Schwein, welches einen Gürtel und in demselben ein Messer trägt. Auf jeder Seite desselben steht ein Affe.

Noch finden sich andere bekannte Geschichten hier. Zweimal die Geschichte vom Aristoteles (Lai d'Aristote), das eine Mal mit besonderer Vorliebe und Sorgfalt geschnitzt; Melusine, die ganze Serie der Bilder vom Einhorn nach den Thierbüchern. Und ein Curiosum, das wohl auf einem Fabliau beruht: Ein Narr tritt in ein Zelt, dessen Falten ihm von einem nackten Frauenzimmer geöffnet werden.

Barcelona.

Die Misericordien im Dome verdienen eine sorgfältige Untersuchung. Es scheinen viele Rittergeschichten darauf dargestellt zu sein. Von Thierbildern finden sich nur zwei:

Musicirende Affen, dabei andere Affen, die einen Ringeltanz tanzen.

Eine Rosette, auf deren einer Seite eine Schnecke und auf der andern ein gewaffneter Ritter. Es könnte eine Reminiscenz des Débat des gens d'armes et d'une femme contre un lymasson sein, wozu Champfleury (a. a. O. p. 41) eine Illustration beibringt. Etwas Aehnliches befindet sich zu Bristol.

Oviedo.

Nur um die mir bis jetzt bekannten spanischen Fabelbilder zusammenzustellen, komme ich hier auf die Fabelbilder in San Salvador zu Oviedo zurück, die ich schon im ersten Artikel erwähnt habe.

Reineke wird gehängt. Reineke liegt todt auf der Bahre. Ein Hahn läutet die Glocken, während die Hennen das Todtenamt singen.

Burgos.

Die Chorstühle des Domes wurden theilweise zur Reformationszeit, theilweise nach derselben geschnitzt. Sie beweisen, wie um diese Zeit die Geschichte Reineke Fuchsens aufhörte, eine klösterliche Geschichte zu sein. Wir finden Thierbilder und Grotesken zu Burgos, aber nichts, das sich auf Reineke bezöge. Um den grossen Unterschied dieser Grotesken von den mittelalterlichen klar zu machen, beschreibe ich einige.

Zwei Schweine, auf Schemeln sitzend; jedes hält einen Topf in der Hand, in dem es seinen Brei aufrührt.

Zwei Weinschläuche, aufrecht auf Pferden sitzend, reiten mit eingelegter Lanze gegen einander. Die Art, wie die Schläuche dargestellt sind, ist höchst genial.

Ein Musiker, zu dessen Tönen zwei Ritter mit ihren Damen tanzen.

Ein Bischof, der vom Teufel geholt wird. Charakteristisch für Spanien ist es, dass der Teufel den Kopf eines Stieres hat.

Vielleicht hat es auch mit der spanischen Leidenschaft für Stiergefechte zu schaffen, dass auf dem Throne des Erzbischofs der Raub der Europa dargestellt ist.

England.

In England war die Geschichte Reineke Fuchsens, wenn wir nur nach den Thierbildern in den Kirchen urtheilen, am populärsten. Jeder Dom, jede Abtei, jede von einem Domcapitel oder einem Abte abhängige Kapelle hatte dieselben. In vielen sind sie noch erhalten. Der Grund war, dass die Benedictiner

in England am mächtigsten waren. Sämmtliche Bisthümer wie sämmtliche gefürstete Abteien in England waren in den Händen der Benedictiner. Leider werden jetzt täglich einige von diesen Bildern entweder zerstört oder beseitigt.

Great Malvern.

An den Chorstühlen der Abteikirche ist eine Groteske, die das Hängen einer Katze durch Ratten darstellt. Zu beiden Seiten dieser Scene befindet sich eine Eule. Abgebildet in Thomas Wright, Essays on Archaeological Subjects, vol. II, p. 117.

Manchester.

Die Kirche zu Manchester wurde im Jahre 1422 als eine Collegial-Kirche gestiftet und nach mannigfaltigen Schicksalen im Jahre 1848 zur Mutterkirche des neu gegründeten protestantischen Bisthums Manchester erhoben. Merkwürdig ist, dass an dieser Kirche so viel restaurirt worden ist, dass nur die prächtige hölzerne Decke und die Chorstühle von der ursprünglichen Kirche herrühren. Die Chorstühle sind sehr schön geschnitzt und voll von Thierbildern, in deren Deutung man aber sorgfältig sein muss. Es finden sich viele Jagden, die aber alle auf den Namen des ersten Warden, Huntingdon, gedeutet werden müssen. Bei diesen Jagden sieht man gewöhnlich eine oder mehrere Tonnen stehen, welche dann den Rebus Huntingdon vollständig machen. Einer der ersten Wardens war auch ein Sohn des mächtigen Hauses Stanley, und so findet sich die alte Sage dieser Familie, wie ein Sprössling derselben von einem Adler in sein Nest getragen wurde, dargestellt. Doch finden sich unzweifelhaft Reineke-Bilder.

1. Ein Fuchs läuft mit einer Gans davon, die Bäuerin eilt aus ihrem Hause zur Hilfe.

2. Reineke liest andächtig in einem Buche, während die Füchsin, Ruthe in Hand, zwei kleine Füchse in einem Buche lesen lehrt.

3. Ein Affe, der ein Uringlas untersucht.

4. Ein Mann liegt auf dem Boden, er trägt einen Knaben auf dem Rücken. Mehrere Affen machen sich über ihn her und plündern ihn. Ebenso in Bristol.

5. Eine Sau bläst den Dudelsack, die Ferkel tanzen um den umgekehrten Trog. Zur Linken ein Eber mit einer Harfe, zur Rechten ein gesattelter Bär.

6. Ein Affe, der ein Wickelkind im Arme trägt.

7. Ein Mann, mit Schild und Keule bewaffnet, bekämpft einen Greifen.

8. Auch aus der Verkehrten Welt findet sich eine Scene. Ein Fuchs reitet auf einem Hunde, an einem Stocke trägt er einen anderen Hund, der mit zusammengebundenen Beinen mit dem Kopfe herunterbaumelt.

Mehrere Sculpturen sind gänzlich zerstört, ohne Zweifel weil sie anstössige Sachen enthielten.

Hexham.

Hier befindet sich der allermerkwürdigste Gänseprediger. Seine Stellung ist sehr bedeutend, aber die ihn begleitenden Grotesken möchten einen zur Verzweiflung treiben. Er befindet sich an einer mit Ueberbau versehenen Tumba. Ich will zuerst hier die Beschreibung aus Murray's Handbook for Travellers in Durham and Northumberland hersetzen. Dieselbe stützt sich auf Ferguson und einen Artikel von Longstaffe in der Archaeologia Aeliana.

„In the South of the transept, removed from the North of the choir, is the beautiful oratory which has been called ‚Prior Richard's Shrine', on account of the letters R. L. carved upon the central top of its roof, which is divided into eight compartments. The founder was really Prior Lechmere (1479—1499). The upper part of the shrine is of carved oak, apparently of the decorated period, but really executed by Lechmere, or his successor Smithson. On the East side are paintings representing St. Andrew, St. Peter und St. Paul, with the Crucifixion (almost obliterated) under them. Beneath is a curious stone recess, with quaintly carved figures, including Saturn, St. George, the fox preaching to the geese, thumbscrew, nightmare &c. Within the shrine a monument has been placed, which was formerly unconnected with it, though tradition has given it the name of ‚Prior Richard's tomb'. It represents a monk with a cowl drawn over his face." Von

Spott auf Religion und Geistlichkeit ist hier gewiss nicht die Rede. Auch kann die modificirte Meinung nicht gelten, die Geistlichen hätten diese Spässe nur unter sich und zu einer Zeit geduldet, wo ihre Macht unangefochten war. Der letzte Abt von Hexham, Augustine Webster, bezahlte seine Anhänglichkeit an seinen Glauben mit dem Leben. Er wurde auf Befehl Heinrich VIII. am Thor seiner eigenen Abtei gehängt. Ausser den oben erwähnten Grotesken befinden sich noch folgende an diesem merkwürdigen Schreine: Ein Mann mit drei Gesichtern und einem Kopf zwischen den Beinen. Ein Mann mit einer Harfe. Ein Mann, der ein Thier über die Schultern geschlungen trägt. Leider ist dieses merkwürdige Monument in etwas vernachlässigtem Zustande, und die Restauration der Abtei in nicht sehr competenten Händen.

Ripon.

Ripon, ehemals Benedictiner-Abtei, jetzt protestantischer Bischofssitz. Willibrord, der Apostel der Friesen, wurde hier erzogen. Die Kirche selbst bietet keine Grotesken dar, wie dies mit den Bauten im früh-englischen Styl überhaupt der Fall ist. Aber die alten Chorstühle sind voll davon. Mehre stellen biblische Geschichten dar; Simson mit den Thoren von Gaza, Jonas vom Wallfisch verschlungen; Drachen und Greifen; Engel, die Schilde halten, worunter einer mit dem Datum 1489. Für uns sind die folgenden von Interesse.

1. Ein Fuchs, der mit einer Gans wegläuft. Zu seiner Rechten eine Frau mit einer Spindel, zur Linken ein laufender Hund.

2. Ein Mann, der auf einer Karre geschoben wird; in der Hand hält er einen Geldbeutel. Die locale Sage nennt es: Judas von Pontius Pilatus weggekarrt.

3. Eine Sau bläst den Dudelsack, zwei tanzende Ferkel.

4. Melusine.

5. Der Fuchs auf der Kanzel predigt vor einer Gans und einem Hahn.

6. Fuchs, der mit einer Gans davonläuft.

7. Zwei Hunde, die einen Fuchs ergreifen.

8. Ein Menschenhaupt, aus dessen Munde Blumen wachsen.

9. Die Armlehne des jetzigen Bischofsstuhles hat einen Elephanten mit Thurm und Kriegern auf dem Rücken, der eine Krieger wirft einen Stein, der andere hält ein Horn. Der Elephant hebt einen Mann mit seinem Rüssel auf. Grade gegenüber steht ein putziger Affe mit einem Halsband.

Boston.

In Boston Minster finden wir eine Version, die theilweise an das benachbarte Ely, theilweise an Beverley Minster erinnert. Ein Thier, sei es nun Fuchs oder Wolf, als Abt gekleidet und den Krummstab in der Linken, sitzt auf einem Stuhle. Zu seiner Seite ein Thier in der Kutte, rings herum die Hühner. Was folgt wird zeigen, dass es wohl der bekannte Gänseprediger Reineke ist. Auf dem nächsten Bilde sehen wir einen Fuchs (und Niemand kann hier über seine Identität den geringsten Zweifel haben) mit einem Huhn davonlaufen, die anderen Hühner entfliehen, während eine alte Frau ihn mit der Spindel in der Hand verfolgt. In dem nächsten Bilde steht Reineke vor seinem Arzte, dem Affen, der ein Uringlas untersucht.

Das nächste Thierbild gleicht dem im Musée Cluny. Ein Thier (Hund?) spielt auf der Orgel, während ein Hund am Blasebalge beschäftigt ist. Auf der einen Seite ist ein Hund mit einer Trommel, auf der anderen einer mit einem Dudelsack.

Andere Thierbilder stellen dar die symbolische Geschichte des Einhorns, St. Georg und der Drachen, den Pelican etc.

Unter den vielen Geschichten an den Chorstühlen sind manche merkwürdig. Ein gewappneter Ritter reitet im Galopp auf einem geharnischten Pferde. Das Pferd verliert ein Hufeisen; schnell wendet sich der Ritter und fängt das fliegende Hufeisen in der Hand auf. Wo befindet sich diese Geschichte? Kommt so etwas nicht in der skandinavischen Mythologie vor? Boston ist der rechte Ort dafür.

Norwich.

Der Dom zu Norwich ist überreich an Sculpturen, von denen bis jetzt nur wenige beschrieben worden sind. Die Photographien und Beschreibung der Decke, vom jetzigen Decan herausgegeben, bilden allein einen stattlichen Band. Um so

mehr that es mir leid, dass es mir bis jetzt unmöglich gewesen ist, dieselben persönlich zu untersuchen, doch finden sich in „Richard John King's Handbook to the Eastern Cathedrals“ mehrere Fabelbilder erwähnt.

1. Ein Fuchs läuft mit einer Gans weg, eine Frau mit einer Spindel verfolgt ihn, ihr Hund begleitet sie. Inzwischen frisst ein Schwein aus einem Eimer. Abgebildet in King's Handbook.

2. Ein Mann, der auf einem Eber reitet.

3. Fabel von der Eule und den kleinen Vögeln.

4. Ein trinkender Mann von einem Eber umgerannt.

5. Ein Affe, der einen anderen Affen in einer Karre fortschiebt.

Carlisle.

Im Dom befinden sich an den Chorstühlen zwei Füchse, die mit einer Gans davonlaufen, einer auf der nördlichen, der andere auf der südlichen Seite.

Durham.

An einem Capitäl des hohen Chores befinden sich verschiedene Füchse, welche Gänse verfolgen. King, Handbook of Northern Cathedrals, Part II, p. 274, sagt: „an attack upon geese and cocks by animals which have too round heads to be foxes.“ Aber der ganze übrige Körper ist der eines Fuchses, besonders die Schwänze. Ausserdem müssen wir in der Interpretation ähnliche Bilder heranziehen, und nach wiederholter Anschauung halte ich sie für Füchse. Was sollten sie sonst sein?

Leicester.

In St. Martin eine gemalte Fensterscheibe, auf welcher ein Fuchs von der Kanzel den Hühnern und Gänsen predigt. In der einen Hand hält er ein Spruchband.

Worcester.

Der Gänseprediger an einem der Wangenstücke der Chorstühle ist meiner Aufmerksamkeit entgangen. Er findet sich vermerkt in Wright, Essays on Archaeological Subjects, vol. II, p. 116.

Salisbury.

Am Mittelpfeiler des Capitelsaals befinden sich Thiergeschichten. Mein Besuch zu Salisbury war von sehr kurzer Dauer, und ich lasse lieber King sprechen. Handbook of Southern Cathedrals, Part II, p. 146, sagt er: „Between the bases of the small columns of the central pillar is some sculpture which seems to relate either to the Romance of Reynard the Fox or to some of Aesop's fables. The original cap and base (from which these sculptures have been copied) are preserved in the cloisters.“

Zu East Brent, wo der Abt von Glastonbury regelmässig Weihnachten zubrachte, finden sich dieselben Thierbilder, so zu Nantwich und Holy Cross bei Winchester. Ich habe dieselben aber nicht selbst gesehen, auch liegen mir keine Zeichnungen derselben vor, und ich erwähne sie nur deshalb.

Eine höchst merkwürdige Thatsache finde ich in Murray's Handbook for Travellers in Lancashire. In Old Worsley Hall, fünf englische Meilen von Manchester, befinden sich seit der Zeit der Reformation die einzelnen Stücke von geschnitzten eichenen Chorstühlen, welche die gewöhnlichen Fabelbilder und Satiren auf Bettelmönche darstellen. Auf einem derselben befindet sich auch die Familiensage der Stanley's von dem Adler, welcher ein Kind in sein Nest trug. Nun war James Stanley Warden of Manchester College 1506—1515, und Worsley Hall früher ein Sitz der Stanley's. Die localen Archäologen meinen, dieser James Stanley habe sie für seine Collegial-Kirche schnitzen lassen und sie seien während der Reformation hier in Sicherheit gebracht worden. Es ist aber auch sehr leicht möglich, dass man unter den veränderten Umständen an die Aufstellung solcher Bilder nicht mehr dachte. Jedenfalls hören die Fabelbilder gerade um diese Zeit auf. Sie waren nicht mehr brauchbar und wurden deshalb in die Rumpelkammer verwiesen.

Irland.

Selbst bis in den äussersten Westen erstreckte sich die Darstellung der Reinekefabeln in Kirchen. Dublin hat zwei Domkirchen, St. Patrick's und Christ-Church, beide jetzt dem

protestantischen Cultus angehörig. Bei der Restauration von Christ-Church stellte sich heraus, dass vor alten Zeiten die Wölbung einmal eingestürzt sei und man, ohne die Trümmer hinauszuschaffen, einfach dieselben mit Dielen überdeckt hatte. Nachdem man diese Dielen aufgehoben und den Schutt weggeräumt hatte, fand man einen Fussboden von gebrannten Ziegeln. Derselbe war allerdings sehr übel zugerichtet, doch fanden sich darunter Fragmente, welche den Fuchs als Gänseprediger und Pilgrim vorstellen.

Deutschland.

Ich wende mich nun nach Deutschland, um die mir seit Veröffentlichung meines ersten Artikels bekannt gewordenen Reinekebilder zu beschreiben. Ein sehr fleissiger Forscher auf dem Gebiete der Archäologie des Mittelalters, Heinrich Otte, sagt (Handbuch der kirchlichen Kunst-Archäologie, 4. Auflage, vol. II, p. 880): „In deutschen Kirchen sind die Fabelbilder im Allgemeinen selten.“ Diese auf tüchtigen Forschungen beruhende sehr richtige Bemerkung lässt sich nicht leicht mit der Behauptung vereinigen, sie seien deutschen Ursprunges und in Deutschland besonders populär gewesen. Wo man sie findet, lässt sich fremder Einfluss gewöhnlich nachweisen.

Marienhafe.

Die im Jahre 1829 abgebrochene Kirche zu Marienhafe besass einen merkwürdigen Schatz an Steinbildern. Dieselben schmückten nicht nur die Portale, sondern liefen in Friesen rings um die Kirche herum. Durch ein gutes Geschick wurden diese Bilder von dem Stadtbaumeister Martens zu Emden gezeichnet und von der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Alterthümer zu Emden herausgegeben. Als Herr Martens diese Zeichnungen machte, lagen diese Sculpturen auf dem Kirchhofe durcheinander. Ich habe einen Versuch gemacht, die ursprüngliche Ordnung dieser Bilder wieder herzustellen und ihre Bedeutung zu ermitteln. Dieser Versuch erschien in dem Ostfriesischen Monatsblatt, Band VI, Heft 6, Juni 1878. Hier beschränke ich mich auf die Thierfabeln.

1. Der Wolf in der Schule, an das Freiburger Bild erinnernd, befindet sich auf Tafel V, Nr. 9.

2. Die ganze Geschichte vom Tode Reineke's und seinem Begräbniss findet sich auf Tafel IX. Der Künstler folgt hier ohne Zweifel einer Version der letzten Branche des Roman de Renart, die der Mone'schen zu Grunde gelegen hat. Jedermann sieht leicht, dass La Mort Renart durch einen späteren Bearbeiter manche eben nicht verschönernde Zusätze erhalten hat. Hier haben wir eine Darstellung, die in vieler Beziehung dem Roman de Renart folgt und in manchen kleineren Stücken davon abweicht. Und was merkwürdig ist, diese Abweichungen erinnern an andere kirchliche Sculpturen. Die Version, die wir hier sehen, muss also wohl bekannt gewesen sein. Die Bilder sind nicht vollständig erhalten, doch ist es immer eine recht hübsche Anzahl.

Zuerst haben wir ein Todtenamt von Thieren gefeiert. Ein Thier in einer Kutte liest das Evangelium, ein anderes feiert das heilige Abendmahl am Altar, während der Affe die Glocke zieht (Nr. 10). Dann haben wir noch ein Thier, das auf den Hinterbeinen an einem Pulte stehend ein Buch liest (Nr. 7). Dann haben wir eine Darstellung des Schmauses, der vor Reineke's Begräbniss stattfand. Ein Thier fegt den Saal, ein anderes zieht Wein aus einer Tonne, ein drittes trägt eine Schale, und ein viertes und fünftes tragen Speisen nach dem Saale. Im Saale selbst sitzen die anderen Thiere beim Schmause; hier sind nur drei Affen dargestellt, von denen der eine mit einem Messer schneidet, der zweite ein Stück Brot in den Mund steckt und der dritte das leere Trinkgefäss zeigt, woraus wir sicher schliessen können, dass das Thier, welches mit dem vollen Trinkgefäss kommt, ihm zunächst gestanden hat. Dann haben wir zwei Processionen. Da nämlich auf diesen zu den grösseren gehörigen Fragmenten manche Thiere von rechts nach links und andere von links nach rechts zu schreiten, so denke ich, müssen wir zwei Processionen annehmen. Nun stellt sich im Roman de Renart Reineke zweimal todt, und könnten wir an ein doppeltes Begräbniss denken. Doch könnte die eine Procession auch die nach der Kirche zur Todtenmesse, und die andere den Zug zum Grabe darstellen. Die Thiere, die von

links nach rechts zu gehen, sind eins mit Rauchfass, ein zweites mit einem Kreuze, ein Schwein, welches zwei Dinge in den Händen trägt, das eine sieht einer Krone sehr ähnlich, und das andere ist wohl ein Aspersorium gewesen; darauf folgt noch ein anderes Thier. Weiter sehen wir auf einem anderen Steine ein Thier im Priesterkleide mit offenem Buche daherschreiten; ihm folgt ein Pferd einen Spaten tragend, und darauf ein Kameel, das auch entweder ein Aspersorium trägt, oder vielleicht ein Tabor, das im Roman de Renart der Ziege zuertheilt wird.

La Chievre prendra un tabor
De quoi elle ira taborant.

Noch sind zwei Bruchstücke von Steinen da, auf einem derselben eine Ziege, welche eine Glocke in der Hand trägt. Die anderen Thiere, welche von rechts nach links schreiten, sind: das erste unkenntlich, Wolf mit Crucifix und Schwein mit Spaten. Die Bahre selbst, auf welcher der Fuchs zu Grabe getragen wird, ist nur im schadhaften Zustande erhalten; doch sieht man den grösseren Theil des Fuchses auf der Bahre, die von zwei Thieren getragen wird; die anderen Todtenträger sind gänzlich zerstört. Am Grabe selbst sehen wir zwei Thiere mit Hörnern, deren eins den Fuchs bei den Beinen ergreift und das andere am Kopfe und ihn so in das Grab legen. Das ist accurat wie im Roman de Renart:

Li Cors ont iluec descendu
Qui covert iert d'un paile vert,
Et quant il l'orent descovert
Brichemer par le chief le prist
Ainsi con Bernart li aprist
Que maint mis en terre en avoit;
A Belin que devant lui voit
A fet Renart par les piez prendre.
En la fosse sanz plus attendre
L'ont mis et couchié doucement,
Et l'Arceprestre isnelement
Geta sus l'eve beneoite.

Hier aber hört die Uebereinstimmung auf, denn auf unserem Bilde steht der Priester hinter dem Hirsche und giebt die Benediction, ein anderes Thier (Schwein?) schwingt das Aspersorium

und besprengt Reineke mit Weihwasser, während sein Freund, der Affe, ihm traurig in die Gruft nachsieht. Zwei Schaufeln liegen bei der Seite des Grabes.

Noch ein anderes Thierbild ist auf dieser Tafel, dessen Bedeutung mir aber nicht klar ist. Es ist das allererste in der Ordnung, in welcher sie Herr Martens gezeichnet hat. Es stellt eine Gruppe von sechs Thieren dar, eins derselben trägt eine Trinkschale, ein zweites scheint mit einer Ziege (im Brunnen?) zu verhandeln, und dann haben wir noch einen Affen, der mit einem Schwein (?) etwas abzumachen scheint.

Viele von den Thieren zu Marienhafe haben, wenigstens in den vorliegenden Zeichnungen, kein bestimmtes Merkmal, wodurch man sie als Wolf, Fuchs, Hund oder dergleichen erkennen könnte. Ich habe daher in diesen Fällen sie nur Thiere genannt. Sehr leicht erkenntlich sind in den Bildern die Affen, das Schwein, das Pferd, die Ziege.

Brandenburg.

Am westlichen Portal des Doms zu Brandenburg befindet sich an den Capitälern eine fortlaufende Kriegsgeschichte.

1. Ein Fuchs, der eine spitze Capuze trägt, liest das Evangelium an einem Lesepulte: drei Gänse hören ihm zu.

2. Der Fuchs steht auf der Kanzel und predigt fünf Gänsen.

3. Der Fuchs hat sich unter die Gänse gestürzt, eine hat er am Halse erreicht, die andern entfliehen.

4. Die Gänse bringen den Fuchs vor den Richter, der auf seinem Stuhle sitzt, bei seiner Seite steht ein Mann mit einem Schwerte.

5. Reineke steht am Galgen, den Strick um den Hals. Die Gänse ziehen mit ihren Schnäbeln am Stricke.

6. Reineke hat sich das Leben gerettet, er steht vor einem Priester, dem er beichtet.

Dies sind die Fabelbilder der nördlichen Reihe. Auf der Südseite findet sich ein Fabliau, doch kann ich die Quelle und die Geschichte nicht angeben. Zwei Gestalten sitzen an einem Schachbrett. Auf einem Burgwalle ein Krahn, um Sachen hinaufzuziehen. Ein Vogel sitzt auf der Mauer u. s. w. Endlich ein Ritter, der mit einem Basilisken ficht.

Diese Bilder sind in ziemlich schadhaftem Zustande und sollten sorgfältig gezeichnet und photographirt werden. Sie scheinen in späterer Zeit erst an ihre Stelle eingelassen zu sein.

Paderborn.

Ein Fries vom Dom zu Paderborn befindet sich abgebildet bei Otte, Handbuch der christlichen Kunst-Archäologie p. 879.

1. Die Fabel vom Fuchs und Kranich. Der Kranich steckt den langen Hals in die Flasche, während der Fuchs an der Aussenseite leckt.

2. Wolf und Kranich. Der Kranich zieht dem Wolf einen Knochen aus dem Hals.

3. Eine Frau, auf einer Bank sitzend, schlägt mit der Spindel nach einem Affen, der ein Gefäss wegnehmen will.

4. Ein Frosch und eine Gans oder Schwan.

Emmerich.

Die Chorstühle von St. Martin sind mit vielen Fabelbildern geschmückt.

1. Die Fabel vom Fuchs und Storch findet sich zweimal in je zwei Bildern dargestellt. In dem einen steckt der Storch den Schnabel in die Flasche, während der Fuchs an der Aussenseite leckt, in dem andern leckt der Fuchs die Tafel, während der Storch mit seinem Schnabel nur den Tisch berührt.

2. Die Fabel von den Mäusen, welche der Katze eine Schelle anbinden wollten.

3. Ein Fuchs verfolgt Enten, die in einem Teiche schwimmen.

4. Ein Fuchs liest in einem Buche.

5. Zwei Hunde streiten sich um einen Knochen, der dritte, welcher damit wegläuft, befindet sich auf einem andern Miserere.

6. Ein Ziegenbock, welcher einen Weinstock frisst. Der Bock als Gärtner.

7. Ein Mann, der Blumen vor Säue ausstreut. Margaritas ante porcos.

8. Ein Mann, der mit einem Flegel Eier drischt. Diese und noch andere Thierbilder finden sich abgebildet bei Ernst aus'm Weerth, Kunstdenkmäler des christlichen Mittelalters in den Rheinlanden, vol. I, Tafel IV.

Cleve.

Auf Tafel VIII des eben angegebenen Werkes befinden sich die Grotesken der Chorstühle des Minoritenklosters zu Cleve. Der Herr Herausgeber stellt sie mit denen zu Emmerich in gleiche Reihe. Nichts aber ist irriger. Ausser dem Eierdrescher findet sich nicht eine von den in Benedictiner-Kirchen dargestellten Fabeln. Wohl aber finden wir hier Bilder, die deutlich auf andere Orden gemünzt sind.

1. Ein Esel, welcher den Rosenkranz betet. Der Rosenkranz war eine Erfindung der Dominikaner und wir befinden uns hier in einer Franciskaner-Kirche.

2. Ein anderer Esel, als Benedictiner gekennzeichnet, liest in einem Buche. Wie der Herausgeber diesen Esel für einen Fuchs hat ansehen können, ist mir unbegreiflich. Es ist entschieden ein Esel, der gespaltene Huf soll ihn nur als Teufel kennzeichnen.

Die übrigen Grotesken gehen uns nichts an. Sie gehören in eine Kategorie mit denen im benachbarten Walcourt im Belgischen.

Kempen.

Die jetzige Pfarrkirche zu Kempen gehörte dem Domcapitel zu Köln an. Wir finden hier an den Chorstühlen viele Grotesken, die sich auch in anderen Benedictiner-Kirchen finden, einige, die dem Rheinlande eigenthümlich zu sein scheinen, und andere, wie der Esel mit dem Rosenkranze, die auf ihre späte Vollendung hinzeigen. In dieser Kirche hatte der Erzbischof von Köln einen Thron. Nun vergleiche man die Bilder an diesen Chorstühlen mit denen zu Cleve und Calcar, und man wird einen bedeutenden Unterschied finden. Herr Prof. Aus'm Weerth stellt sie natürlich mit denen zu Cleve in eine Kategorie. „Sie lassen sich, sagt er, in der Anschauungsweise der Thierfabel in derber Weise über die Gebrechen und Laster der Kleriker aus.“ Was ist ein Kleriker? Als diese Stühle geschnitzt wurden, fiel es keinem Menschen, am wenigsten aber einem Klostergeistlichen oder Weltgeistlichen ein, einen Franciskaner oder Dominikaner Bettelbruder für einen Klerikus oder Monachus zu halten. Hier finden wir nur diese

unberechtigten Prädicanten dargestellt. Auf den Misericordien finden wir:

1. Einen Fuchs auf der Kanzel, der den Hühnern und Gänsen predigt. Hinter der Kanzel lauert ein zweiter Fuchs. Der predigende Fuchs trägt die Kapuze und den Strick um den Leib, was ihn genugsam als Franciskaner Prädicanten kennzeichnet; in seiner Kapuze hat er bereits zwei Gänse. Der zweite lauernde Fuchs trägt eine spitze Kapuze.

2. Fabel vom Fuchs und Kranich.

3. Fabel von den Mäusen, die der Katze eine Schelle anbinden wollten.

4. Zwei Hunde, die sich um einen Knochen streiten.

5. Der sogenannte Eierdrescher.

6. Ein Fuchs, der den Enten nachschwimmt. Die auf der nächsten Schnitzerei abgebildete Spinnerin müssen wir wohl als zu diesem Fuchsbilde gehörig betrachten.

7. Ein Mann, der Blumen vor die Säue wirft.

8. Ein knieender Esel, den Rosenkranz im Maule und einen Sack auf dem Rücken. Dies geht auf die Dominikaner.

9. Eine Seejungfer mit Kamm und Spiegel in den Händen. Ob Symbol, ob Melusine, lässt sich nicht sagen. Das Bild findet sich in allen Kirchen des Mittelalters.

Auf den Armlehnen befinden sich:

10. Ein Esel mit Guitarre. Asinus ad lyram.

11. Eine Eule, die sich in einem Spiegel besieht. Eulenspiegel?

12. Ein Schwein, welches den Dudelsack bläst.

13. Ein Fuchs, der einem Vogel die Beichte abnimmt. Reineke hält ein Buch in der einen Hand und scheint eben im Begriff, sein Beichtkind auffressen zu wollen. Es ist die 31. Branche Méon's: Si comme Renart volt mangier son Confessor.

14. Ein Affe, der einen kleinen Esel (?) in der Kiepe trägt.

15. Ein Bär, der den Honig ausnimmt.

16. Ein Mann, der ein Schwein mit der Scheere scheert und sogleich daneben und wohl dazu gehörig das geschorene Schwein, welches sich eine Kutte (der Herausgeber sagt:



Hosen) anzieht. Hier haben wir gewiss eine verloren gegangene Fabel.

Noch finden sich andere Bilder an diesen Chorstühlen, die höchst interessant sind.

Niederlande.

Es hat den deutschen Literarhistorikern gefallen, den Niederländern einen besonders grossen Antheil an der Production der Thierfabeln, oder wie sie es nennen, an der Entwickelung der Thiersage, zuzuschreiben. Unter anderen Belegen führen sie die niederländische Malerschule an und besonders die Miniaturen-Maler der Handschriften. Nun verzierten die Scriptores sämmtlicher Klöster ihre Manuscripte mit verzierten Initialen, mit Darstellungen von Thieren und Unthieren. Hierin haben die Niederländer sich nur der allgemeinen Richtung der Zeit gefügt. Aber schlimmer! Man hat geradezu ganz ungegründete Behauptungen als Thatsachen hingestellt, und da sie den Anhängern der Thiersage zusagten, so sind sie als unbestritten aus einem Buch in das andere copirt worden. Der erste und Hauptsünder in dieser Angelegenheit ist der Abbé C. Dehaisnes in seinem Buche De l'Art en Flandre, Douai 1860. Auf p. 43 sagt er unter anderem: En ouvrant au hasard les volumes marqués sous les nos. 242, 367, 373, 914, 702 dans le catalogue des manuscrits de Douai, l'on voit sans cesse passer devant soi les dragons étranges, symboles du démon, les sirènes séduisantes qui répresentent l'impureté, les oiseaux à tête humaine, les hommes au pied fourchu et à la tête de guivre, et tout un monde de jongleurs, de valets, de démons, de monstres, d'êtres impossibles, qui grimacent, qui gambadent, qui se saisissent par les cheveux, qui se lancent des flèches, qui se déchirent, qui se dévorent entre eux; et souvent, au milieu de ce pandémonium, un moine, le brunissoir à la main, enlumine un manuscrit, une sainte se tient debout, calme et pieuse, recouverte d'un voile, revêtue d'une tunique aux longs et chastes plis.“ Gewiss eine gute Beschreibung vieler mittelalterlicher Handschriften, aber auf keine einzige der oben angeführten im geringsten Grade passend. Als ich vor zehn Jahren einige

Tage in Douai zubrachte, blätterte ich die angeführten Handschriften sorgfältig durch, und da manche derselben auch nicht einen einzigen verschnörkelten Buchstaben, geschweige Miniaturen enthielten, kam ich auf den Gedanken, dass der Katalog neu arrangirt worden sei. Ich wandte mich deshalb an den Herrn Bibliothekar, der mir mittheilte, dies sei nicht der Fall. Er kam jedoch auf den Gedanken, ich hätte die falschen Nummern aus Dehaisnes abgeschrieben, weshalb er das Buch sogleich herbeiholen liess. Es stellte sich heraus, dass ich mich nicht geirrt hatte. Nur ein einziges der angeführten Manuscripte, ein lateinisches Exemplar der Predigten des heiligen Bernhard, enthielt Miniaturen, die aber durchaus nicht der obigen Beschreibung entsprechen. Recht hat jedoch Dehaisnes, wenn er späterhin den irischen Mönchen in Deutschland einen grossen Einfluss auf diese Art der Miniatur-Malerei zuschreibt.

Die Reinekebilder in kirchlichen Gebäuden der Niederlande sind sämmtlich zerstört worden. Die am nördlichen Portal des Doms zu Tournay sollen erst zur Zeit der französischen Revolution abgehauen worden sein.

Folgende wichtige Mittheilungen hat mir Herr C. Alting zu Manslogt in Ost-Friesland gütigst zukommen lassen.

Ueber Reinekebilder an der Kirche zu Oosterbierum siehe: „H. Potter, Reize door de oude en nieuwe oostelyke departementen van het koningryk Holland. Haarlem 1808, I, p. 10; und N. C. Kist, De kerkelyke Architectuur en de Dodendansen. Leiden 1844, bl. 25.“

Ueber die alte Kirche (Oude Kerk) zu Amsterdam schreibt M. Charles de Coster in Le Tour du Monde (No. 928 vom 19. October 1878): „Vers la fin du quinzième et le commencement du seizième siècle on y ajouta deux autels, ce qui en porta le nombre à trente-trois. Des sculptures satiriques épargnées par les iconoclastes ne le furent pas par les Calvinistes. On fit disparaître un socle représentant un singe tenant dans ses pattes une tête de mort, on enleva de dessus une porte un âne remplaçant le prêtre dans une chaire de vérité; devant l'âne se trouvait un cheval bercé par un chat. Ces allusions irrespectueuses et bien transparentes montrent une fois de plus de quelle espèce était la naïveté qu'on prête aux artistes du moyen-age.“

Man sieht, die Reinekebilder fanden sich durch das ganze westliche Europa verbreitet. Sie finden sich an allen Theilen kirchlicher Gebäude, besonders aber an den Chorstühlen. Diese aber waren der den Mönchen und Priestern reservirte Platz. Dies ist ein Zeichen des clericalen Charakters dieser Fabeln. Mit Recht sagt Gervinus, dass die Grimm'sche Theorie „von den Franzosen schwerlich, von den Engländern noch weniger, von den Italienern und Spaniern aber gar nicht angenommen werden wird.“ Auch in Deutschland wird man davon abkommen, sobald man sich wieder aus den Träumen der Theorie auf den festen Boden historischer Forschung begiebt.

Queen's College, Belfast. A. L. Meissner.

Über
das ß in deutſchen und romaniſchen Drucken.

1.

Über die Entſtehung und die Geſchichte der Zeichen *ß*, ß, welche Jakob Grimm 1822, reſp. 1826 in ſeiner Grammatik für deutſches ß eingefürt hat, hat bisher noch in merfacher Beziehung eine gewisse Dunkelheit geherſcht und die darüber gefürten Kontroverſen ſind noch keineswegs zum vollen Abſchluss gekommen. Es hat mich dis veranlasst über den Gegenſtand, bei welchem ſich Germaniſches und Romaniſches merfach berüren, in der germaniſch-romaniſchen Section der Philologenverſammlung in Stettin am 29. Sept. 1880 einen Vortrag zu halten. Die Kürze der Zeit geſtattete dort nur einige Hauptpunkte hervorzuheben, weshalb ich jenen Vortrag hier durch eine Reihe von Zuſätzen erweitert habe. One mich auf die Phyſiologie der Laute und auf die allgemeinen orthographiſchen Fragen näher einzulassen, habe ich hier im weſentlichen die techniſche Seite, welche die in Rede ſtehenden Zeichen bieten, im Auge.

Zum leichteren Verſtändnis will ich hier nur folgendes vorausſchicken.

S-Laute oder Halbziſcher ſind diejenigen Reibelaute, bei denen der Luftſtrom ſich an den Kanten der oberen Zanreihe bricht, änlich wie wenn ich gegen die Schneide eines Messers oder gegen den Rand eines Kartenblattes blaſe. — Š-Laute oder Ganzziſcher ſind diejenigen, bei welchen ſich der Luftſtrom an beiden freigelegten einander genäherten Zanreihen bricht. Die mit der Zungenſpitze artikulirten Laute nenne ich apical, die mit dem Zungenrücken artikulirten dorſal gebildet. Jede diſer Artikulationen lässt eine ſtimmhafte (tönende, ſanfte, lenis) und eine ſtimmloſe (tonloſe, ſcharfe, fortis) Modifikation zu. Nach der Artikulationsſtelle unterſcheide ich die Dentallaute als:

Artikulationsſtelle.	stimmhaft.	stimmlos.
interdental (zwiſchen beiden Zanreihen artikulirt)	engl. dh	engl. th
marginal (am Rande der obern Schneidezäne)*	—	ß
ſuperficial (an der hinteren Fläche der obern Schneidezäne)	—	ç
alveolar (an dem vorderſten Teil des harten Gaumens)	ſ	s
dorſal	ſ̑	s̑
cacuminal (am oberſten Teil des harten Gaumens, mit mer oder weniger vorgeſchobenen Lippen)	ſ̌	š

Vergl. meine Abhandlung über die Phyſiologie und Orthographie der S-Laute in Herrigs Archiv 1863, Bd. 32. — Kuhn Zeitschr. XXXIII, 536. — Theſen über die Schreibung der Dialekte. — Zur Lere von den Klängen der Konſonanten.

2.

Das deutſche Fraktur-ß ist unzweifelhaft aus einer Verſchmelzung von ſ und ʒ entſtanden. Als ſeit der Mitte des 13. Jarh. die dem ndd. t entſprechende dentale (marginale) Spirans z (ʒ) nach kurzen Vokalen und Konſonanten in die alveolare Spirans s überzugehen angefangen hatte, wurde man unſicher ob man den Laut durch s oder z bezeichnen ſolle, und ſetzte nun beide Zeichen nebeneinander zſ, wie es ſchon der Schreiber der fränkiſchen Überſetzung des Iſidor im 8. Jarh. getan hatte, oder ſʒ. Vgl. Wackernagel, Sechs Bruchſtücke einer Nibelungenhandſchrift, Baſel 1866. Daraus entſtand dann das Fraktur-ß. Wattenbach, Lat. Paläographie, 3. Aufl., S. 50 ſagt darüber: „Bemerkenswert ist in deutſcher Sprache für ß: ß: daß (1383), waßer (1387).“

In den ersten Drucken in deutſcher Sprache, wie z. B. in dem ſogenannten Türkenkalender auf das Jar 1455, herausgegeben

* Der Ausdruck *marginal*, auf *margo dentium* bezogen, ist von mir 1862 in die Sprachphyſiologie eingefürt. Unzweckmäßig und ſtörend ſcheint es mir nun zu ſein, dass G. H. v. Meyer, Unſere Sprachwerkzeuge, Internationale wissenſchaftl. Bibliothek XLII, S. 333, *marginal* im Sinne des allgemein gebräuchlichen *lateral*, nach den Seitenrändern der Zunge benannt, eingefürt hat. Die Anſicht v. Meyers, dass unſere j und š lateral gebildet ſeien, wird durch die Gaumenfärbungsbilder in Grützners Phyſiologie der Stimme und Sprache und in Techmers Phonetik widerlegt, doch möchte ich die Möglichkeit eines lateralen š nicht abſolut leugnen.

von A. Bieling in Wagners Archiv Bd. 1, Wien 1874, S. 291. 443, stehen noch ſ und ʒ getrennt nebeneinander, wie die Facsimile in Wetters Erfindung der Buchdruckerkunst, Taf. IV und bei Aretin, Über die frühsten universal-historischen Folgen der Erfindung der Buchdruckerkunst, 1808, zeigen.

Neben dem Fraktur-ß kommt in älteren Drucken vilfach eine andere Form, das sogen. einhakige ꝭ vor. Dises scheint mir direkt aus dem ſ mit angefügtem Abkürzungsschnörkel entstanden zu sein. Wattenbach fårt an der oben angefürten Stelle fort: „Davon verschiden ist die Abkürzung ꝭ, gewönlich für *ser*, doch kommt auch ꝭ' für *secundum* vor. Im XV. aber wird auch dise Abkürzung in deutschen Wörtern ser häufig für ß gesetzt, z. B. müꝭe = *muße*, huꝭ = *haus* im Cod. latin. Mon. 641, wo ganz promiscue auch ß in derselben Bedeutung gebraucht ist.“ Und S. 67: „ꝭ ist gewönlich *ser*, doch ist es eine allgemeine Abkürzung und vertritt auch die Endung *sis*; besonders häufig im XV.; in niderdeutschen Urkunden vorꝭ: *vorscrewen* .... In Transl. S. Dionysii s. XII regelmäßig für *set* (*sed*).“

In Bruno de bello Saxonico, Hs. der Universitätsbibliothek zu Leipzig No. 1323, geschriben im Jare 1500: Monum. Germ. SS. V S. 327 ff. Taf. II: merseburgenß[is]; obß[er]uanda. — W. Arndt, Schriftt. 60 Sp. 1, Z. 5 prodesß[et]; Z. 9 ß[ed]; Z. 15 suiß[et]; Z. 16 ß[er]vos.

In den Drucken finden sich ß und ꝭ schon 1461 neben einander, so z. B. in dem Briefe Kaiser Fridrichs III gegen den entsetzten Erzbischof von Mainz Diether von Isenburg, gedruckt von Fust und Schöffer 1461 (Kgl. Bibliothek zu Berlin; Facsimile in Stackes deutscher Geschichte I, 720): ußtribung, ußstellen, vnꝭ, vnꝭn, poſſeꝭ, verbuntniꝭ, alꝭ, sampꝭdag, keyſerthumꝭ.

3.

Schon in den frühsten Drucken wurde der Gebrauch herschend für den scharfen s-Laut im Inlaut zwischen Vokalen ſſ, im Auslaut ß zu setzen.

Als nun die Druckkunst von Deutschland aus nach Italien gewandert war, ging man hier von der Fraktur zur lateinischen Antiqua über, welcher dann auch bald, besonders durch die Bemühungen des Aldus Manutius und seiner Nachfolger die lateinische Cursiva an die Seite trat. In diser bildete sich dann ein dem Fraktur-ß analoges Zeichen *ß* durch eine Verschmelzung von *ſs* aus.

Diſes *ß* tritt uns zunächst ſchon in Aldiniſchen Drucken als Schlusszeichen, namentlich bei Abkürzungen, entgegen. So in: Il Decamerone di M. Giovanni Boccaccio novamente corretto con tre novelle aggiunte. Am Ende: *Impreſſo in Venegia nelle Case d'Aldo Romano & d'Andrea Aſolano ſuo ſuecero nell' anno* M.D.XXII. Del meſe di Novembre. In Curſiva. Hier haben wir in der Überſchrift der Dedikation: *digniß. Reuerendiß.*, wärend unabgekürzt *iſſimo* ſteht.

Fol. 109 *O doloraſa feſta*
Morta foß'io auanti
Che io t'aueſſi in tal caſo provata.

Dagegen one Eliſion *foſſi*, *foſſe*, *amaſſi*, *credeſſi*. Es entſpricht dis der Unterſcheidung von ſſ und ß, wie ſie in Deutſchland herſchend war, und wie ſie mit der Buchdruckerkunst von Deutſchland nach Italien gewandert war.

In den darauf folgenden Drucken mit lateiniſchen Lettern wurde dann aber bald, ſchon zur Zeit der Manutier, gewönlich vor den Vokalen *i*, *é*, *ê*, *ò*, *ô* ſtatt ſſ die Differenzirung ſs, in der Curſiva ſtatt *ſſ* änlich *ſs*, oder häufiger verſchmolzen *ß* geſetzt. Man druckte *poſſet*, aber *poßit*. So tritt uns namentlich die Endung *-ißimus*, *-ißimo* wärend des 16. und 17. Jarhunderts in ganz Europa, ſo weit gedruckt wurde, überall entgegen.

Diſer Gebrauch ist, trotz der vilen Ausnamen, die ſich davon finden, ein ſo charakteristiſcher und bisher doch ſo wenig beachteter, dass er mich zu weiterer Verfolgung anreizte.

In Frankreich finden wir bis über C. Oudin hinaus unterſchiden: *aſſez*, aber *außi*; *paſſer*, *paſſant*, aber *paßé*.

Änlich wurde in Italien unterſchiden zwiſchen *paſſo*, aber *paßò*, z. B. in den *Lettere de Pietro Bembo*, Venetia, Girolamo Scotto 1562, I, 4: *Questi dì paßò per qui Valerio.* I, 105: *onde paßò quella occaſione.* II, 58: *che egli alhora in punto paßò la trereme altramente che ſe ella foſſe ſtata uno ſcoglio.* Dagegen I, 13: *ma ella ſteſſa con ſollecito paſſo incontro venendovi.*

Änliches finden wir in Spanien und Portugal. In As Obras de Francesco de Sá de Miranda. 1595. Lisboa. Manoel de Lyra, wird, wie mir meine Tochter Carolina M. de Vasconcellos mitteilt, ſcharf geſondert, ſowol im ſpaniſchen wie im portugieſiſchen Texte, in curſivem wie im gewönlichen Druck.

In El ingenioso Hidalgo Don Quixote de la Mancha. Compueſta por Miguel de Ceruantes. Año 1608. En Madrid, por Juan de la Cueſta, findet ſich wie im Italieniſchen unterſchiden zwiſchen paſſo und paſsò z. B. f. 11ª para el paſſo en que eſtaua. f. 14 en algun paſſo de ſus libros. f. 20ª no ſe paſsò adelante con el eſcrutinio de los demas libros. f. 21ª en los quales dias paſsó gracioſiſsimos cuentos con ſus dos compadres, etc. Doch auch f. 10ª: con la qual ſe paſſó caſi el miſmo coloquio. f. 22: ganaſsé. Überall findet ſich aſsi.

Auch in älteren engliſchen Drucken findet ſich *ß* häufig mit *ſs* wechselnd, beſonders in Wörtern wie *poſſeßion*, *progreßion* etc.

Von den Druckereien ist dann diſe Gewonheit auch auf die Handſchriften, namentlich der Gelerten, übergegangen. Man vergleiche in diſer Beziehung das Facſimile eines Briefes des Henricus Stephanus in Renouard, Annales de l'Imprimerie des Estienne. 2. éd. zu pag. 368, wo das Zeichen *ß* uns in kalligraphiſch musterhafter Form entgegentritt. Es ist erklärlich dass mit der weiteren Ausbreitung des Buchdrucks derſelbe auch auf die ſchreibende Hand immer mehr eingewirkt hat.

Ich hatte anfangs angenommen dass die in Rede ſtehende Scheidung von *ſſ* und *ß* auf dem Gebiete des Lateiniſchen und der romaniſchen Sprachen durch einen Einfluss des höheren Vokalklanges von *i* und *é* auf den vorangehenden Konſonanten hervorgerufen ſei, da nach den von mir in Verbindung mit einigen Freunden, beſonders Dr. Schwebſch, angeſtellten Unterſuchungen über die Klänge der Konſonanten das dentale ß einen höheren Klang hat als das alveolare s. (Vgl. Zeitſchr. für die Interessen des Realſchulweſens VIII, 571 und meine Abhandlung über die Klänge der Konſonanten.) Indessen weitere Unterſuchungen über die Sache haben mich überzeugt dass diſe Erklärung doch nicht ausreichend ſei. Es ſcheint mir doch wenig warſcheinlich dass eine ſo feine Lautunterſcheidung, wenn nicht noch ein anderer Grund mitwirkte, ſich vom Ende des 15. Jarhunderts ab auf ſo weitem Gebiete ſo ſchnell ganz gleichmäßig ſollte entwickelt haben. Vor allem aber erregte es mir Zweifel dass das tiefere *ò* durch ſeine Klangverhältnisse dieſelbe phyſiologiſche Wirkung ausgeübt haben ſollte wie die hohen Vokale *i* und *é*.

Dadurch wurde ich veranlasst mich noch nach einem andern Grunde umzuſehen, und ich bin zu der Anſicht gelangt, dass wir es hier für das Lateiniſche des 16. Jarh. ſowol wie für die romaniſchen Sprachen weſentlich mit einem techniſchen, typographiſchen

Einflusse zu tun haben. Es lag nahe eine Analogie zu finden in unſerer Erſetzung von Ä, Ö Ü durch Ae, Oe, Ue. Noch heute ſträuben ſich vile Drucker gegen Ä, Ö, Ü, deren übergeſetzte Punkte bei kompressem Druck leicht in Kolliſion kommen mit den darüberſtehenden Lettern und dann leicht abbrechen. Ich ſagte mir: man vermid wol in änlicher Weiſe einfach ſſ, reſp. *ſſ* vor ſolchen Vokalzeichen, die noch eine Signatur über ſich haben, um die Kolliſion und das durch dieſelbe leicht herbeigefürte Abbrechen der Lettern zu vermeiden.

Für diſe Anſicht fand ich dann auch bald merfache Beſtätigung. So fand ich ſs auch vor ã = an, z. B. confeſsãdo für confeſſando, im Don Quixote, en Brusselas, por Roger Velpius, 1607 pag. 26. Auch in einem weiter unten näher zu beſprechenden Buche über deutſche Orthographie von Fuchs aus dem Jare 1745 fand ich eine Beſtätigung für meine Anſicht.

So einfach und trivial nach dem dargelegten der Gebrauch des *ß* in den romaniſchen Sprachen an ſich war, ſo weittragend ſcheint er doch in ſeinen Folgen für Deutſchland geworden zu ſein.

Wie ſich nun neben dem Fraktur-ß ein einhakiges ß gebildet hat, ſo namen auch die ſogen. romaniſchen Lettern ein ſolches in ſich auf, namentlich findet ſich ein ſolches in den Mentelinſchen Drucken des Parzival und Titurel vom Jare 1477. Vergl. meine Schrift: Die Ergebnisse der orthogr. Konferenz, S. 73 ff.

Aus dem ſ mit Abkürzungsſchnörkel ſind auch noch ſonst merfache Abkürzungszeichen hervorgegangen, wie ß für ſemis, *ß* für *Schilling* u. dgl.

4.

Doch wir müssen zur Entwickelung unſerer deutſchen Drucke zurückkeren. L u t h e r begann ſchon in der zweiten Ausgabe ſeines neuen Testamentes vom Dezember 1522 eine ſer markante Umwandlung in der Schreibung der S-Laute, indem er zuerst den ſpäter in anderer Weiſe von Andern widerholten Verſuch machte, das ß aus der deutſchen Schreibung ganz zu verbannen, indem er es durchgreifend im Inlaute durch ſſ, im Auslaute durch ſs, reſp. s zu erſetzen ſuchte: groſse, gros; haſſe, haſs oder has. Man vergleiche über diſen Vorgang meine Beiträge zur Geſchichte der deutſchen Rechtſchreibung. Heft II.

Indem ſeit der Scheidung des Druckes in Fraktur und Antiqua, reſp. Curſiva das dem deutſchen ß änliche Zeichen *ß* im Lateiniſchen und in den romaniſchen Sprachen eine andere Bedeutung angenommen

hat als das deutsche ß seiner physiologischen Natur und seiner sprachgeschichtlichen Abstammung nach hatte, mochte man zu einer Zeit, wo das Lateinische noch die Hauptrolle im Unterricht spilte, immer mehr verlernen den feineren Lautunterschid zwischen dentalem und alveolarem Halbzischer richtig zu erkennen, und selbst ein Luther und seine großen Mitarbeiter vermochten sich disen Einflüssen nicht zu entziehen. Zur Gestaltung der Orthographie in den Lutherschen Schriften scheint dann noch das Niderdeutsche, namentlich die unter Bugenhagens Leitung entstandene Übersetzung der Lutherschen Bibel ins Niderdeutsche, mitgewirkt zu haben, welche mir in Bezug auf iren Einfluss auf die Entwicklung der deutschen Schreibung von Luther ab noch keineswegs hinreichend gewürdigt zu sein scheint.

So gewaltig der Einfluss der Lutherschen Bibelübersetzung und seiner vilen andern Schriften war und noch heute ist, so hat doch die in inen zum Ausdruck gekommene gänzliche Verbannung des ß keinen dauernden Anklang gefunden; sie brachte die Lautverhältnisse unserer Sprache nicht genügend zur Darstellung, doch haben sich einzelne Nachwirkungen der Lutherschen Schreibung, z. B. blos statt bloß, noch bis heute erhalten.

Eine neue Schreibung der S-Laute wurde 1572 von Melissus (Paul Schede) in seinen Psalmenliedern versucht, indem er die in den romanischen Sprachen entstandene Unterscheidung auf das Deutsche übertrug. Wie er: Melissus, Melisso, aber Melisſi schrib, so auch *reissen*, *gissen*, *sprissen*, *beissen* etc., aber *gißig*, *sprißig*. (Vgl. die Resultate der orthogr. Konferenz, S. 79.)

5.

Der erste, der in nhd. Zeit eine im ganzen richtige Vorstellung von dem Laute des deutschen ß gewonnen hat, war Philipp von Zesen, seit 1640. Dass er bei der durch ihn angebanten erneuten Unterscheidung von ß und ss im Inlaute von einer richtigen Beobachtung der Bildung der Laute geleitet worden ist, zeigt namentlich seine Auslassung in der „Helikonischen Hechel" (1668), S. 52: „In küsset ist ein hartklingendes zweifaches ss, in grüßet aber ein süßklingendes gleichsam lispelndes ß, wie ichs zum unterscheide zu nennen, und zu schreiben pflege. Und also können küssen und grüßen mit einander keines weges gereimet werden; es sei dan, daß ich auch grüssen mit einem ss schreiben, und aussprechen wolte, wie zuweilen selbst etliche Meisner tuhn.

Doch wer es ändern kan, wie wir an dieſem orte können, der tuht beſſer, daß er der mundahrt und ausſprache nachgehet, die breuchlicher, algemeiner, und ſüßklingender iſt."

Wir ſehen hieraus dass Zeſen auf dem richtigen Wege war, das deutſche ß als Marginallaut von dem alveolaren phyſiologiſch zu unterſcheiden. Innerhalb der fruchtbringenden Geſellſchaft fand Zeſens Ketzerei wenig Anklang. Fürst Ludwig hielt zu Köthen am 12. Mai 1645 die erste orthographiſche Konferenz in Deutſchland ab, bei welcher Christian Gueintz' deutſche Rechtſchreibung iren Abſchluss erhielt, als das erste Werk über deutſche Orthographie, welches aus der Beratung einer Korporation hervorgegangen ist. Vgl. Barthold Geſchichte der Fruchtbringenden Geſellſchaft, S. 235). Zu einem richtigen Gebrauche des ß ist man hier nicht gekommen. Abneigung gegen Zeſen mochte dabei mit eine Rolle ſpilen.

Der übrige Teil des 17. Jarhunderts wurde hauptſächlich von Justus Georg Schottel (1612—76) beherſcht, one dass durch dessen gründliche und umfangreiche Arbeiten ein weſentlicher Fortſchritt erreicht worden wäre, und durch Joh. Bödikers Grund-Sätze der Deutſchen Sprache. Berlin 1690.

Das 18. Jarhundert begann mit der Krönung des Kurfürsten von Brandenburg, Fridrichs III. zum Könige von Preußen. Wie ſollte nun geſchriben werden Preuſſen oder Preußen?

Johann Grüwel „kaiſerlich-gekrönter Poët und Burgemeiſter zu Cremmen", trat in die Schranken. Begeistert von dem Glanze der neuen Königskrone, der ſchnellen Entwicklung Berlins und der Einbürgerung der hochteutſchen Sprache in der Reſidenz, hielt er es für unwürdig, im neuen Königreiche bei der alten felerhaften Schreibung zu bleiben. 1707 erſchin zu Neu-Ruppin ſein: „Richtſchnur der Hochteutſchen Orthographie." „Diſes hat mich bewegt (ſagt er) Fleiß anzuwenden, daß auch die Hochteutſche Orthographie an dem Königl. Preußiſchen Hofe und inn genannten Reſidentien, Ländern und Städten ire Vollkommenheit mögte erlangen." Er beſeitigte das *ie* für den Laut *i* aus dem Inlaut, ſchrib im allgemeinen ß nach langem Vokal: groſse, mäßig, ſchißen, Preußen etc., verdoppelte ch nach kurzem Vokal: machchen, Sachche etc. (Vgl. Gottſched Sprachkunst. 3. Aufl. S. 79. 5. Aufl. S. 84).

Doch in den höheren Kreiſen fanden ſolche Neuerungen keinen Beifall. Johann Theodor Jablonsky, geboren zu Danzig 1654, ſeit 1700 Sekretär der neugegründeten kgl. Societät der Wissenſchaften

und Erzieher des Kronprinzen Fridrich Wilhelm, schrib ein Gegenwerk: „Versuch zu einer ordentlichen und beständigen Richtigkeit der Hochteutschen Sprache, im Reden und Schreiben zu gelangen, den Liebhabern ihrer eigenen vaterländischen Sprache zu bedächtiger Prüfung und bescheidener Beurteilung mitgeteilet. Berlin. Verlegts Johann Christoph Papen, 1719." Das anonym erschinene Werk wurde an die Mitglider der Societät ausgeteilt, um sich deren Gutachten und Beistand dadurch zu wege zu bringen. Gottsched sagt über dasselbe: „Eigentlich stimmt der gedachte Versuch fast in allen Stücken mit dem überein, was schon Schottel, der Spate, Bödiker, Heräus und Herr Frisch in der neuen Auflage von Bödikers Grammatik haben einführen wollen." (Nachricht von der deutschen Gesellschaft, Leipzig 1731, S. 68 f.) Wie Schottel, Bödiker und Frisch blib Jablonsky noch bei der Gueintzischen Schreibung der S-Laute. Ebenso im ganzen Hieronymus Freyer, Anweisung zur Teutschen Orthographie, Halle 1722.

Da Freyer in neurer Zeit merfach als Autorität für die Schreibung der Endung nis angefürt ist, so sei hier folgendes bemerkt. S. 47 heißt es bei ihm: „Niß in Gedächtniß, Verständniß und andern dergleichen Wörtern ist mit einem i zu schreiben; nicht aber mit einem ü; wie einige darum thun, weil man im Reich Gedachtnuß, Verstandnuß spricht. Denn niß, nüß und nuß sind in der Pronuntiation gar sehr unterschieden: das erste aber wird von den Hoch-Teutschen beliebet; und klinget nicht anders als gewiß, der Riß, er schmiß. Wer also Hoch-Teutsch schreiben will, der schreibt Gedächtniß" etc.

S. 58 aber heißt es dann: „Wer aber dieses (Fürstin, Fürstinnen) gelten läßt: der thut eben so gar unrecht nicht, wenn ers mit der Endung nis eben also hält, und daher Aergernis, Bekümmernis, Gedächtnis, Hindernis und Zeugnis mit einem einfachen s schreibet. Doch muß ers auch nicht verwerfen: wenn einem andern Aergerniß, Bekümmerniß, Hinderniß und Zeugniß besser gefällt. In gegenwärtiger Anweisung wird die letzte Art mit dem ß beliebet; weil sie nicht allein gebräuchlicher, sondern auch im Schreiben bequemer ist" etc.

Erst Raumer, und nach ihm die Berliner Kommission vom Jare 1871 haben dann -nis, -nisse durchgefürt, im Gegensatz zu der stark betonten Vorsilbe miss-, misse-, und die neuen amtlichen Schulorthographien haben sich sämtlich dem angeschlossen.

Über miss- sagte Freyer S. 60: „Miß ist so wenig eine præpositio inseparabilis als separabilis, wie Bödiker in seinen Grundsätzen p. m.

373 beweiset: sondern heißt so viel als nicht, nicht recht; wie die Nieder-Sachsen noch sprechen: dat Ding is miß d. i. vergebens, nicht gerade zu viel oder zu wenig. Hievon kömmt das verbum mißen d. i. nicht finden; und hievon aufs neue mißlich. Wird also in compositione gar recht mit einem ß geschrieben, als Mißwachs, mißlingen, mißrathen: zumal da man auch Mißethat saget; und über dieses das ß mitten im Wort zur Connexion im schreiben vil bequemer ist als das s finale."

Man siht hieraus zugleich dass Freyer von dem Unterschide von ß und ss in dem physiologischen Sinne, den Zesen damit verband, keine Anung hatte. Die Umlaute ä, ö, ü nennt er weiche Diphthongen; ai, ei, au, eu etc. harte Diphthongen.

Zweien einflussreichen Männern war die Einfürung der Unterscheidung von ss und ß im Inlaut für den Schulunterricht vorbehalten: Gottsched und Wippel.

Gottsched, geboren 1700 zu Judithenkirch bei Königsberg in Pr., begab sich im Jare 1724, um nicht in ein preußisches Regiment gesteckt zu werden, von Königsberg nach Leipzig. Die Kentnis des Gebrauchs des ß im Zesenschen Sinne d. h. im Sinne der noch jezt herschenden Schreibung scheint er von Königsberg noch nicht mitgebracht zu haben. In seiner ersten Zeitschrift „Die vernünftigen Tadlerinnen, 1725, Halle im Magdeburgischen, Verlegts Johann Adam Spörl" finden wir im Inlaute ss und ß nach dem i-Kanon angewandt, d. h. vor i steht ß, vor dem e dagegen ss, z. B. Prinzeßin, Preußisch, müßig, überdrüßig, fleißig, mäßig etc.; dagegen Preussen, müssen, reissen, heissen, grosse, blosse, fliessen etc.; doch trat schon 1726 ein gewisses Schwanken ein. Später wird die von Zesen angeregte Unterscheidung bei ihm allmählich herschend, one dass er doch eigentlich den rechten Grund derselben erkannt zu haben scheint.

1731 erschin von ihm: „Nachricht von der Deutschen Gesellschaft zu Leipzig, bis auf das Jahr 1731 fortgesetzt. Nebst einem Anhange, von ihrer Deutschen Rechtschreibung und einem Verzeichnisse Ihres itzigen Bücher-Vorraths, herausgegeben von dem Senior derselben. Leipzig, verlegts Bernhard Christoph Breitkopf." Hier steht im Inlaut schon oft ß nach langem Vokale; doch neben großе auch noch grosse. In einem Anhange „Von der Rechtschreibung überhaupt" S. 108 ff. gibt Gottsched einen dem Lucian nachgeamten „Rechtshandel der doppelten Buchstaben". Dise füren Beschwerde vor der Sprachlere. Es heißt darin S. 115: „RR hat zwar nichts zu klagen: aber ss und ß destomehr, weil

man dieselben entweder gar aus ihren Plätzen verdringet, und ein schlecht s an die Stelle setzt; oder doch ohne Unterscheid gebrauchet, wenn es gleich zwischen zweyen Vocalen, und also mitten im Worte gewesen wäre. Man hat ihnen nemlich in der ersten Absicht die Wörter Hals, Haus, als, bis, hinaus, Graus, Schmaus, ich weis, Preis, Reis, und dergleichen mehr geraubet; und ob sie wohl einige Oberländer ihrer ungewissen Aussprache nach in die Wörter preisen, die Weisen, reisen u. d. m. wieder aufnehmen wollen: so hat man sie doch durch ein hönisches Gelächter von dieser Änderung wieder abgeschrecket. Denn wenn sie von einem weisen Manne gesprochen, aber einen Weissen davor geschrieben; im gleichen von Reisen geredet, und Reissen geschrieben; hat man sie wegen des erstern um die Schwarzen oder Mohren befraget; wegen des andern aber sich um die Risse bekümmert, welche sie verfertiget hätten."

In dem „Abschiede" heißt es dann: „Das ss soll sich mit dem ß so vergleichen, daß jenes allezeit in der Mitte der Wörter zwischen zweyen Vocalen; dieses aber am Ende solcher Sylben, wo entweder nichts mehr, oder doch ein stummer Buchstabe folget, seinen Platz einnehmen. Imgleichen soll dieses letzte alle Nennwörter die sich auf iß endigen, das Beywort weiß, ferner Schluß, Gruß, Fluß, Guß, Fuß, Fleiß u. d. g. besitzen, die in der mehrern Zahl ein ss haben: Hingegen aus allen verbannet seyn, die in ihrer Verlängerung das einfache s haben; als Preis, Reis, Greis, Haus, Hals, Maus, Graus, Mus u. d. g." (Vgl. Gottscheds Sprachkunst, 3. Aufl. S. 670. 677. 5. Aufl. S. 709. 717.)

Aus disen Stellen scheint mir unzweifelhaft hervorzugehen, dass Gottsched die Kentnis des ß im Zesenschen Sinne nicht schon nach Leipzig mitgebracht haben kann.

In den von Gottsched herausgegebenen „Beiträgen zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit, Leipzig bei Bernhard Christoph Breitkopf," 1732 ff. 8 Bände ist dann regelmäßig unterschiden: große, aber fasse u. dergl.

Zu der dreihundertjärigen Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst veröffentlichte der Leipziger Buchdrucker Chr. Fr. Gessner: „Die so nöthig als nützliche Buchdruckerkunst und Schriftgießerey mit ihren Schriften, Formaten und allen dazu gehörigen Instrumenten abgebildet auch klärlich beschrieben und nebst einer kurzgefaßten Erzählung vom Ursprung und Fortgang der Buchdruckerkunst überhaupt, insonderheit von den vornehmsten Buchdruckern in Leipzig und andern Orten Teutschlands im 300 Jahre nach Erfindung derselben ans Licht

16*

geſtellet. Mit einer Vorrede Herrn Johann Erhard Kappens, Prof. ꝛc., Leipzig, bei Chriſtian Friedrich Geßner 1740.“

Hier ist die Unterſcheidung von ſſ und ß im Zeſenſchen Sinne ſchon im ganzen durchgefürt; aber beim Abbrechen geht noch ß in ſſ über: groſ=ſe, und vor dem i ſteht auch hier noch ß für ſſ: Meßing, Profeßion etc.

1745 erſchin dann ein Buch, welches über den i-Kanon einen beachtenswerten Aufſchluss gibt: „Joh. Nic. Heinr. Fuchſens Grundſätze einer verbeſſerten Orthographie in der hochteutſchen Sprache ꝛc. Zweyte Auflage. Erfurt verlegts Joh. Heinr. Nonne. 1745.“

Der Verfasser, welcher ſonst wol kaum bekannt ſein dürfte, war, als er die erste Auflage ſeines Buches 1744 ſchrib, bereits zwölf Jare lang Korrektor in Buchdruckereien geweſen und hatte ſich dadurch gute Kentnisse von der techniſchen Seite des Buchdrucks angeeignet.

In dem Werke (2. Aufl. S. 40) heißt es nun: „ſſ wird gebrauchet in der Mitte, wenn eins davon zu der vorhergehenden, das andere aber zu der nachfolgenden Sylbe genommen werden muß, als beiſſig, faſſen.“ Und dazu wird dann folgende Anmerkung gefügt: „In Buchdruckereien muß ſich zwar bisweilen die Orthographie nach denen gegoſſenen Buchſtaben richten: denn da wird z. E. geſetzt beißig, fleißig für beiſſig, fleiſſig, aus der Urſache, weil, wenn ſſ und i zuſammenſtoſſen, entweder das ſſ oben, oder das Pünctgen über dem i in dem Drucke abgeſtoſſen würde; Allein ſolches Abſtoſſen kann gar wohl vermieden werden, ohne die Orthographie zu verderben, wenn man ein dünnes Spatium zwiſchen ſſ und i ſetzet.“

Die erste Auflage des Buches vom Jare 1744 (kgl. Bibl. zu Berlin) enthält diſe Anmerkung noch nicht. Jezt werden in der Fraktur ſ und i gewönlich zuſammengegossen. Es ſcheint mir nicht zweifelhaft zu ſein, dass derſelbe Grund ſich auch bei dem i-Kanon der romaniſchen Sprachen geltend gemacht hat.

1746 legte dann Wippel (geb. zu Biere 1714, ſeit 1743 Lerer, ſeit 1759 Rektor am Grauen Kloster zu Berlin) ſein bedeutendes Gewicht in die Wagſchale und entſchid ſich in der neuen Ausgabe der Bödikerſchen Grammatik für das ß nach langen Vokalen, und ein gleiches tat der damals noch auf der vollen Höhe ſeines Einflusses ſtehende Gottſched 1748 in ſeiner Sprachkunst. (Vgl. Zeitſchrift für das Gymnaſialweſen XXXIV, S. 699 ff.) Damit war der Grund für die Schreibung unſerer klassiſchen Litteraturperiode gelegt.

Lessing fand sich bald in den Fortschritt hinein. In seinen Schriften, 1753 bei Christian Fridrich Voß ist der Unterschid von ß und ss im Inlaut schon zimlich durchgefürt. 1771: Was doch die Großen alles essen! Bald berichtigte er auch das Gottschedsche: ich weis in ich weiß. 1753 heißt es noch: Weis ichs, was Rufus mag so viel Gelehrten schreiben? 1771 Weiß ichs etc. Nachwirkungen der Gewonheit der Setzer und Stecher ss vor i in ß zu verwandeln, zeigten sich allerdings noch zimlich häufig. So ist in der eben erwänten Ausgabe von Lessings Schriften auf deren in Kupfer gestochenem Titel der Name des Verfassers in Leßing verwandelt. Bei Herder, bei J. C. W. Moehsen und andern Verfassern finden wir noch häufig vor dem i ß für ss; aber das Fundament ließ sich nicht mer erschüttern, wenigstens für den Frakturdruck. Nur in einem Punkte herschte noch lange Schwanken, nemlich nach Diphthongen erhielt sich noch lange ss neben ß. Heut gelten uns alle unsere Diphthongen *ei*, *au*, *eu* entschiden als lange Vokale, doch scheint dis in der älteren Sprache und in Dialekten nicht durchweg in gleicher Weise der Fall gewesen zu sein.

Gottsched hatte die Unterscheidung von ss und ß im Inlaut darauf gegründet, dass in der Silbengliderung ß nur Anlaut der Nachsilbe ist (rei-ßen), ss zugleich Auslaut der Stammsilbe und Anlaut der Nachsilbe (wis-sen) (vgl. Wilmanns Kommentar, S. 99). Darin schlossen sich dann auch bald andere Grammatiker an, so Joh. Jak. Schatz, Versuch einer kurzen und gründlichen Anweisung zur Deutschen und Lateinischen Orthographie Oder Rechtschreibung. Straßburg 1755: „Bei dergleichen Wörtern ist auch noch dieses zu merken, daß ein solches ß im Buchstabiren oder in der Abtheilung der Wörter nicht zur vorhergehenden, sondern zur folgenden Sylbe zu rechnen seye; mithin dergleichen Wörter am Ende der Zeilen eben also müssen abgebrochen werden: z. E. sto-ßen, Stö-ße, gro-ßer, flie-ßen, schlie-ßen." Gegen dise Regel machten die Setzer noch lange Zeit vilfache Verstöße.

Adelung schrib nach Diphthongen noch längere Zeit ss, doch ging er später ganz zur Gottschedschen Regel über, welche nun, trotz vilfacher Sonderbestrebungen, nicht mer erschüttert werden konnte.

6.

Ehe ich in der Entwicklung weiter gehe, haben wir einen Rückblick zu werfen auf die Schreibung der Auslaute. Im Mhd. war im allgemeinen die Verdoppelung des auslautenden Konsonanten zur

Bezeichnung der Kürze des betonten Stammvokals noch nicht eingetreten; die alveolare Spirans s und die marginale z (nach Grimms Bezeichnung ȝ) waren noch ſauber von einander getrennt: roſ (ros), hûs; haz, ûz. Allein ſchon gegen Ende des 13. Jarh. fängt hie und da Verdoppelung des auslautenden ſ nach kurzem Vokal an. So findet ſich ſchon in den Nibelungenhandſchriften B, C, H, zu denen jezt noch das Fragment U aus dem 13. Jarh. (Zeitſchr. f. d. A. N. F. XIII, 74) kommt: roſſ, reſp. roſs. Im 14. bis 15. Jarhundert ging jedoch bei den Schreibern die Unterſcheidung von ſſ und ß auch im Auslaut allmählich verloren und man fing an für beide meist ß zu ſchreiben.

In Luthers Schriften finden wir indes im Auslaute vilfach ſs, z. B. kanſtu dem roſs kraft geben. Hiob 39, 19. von haſs und hadder leben. Das ſiebend Capitel S. Pauli zu den Korinthern (1523). In Süddeutſchland und in der Schweiz findet ſich das ſs zu Luthers Zeit, z. B. bei Daſypodius, Meichßner, Konrad Gesner, Ryff u. v. a. Vgl. die Ergebnisse der orthogr. Konferenz, S. 58. Doch wurde die allgemeine Regel, ſs im Auslaut durch ß zu erſetzen. Erst Phil. von Zeſen machte auch hierin wider einen vereinzelten kleinen Anfang zur Widerherſtellung des richtigeren, one damit durchzudringen.

Nachdem jedoch durch Gottſched und Wippel die Schreibung des Inlautes berichtigt worden war, musste man ſich mit erneuter Kraft wider der Regelung des Auslautes zuwenden. Die Würtemberger Fulda und Nast wurden die Vorkämpfer (vgl. Der teutſche Sprachforſcher I, 161). Die beiden Braunſchweiger Hörstel und Eſchenburg, dann Radlof und Heyſe fürten den Kampf weiter fort, und nach lezterem nennt man die Bezeichnung des alveolaren Auslautes nach betontem kurzen Vokal durch ſs jezt allgemein die Heyſeſche Regel. Die Verteidigung derſelben übernam ſeit Anfang der vierziger Jare in Österreich Theodor Vernaleken, der ſchon 1847 in Herrigs Archiv eine Abhandlung über den Sauſelaut veröffentlicht hatte; ſeit 1852 wurde ſie in die Stolzeſche Stenographie aufgenommen und fand ire Vertretung in der Zeitſchr. für Sten. und Orth. und 1854 in meinen Vereinfachungen der d. Rechtſchreibung. Seit 1855 trat auch R. v. Raumer für ſie ein, auch D. Sanders. R. v. Raumer verteidigte ſie namentlich auch auf der orthographiſchen Konferenz im Januar 1876, „an der er als der im Vergleich mit der Adelungſchen besseren festhalten müsse, bei deren Verfolgung die Vokalquantität ſich dem Auge völlig klar herausſtelle, wogegen Schwankungen der

Aussprache wie sie gerade in Österreich nicht selten seien (Fluß mit langem, Gruß mit kurzem u) als eine Folge davon zu betrachten seien, dass die Adelungsche Schreibweise dem Auge keine Stütze biete. Es gelte durch Konsequenz zu vereinfachen, was in disem Falle ser leicht sei und außerdem den Vorgang so bedeutender Grammatiker, wie der beiden Heyse, für sich habe. Man müsse es mit dem S-Laut halten, wie man es mit dem F-Laut halte: Schiff, Schiffe, Roſs, Roſſe" (Verhandlungen S. 97). Die Konferenz nam schließlich die Heysesche Regel mit einer kleinen Abweichung vor dem Flexions-t an.

Obwol Vernaleken in unglückseliger Stunde sich gegen die bis dahin von ihm verteidigte Heysesche Regel erklärt hatte, so hat sie doch in Österreich dadurch einen glänzenden Sig errungen, dass die österreichische Regirung unter dem 2. August 1879 zunächst für die Volks- und Bürgerschulen, in den Lerer- und Lererinnenbildungsanstalten, so wie in allen im Gebiete der Volksschule gelegenen Leranstalten, die Schreibung des Büchleins „Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung, Wien im k. k. Schulbücher-Verlage 1879", angeordnet hat, in welchem die Heysesche Regel durchgefürt, und zugleich für die Antiqua das Zeichen ß für ß eingefürt ist. Dank und Ere der österreichischen Regirung für disen großen Schritt!

7.

Für die Antiqua hatte sich inzwischen ein schweres Verhängnis vollzogen: die Verbannung des ſ aus dem Alphabete, welche von Spanien aus schnell nach dem Osten hin vorschritt.

Die Spanier haben im allgemeinen die S-Laute etwas weiter vorgeschoben als die übrigen romanischen Nazionen. Statt des scharfen alveolaren s ist bei inen dentales (marginales) änlich unserm ß eingetreten, wärend ir z vor a, o, u und c vor e, i (nach der neueren Orthographie) meist interdental, wie das englische th, gebildet wird. Daher sagt Paul Förster, Spanische Sprachlehre (1880) S. 13: „Beide Buchstaben (z, c) bezeichnen im allgemeinen nur den interdentalen oder auch dentalen Reibelaut, den lezteren besonders in der andalusischen und südamerikanischen Aussprache des c, z, wo also c, z und s kaum oder gar nicht unterschiden wird; die Kubaner z. B. unterscheiden c, z und s nicht mer." Dabei ist aber festzuhalten, dass für die allgemeine spanische Aussprache unter s nicht der alveolare, sondern der marginale scharfe Reibelaut zu verstehen ist. Als eine

felerhafte Ausſprache, die der Spanier *cecear* nennt, gilt es, wenn das s interdental ausgeſprochen wird.

Schon 1741 bemühte ſich die Real Academia Española in einem Traktat und in einem Diskurs vor der ersten Ausgabe des Diccionario eine einheitliche Schreibung an die Stelle der bis dahin herſchenden Schwankungen zu ſetzen. 1754 erſchin eine neue Ausgabe. Über die dritte Ausgabe 1763 heißt es dann: „Se excusó por regla general sin excepcion alguna la duplicacion de la S, porque nunca se pronuncian las dos con que hasta entónces se habian escrito, é impreso muchas voces de nuestra lengua.“ Die Ausgaben von 1770, 1775, 1779, 1792 ſuchten dann die Schreibung weiter zu vereinfachen und gleichmäßig zu machen. Ebenſo ſind in der Gramática de la Lengua Castellana, compuesta por la Real Academia Española. Segunda Impresion, Madrid. Por D. Joachim de Ibarra, Impreso de Camára de S. M. MDCCLXXII (die erste Ausgabe ist mir nicht zugänglich) bereits die Konſonantenverdoppelungen nach der heutigen ſpaniſchen Weiſe getilgt und ſ, *ſ* durch s, *s* erſetzt. Auch in unſerm Jarhundert hat die ſpaniſche Akademie nicht nachgelassen an irem Werke weiter zu arbeiten.

Für Deutſchland hatte das Aufgeben des ſ die traurige Folge, dass die Drucker nun anfingen im lateiniſchen Druck ss für ſs = ß zu ſetzen, ſo dass nun Wörter wie masse, ſchosse etc. ſowol maße, ſchoße wie masse, ſchosse geleſen werden konnten.

Indessen bemüht ſich jezt die durch die Sprachphyſiologie bedeutſam unterſtützte Sprachwissenſchaft eifrigst, nach dem zuerst von Wolke gemachten Vorſchlage (vgl. Die Ergebniſſe der orthographiſchen Konferenz, S. 87) das ſ für die tönende alveolare Spirans widerzugewinnen. So Rumpelt, Michaelis, Kräuter, Fricke.

Ein Antiqua-ß finde ich zuerst in der vom Pfalzgrafen Christian August Sulzbacher Linie zu Sulzbach 1667 herausgegebenen, bei Abraham Lichtenthaler gedruckten Überſetzung der *Conſolatio philoſophiae* des Boetius, hier nur als Endzeichen für ß und ss gebraucht, alſo nur noch in einem rein techniſchen Sinne angewandt. Sonst brauchte man dafür ganz allgemein ſs als Erſatz.

8.

1822 — genau drei Jarhunderte nachdem Luther den Verſuch das ß aus der deutſchen Schrift zu verbannen begonnen hatte — fürte

Jakob Grimm das ß, zunächst in der curſiven Form *ß* für nhd. ʒ im Sinne der historiſchen Grammatik, d. h. für die durch die Lautverſchiebung aus gotiſch-niderdeutſchem t entſtandene dentale Spirans, mit dem lateiniſchen Drucke ein und erſetzte diſes dann 1826 in dem zweiten Teile der Grammatik durch das Antiqua-ß.

Wir ſehen daraus dass Grimm, entſprechend dem allgemeinen Entwicklungsgange der Zeichen, erst durch das curſive *ß* hindurch zu dem Antiqua-ß übergegangen ist. Ob er dabei das Sulzbachſche ß gekannt hat, lässt ſich vor der Hand noch nicht entſcheiden, und dürfte auch kaum von beſonderer Bedeutung ſein, da ja der Übergang von *ß* zu ß ſer nahe ligt und der Gebrauch des ß bei Grimm auf einer weſentlich andern grammatiſchen Grundlage ruhte als der im Sulzbacher Drucke hervortretende. Nach der Form des Schnittes, welchen das ß im zweiten Band der Grammatik zeigt, ſcheint es mir in der Tat warſcheinlicher zu ſein, dass Grimm die Sulzbacher Letter nicht gekannt habe und ſelbſtändig von *ß* zu ß übergegangen ſei.

Um 1832 ging Grimm zur Gottſched-Adelungſchen Verteilung von ss und ß zurück.

Dass Grimm in phyſiologiſcher Beziehung den Laut des ß ganz änlich wie Ph. v. Zeſen angeſehen hat, beweiſt ſein Ausſpruch, dass das ß dem engliſchen th nahe ſtehe. Genauer habe ich die phyſiologiſche Bildung des ß als marginalen Dentallaut im Jare 1862 zu beſtimmen verſucht (vgl. Herrigs Archiv, 1863, Bd. 32) und H. Paul hat dann in den Beiträgen zur Geſchichte der deutſchen Sprache I (1874), S. 168 f. für die ahd. und mhd. Spirans ʒ genau dieſelbe Bildung nachzuweiſen geſucht.

Die Gründe, welche Grimm beſtimmt haben, ſpäter ſein ß durch ſs und dann durch sz zu erſetzen (vgl. den Anhang zu meiner Schrift über die Anordnung des Alphabets, 1855) ſcheinen mir keineswegs durchſchlagend zu ſein, doch kann ich hier nicht weiter darauf eingehen.

Über Grimms Stellung zum ſ vergleiche man außerdem Zeitſchrift für das Gymnaſialweſen 1880, S. 703 f.

Eine für Titel, Inſchriften u. dergl. notwendig werdende dem ß entſprechende Majuskel ist 1878 in Folge merfacher Anregungen in den Buchdruckerjournalen und auf Wunſch des Vereins für deutſche Rechtſchreibung zu Berlin geſchnitten und in den von dem genannten Verein herausgegebenen Regeln für die deutſche Rechtſchreibung nachzuſehen.

9.

Eine volle Abrundung und Genauigkeit erhält die Schreibung der S-Laute freilich erst durch die Einfürung der Heyseschen Regel. Für die österreichischen Volks- und Bürgerschulen ist, wie wir schon gesehen haben, diser Fortschritt seit 1879 eingefürt, die Wiener Zeitschrift für das Realschulwesen, herausgegeben von Kolbe, hat den Fortschritt angenommen, doch felt auch in Österreich immer noch vil daran, dass derselbe zur allgemeinen Geltung gekommen wäre. Sowol die Druckereien wie die Vertreter der Presse leisten noch vilfach bedauerlichen Widerstand. Die Sache muss sich dort von unten hinaufarbeiten; aber es ist doch der Anfang dazu gemacht.

Den Schulen Baierns und Preußens und der Staten, die sich an Preußen angeschlossen haben, jezt auch Sachsens, ist der Gebrauch des wider in zwei Lettern aufgelösten ſs für die Widergabe des deutschen ß in lateinischer Schrift vorgeschriben.

Jedesfalls bietet das einheitlich gewordene Zeichen ß für den einfachen deutschen Laut dem Unterrichte weniger Schwirigkeit und entspricht der Natur der Sache besser als die Widerauflösung in ſs: eine Bezeichnung, welche aus dem Deutschen heraus überhaupt keine genügende Erklärung findet. Ich würde mich daher, one die Schwirigkeit der Sache zu verkennen, freuen, wenn die hier in aller Kürze gegebenen Andeutungen etwas dazu beitragen sollten, die Blicke von neuem auf die Frage zu richten, ob es nicht wünschenswert und geraten sei auch dem deutschen Reiche, änlich wie dem österreichischen, für die Schreibung des Deutschen in lateinischer Schrift das ß zu bewaren und so das in die Entwicklung unserer Schrift, wie es mir scheint, in allen Beziehungen so trefflich hineinpassende Zeichen als ein Erendenkmal für seine ersten Begründer auf romanischem Gebiete, die Manutier, und für seinen großen Erneuerer auf deutschem Gebiete, Jakob Grimm, festzuhalten und zu allgemeiner Anerkennung zu bringen.

Sollte mein kurzer Vortrag Anlass geben dass dise Frage von maßgebender Seite einer erneuten Prüfung unterzogen würde, so würde der Zweck desselben damit vollkommen erreicht sein.

Berlin. G. Michaelis.



Ueber Klopstock's poetische Sprache,

mit besonderer Berücksichtigung ihres Wortreichthums.

II. Theil. (Schluss.)

Das Verbum.

Die alten Grammatiker nannten das Zeitwort das Verbum oder das Wort κατ' ἐξοχήν, und damit erklärten sie, dass sie demselben den ersten Platz in der Sprache einräumten. Und mit Recht. Das Verbum ist der wichtigste Redetheil in der Sprache; es durchdringt die ganze sprachliche Materie mit frischem Leben, durchgeistigt sie und macht sie zu einem geschmeidigen Stoffe, welcher unsere Gedanken und Ideen aufnimmt und sie genau so wiedergibt, wie sie dem Geiste vorschwebten.

Klopstock lässt in den grammatischen Gesprächen* das Zeitwort seine Bedeutung für die Sprache in folgender Weise aussprechen: „Ich denke, dass mir der Vortritt unter den Worten gebührt. Ich drücke bald Handlung aus, bald Beschaffenheit, Zustand, oder wie ihr es sonst nennen wollt, nur dass ihr den Begriff von irgend einer Wirkung, sie sey bekannt, oder unbekannt, damit verbinden müsst. ... Ich bezeichne überhaupt die meisten und die wichtigsten Vorstellungen, welche die Sprache der Erhaltung würdig hält."

Wenn auch das deutsche Zeitwort bezüglich seines Formenreichthums keinen Vergleich mit dem griechischen aushält, ja wenn es selbst nicht einmal das, was es in früheren Zeiten besass, ungeschmälert zu behaupten wusste, so zeichnet es doch auch in seiner gegenwärtigen

* Die Wortbildung.

Gestalt ein nicht zu unterschätzender Vorzug aus, nämlich eine staunenswerte Beweglichkeit, die zu einem überraschenden Reichthum von Wörtern führte.

Die grosse Anzahl von kräftigen Wurzelwörtern und die Eignung unserer Sprache, durch die Vereinigung derselben mit Leichtigkeit neue Schöpfungen hervorzurufen, bewirken, dass sie immer wachsend in einer fortschreitenden Bewegung begriffen ist, gleich einem Strome, der an Wasserreichthum zunimmt, je weiter er sich von seiner Quelle entfernt.

Jean Paul sagt in seiner Vorschule der Aesthetik, dass ein Autor erst dann die Herrschaft über die Sprache erlange, wenn er das Zeitwort vollständig in seiner Gewalt habe. Und wenn wir die Vielseitigkeit, die in dem Zeitworte liegt, in Erwägung ziehen, so müssen wir den Worten des Dichters des Titan beipflichten.

Bevor wir nun daran gehen, uns einen Einblick in die Herrschaft, wie sie Klopstock über das Zeitwort ausgeübt hat, zu verschaffen, wollen wir vorerst eine Gruppe von Verben näher betrachten; ich wähle jene, die einen Schall ausdrücken. Welche Fülle von Bezeichnungen tritt uns in seiner Sprache entgegen, wenn wir auf der Tonleiter durch alle Abstufungen vom leisen Wehen der Lüfte bis zu dem Alles betäubenden Donnerschlage emporsteigen.

wehen (O. 41. Dem Allgegenwärtigen. 18, 2).
säuseln (O. 41. Dem Allgegenwärtigen. 18, 4).
lispeln (O. 51. Dem Unendlichen. 3, 3).
beben = bebend tönen (O. 83. Hermann. 15, 2).
lallen (O. 101. Mein Wäldchen. 4, 3).
zischen, O. 156. Die Verwandlung. 39:
Die Haare wanden sich, zischten.
tönen (O. 50. Die Gestirne. 1, 1).
klingen (O. 47. Das neue Jahrhundert. 18, 1).
klirren (O. 214. Die Unvergessliche. 2, 4).
hallen (O. 210. Die unbekannten Seelen. 6, 3).
schallen (O. 50. Die Gestirne. 10, 2).
rauschen (O. 32. Das Rosenband. 3, 2).
brausen (O. 53. Aganippe und Phiala. 8, 1).
heulen (O. 145. Sie, und nicht Wir. 6).
krachen (O. 49. Die Welten. 9, 2).
brüllen (O. 47. Das neue Jahrhundert. 20, 1).

rasen (O. 62. Der Jüngling. 3, 2).
donnern (O. 46. Die Genesung des Königs. 7, 5).

Für die Stimme des Menschen gebraucht Klopstock von den angeführten: beben (mit bebender Stimme sagen), lallen, lispeln, tönen, schallen, brausen, heulen, brüllen, rasen, donnern, und ausserdem noch:

seufzen (O. 11. Der Abschied. 14, 2).
stammeln (O. 169. Nantes. 3).
zittern = zitternd sagen (M. XVI. G. 619. V.).
winseln (M. XVI. G. 695. V.).
röcheln, M. VIII. G. 477 V.:
. . . ihr röchelt, Märtyrer, Lieder der Wonne.
trillern (Ep. 9. An Boileau's Schatten. 5).
schmettern (M. XVI. G. 646. V.).
jauchzen, ein Lieblingswort Klopstock's (O. 7. Salem. 58).

Die angeführten Beispiele beschränken sich auf einfache Zeitwörter; nun muss aber berücksichtigt werden, dass diese selbst wieder mit den verschiedensten Bestimmungswörtern in Verbindung treten (vgl. z. B. weiter unten die Zusammensetzungen mit *wehen*), wodurch jedes einzelne zum Ausgangspunkte einer ganzen Reihe von neuen Wörtern wird.

Wie kam es nun, dass unser Dichter über eine solche Fülle von Zeitwörtern verfügte? — Wenn wir Klopstock in seine Werkstätte folgen, so sehen wir, dass dieselben Quellen, die wir schon bei dem Substantivum und bei dem Adjectivum kennen gelernt haben, ihn auch bei dem Verbum mit dem nöthigen Material für seine sprachgestaltende Thätigkeit versehen haben: er hat aus dem Sprachschatze vergangener Jahrhunderte manches Verbum entlehnt, er hat auch dem Volke hie und da eins abgelauscht; die hauptsächlichsten Mittel jedoch, mit denen er seine Sprache so reich mit Verben ausgestattet hat, sind die Ableitung und in einem noch weit höheren Grade die Zusammensetzung.

A. Die Ableitung.

Die Ableitung spielt bei dem Verbum keine so hervorragende Rolle, wie bei dem Substantivum und dem Adjectivum; das Verbum hat weit weniger Ableitungsmittel.* Von den abgeleiteten Verben, die

* Grimm II, 577.

bei Klopstock begegnen, führe ich zuerst jene an, die mit dem Consonanten *L* gebildet sind. Dieselben sind für die Begriffe der Aehnlichkeit, Wiederholung und Geringschätzung recht ausdrucksvoll.*

äugeln (O. 193. Der Wein, und das Wasser. 14, 2).
bekriteln (Ep. 109. Schreibakademien. 2).
dunkeln (O. 150. Die Erscheinung. 8: mir dunkelt der Blick).
fabeln (O. 210. Die unbekannten Seelen. 1, 1).
gängeln (Ep. 6. 3. V.).
grübeln (O. 61. Der Eislauf. 1, 3).
kleineln (O. 99. Die Krieger. 4, 2).
künsteln (O. 61. Der Eislauf. 11, 3); Zus.:
erkünsteln (M. VII. G. 115. V.).
kunstwörteln (O. 183. Der Genügsame. 4, 3).
liebeln (O. 133. Die Grazien. 3, 4).
nebeln (M. II. G. 372. V.).
pinseln (Ep. 26. Das Lächeln und die Lache. 1).
richteln (O. 120. Der Nachruhm. 27).
verkleineln (Ep. 2. An einige Beurteiler des deutschen Hexameters. 4).
würfeln (O. 194. Die zweyte Höhe. 7, 3).
zirkeln (O. 103. Verschiedne Zwecke. 3, 2).
zwergeln (O. 99. Die Krieger. 4, 2).**

An diese reihe ich eine Anzahl anderer consonantischer Ableitungen an, von denen manche in der gewöhnlichen Rede zwar in der Zusammensetzung, nicht aber in der einfachen Form gebraucht werden:

ähnlichen (O. 128. Die Vortrefflichkeit. 43).
ebben (O. 163. Erinnrungen. 3, 4).
ewigen (O. 79. Stintenburg. 10, 4).
frohnen (H. u. d. F. 1. Sc.).
fruchten = Frucht sein, O. 166. Die Wiederkehr. 23:

> ... und umschwebt von ziehenden Metten, vergess ich fast der Blüthe, die nun
> Fruchtet, und mit vielfarbiger Last den biegsamen Zweig krümmt.

gallizismen (O. 192. Unsre Sprache an uns. 5, 1).
gebirgen (M. II. G. 405. V.).

---

* Vgl. Grimm II, 111.
** Gramm. Gespr.: näseln, ringeln; Gelehrtenrep.: liedeln, schnitzeln.

gehorsamen (O. 166. Die Wiederkehr. 31).
grauen = grau sein (M. XIV. G. 477. V.).
gründen, O. 41. Dem Allgegenwärtigen. 36, 3:

Stärke, kräftige, gründe mich,
Dass ich auf ewig dein sey!

helmen, dav. gehelmt (H. u. d. F. 2. Sc.).
jährigen = in die Jahre kommen, wie zeitigen gebildet (O. 13. An Gott. 27, 4).
lahmen = lahm gehen (O. 202. Die öffentliche Meinung. 5, 2).
leichten (O. 140. Ludewig der Sechzehnte. 2, 2).
locken = in Locken legen (M. XV. G. 156. V.).
lüsten (O. 95. Fürstenlob. 2, 1).
meistern (Ep. 11. Lob der Bescheidenheit. 1).
nachten (O. 156. Die Verwandlung. 60).
reifen = reif machen, O. 137. Psalm. 23:

Er hebt mit dem Halme die Aehr' empor;
Reifet den goldnen Apfel, die Purpurtraube.

ringen = aus Ringen bilden, O. 119. Die Sprache. 7, 2:

Enge Fessel, geringt
An lemnischer Esse.

schatten = zum Schatten werden, O. 150. Die Erscheinung. 11:

Wenn man todt ist, wandert man weg,
Schattet.

schülern = Schüler sein (O. 183. Der Genügsame. 5, 3).
thauen (O. 18. Der Zürchersee. 11, 4).
thränen (O. 7. Salem. 41).*

Zahlreicher sind die mit Vorsilben zusammengesetzten Ableitungen; dieselben werden weiter unten bei den betreffenden Zusammensetzungen angeführt werden.

B. Die Zusammensetzung.

Die deutsche Sprache hat „zu dem Ausdrucke** beinah aller Gedanken und Empfindungen, welche gesagt zu werden verdienen, einen hohen Grad der Bildung, und zu einigen den höchsten erreichet." Diese Fähigkeit, sich dem Gedanken vollends anzuschmiegen, „von

* Gelehrtenrep.: morgend.
** Gramm. Gespr.: Die Bildsamkeit.

ungefähr so,* wie dem Mädchen das Gewand anliegt, wenn es aus dem Bade kommt," ist nicht zum geringsten Theile eine Folge der Vereinigung einfacher Verba zu zusammengesetzten, durch welche die feinsten Nuancen des Gedankens zum Ausdrucke gebracht werden. Die Zusammensetzung hat sich in der deutschen Sprache in einer Weise entfaltet, wie sie sich, die griechische ausgenommen, in keiner anderen wiederfindet.

1. Zusammensetzung des Verbums mit Formwörtern.

In den grammatischen Gesprächen finden wir eine Stelle, die von der Bedeutung der Partikeln für die Zusammensetzung handelt. Dieselbe lautet:**

„Nun ihr, die in vollem Gange sind, Er, Be, Ver, Ab und Ent. Ur. Die Worte, mit denen wir verbunden sind, bekommen dadurch verschiedene Wendungen in Absicht auf die bezeichneten Gegenstände, bei denen dann unter andern Ort und Zeit oft gedacht werden. Ihr seht, wie viel veränderte Bestimmungen diess den Gedanken geben muss, welche wir, und die mit uns verbundenen Worte zugleich ausdrücken." — Es wird uns hierauf an zahlreichen Beispielen das Wesen dieser Partikeln und die Veränderung, welche die Bedeutung des Grundwortes durch die Zusammensetzung mit ihnen erfährt, gezeigt, und dann heisst es weiter: „Jetzt, Wortbildung, verlangest du denn doch wohl keine Beyspiele mehr. Oder soll ich vielleicht die ganze Sprache durchwandern? Denn wir haben uns in ihr, wie du weisst, überall ausgebreitet, eine Vertraulichkeit, mit der sie, wie ich glaube, so wenig unzufrieden ist, als wir es sind. Ich stelle sie mir als ein fruchtbares weitreichendes Gefilde vor: Kräuter, Blumen, Halm, Rebe, Waldungen, Bäche; wir sind die Wasserfälle. Harmosis. Diese Sylben, Wortbildung, verstehen sich auf die Kürze, eine Sache, von der ich mitsprechen darf. Sie tragen nicht wenig dazu bey, dass du das schwere Gesetz der Sparsamkeit beobachten kannst."

Eine wichtige Wirkung, welche also die Partikeln hervorbringen, ist, dass sie der Sprache Kürze verleihen und den Bedeutungen, die den einfachen Verben zu Grunde liegen, eine Fülle von Schattierungen geben, wodurch zahlreiche neue Begriffsbestimmungen gewonnen werden. Die

* Gramm. Gespr.: Die Bildsamkeit.
** Gramm. Gespr.: Viertes Gespräch. Die Wortbildung.

Fähigkeit des Verbums, sich mit der ganzen Reihe von Formwörtern zu verbinden, ist eine reichhaltige Quelle, aus welcher die Dichter stets neue frische Worte schöpfen und so den Wortreichthum unserer Sprache beständig vergrössern können. Klopstock gebraucht diese Zusammensetzungen sehr gerne, und es begreift sich das, wenn man erwägt, dass die Kürze der Darstellung, die ja ein Grundzug seiner Sprache ist, durch sie wesentlich gefördert wird. Auch an sinnlicher Kraft und Anschaulichkeit gewinnt der Ausdruck durch sie: viele von ihnen, wie z. B. daher, dahin, darein, fort, her, herab u. s. w. verleihen den Verben, mit denen sie zusammengesetzt sind, die Bedeutung der Bewegung, die den einfachen Verben fehlt.

Bevor ich zur übersichtlichen Zusammenstellung der mit Formwörtern vereinten Verba übergehe, will ich erst an einem Beispiele zeigen, welche Menge von neuen Verben aus einem einzigen Verbum durch diese Art der Zusammensetzung entstehen kann.

Das Grundwort *wehen*.

anwehen (M. X. G. 623. V.).
aufwehen (O. 50. Die Gestirne. 3, 2).
bewehen (O. 62. Der Jüngling. 3, 3).
daherwehen (O. 56. Die Zukunft. 4, 4).
dahinwehen (O. 59. Sponda. 13, 3).
durchwehen (O. 86. Der Kamin. 58).
einherwehen (O. 129. An Giacomo Zigno. 3, 4).
entwehen (M. XIII. G. 7. V.).
herabwehen (H. T. 15. Sc.).
heraufwehen (M. XII. G. 208. V.).
herwehen (O. 68. Die Sommernacht. 2, 3).
hinabwehen (M. XVI. G. 565. V.).
hineinwehen (O. 75. Schlachtlied. 10, 2).
hinunterwehen (M. XI. G. 1366. V.).
hinwehen (O. 157. Die Denkzeiten. 59).
nachwehen (O. 57. Siona. 4, 1).
umwehen (O. 35. An Gleim. 9, 4).
unverwehet (M. XI. G. 8. V.).
verwehen (O. 180. Die Sonne, und die Erde. 4).
voranwehen (O. An den Erlöser. 8, 3).
vorwehen (M. XX. G. 515. V.).

wegwehen (M. XIII. G. 42. V.).
zurückwehen (Grammat. Gespr. Fünftes Zwischengespräch).
zuwehen (O. 4. Die künftige Geliebte. 77).*

Dieses Beispiel, dem sich viele andere anreihen liessen, genügt schon, um zu zeigen, dass die Zusammensetzungsfähigkeit des Verbums unsere Sprache stets mit neuen Wörtern reichlich versehen kann.

Ich führe nun im Folgenden die Verba nach dem Bestimmungsworte an, mit dem sie zusammengesetzt sind.

An.

anblühen** = zu blühen anf. (O. 115. Mein Wissen. 2, 3).
andringen gegen jemanden (M. VIII. G. 585. V.).
anflammen sich (O. 182. Die Lerche, und die Nachtigall. 5).
anschnauben (H. T. 2. Sc.).
antönen = zu tönen anf. (O. 180. Die Sonne, und die Erde. 15).
antreiben, ein Nachen, der antreibt = gegen die Küste treibt (O. 154. Der Erobrungskrieg. 5).
anwandern gegen = verstossen gegen (Ep. 8, 4).
anzischen (H. u. d. F. 9. Sc.).***

Auf.

aufbeben (M. VII. G. 437. V.).
aufbehalten = aufbewahren (H. Schl. 2. Sc.).
aufbrüllen, trans. gebr., M. XI. G. 890. V.:
Da brüllte die Hölle Triumph auf.
aufdonnern (M. XX. G. 234. V.).
auffliehen (O. 18. Der Zürchersee. 2, 2).
aufglimmen (O. 217. Die Wahl. 6, 2).
aufjochen (O. 201. An die rheinischen Republikaner. 2, 4).
aufklimmen (M. X. G. 383. V.).

---

* Mit Adjectiven, die durch die Verbindung mit dem Verbum zu Adverbien werden, kommen folgende Zusammensetzungen vor:
leichtwehend (O. 62. Der Jüngling. 1, 2).
schnellverwehend (M. X. G. 479. V.).
weitwehend (M. VIII. G. 241. V.).
Mit Substantiven:
westdurchweht (Gramm. Gespr. Der zweyte Wettstreit).
wirbelwehend (M. V. G. 29. V.).

** Nach Analogie von „Anfaulen". Zu faulen anfangen. (Gr. Gespr. Viertes Gespr. Die Wortbildung.)

*** Gelehrtenrep.: ankriechen; Gr. Gespr.: anschmausen; Briefe: anzaubern (Br. 85).

aufknospen (O. 31. An Cidli. 33).
aufküssen (M. I. G. 699. V.).
auflispeln (O. 38. Gegenwart der Abwesenden. 2, 3).
aufnehmen = aufheben (O. 45. Die Glückseligkeit Aller. 1, 3).
aufschaffen (M. V. G. 47. V.).
aufschallen (H. u. d. F. 6. Sc.).
aufschauern (O. 207. An die Dichter meiner Zeit. 4, 2).
aufschweben (M. XI. G. 1166. V.).
aufschwenken (H. T. 22. Sc.).
aufstäuben (O. 30. Die beiden Musen. 13, 2).
auftönen (H. Schl. 11. Sc.).
auftrinken (M. VI. G. 289. V.).
aufweben (O. 31. An Cidli. 19).
aufweinen (O. 3. An Giseke. 18: Weine gen Himmel nicht auf).
aufwölken sich (M. XI. G. 518. V.).*

Aus.

ausbellen, nach Anal. v. auslachen geb. (O. 193. Der Wein, und das Wasser. 13, 4).
ausdulden = zu Ende dulden (M. XX. G. 714. V.).
ausklagen = zu Ende klagen (M. XIII. G. 674. V.).
auskrähen, wie ausbellen geb. (O. 193. Der Wein, und das Wasser. 13, 4).
ausnennen = ganz nennen (M. VIII. G. 193. V.).
ausschaffen, ganz ausgeschaffen (O. 13. An Gott. 14, 3).
ausschauern (M. VIII. G. 608. V.: Die Wunden noch schauern sie Blut aus).
aussprechen = ausdrücken, O. 10. Bardale. 8, 3:
... Spräch die Stimme den Blick aus.
ausstammeln = zu Ende stammeln (G. L. 1. Th. Der Tod. 4, 6).
austilgen (G. L. 2. Th. Die Wenigen. 10, 2).
auswüthen (H. u. d. F. 5. Sc.).

Auseinander.

auseinandertanzen, trans. (H. T. 18. Sc.).

Die Vorsilbe *Be.*

beaschen (O. 124. Delphi. 24, 1).
beäugen (O. 128. Die Vortrefflichkeit. 17).

---

* Briefe: aufschmausen (Br. 103).

beblüten (O. 132. Der Frohsinn. 1, 4).
beduften (M. IX. G. 445. V.).
beeichelt (O. 173. Der Kapwein, und der Johannesberger. 37).
beflammt (M. II. G. 638. V.).
beglänzt (M. XVIII. G. 687. V.).
behorchen (O. 4. Die künftige Geliebte. 48).
bekrönt (M. I. G. 624. V.).
belorbert (O. 147. Der Freyheitskrieg. 17).
benachtet (M. X. G. 578. V.).
benarbt (H. Schl. 4. Sc.).
bereift (O. 67. Braga. 8, 4).
beschimmern (O. 10. Bardale. 11, 3).
beschleyern (O. 121. Die Rache. 7, 3).
beschnauben (O. 108. Mehr Unterricht. 8, 4).
beschoren (O. 145. Sie, und nicht Wir. 23).
besieen (Ep. 107. Er, und Sie. 7).
bespähen (O. 191. Das Fest. 17).
besternt (O. 86. Der Kamin. 29).
bestirnt (O. 81. Die Kunst Tialfs. 20, 2).
bestreiten = bekämpfen (M. II. G. 728. V.).
bethaut (O. 86. Der Kamin. 3).
bethränt (M. XVIII. G. 751. V.).
betrümmert (O. 111. An Freund und Feind. 15, 3).*

Daher.

Die mit diesem Formworte, sowie mit den beiden folgenden zusammengesetzten Verba verdienen eine besondere Beachtung; das einfache Verbum erhält durch die Zusammensetzung mit ihnen den Begriff der Bewegung, wodurch der Ausdruck viel lebendiger wird.

daherbeben (M. IV. G. 181. V.).
daherblinken (M. IV. G. 502. V.).
daherdonnern (O. 17. Der Adler, oder die Verwandlung. 41).
dahergiessen (M. XVI. G. 662. V.).
daherglänzen (G. L. 1. Th. Gott dem Sohne. Am Osterfeste. 18).
daherleiten (O. 76. Die Chöre. 10, 3).

---

* Gelehrtenrep.: beeckeln; Gr. Gespr.: bekosten, bethürmt, bewandeln, beflossen, berudern, besäumen; Briefe: beklettern (Br. 202).

daherrauschen (O. 21. Die todte Clarissa. 2, 4).
daherrieseln (O. 77. Die Barden. 3, 4).
daherthauen (O. 17. Der Adler, oder die Verwandlung. 51).
dahertreten (O. 10. Bardale. 3, 1).

Dahin.

dahinbeben (O. 2. Wingolf. 6. L. 2, 2).
dahinschlüpfen (O. 59. Sponda. 13, 3).
dahinspringen (O. 59. Sponda. 13, 3).
dahinwallen (M. XV. G. 1419. V.).
dahinzittern (O. 4. Die künftige Geliebte. 35).

Darein.

dareinrauschen (M. XX. G. 479. V.).
dareinsingen (O. 47. Das neue Jahrhundert. 18, 4).
dareintönen (O. 56. Die Zukunft. 5, 1).

Durch.

Klopstock zieht gewöhnlich dieses Vorwort, statt es bei dem regierten Acc. zu lassen, als Bestimmungswort zum Verbum, wodurch der Ausdruck anschaulicher wird.

durchbeben (O. 156. Die Verwandlung. 41).
durchblinken (O. 130. Die deutsche Sprache. 1, 3).
durchblümt (O. 81. Die Kunst Tialfs. 20, 4).
durchbrüllen (M. VIII. G. 142. V.).
durchdämmert (M. VI. G. 239. V.).
durchdampft (O. 96. Der Denkstein. 7, 2).
durchfalten (M. II. G. 886. V.).
durchfechten (H. T. 1. Sc.).
durchflammen (M. IX. G. 551. V.).
durchgraben = durchstechen (M. X. G. 498. V.).
durchhaucht (O. 101. Mein Wäldchen. 3, 3).
durchherrschen (M. II. G. 251. V.).
durchlachen (O. 2. Wingolf. 6. L. 6, 4).
durchpestet (O. 154. Der Erobrungskrieg. 8).
durchrasen (O. 149. Die Jakobiner. 2, 3).
durchrauschen (O. 94. Die Lehrstunde. 21).
durchrudern (H. T. 16. Sc.).
durchschallen (M. XVI. G. 1007. V.).
durchschüttern (M. X. G. 75. V.).
durchschweben (O. 117. Der Traum. 6, 4).

durchstrahlen (G. L. 1. Th. Komm heiliger Geist, Herre Gott. 2, 6).
durchtanzen (H. Schl. 3. Sc.).
durchwachsen (M. III. G. 615. V.).
durchwallen (O. 10. Bardale. 15, 1).
durchweinen (O. 3. An Giseke. 3).
durchwürgen (M. II. G. 583. V.).
durchwürzt (O. 173. Der Kapwein, und der Johannesberger. 24).*

Einher.

einherfliegen (M. IX. G. 741. V.).
einherfliessen (M. XIII. G. 167. V.).
einherklingen (M. XVIII. G. 210. V.).
einherkommen (M. VIII. G. 270. V.).
einherkrachen (O. 174. Mein Thal. 6).
einherschwanken (O. 174. Mein Thal. 6).
einherschweben (M. VII. G. 488. V.).
einhertanzen (O. 57. Siona. 3, 1).
einherwallen (O. 127. Morgengesang am Schöpfungsfeste. 3, 3).

Empor.

empordenken (G. L. 2. Th. Sinai und Golgatha. 8, 3).
emporeilen (G. L. 2. Th. Die Auferstehung Jesu. 1, 7).
emporfahren (M. VIII. G. 502. V.).
emporfliessen (M. I. G. 625. V.).
emporgiessen (O. 33. An Sie. 4, 1).
emporjauchzen (G. L. 2. Th. Die Erlösung. 4, 8).
emporlispeln (O. 50. Die Gestirne. 3, 1).
emporrufen (G. L. 2. Th. Stärkung. 5, 4).
emporschaffen, M. X. G. 836. V.: Unser Schöpfer! der uns aus Staube zu Menschen emporschuf!
emporschallen (M. XX. G. 1105. V.).
emporschlagen (O. 85. Vaterlandslied. 7, 3).
emporschwellen (M. II. G. 485. V.).
emporseufzen (M. XIII. G. 720. V.).
empor sprudeln (O. 61. Der Eislauf. 14, 4).
emporstäuben (O. 53. Aganippe und Phiala. 2, 4).
emporstrahlen (M. XX. G. 850. V.).

---

* Gramm. Gespr.: durchklingeln.

emportreten (O. 55. Kaiser Heinrich. 13, 1).
emporwallen (O. 131. Das Gehör. 38).
emporwiehern (M. IV. G. 183. V.).*

Ent.

Die Vorsilbe *ent* wächst leicht mit dem Verbum zusammen und gehört zu den fruchtbarsten unserer Sprache. Klopstock gebraucht die mit ihr zusammengesetzten Verba gerne; diejenigen, die eine Bewegung, das Ausgehen von einem Orte ausdrücken, verbindet er mit dem reinen Dativ, wodurch der Ausdruck an Kürze gewinnt.

entähnlichen (O. 161. Die Trümmern. 31).
entblühen (M. IV. G. 676. V.).
enteilen (O. 61. Der Eislauf. 8, 4).
enterdet (M. XII. G. 651. V.).
entfesseln (O. 153. Mein Irrthum. 5, 2).
entgleiten (M. XIX. G. 272. V.).
entglimmen (O. 39. Für den König. 10, 3).
entheitern (O. 166. Die Wiederkehr. 13).
entklimmen (M. X. G. 277. V.).
entklingen (M. XV. G. 346. V.).
entküssen (M. V. G. 245. V.).
entleiben (O. 150. Die Erscheinung. 9).
entmenschen (O. 172. An den Kaiser. 4, 2).
entnebeln = vom Nebel befreien (M. I. G. 606. V.).
entquellen (O. 43. Die Frühlingsfeyer. 3, 2).
entrieseln (O. 61. Der Eislauf. 15, 2).
entrufen (M. XX. G. 121. V.).
entschallen (O. 53. Aganippe und Phiala. 8, 1).
entscheuchen = die Scheu benehmen (O. 107. Unterricht. 1, 4); dag. = verscheuchen (O. 193. Der Wein, und das Wasser. 6, 3).
entschimmern (O. 136. Die États Généraux. 5, 4).
entschleichen (O. 213. Die Wage. 2, 2).
entschöpfen (M. IX. G. 214. V.).
entschweben (O. 67. Braga. 16, 4).
entsenken (O. 57. Siona. 2, 3).
entstaltet (M. II. G. 847. V.).

* Gr. Gespr.: emporbrausen.

entsteinen (O. 151. An La Rochefoucauld's Schatten. 22).
entstirnt (O. 158. Der Belohnte. 1, 1).
enttönen (O. 202. Die öffentliche Meinung. 4, 2).
entwallen (M. I. G. 474. V.).
entwälzen (M. XII. G. 188. V.).
entweben (M. VII. G. 48. V.).
entwehen (M. XIII. G. 7. V.).
entwinken (M. IV. G. 1345. V.).
entzaubern (O. 18. Der Zürchersee. 10, 4).
entzittern (M. XIII. G. 561. V.).*

Entgegen.

entgegendampfen (M. II. G. 515. V.).
entgegenfliessen (O. 35. An Gleim. 14, 1).
entgegengiessen (O. 13. An Gott. 16, 1).
entgegenhauchen (M. IV. G. 184. V.).
entgegenhören (M. XV. G. 1148. V.).
entgegenjauchzen (O. 13. An Gott. 30, 2).
entgegenlispeln (M. XII. G. 210. V.).
entgegenrufen (M. XI. G. 258. V.).
entgegenschwingen sich (O. 83. Hermann. 21, 4).
entgegensegnen (M. II. G. 12. V.).
entgegenstrahlen (M. XX. G. 1044. V.).
entgegenthürmen (M. II. G. 361. V.).
entgegentönen (M. VIII. G. 140. V.).
entgegenwachen (M. XII. G. 846. V.).
entgegenwallen (O. 13. An Gott. 25, 1).

Er.

erbeten (O. 5. Selmar und Selma. 32).
ererben (G. L. 1. Th. Nun bitten wir den heiligen Geist. 1, 5).
erfliegen (M. XV. G. 1031. V.).
erkühlen sich = Kühlung finden (O. 111. An Freund und Feind. 4, 2).
erlaben (O. 111. An Freund und Feind. 4, 2).
erluften (H. u. d. F. 5. Sc.).
erneuen (O. 124. Delphi. 31, 3).
erschweben (O. 103. Verschiedne Zwecke. 6, 2).

* Gr. Gespr.: entlösen, enthauchen.

ersingen (O. 9. An Fanny. 2, 2).
ersinken (M. V. G. 356. V.).
ersterben (O. 6. An Ebert. 18).
erstreiten (G. L. 1. Th. Vorbereitung zum Tode. 22).
erwachsen (M. IV. G. 684. V.).
erweinen (O. 31. An Cidli. 5).
erzittern (O. 7. Salem. 59).*

Fort.

Die mit diesem Bestimmungsworte zusammengesetzten Verba haben eine verschiedene Bedeutung; bei manchen wird die Handlung als eine dauernde bezeichnet, andere, und dies ist besonders bei den Zusammensetzungen unseres Dichters der Fall, erhalten die Bedeutung der Bewegung.

fortathmen = athmend forttragen (M. XX. G. 924. V.).
fortbeben = bebend fortgehen (D. T. A. 1. H. 1. A.).
fortdrehen (O. 130. Die deutsche Sprache. 2, 1).
fortschlagen (H. Schl. 8. Sc.).
fortweben (O. 13. An Gott. 17, 2).
fortwiehern = wiehernd davonrennen (H. T. 22. Sc.).

Her.

Sowohl Her und Hin, als auch die mit ihnen zusammengesetzten Bestimmungswörter drücken in der Verbindung mit Verben eine Bewegung aus.

herbrausen (O. 93. Weissagung. 5, 1).
herdonnern (M. IV. G. 490. V.).
herdrohen (O. 49. Die Welten. 7, 3).
herglänzen (M. VII. G. 228. V.).
herherrschen (O. 227. Trinklied. 3, 2).
herketten (H. u. d. F. 7. Sc.).
herklirren (O. 112. An den Kaiser. 5, 4).
herlahmen = lahm einhergehen (H. T. 19. Sc.).
herrauschen (O. 2. Wingolf. 5. L. 5, 3).
herrollen (O. 137. Psalm. 25).
herschäumen (M. XVI. G. 690. V.).
herschwingen (O. 67. Braga. 11, 4).
herstrahlen (M. XX. G. 18, 1143. V.).

---

* Gelehrtenrep.: sich erkecken, nach Anal. von „sich erkühnen".

herströmen (O. 114. Die Massbestimmung. 1, 3).
hertönen (O. 61. Der Eislauf. 12, 2).
herwallen (O. 107. Unterricht. 6, 3).
herwirbeln (O. 168. Das Grab. 19).
herwölken (O. 210. Die unbekannten Seelen. 7, 4).

Herab.

herabbeben (M. IX. G. 322. V.).
herabbeten (O. 5. Selmar und Selma. 49).
herabbrausen (M. XI. G. 217. V.).
herabdonnern (M. VIII. G. 243. V.).
herabgaffen (H. u. d. F. 7. Sc.).
herabhören (M. V. G. 572. V.).
herablächeln (M. IV. G. 897. V.).
herabquellen (O. 224. Die höheren Stufen. 2, 2).
herabrauschen (O. 82. Der Hügel, und der Hain. 8, 1).
herabrufen (O. 50. Die Gestirne. 2, 3).
herabschmettern (M. XVI. G. 312. V.).
herabschreien (M. VII. G. 745. V.).
herabsinken (M. VII. G. 818. V.).
herabstammeln (O. 13. An Gott. 8, 4).
herabstrahlen (M. XI. G. 679. V.).
herabtönen (O. 82. Der Hügel, und der Hain. 21, 1).
herabträufen (O. 2. Wingolf. 3. L. 1, 3).
herabweinen (O. 38. Gegenwart der Abwesenden. 3, 3).
herabwinken (O. 22. Friedensburg. 2, 3).*

Herauf.

heraufathmen (M. V. G. 222. V.).
heraufbeben (D. T. A. 3. H. 4. A.).
heraufbrausen (M. XVI. G. 645. V.).
heraufflammen (O. 92. Teutone. 15, 1).
heraufglühen (H. Schl. 6. Sc.).
heraufhorchen (H. Schl. 4. Sc.).
heraufklagen (O. 55. Kaiser Heinrich. 14, 2).
heraufstrahlen (M. XI. G. 922. V.).
herauftönen (M. VI. G. 515. V.).
herauftreten (M. VI. G. 226. V.).

---

* Gr. Gespr.: herabthauen.

heraufwachsen (O. 229. Klagode. 1, 3).
heraufwandeln (O. 67. Braga. 6, 1).
heraufwanken = wankend heraufkommen (H. T. 22. Sc.).
heraufwinseln (M. IX. G. 501. V.).*

Heraus.
herauswähnen (Sal. 4. H. 8. A.).

Herbei.
herbeyherrschen (O. 14. Heinrich der Vogler. 3, 2).**

Herüber.
herübersäuseln (M. XVII. G. 24. V.).
herüberschauern (M. VIII. G. 386. V.).
herüberschimmern (O. 125. Die Verwandelten. 8, 2).
herüberströmen (O. 98. Beruhigung. 8, 4).

Herum.
herumhäufen (M. VII. G. 604. V.).
herumschlängeln (H. T. 19. Sc.).
herumwenden (M. V. G. 619. V.); sich herumwenden = sich umwenden (M. XV. G. 720. V.).
herumzischen (H. T. 19. Sc.).

Herunter.
herunterbeten (M. IV. G. 401. V.).
herunterdenken (M. VI. G. 434. V.).
herunterirren (M. XII. G. 638. V.).
herunterlauschen (H. u. d. F. 7. Sc.).
herunterschmettern (M. XVI. G. 583. V.).
heruntersinnen (M. VII. G. 39. V.).
heruntertaumeln, H. u. d. F. 14. Sc.:
Tauml' ihn (den Cäsar) herunter, Wodan!
herunterwallen (M. I. G. 709. V.).
herunterzittern = sich zitternd herunterlassen (M. XIX. G. 207. V.).

Hervor.
hervorbeben (M. V. G. 62. V.).
hervordonnern (M. V. G. 146. V.).
hervoreilen (M. VIII. G. 186. V.).

---

* Briefe: heraufsingen, trans. gebr. (Br. 3), heraufgränzen (Br. 55).
** Gelehrtenrep.: herbeiblasen.

hervorfliegen (M. XX. G. 923. V.).
hervorrasen (H. T. 3. Sc.).
hervorreissen sich (M. IV. G. 278. V.).
hervorschallen (M. XIV. G. 1008. V.).
hervorsenden (M. II. G. 139. V.).
hervorwallen (M. XVI. G. 129. V.).

Herzu.

herzubeben = bebend herzukommen (M. XIV. G. 1273. V.).
herzudringen (M. XIX. G. 614. V.).
herzurufen (H. T. 19. Sc.).
herzuzittern = zitternd herzugehen (M. XI. G. 465. V.).

Hin.

hinbeben (M. VII. G. 281. V.).
hindorren (H. u. d. F. 14. Sc.).
hinherrschen (O. 226. Liebeslied. 3, 2).
hinhören (O. 56. Die Zukunft. 1, 3).
hinschallen (M. XX. G. 848. V.).
hinschauern (O. 4. Die künftige Geliebte. 82).
hinschmettern (Sal. 1. H. 6. A.).
hinseufzen (H. Schl. 1. Sc.).
hinspielen = spielend hingehen (M. XX. G. 237. V.).
hinsprechen (O. 10. An Fanny. 5, 4).
hinstrahlen (O. 220. Zwey Johanneswürmchen. 12).
hintanzen (O. 75. Schlachtlied. 7, 3).
hinthauen (O. 34. Ihr Schlummer. 2, 2).
hinträufeln (O. 175. Die Bestattung. 43).
hinträufen (M. XIII. G. 675. V.).
hinwallen (O. 63. Die frühen Gräber. 1, 4).
hinweinen (O. 6. An Ebert. 23).
hinwinken (M. X. G. 267. V.).
hinwölken (O. 205. Auch die Nachwelt. 1, 4).

Hinab.

hinabbannen (O. 143. Der Fürst und sein Kebsweib. 21).
hinabbegraben (M. IV. G. 880. V.).
hinabdonnern (G. L. 1. Th. Die Feinde des Kreuzes Christi: Mel. Erhalt uns Gott bey deinem Wort. 4, 3).
hinabgraben (M. I. G. 573. V.).
hinabhallen (M. XI. G. 595. V.).

hinabklingen (M. XVI. G. 581. V.).
hinabsingen (M. XI. G. 589. V.).
hinabsterben (M. VIII. G. 61. V.).
hinabtrinken (M. VI. G. 265. V.).
hinabwallen (M. XV. G. 1137. V.).
hinabweinen (O. 82. Der Hügel, und der Hain. 5, 2).
hinabwüthen (H. Schl. 7. Sc.).

Hinauf.

hinaufbeben (M. IX. G. 322. V.).
hinaufbellen (O. 162. Der Schoosshund. 4, 3).
hinaufdenken (M. VII. G. 521. V.).
hinaufflammen (M. VIII. G. 273. V.).
hinauffühlen (H. Schl. 7. Sc.).
hinaufhorchen (O. 61. Der Eislauf. 12, 1).
hinaufrufen (O. 228. Nachbildung des Stabat mater. 56).
hinaufschallen (M. XX. G. 1154. V.).
hinaufseufzen (Dav. 4. H. 25. A.).
hinaufspielen = spielend hinaufkommen (H. u. d. F. 1. Sc.).
hinaufwallen (O. 224. Die höheren Stufen. 8, 1).

Hinaus.

hinausdenken = ausdenken (M. V. G. 659. V.).
hinausführen = ausführen (M. II. G. 611. V.).*

Hinein.

hineinlügen (O. 102. Die Ankläger. 7, 4).
hineinrauschen (O. 110. Der jetzige Krieg. 7, 2).

Hinüber.

hinüberbreiten (M. V. G. 663. V.).
hinüberschlummern (O. 11. Der Abschied. 36, 2).
hinübertreten (O. 22. Friedensburg. 9, 2).

Hinunter.

hinunterblasen (H. Schl. 14. Sc.).
hinunterdrehen (O. 210. Die unbekannten Seelen. 6, 4).
hinunterreden (M. IV. G. 291. V.).
hinunterschäumen (H. Schl. 11. Sc.).
hinuntersehnen (M. I. G. 505. V.).
hinuntersingen (H. Schl. 7. Sc.).

---

* Briefe: hinauslesen = auslesen (Br. 33).

hinunterspielen = spielend hinuntergehen (O. 56. Die Zukunft. 11, 3).
hinunterstarren (M. XIV. G. 91. V.).

Miss.

missgeboren (H. u. d. F. 2. Sc.).
misskennen (M. XVI. G. 1. V.).
misklingen (O. 9. An Fanny. 7, 3).
misschaffen (O. 118. Beyde. 3).
misstrennen (O. 124. Delphi. 18, 1).
missvereht (O. 96. Der Denkstein. 6, 3).*

Mit.

mitanbeten (M. V. G. 183. V.).
mitabgerissen (M. XIV. G. 742. V.).
mitbluten (M. XX. G. 717. V.).
miterlöst (G. L. 1. Th. Beym Abendmale. 14).
mitgehörtes (O. 129. An Giacomo Zigno. 2, 3).
mitgekreuzigt (M. IX. G. 196. V.).
mitklagen (O. 194. Die zweyte Höhe. 10, 3).
mitschallen (M. XX. G. 602. V.).
mitschlagen = mitkämpfen (H. T. 3. Sc.).
mitverurtheilen (H. T. 6. Sc.).

Nach.

nachbeben (O. 24. Dem Erlöser. 1, 2).
nachbeten mit d. Dat., gibt die Richtung an, wie nachfolgen (M. VI. G. 188. V.).
nachbleiben = zurückbl. (O. 126. Der Gränzstein. 5, 2).
nachbluten (H. T. 1. Sc.).
nachdolmetschen (O. 134. Die deutsche Bibel. 1, 3).
nachempfinden (M. V. G. 640. V.).
nachfluchen (O. 124. Delphi. 31, 3).
nachhorchen (O. 199. Winterfreuden. 21).
nachkeuchen (O. 128. Die Vortrefflichkeit. 15).
nachklagen (O. 59. Sponda. 3, 4).
nachklingen (O. 99. Die Krieger. 1, 3).
nachlassen = hinterlassen (O. 120. Der Nachruhm. 21).
nachmahlen (O. 195. Die Jüngste. 6, 4).

* Gramm. Gespr.: mistönen.

nachmeisseln (O. 195. Die Jüngste. 6, 4).
nachrauben (Dav. 3. H. 7. A.).
nachsäuseln (M. XI. G. 524. V.).
nachschmecken (H. u. d. F. 6. Sc.).
nachschütteln (M. XI. G. 1026. V.).
nachschwindeln (H. u. d. F. 12. Sc.).
nachschwingen sich (O. 123. An Johann Heinrich Voss. 10, 3).
nachsegnen (O. 1. Der Lehrling der Griechen. 21).
nachsingen (H. Schl. 12. Sc.).
nachspähen (O. 184. Der Nachahmer, und der Erfinder. 3).
nachstammeln (O. 121. Die Rache. 6, 2).
nachströmen (O. 13. An Gott. 20, 4).
nachtönen (O. 126. Der Gränzstein. 13, 1).
nachwagen (O. 108. Mehr Unterricht. 3, 3).
nachweinen (O. 3. An Giseke. 4).
nachzürnen (H. u. d. F. 1. Sc.).

Nieder.

niederdonnern (M. XIII. G. 312. V.).
niederfliessen (O. 7. Salem. 10).
niederirren (M. XI. G. 1345. V.).
niederschmettern (M. XI. G. 767. V.).
niederschwanken (O. 10. Bardale. 12, 4).
niederschwenken (H. T. 22. Sc.).
niederstarren (M. VIII. G. 521. V.).
niederstrahlen (M. IV. G. 224. V.).
niedertönen (H. Schl. 11. Sc.).
niederwallen (O. 97. Die Erscheinung. 14).
niederwölken sich (M. XI. G. 518. V.).

Ueber.

überbleiben = übrig bleiben (M. IV. G. 20. V.).
überhüllen (M. IX. G. 482. V.).
überlasten (M. XIX. G. 474. V.).
überrufen (O. 83. Hermann. 20, 3).
überschatten (O. 211. Der neue Python. 2, 3).
überschleiert (O. 55. Kaiser Heinrich. 6, 2).
übersingen (O. 174. Mein Thal. 18).

überstrahlen (M. XI. G. 754. V.).
überwallen (M. I. G. 218. V.).
überwölken (M. XI. G. 717. V.).

Um.

umathmen (O. 21. Die todte Clarissa. 2, 1).
umdämmern (M. XI. G. 1153. V.).
umdrängen (O. 67. Braga. 13, 4).
umduften (O. 142. Kennet euch selbst. 17).
umdünsten (O. 183. Der Genügsame. 4, 4).
umfabeln = als Fabel umgehen (O. 128. Die Vortrefflichkeit. 25).
umfassen, getr.: Fasst er ihn um (M. IX. G. 114. V.).
umflammen (M. X. G. 380. V.).
umflechten (H. u. d. F. 8. Sc.).
umgewöhnt (O. 1. Der Lehrling der Griechen. 18).
umgittert (H. T. 19. Sc.).
umglänzen (M. XIX. G. 372. V.).
umirren (O. 146. An Cramer, den Franken. 6).
umklirrt (O. 99. Die Krieger. 2, 3).
umknieen (M. XIV. G. 1282. V.).
umlächelt (O. 196. An meinen Bruder Victor Ludewig. 11).
umleuchten (G. L. 1. Th. Danklied. 50).
umnachtet (M. VIII. G. 419. V.).
umnebeln (O. 202. Die öffentliche Meinung. 6, 3).
umringeln (O. 217. Die Wahl. 1, 4).
umsäuseln (O. 176. Die Erinnerung. 2, 1).
umschaffen (O. 124. Delphi. 21, 4).
umschatten (O. 1. Der Lehrling der Griechen. 9).
umschimmern (M. X. G. 600. V.).
umschweben (M. XX. G. 55. V.).
umschwimmen (H. T. 2. Sc.).
umspritzt (Sal. 4. H. 11. A.).
umstrahlen (O. 50. Die Gestirne. 13, 4).
umtanzt (M. XVI. G. 331. V.).
umthürmen (M. II. G. 355. V.).
umtönt (M. XVIII. G. 599. V.).
umwallen (M. XIII. G. 3. V.).
umwehen (O. 35. An Gleim. 9, 4).
umwimmeln (O. 168. Das Grab. 7).

umwölben (O. 4. Die künftige Geliebte. 26).
umzittern (M. IX. G. 336. V.).*

Umher.

umherbreiten (M. XIV. G. 753. V.).
umherkreisen (O. 61. Der Eislauf. 4, 4).
umherwallen (O. 87. Die Rosstrappe. 17, 3).
umherwanken (O. 146. An Cramer, den Franken. 19).
umherzischen (O. 151. An La Rochefoucauld's Schatten. 14).
umherzittern = zitternd umhergehen (M. IX. G. 34. V.).
umherzweifeln (O. 135. Der Gottesleugner. 5, 1).

Un.

Das verneinende Formwort *un* setzt sich mit Vorliebe an das Part. Praet. an; neuere Schriftsteller cultivieren auch die Zusammensetzung mit dem Part. Praes. Bei Klopstock finden wir sehr viele mit diesem Formworte zusammengesetzte Participien; aus der Fülle derselben seien hier nur folgende angeführt:

unablassend (M. XV. G. 922. V.).
unangefeindet (M. IV. G. 307. V.).
unanstossend (O. 100. Wink. 3, 1).
unausgeartet (M. V. G. 157. V.).
unausgeschaffen (M. VII. G. 219. V.).
unbeladen (M. IX. G. 169. V.).
unbeleidigt (H. Schl. 2. Sc.).
unbelehrt (O. 118. Beyde. 15).
unbestürmt (M. IX. G. 26. V.).
unbetrachtet (M. I. G. 587. V.).
unbewundert (M. VI. G. 253. V.).
uneingehüllt (O. 42. Das Anschaun Gottes. 11, 1).
unenträthselt (M. XVI. G. 232. V.).
unerhöht (O. 37. Der Rheinwein. 12, 4).
unerobert (O. 80. Unsre Sprache. 8, 2).
unerquickt (O. 120. Der Nachruhm. 19).
unersättigt (M. III. G. 276. V.).
unerwacht (M. XI. G. 917. V.).
ungeblendet (H. u. d. F. 2. Sc.).
ungefallen, die Ungefallenen (M. IX. G. 512. V.).

* Gramm. Gespr.: umjammern, umstäubet.

ungefolgt (O. 108. Mehr Unterricht. 5, 2).
ungeführt (O. 98. Beruhigung. 2, 2).
ungekeltert (O. 37. Der Rheinwein. 2, 1).
ungelabt (Dav. 2. H. 2. A.).
ungesagt (M. X. G. 298. V.).
ungestalt (M. II. G. 381. V.).
ungethan (O. 165. Die Mutter, und die Tochter. 6, 3).
ungetrennet (O. 228. Nachbildung des: Stabat mater. 77).
unnachlassend (M. XV. G. 1386. V.).
unprophezeit (Sal. 5. H. 9. A.).
unüberwältigt (M. VI. G. 132. V.).
unverblendet (M. X. G. 62. V.).
unverblüht (O. 125. Die Verwandelten. 9, 1).
unverkehrt (G. L. 1. Th. Die sieben Gemeinen. 176).
unverleitet (O. 148. Friederich, Kronprinz von Dänemark. 14).
unverlöschend (M. X. G. 290. V.).
unverrathend (M. IV. G. 174. V.).
unverwesend (M. XI. G. 912. V.).*

Ver.

verachäen (O. 192. Unsre Sprache an uns. 5, 3).
veralten (M. XV. G. 222. V.).
verbilden (O. 192. Unsre Sprache an uns. 1, 2).
verbreitet = ausgebreitet (M. XI. G. 1276. V.).
verbritten (O. 192. Unsre Sprache an uns. 5, 1).
vereinsamen (O. 131. Das Gehör. 4).
verflechten sich (M. X. G. 167. V.).
verfliegen (O. 4. Die künftige Geliebte. 88).
verglimmen (O. 126. Der Gränzstein. 5, 4).
vergötzt (O. 147. Der Freyheitskrieg. 37).
vergramen (O. 102. Die Ankläger. 2, 2): vergrämt (M. XVII. G. 110. V.).
verhören sich = falsch hören (O. 123. An Johann Heinrich Voss. 4, 2).
verkleinen (Ep. 50. 2).
verlachen (O. 86. Der Kamin. 71).
verlängen (M. III. G. 598. V.).

* Gramm. Gespr.: unbekränzt, unbeschwatzet, unentfärbt.

vermessen = falsch messen (O. 108. Mehr Unterricht. 4, 4).
verneuen (M. I. G. 100. V.).
verpflanzen = am unrechten Orte pflanzen (O. 4. Die künftige Geliebte. 57).
verschaffen = schlecht schaffen (O. 95. Fürstenlob. 5, 4).
verschleichen sich, nach Analogie von verkriechen geb. (M. VIII. G. 402. V.).
verschlummern (M. X. G. 900. V.).
verschönen (O. 4. Die künftige Geliebte. 62).
verschwemmen (O. 175. Die Bestattung. 38).
versenken sich = sich herabsenken (M. III. G. 528. V.).
verspähen sich (O. 31. An Cidli. 22).
verstäuben (M. XV. G. 228. V.).
versteinert (M. VIII. G. 306. V.).
verstieben (G. L. 1. Th. Der am Kreuz ist meine Liebe. 6, 3).
verstreut = zerstreut (O. 18. Der Zürchersee. 18, 2).
verströmen (O. 37. Der Rheinwein. 8, 2).
vertausendfältigen (O. 148. Friederich, Kronprinz von Dänemark. 4).
verweben sich (M. X. G. 908. V.).
verweinen (O. 6. An Ebert. 6).
verzeigen = falsch zeigen (O. 89. Der Unterschied. 7, 3).*

Vor.

vorerwählt (M. I. G. 408. V.).
vorfühlen (O. 108. Mehr Unterricht. 2, 3).
vorheulen, nach Anal. von vorsingen geb. (O. 167. Das Versprechen. 3, 2).
vorschreyen (O. 167. Das Versprechen. 3, 3).
vorwenden (H. u. d. F. 13. Sc.).**

Voran.

voranschweben (O. 47. Das neue Jahrhundert. 24, 4).
voranreissen sich (M. VI. G. 220. V.).

Voraus.

vorausempfinden (M. XVII. G. 203. V.).

---

* Gelehrtenrep.: verlarven, verübeldeut; Gr. Gespr.: versparen, vermalen sich = im Malen fehlen, verquellen.
** Gelehrtenrep.: vorseyend, vorgewesen.

Vorüber.

vorübergleiten (O. 199. Winterfreuden. 19).

Weg.

wegarbeiten sich (Sal. 1. H. 1. A.).
wegathmen (M. VIII. G. 69. V.).
wegbeben = bebend weggehen (O. 212. Die Aufschriften. 4, 4).
wegblühen (O. 21. Die todte Clarissa. 1, 3).
wegbrausen (O. 44. Der Erbarmer. 8, 1).
wegdorren (O. 124. Delphi. 21, 1).
wegküssen (O. 186. Aus der Vorzeit. 23).
weglächeln (O. 3. An Giseke. 26).
wegrauschen, trans. gebr. (H. T. 2. Sc.).
wegsingen (O. 227. Trinklied. 5, 3).
wegsinken (M. XVIII. G. 492. V.).
wegstäuben (O. 83. Hermann. 19, 1).
wegstrahlen (O. 159. Das Neue. 9).
wegströmen (M. X. G. 200. V.).
wegstürzen (H. u. d. F. 5. Sc.).
wegtilgen (M. IV. G. 369. V.).
wegwallen (O. 133. Die Grazien. 2, 3).
wegwelken (O. 193. Der Wein, und das Wasser. 7, 3).
wegwinken (O. 12. Die Stunde der Weihe. 7, 3).
wegwürgen (M. II. G. 519. V.).*

Wieder.

wiedergeheiligt (M. XI. G. 83. V.).
wiederkommen, die Wiedergekommenen (M. XVII. G. 695. V.).
wiederrufen, die Wiedergerufenen (M. XVII. G. 111. V.).
wiedersegnen (M. XV. G. 711. V.).
wiederleben (O. 178. Die Vergeltung. 25).
wiedertönen (M. XVI. G. 653. V.).
wiedervergelten (M. XX. G. 706. V.).

Die Vorsilbe *Zer.*

zerfliegen (M. IV. G. 87. V.).
zerhacken (G. L. 2. Th. Die Nachfolge. 2, 3).
zerplaudern (O. 128. Die Vortrefflichkeit. 1).
zerringen, in der Zus.: bangzerrungen (M. IV. G. 315. V.).

---

* Briefe: weglauschen (Br. 133).

zerstäubt (H. Schl. 2. Sc.).
zerstechen (G. L. 2. Th. Die Nachfolge. 2, 4).
zerströmen (M. XV. G. 1028. V.).
zerstücken (Dav. 5. Handl. 22. Auftr.).

Zu.

zubeben = bebend hinzugehen (M. XV. G. 752. V.).
zublicken (M. XIII. G. 864. V.).
zubrüllen, nach Anal. v. zurufen (O. 167. Das Versprechen. 3, 2).
zudonnern, wie das vorangehende geb. (M. II. G. 706. V.).
zufalten = zusammenfalten (M. VIII. G. 572. V.).
zuhallen (O. 221. Die Bildhauerkunst, die Malerey, und die Dichtkunst. 5, 1).
zuhängen (O. 37. Der Rheinwein. 2, 2).
zujauchzen (O. 39. Für den König. 7, 2).
zuquellen (M. XX. G. 568. V.).
zurauschen (O. 173. Der Kapwein, und der Johannesberger. 32).
zusegnen (O. 4. Die künftige Geliebte. 41).
zusingen (M. XII. G. 32. V.).
zustrahlen (O. 220. Zwey Johanneswürmchen. 7).
zuwanken (Sal. 1. H. 1. A.).
zuwedeln (O. 162. Der Schoosshund. 2, 2).
zuweinen (M. IV. G. 430. V.).
zuwinken (O. 18. An Gott. 29, 1).

Zusammen.

zusammengebirgen (M. I. G. 270. V.).
zusammenrunzeln (H. u. d. F. 1. Sc.).

Zurück.

zurückbeben (M. IX. G. 21. V.).
zurückblenden (M. XVIII. G. 130. V.).
zurückbrausen (H. T. 17. Sc.).
zurückschaffen (M. VI. G. 497. V.).
zurückzittern (M. XIV. G. 328. V.).
zurückzwingen (M. XVI. G. 653. V.).

2. Zusammensetzung des Verbums mit Begriffswörtern.

Bei der grossen Ausbreitung, welche die Zusammensetzung in der deutschen Sprache erreicht hat, ist es immerhin auffallend, dass sich der Sprachgeist gegen manche Wortzusammensetzungen von den

frühesten Zeiten an bis auf unsere Tage mit eiserner Consequenz ausgesprochen hat, so dass dieselben in dem sonst so fruchtbaren deutschen Sprachboden keine festen Wurzeln fassen konnten. Hieher gehört z. B. die unzertrennliche Vereinigung des Substantivums mit dem Verbum.

„Harm.* (Harmosis). Du hast, mich deucht, keine Zusammensetzungen, die mit dem Zeitworte endigen. Ver. (Vereinigung). Wenn du die mit der Benennung anfangenden allein meinest, so habe ich nur wenige, als Rathschlagen, Lobsingen, Wetteifern, Willfahren, und noch einige andere. Kurz, ich gebe dir, was dieses betrifft (du bemerkst, dass ich die Vollenden, Vollziehn f. f. übergehe), gebe dir da deinen Reichthum zu, und gestehe meine Armuth."

Zu den hier angeführten kommen bei Klopstock noch hinzu:**

brandmahlen (M. II. G. 648. V.).

lobpreisen, Ep. 43. Der eingeschränkte Geschmack. 4:

Nichts lobpreiset ihr lauter, als euren Geschmack.

wehdrohen, O. 131. Das Gehör. 10:

Schon wehdroht mir die Nacht.

wehklagen, O. 146. An Cramer, den Franken. 31:

.... dann wehklagt's,
Als flösse die blutige Thräne des Volks.

Grimm*** untersucht nun diese Erscheinung und gibt als Grund derselben Folgendes an: „die ursache, weshalb die sprache unzertrennliche verbindung mit dem nomen einzugehen das verbum verhindert, nämlich das starke durchaus, das schwache unmittelbarerweise, ja warum sie nicht einmahl mittelbare (ein componiertes nomen voraussetzende) verbindung des schwachen gerne sieht, muss in der natur des verbums überhaupt gesucht werden. Sein ganzes wesen ist thätigkeit, entgegengesetzt der ruhe des nomens. Bei dem nomen soll eben die composition bleibende zustände im ausdrucke fesseln. Das verbum, nach zeit und modus regsam und bewegt, übt einen viel zu manigfaltigen einfluss auf das nomen aus, als dass er nicht durch zusammensetzungen sollte gehemmt werden. Es will bestimmte casus

---

* Gramm. Gespr.: Die Wortbildung.

** Dieselben sind nicht etwa aus der Zusammensetzung des Verbums mit dem Substantivum hervorgegangen, sondern sie sind von zusammengesetzten Substantiven abgeleitet. (Vgl. Grimm II, 572.)

*** Grimm II, 577.

regieren, die vage allgemeinheit substantivischer composition sagt ihm nicht zu."

Was von dem Verbum im Allgemeinen gilt, erstreckt sich jedoch nicht in gleicher Weise auf alle Formen desselben. So vereinigt sich das Participium, das seinem Wesen nach dem Adjectivum näher steht, als dem Verbum, gerne mit dem Substantivum und dem Adverbium, und gerade diese Zusammensetzungen gehören mit zu den schönsten und wirksamsten, da sie dem Ausdrucke sinnliche Kraft und Anschaulichkeit zu verleihen im Stande sind. Von diesen Participien gilt so recht, was Jean Paul* von den Adjectiven sagt, mit denen sie ja der Function nach auf gleicher Stufe stehen: „Die Beiwörter, die echten und sinnlichen, sind Gaben des Genius; nur in dessen Geisterstunde und Geistertage fället ihre Säe- und Blütenzeit." Klopstock gebraucht participiale Zusammensetzungen mit einer Vorliebe, dass man sie mit zu den charakteristischen Erscheinungen seiner Sprache zählen kann. Ich will hier einige anführen.

a. Zusammensetzung des Part. Praes. mit dem Subst.

allmachttragend (M. I. G. 334. V.).
bahnvernichtend (O. 81. Die Kunst Tialfs. 20, 1).
blutathmend (M. IV. G. 182. V.).
dankweinend (M. XIX. G. 386. V.).
erdekriechend (M. VI. G. 386. V.).
erndtesinnend (M. XV. G. 583. V.).
ewigkeitwählend (M. XV. G. 667. V.).
flammenverkündend (O. 83. Hermann. 23, 3).
gebeindeckend (O. 50. Die Gestirne. 15, 2).
gedankenstützend (M. XV. G. 491. V.).
geheimnissverhüllend (O. 45. Die Glückseligkeit Aller. 22, 4).
glanzverbergend (M. XIV. G. 3. V.).
götterträumend (M. II. G. 180. V.).
grabverlangend (M. IX. G. 392. V.).
himmelglänzend (M. IX. G. 512. V.).
himmelstürzend (M. XIV. G. 667. V.).
himmelstützend (M. V. G. 329. V.).

* Jean Paul, Vorschule der Aesthetik.

jammerhallend (M. IX. G. 509. V.).
jochbelastend (O. 212. Die Aufschriften. 7, 2).
kenntnissdurstend (O. 125. Die Verwandelten. 6, 3).
kronentragend (O. 112. An den Kaiser. 8, 1).
lebenathmend (M. VIII. G. 178. V.).
lebenblickend (O. 204. Die Erscheinende. 5, 3).
lebenduftend (M. I. G. 489. V.).
lebenschattend (M. XIX. G. 545. V.).
luftausgiessend (M. XVI. G. 24. V.).
pfadverlierend (O. 87. Die Rosstrappe. 1, 4).
schauerfüllend (M. XV. G. 1372. V.).
schicksalenthüllend (M. I. G. 189. V.).
schicksalentscheidend (M. XVI. G. 210. V.).
schicksalverwünschend (M. XVI. G. 315. V.).
schreckenblickend (O. 165. Die Mutter, und die Tochter. 4, 3).
schreckenerschaffend (M. X. G. 16. V.).
schreckenrauschend (O. 182. Die Lerche, und die Nachtigall. 19).
schreckentragend (M. XVIII. G. 187. V.).
seelenverwandelnd (M. XV. G. 293. V.).
strahlenwerfend (M. VIII. G. 23. V.).
sündeversöhnend (M. IX. G. 515. V.).
tanzbeginnend (M. XX. G. 499. V.).
thränenblutend (M. XII. G. 226. V.).
toderbend (M. XX. G. 623. V.).
volkschmeichelnd (H. Schl. 9. Sc.).
waldumwälzend (M. XI. G. 162. V.).
wehmuthtönend (M. XII. G. 387. V.).
wolkenerreichend (M. XI. G. 882. V.).
zornentflammend, das Zornentflammende (O. 102. Die Ankläger. 1, 1).
zukunftwiehernd (O. 87. Die Rosstrappe. 4, 4).

Zusammensetzung des Part. Praes. mit dem Adverbium.

Das Bestimmungswort, das zu dem Part. tritt, ist ein Adjectiv, wird aber durch das Verhältnis, in dem es zu dem Verbum steht, zu einem Adverbium.

dumpferschütternd (M. XV. G. 377. V.).

fernersterbend (M. XIII. G. 539. V.).
fernnachahmend (M. IX. G. 488. V.).
freudigschauernd (M. XI. G. 552. V.).
freudigstaunend (M. XI. G. 1233. V.).
freudigzitternd (M. X. G. 241. V.).
früherleuchtend (M. X. G. 887. V.).
frühwegblühend (M. XV. G. 128. V.).
fürchterlichlachend (M. XIII. G. 975. V.).
göttlichglaubend (M. XI. G. 576. V.).
göttlichstrahlend (M. VIII. G. 322. V.).
göttlichzürnend (M. IV. G. 218. V.).
halbkreisend (O. 61. Der Eislauf. 10, 2).
heissblutend (M. XX. G. 23. V.).
heisstheilnehmend (O. 174. Mein Thal. 2).
hocheilend (M. VIII. G. 395. V.).
hochgebietend (M. IV. G. 1216. V.).
hochreitend (O. 99. Die Krieger. 4, 3).
kaltverachtend (O. 96. Der Denkstein. 5, 3).
langsamstarrend (M. II. G. 127. V.).
lautdonnernd (M. XX. G. 53. V.).
lautfeyrend (M. IV. G. 159. V.).
lautwirbelnd (O. 131. Das Gehör. 15).
leichthinspielend (O. 107. Unterricht. 1, 2).
leichtschimmernd (M. II. G. 68. V.).
schnellabmähend (O. 178. Die Vergeltung. 45).
schnellherschmetternd (M. XIII. G. 938. V.).
schwerduftend (M. VI. G. 161. V.).
stillbetäubend (M. I. G. 152. V.).
süssüberredend (M. XV. G. 1090. V.).
tieferzitternd (M. V. G. 324. V.).
überschwenglichtröstend (M. XIV. G. 403. V.).
weitauskreisend (O. 81. Die Kunst Tialfs. 23, 1).
weitflammend (M. X. G. 1027. V.).
weithinbebend (M. X. G. 18. V.).
weitrauschend (O. 53. Aganippe und Phiala. 5, 1).
weitschmetternd (M. IX. G. 751. V.).
weitvorquellend (M. IX. G. 757. V.).
zartaufblühend (M. IV. G. 682. V.).

Wie zwei Adjectiva zu einem Worte vereinigt werden, so setzt Klopstock selbst zwei Participien zusammen.* Für diese Art der Zusammensetzung habe ich jedoch nur zwei Beispiele gefunden:

lächelndbrechend (M. V. G. 93. V. — XV. G. 465. V.).
wankendströmend (M. XIII. G. 576. V.).

Zusammensetzung des Part. Praet. mit dem Substantivum.

Die Zusammensetzung des Substantivums mit dem Part. Praet. gehörte bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu den Seltenheiten unserer Sprache. Adelung erhob noch gegen diese Participien, wenige ausgenommen, seine Stimme, — und doch gehören sie jetzt zu den gewöhnlichen Erscheinungen. Dies verdanken wir nun hauptsächlich mit Klopstock, der durch sein Beispiel zur Einführung derselben viel beigetragen hat.

aschebedeckt (M. XI. G. 1488. V.).
blüthenumduftet (M. XVII. G. 694. V.).
donnergesplittert (M. III. G. 619. V.).
elendbeseeligt (M. XV. G. 934. V.).
fesselbeladen (M. XVI. G. 440. V.).
fluchbelastet (M. XVIII. G. 161. V.).
fluchentlastet (M. XIX. G. 1005. V.).
gemäldebehangen (O. 87. Die Rosstrappe. 14, 4).
gerichtbelastet (M. IX. G. 499. V.).
heilerfüllt (M. XI. G. 896. V.).
jammerbelastet (M. XII. G. 806. V.).
jochbeladen (O. 112. An den Kaiser. 1, 3).
kettenumrasselt (O. 164. Das Denkmal. 5, 4).
liedergeführt (O. 82. Der Hügel, und der Hain. 14, 3).
lorberumschattet (H. u. d. F. 1. Sc.).
mondumwimmelt (M. I. G. 646. V.).
nachtbelastet (M. IX. G. 546. V.).
palmenbewunden (M. XV. G. 1009. V.).
purpurbemäntelt (O. 112. An den Kaiser. 8, 2).
qualbelastet (M. X. G. 150. V.).
ruinentflohen (O. 59. Sponda. 4, 2).
schattenumhüllt (O. 99. Die Krieger. 1, 2).
silberbereift (O. 81. Die Kunst Tialfs. 24, 1).

* In den grammatischen Gesprächen erscheint sogar: lispl-zischeln.

thatenumgeben (O. 84. Mein Vaterland. 1, 3).
tonbeseelt (O. 72. Der Bach. 2, 3).
waffenberaubt (M. XX. G. 416. V.).
weisheitverlassen (M. XI. G. 865. V.).
weltentfernt (M. X. G. 331. V.).
wolkenbeladen (M. XVI. G. 690. V.).
wonnebetäubt (H. T. 17. Sc.).

Zusammensetzung des Part. Praet. mit dem Adverbium.

bangzerrungen (M. IV. G. 315. V.).
blutiggeröthet (M. X. G. 1004. V.).
dickgewölkt (M. XVI. G. 673. V.).
ersterkohren (M. XIV. G. 1380. V.).
ewigerlöst (M. XI. G. 136. V.).
festeingezogen (H. Schl. 11. Sc.).
feuriggeflügelt (M. XIX. G. 195. V.).
finsterverwachsen (M. II. G. 102. V.).
freudigerschrocken (M. XIV. G. 694., 1303. V.).
frohbegeistert (M. XI. G. 1179. V.).
halbgeheitert (M. XIX. G. 1003. V.).
heiliggefaltet (M. V. G. 733. V.).
hellbeblüthet (O. 199. Winterfreuden. 19).
hochgefaltet (M. XVI. G. 352. V.).
langbestrahlt (M. XVII. G. 115. V.).
leichtumkränzt (M. V. G. 169. V.).
neugestaltet (O. 147. Der Freyheitskrieg. 35).
neuvergöttert (M. II. G. 591. V.).
sanfterschüttert (M. XIX. G. 416. V.).
schnellgetödtet (M. X. G. 259. V.).
schwarzbehautet (O. 165. Die Mutter, und die Tochter. 4, 2).
vielbesaitet (M. XVI. G. 332. V.).
vielgefärbt (Sal. 2. H. 3. A.).
weichgelockt (H. T. 18. Sc.).
weichverbreitet (M. III. G. 520. V.).
weiteröffnet (M. VII. G. 172. V.).
zorniggeflügelt (M. IV. G. 111. V.).

Die grosse Anzahl der participialen Zusammensetzungen lässt schon erkennen, dass Klopstock die Adjectivform des Verbums gerne ge-

braucht. Hören wir ihn nun selbst, wie er sich in den grammatischen Gesprächen über „das Wechselwort“* ausspricht:

„Wechselw. Mit deiner alten Grille. Lass mich seyn, was ich bin! Ich bin bald diess Wort, bald ein anderes, indem ich mich immer der Zeit zugleich anschmiege, und Handlung oder Wirkung ausdrücke. Ich bin Nebenwort: Eilend kam; bin Beiwort: der Liebende Freund, die Verlorne Freundin, der Auszusöhnende Feind; ich bin auch Benennung: der Liebende, die Verlorne, der Auszusöhnende. . . . Nenne mich wie du willst, mir ist es genung, dass der Ausdruck, welchen ich habe, der Sprache, besonders in dem Munde der Dichtkunst, unentbehrlich ist.“

Und an einer späteren Stelle heisst es: „Fürwort. . . . Der Charakter des Wechselworts bestehet darin, dass es sich verwandelt. Es ist nicht damit zufrieden, bloss Nebenwort zu seyn. Es gleicht dem Meergotte der Fabel.

Erstlich ward er ein Leu mit fürchterlich wallender Mähne,
Floss dann als Wasser dahin, und rauscht' als Baum in den Wolken.

Zeitw. Mich wundert, dass du an Homer genung hast, und nicht auch mit Empedokles sagst:

Jüngling war er jetzt, war jetzo Mädchen, dann Staude,
Vogel darauf, und glänzender Fisch.

Wechselw. Ich liebe diese Dichter. Ja, ja, es ist wahr, ich bin der tiefsinnigste Gedanke der Sprache! Nur nach meiner Geburt rief sie aus: Erfunden!“

Den grössten Reichthum an Participien weisen die alten klassischen Sprachen auf. „Die Neueren** stehen in ihrer erbärmlichen Participien-Dürftigkeit gegen die Römer als Hausarme da, gegen die Griechen gar als Strassenbettler.“

Klopstock suchte der deutschen Sprache, an der er mit ganzer Liebe und Begeisterung hieng, die participiale Kürze, die gewiss ein Vorzug jener alten Sprachen ist, zuzuwenden. Allerdings ist er hiebei mitunter über das richtige Mass hinausgegangen, und hat durch Häufung der Participien*** ihre Wirkung oft selbst abgeschwächt; nichts-

* Gramm. Gespr.: Die Wortbildung.
** Jean Paul, Vorschule der Aesthetik.
*** Z. B. O. 108. Mehr Unterricht, 8. Str.:

Doch weg den Blick! Iduna, geführt von mir,
Bestraft, gestreichelt, heftiger angeredt,
Dann leiser, sanfter, steht dem Schusse
Zwar nicht mit Ruh, doch den Dampf beschnaubt sie.

destoweniger verdient sein Streben,* dieser Form des Verbums in unserer Sprache eine freiere Bewegung zu verschaffen, Anerkennung. Welche Wirkung sich an den rechten Gebrauch derselben knüpft, können wir an Goethe ersehen, dessen Sprache gewiss nicht arm an Participien ist.

Klopstock gebraucht die Participien, besonders die Part. Praes. gerne als Substantiva. Das Part. behält die Bedeutung der Handlung bei, wodurch die Vorstellung lebhafter und sinnlicher wird; er wählt deshalb oft das Part., trotzdem die Sprache für den betreffenden Begriff ein Substantivum hat. Manchmal gab wohl das Metrum Anlass dazu; doch erstreckt sich diese Gebrauchsweise auch auf Fälle, bei denen metrische Rücksichten nicht im Spiele waren.

Die Auferstehenden (M. XII. G. 648. V.).
die Begleitenden (O. 81. Die Kunst Tialfs. 14, 3).
Bemerkende, Plur. (O. 161. Die Trümmern. 7).
die Betenden (M. IV. G. 1130. V.).
die Bewohnenden (O. 206. Die Wissbegierde. 2, 1).
der Blutende (M. VIII. G. 110. V.).
der Büssende (M. XIX. G. 86. V.).
die Dankenden (M. IV. G. 170. V.).
die Denkenden (O. 212. Die Aufschriften. 3, 2).
die Dichtenden (O. 55. Kaiser Heinrich. 5, 4).
der Duldende (M. XIII. G. 232. V.).
der Dürstende (O. 137. Psalm. 39).
der Eilende (M. I. G. 618. V.).
der Empörende (M. XX. G. 941. V.).
der Erbarmende (M. XV. G. 444. V.).
der Erlösende (M. I. G. 410. V.).
der Erntende (O. 108. Friederich, Kronprinz von Dänemark. 24).
die Erscheinenden (M. XV. G. 1374. V.).
die Erwachenden (O. 185. Das verlängerte Leben. 16).
der Erwartende (M. XI. G. 644. V.).
der Fälschende (Ep. 61. Vorlesung der Henriade. 2).
die Fehlenden (H. T. 15. Sc.).
Feyrende (M. XVI. G. 380. V.).

* Klopstock wünscht auch, dass das Participium sich in der ungebundenen Rede mehr einbürgere: „Die deutsche Sprache ist bey dem Gebrauche des Wechselwortes zu enthaltsam." (Gr. Gespr. Die Kühr.)

die Fliehenden (H. u. d. F. 5. Sc.).
der Forschende (M. XI. G. 1193. V.).
Fühlende (O. 200. Sie. 3, 1).
Gähnender (Ep. 33. Der Unschuldige. 8).
der Gebende (M. XII. G. 229. V.).
die Gebietenden (O. 202. Die öffentliche Meinung. 5, 1).
das Geschehende (M. XI. G. 527. V.).
die Glaubenden (M. XIV. G. 1144. V.).
der Glühende (Sal. 2. Handl. 3. Auftr.).
die Handelnden (O. 164. Das Denkmal. 3, 2).
die Heilenden (O. 199. Winterfreuden. 3).
Herrschende (O. 124. Delphi. 26, 2).
die Hörenden (O. 181. Klage eines Gedichts. 20).
der Kämpfende (G. L. 2. Th. Einsegnung eines Sterbenden. 7, 5).
die Kennenden = Kenner (O. 204. Die Erscheinende. 2, 1).
die Klagenden (M. XI. G. 1091. V.).
die Kommenden (Sal. 4. Handl. 5. Auftr.).
die Lebenden (M. VI. G. 199. V.).
die Lehrenden (Ep. 101. Gründlichkeit. 4).
die Leidenden (M. VII. G. 445. V.).
der Liebende (O. 154. Der Erobrungskrieg. 1).
der Mahlende (O. 195. Die Jüngste. 3, 3).
der Rächende (M. IX. G. 664. V.).
ein Rasender (O. 135. Der Gottesleugner. 3, 2).
Raubende, Plur. (O. 205. Auch die Nachwelt. 2, 1).
der Rettende (O. 46. Die Genesung des Königs. 2, 4).
der Richtende (M. I. G. 402. V.).
der Ringende (G. L. 2. Th. Weyhnachtslied. 5, 1).
der Schaffende (O. 41. Dem Allgegenwärtigen. 22, 2).
der Schauende (O. 204. Die Erscheinende. 2, 1).
der Schirmende (O. An den Erlöser. 52).
die Schlafenden (M. VII. G. 836. V.).
der Schleifende (O. 178. Die Vergeltung. 57).
der Schlummernde (M. XI. G. 189. V.).
der Schwatzende (Ep. 110. Der Ruf und die Ehre. 1).
die Schweigende (O. 128. Die Vortrefflichkeit. 20).
der Segnende (M. I. G. 78. V.).
Sehende, Plur. (O. 160. Hermann aus Walhalla. 3).

der Siegende (O. 124. Delphi. 31, 4).
die Sterbenden (O. 160. Hermann aus Walhalla. 23).
der Steurende (H. T. 17. Sc.).
der Söhnende (M. I. G. 512. V.).
der Strafende (M. II. G. 588. V.).
Streitende, Plur. (O. 207. An die Dichter meiner Zeit. 7, 4).
Suchende, Plur. (O. 89. Der Unterschied. 7, 4).
die Tanzenden (O. 178. Die Vergeltung. 44).
Träumende (M. XVII. G. 21. V.).
die Traurenden (O. 175. Die Bestattung. 13).
Tröstender (G. L. 1. Th. Gott dem heiligen Geiste. 40).
Trügende Pl. (O. 202. Die öffentliche Meinung. 2, 1).
der Ueberwindende (M. X. G. 146. V.).
der Unterscheidende (Ep. 37. Der Unterscheidende).
die Verfolgenden (M. IV. G. 880. V.).
der Vergeltende (M. XII. G. 180. V.).
der Versöhnende (M. VII. G. 55. V.).
der Verwesende (M. XX. G. 894. V.).
die Verwünschenden (O. 159. Das Neue. 15. V.).
ein Verzweifelnder (M. VI. G. 540. V.).
der Wählende (O. 157. Die Denkzeiten. 21).
ein Wandelnder (M. XIII. G. 994. V.).
die Wegtragenden (H. T. 19. Sc.).
der Weichende (G. L. 2. Th. Der Kampf der Glaubenden. 1, 5).
die Weinenden (M. XII. G. 301. V.).
der Wünschende (O. 146. An Cramer, den Franken. 27).
die Wütenden (O. 151. An La Rochefoucauld's Schatten. 34).
Zagende (O. 131. Das Gehör. 14).
der Zaubernde (O. 67. Braga. 15, 3).
die Zürnende (O. 81. Die Kunst Tialfs. 4, 4).
die Zweifelnden (M. VII. G. 654. V.).

Das vorangehende Verzeichnis weist bloss einfache oder mit Partikeln zusammengesetzte Participien auf; es finden sich aber auch solche, deren Bestimmungswort ein Begriffswort ist, z. B.

Der Ewiglebende (M. XIII. G. 567. V.).
Heilerbende (M. XX. G. 719. V.).
Schnellsterbende (M. XIV. G. 4. V.).

Im Anschlusse an das Gesagte will ich hier noch auf einige Ge-brauchsweisen des Part. bei unserem Dichter aufmerksam mach-Klopstock lässt, wie dies im Lateinischen geschieht, bei dem Par-cipium das Pronomen meistens weg, z. B.

O. 2. Wingolf. 1. L. 14, 1:

Wohin beschworst du, Dichter, den Folgenden? d. h. mich, der ich fo-

O. 186. Aus der Vorzeit. 18:

. . . . . Sie gab zuletzt
Alle Finger dem flehenden.

Und in derselben Ode V. 14:

Schlank ist dein Wuchs, und leicht
Senket der Tritt sich der gehenden.

O. 164. Das Denkmal. 3, 4:

Eilet denn, thut die Folg' uns kund der Vereinung! lindert,
Löschet der harrenden heissen Durst.
(d. h. unsern heissen Durst, die wir harren).

O. 199. Winterfreuden. 26:

Ach einst wurdest du mir, Kothurn, zum tragischen! führtest
Mich auf jüngeres Eis, welches dem eilenden brach.

O. 208. Der Segen. 9, 4:

In der Wonne und der Wehmut sank ich beynah;
Aber sie wäre ja mitgesunken:
Diess nur hielt den erschütterten.

Vgl. M. III. G. 735. V. — X. G. 14. V. — XI. G. 1177. — XII. G. 356. u. a. a. O.

Bisweilen setzt er jedoch das Pronomen, z. B.

O. 97. Die Erscheinung. 33:

Aber wie, wenn ich zu dir,
Todt nun, komme, Schreckengestalt dir,
Der Bebenden erscheine.

M. XIV. G. 184. V.:

. . . Himmlische Tröstung
Hättest du, Bothe des Herrn, wärst du wahrhaftig erschienen,
Mir dem leidenden zugerufen!

M. XV. G. 701. V.:

Sey auch jetzo, wie oft du schon warst, mir geängsteten Zuflucht!

Sal. 4. Handl. 4. Auftr.:

Nathan. Mein König, und mein Herr! sie haben
Mich Sterbenden zu dir heraufgebracht.

Klopstock gebraucht das Part. Praet. oft in einer Weise, die an den lateinischen Ablativus absolutus erinnert. „Es ist* noch in der heutigen sprache ganz gewöhnlich praepositionen mit part. und subst. zu verknüpfen, woraus redensarten entspringen, die dem gehalt absoluter participien nahe kommen, und doch etwas anders sind, sie gebrauchen ihr part. attributiv, und lassen allen nachdruck auf praep. und nomen fallen."

O. 24. Dem Erlöser. 11, 1:

Doch lass mich leben, dass am erreichten Ziel
Ich sterbe!

O. 3. An Giseke. 27:

Giseke, sag' ihm alsdann, nach drey genossenen Tagen,
Dass ich ihn liebe, wie du!

O. 177. Die Rathgeberin. 3, 3: auf dem** erstiegenen fernen Gipfel.

G. L. 1. Th. Die Auferstehung. Mel. Eine feste Burg ist unser Gott. 1, 3: nach vollbrachter Zeit.

M. I. G. 17. V.: mit verziehenem Straucheln.

In demselben Gesange 440. V. und X. G. 983. V.: nach vollbrachtem Gericht.

M. VII. G. 218. V.: mit feinerm — Und geschreckterem Ohr.

In demselben Gesange V. 265: nach durchwachter, einsamer Nacht;

V. 494: mit weggewendetem Antlitz;

V. 599: mit oftgewarnter Verblendung.

H. T. 14. Sc.: nach verschwundenem Triumphe;

19. Sc.: nach geendigter Anklage;

in derselben Sc.: nach gefasstem Entschlusse.

Klopstock bedient sich auch des sogenannten Part. Fut., wenn auch im Vergleich mit den beiden anderen Participien nur selten. Die Verba, von denen es gebildet wird, sind mit Vorsilben zusammengesetzt.***

---

* Grimm, Deutsche Gramm. IV. Band. S. 918.

** Nach Grimm dürfen diese Redensarten keinen Artikel bei sich haben, da dieser dem Participium eine lebendigere Beziehung verschaffen würde, als ihm in diesen Phrasen zukommt. Doch findet sich der Artikel vereinzelt selbst bei Goethe.

*** Gr. Gespr. Die Kühr: Was unsre Sache betrifft, so habe ich nur noch zu erinnern, dass man das Wechselwort der künftigen Zeit am besten

M. I. G. 202. V.: Lange, nicht auszusehende Weg'.
M. I. G. 404. V.: Der Auszusöhnende; kommt oft vor.
M. IV. G. 132. V.: Dein bald zu vergiessendes Blut.
M. X. G. 895. V.: Der anzubetende Schöpfer.
M. XIV. G. 878. V.: Unauszuforschender Herrscher.
H. Schl. 11. Sc.: Künftige unzuvertilgende Legionen.

Bisweilen wird das Part. für das Adjectiv gesetzt, z. B.

blutende Thränen (M. V. G. 699. V.).
schreckende Halleluja (M. XIII. G. 103. V.).
glaubender Muth (M. XIV. G. 480. V.).
taugende Männer (M. XVI. G. 354. V.).*

Das Part. kann auch als nähere Bestimmung zu einem Verbum hinzutreten, wodurch es die Bedeutung eines Adverbs erhält, z. B.

O. 10. Bardale. 14, 1: Ist das Liebe, was dir eilend** vom Auge rinnt?
M. XI. G. 38. V.: eilender drehten die Sonnen sich.
M. XI. G. 1. V.: Wenn ich nicht zu sinkend den Flug der Religion flog.***

Von der Steigerung der Part. gilt das Gleiche, was über dieselbe bei dem Adj. gesagt wurde.

Nach dieser kleinen Excursion, die hier angezeigt schien, kehren wir nun wieder zu der Zusammensetzung zurück. Es wurde bei dem Participium hervorgehoben, dass sich dasselbe wegen seiner adjectivischen Natur für die Zusammensetzung mit Begriffswörtern besonders eigne. Eine ähnliche Neigung zu Zusammensetzungen, wenn auch nicht in so hohem Grade, hat auch der Infinitiv, der seinem ganzen Wesen nach dem Substantivum sich nähert.† Der gewöhnliche Fall, welcher selbst in der gemeinen Rede oft vorkommt, ist der, dass der Inf. mit dem von ihm regierten Accus. zu einem Subst. verwächst, z. B.

---

da braucht, wo man z. E. statt das zu schlichtende, das abzuthuende sagen kann.

* Gelehrtenrep.: nachgebend (= nachgiebig); Gramm. Gespr.: zudringend (= zudringlich).

** Auch Gottsched tritt in seiner deutschen Sprachkunst (S. 460, § 2), für das Part. ein: „er kam eilend: dafür einige hernach eilends gesaget haben, als ob es ein Nebenwort wäre."

*** Briefe: unaufhörend (= unaufhörlich, Br. 125), anhaltend (Br. 125).

† Grimm Gramm. II. Band. S. 587: Dem infinitiv seiner substantivischen, wie den participien ihrer adjectivischen natur halben, muss diese zusammensetzung zuerkannt werden. Doch will ich lange nicht aus jedem gangbaren compos. mit participien auf analoge mit dem inf. schliessen.

Das Abschiednehmen (M. IV. G. 1121. V.).

Auch der Genetiv vereinigt sich leicht mit dem Inf., von dem er regiert wird, zu einem Worte.

das Frühlingslächeln (M. II. G. 81. V.).
das Frühlingssäuseln (O. 115. Mein Wissen. 2, 3).
das Posaunrufen (M. XX. G. 231. V.).
das Todtenverstummen (M. XII. G. 227. V.).
M. XX. G. 955—958. V.:

Wehklagen, und bang Seufzen vom Graunthale des Abgrunds her,
Sturmheulen, und Sturmbrüllen, und Felskrachen, das laut niederstürzt',
Und Wuthschreyn, und Rachausrufen, erscholl dumpf auf!

Anknüpfend an diese Zusammensetzungen, will ich hier eine Bemerkung über den Infinitiv im Allgemeinen machen. Klopstock gebrauchte anfangs die Infinitive einfacher und zusammengesetzter Verba gerne in substantivischer Weise.

das Aushalten (H. Schl. 5. Sc.).
das Entgegengehn (O. 2. Wingolf. 1. L. 6, 2).
das Erseufzen (M. XV. G. 244. V.).
das Erwachen (M. XII. G. 211. V.).
das Glänzen (M. I. G. 174. und 331. V.).
das Greifen (M. XVI. G. 696. V.).
das Herüberschauen (M. XVI. G. 494. V.).
das Hinüberwallen (M. XII. G. 346. V.).
das Irren (M. XV. G. 101. V.).
das Jammern (M. XI. G. 1353. V.).
das Mitleiden (D. T. A. 1. Handl. 6. Auftr.).
das Mühen (M. XI. G. 1506. V.).
das Schlummern (M. XI. G. 1420. V.).
das Schonen (H. Schl. 11. Sc.).
das Schweben (M. XII. G. 211. V.).
das Trauren (H. Schl. 11. Sc.).
das Umschaun (M. XVIII. G. 188. V.).
das Wallen (M. XI. G. 374. V.).
das Zweifeln (M. XV. G. 304. V.).

Später kam er jedoch von seiner Vorliebe für die Substantivform des Verbums ganz ab. „Erlaube* mir immer, mich auch um das Verschiedene in den Wortarten zu bekümmern. Wie nothwendig dieses

* Gramm. Gespr. Die Kühr.

sey, bemerkest du besonders auch dann, wenn du dir den nicht kleinen Unterschied denkest, der z. E. zwischen Das Trösten, und Der Trost ist. Das Trösten ist kälter, als Der Trost. Wenn du dir andere solche Benennungen, wie Das Trösten denkst, so siehst du, dass du durch sie auch herabsetzen, und auch wohl spotten kannst."

In den vorangehenden Abschnitten wurde hauptsächlich auf den Wortreichthum Rücksicht genommen; Bemerkungen über besondere Eigenthümlichkeiten wurden nur nebenbei, wenn sich eine passende Gelegenheit ergab, gemacht. Will man aber halbwegs ein klares Bild von dem Verbum in Klopstock's Sprache bekommen, so ist es nothwendig, noch einige Gebrauchsweisen desselben kennen zu lernen.

1. Einfache Verba statt zusammengesetzter.

Wir haben bei der Zusammensetzung gesehen, dass sich das Verbum leicht und gerne mit dem Formworte vereinigt.

Das zusammengesetzte Verbum ist in besonderem Grade geeignet, die feinsten Beziehungen des Gedankens zum Ausdrucke zu bringen; indessen wird auch die Kürze und die Frische, die in dem einfachen Verbum liegt, in Fällen, in denen keine Dunkelheit zu befürchten ist, ihre Wirkung nicht verfehlen. Goethe, dessen Sprache eine unvergängliche Jugendfrische und Schönheit ziert, bevorzugte das einfache Wort, und diese Vorliebe beschränkte sich nicht auf das Verbum allein, sondern erstreckte sich auch auf das Substantivum und Adjectivum.

Auch Klopstock wählt gerne einfache Verba und zieht sie, so oft es angeht, zusammengesetzten vor.

anschaffen = anerschaffen (M. II. G. 242. V.).
antworten = beantw. (Sal. 4. Handl. 8. Auftr.).
auskiesen = auserk. (O. 184. Der Nachahmer, und der Erfinder. 12).
bereiten sich = sich vorb. (O. 41. Dem Allgegenwärtigen. 14, 2).
bleiben = zurückbl. (O. 199. Winterfreuden. 8).
breiten sich = sich ausbr. (M. VIII. G. 546. V.).
decken = bed. (O. 208. Der Segen. 2, 1).
einen = vereinen (O. 207. An die Dichter meiner Zeit. 8, 1).
engen = einengen (O. 87. Die Rosstrappe. 1, 2).
ewigen = verewigen (O. 161. Die Trümmern. 12).
fehlen = verf. (M. XIV. G. 69. V.).
fernen sich = sich entf. (O. 168. Das Grab. 19).

festigen = bef. (O. 128. Die Vortrefflichkeit. 24).
finstern = verf. (O. 214. Die Unvergessliche. 5, 2).
freuen = erfr. (O. 179. Die Musik. 12).
freyen = befr. (M. XI. G. 492. V.).
gegenwärtigen = verg. (O. 89. Der Unterschied. 3, 3).
gesellen = zug. (O. 1. Der Lehrling der Griechen. 33).
giessen sich = sich erg. (O. 224. Die höheren Stufen. 4, 2).
gleichen = vergl. (O. 10. Bardale. 11, 1).
graben = eingr. (O. 106. Ihr Tod. 1, 3).
gränzen = begr. (O. 124. Delphi. 23, 1).
hallen = wiederh. (M. XV. G. 768. V.).
halten = inneh. (M. XVI. G. 445. V.);
= zurückh. (M. XIV. G. 656. V.).
härten = verh. (H. u. d. F. 9. Sc.).
heben = erh. (O. 2. Wing. 6. L. 7, 3).
heitern = erh. (O. 23. Der Verwandelte. 7, 3).
hellen = erh. (O. 86. Der Kamin. 7).
jauchzen = zuj. (M. IV. G. 431. V.).
kehren = zurückk. (O. 212. Die Aufschriften. 7, 4).
kennen sich = sich erk. (M. II. G. 663. V.).
kiesen = erk. (M. I. G. 498. V.).
klagen = bekl. (H. u. d. F. 4. Sc.).
kommen = entk. (H. u. d. F. 6. Sc.).
kräftigen = bekr. (G. L. 2. Th. Dem Erlöser. 4, 1).
kränzen = bekr. (M. XVI. G. 380. V.).
kürzen = verk. (M. XI. G. 1396. V.).
lächeln = zul. (M. XIX. G. 512. V.).
lassen = hinterl. (M. XIX. G. 724. V.);
= überl. (O. 205. Auch die Nachwelt. 9, 1);
= verl. (O. 55. Kaiser Heinrich. 7, 2).
lasten = bel. (O. 154. Der Erobrungskrieg. 14).
legen = zusammenl. (M. XIV. G. 76. V.).
leugnen = verl. (M. IV. G. 12. V.).
lohnen = bel. (M. IV. G. 115. V.).
mehren = verm. (M. VII. G. 623. V.).
mindern = verm. (O. 146. An Cramer, den Franken. 28).
nehmen = aufn. (O. 6. An Ebert. 79).
neiden = ben. (O. 67. Braga. 4, 1).

quellen = hervorqu. (O. 43. Die Frühlingsfeyer. 5, 3).
rathschlagen = ber. (H. Schl. 11. Sc.).
rosten = verr. (O. 178. Die Vergeltung. 49).
rüsten = ausr. (M. I. G. 13. V.).
schallen = ersch. (O. 46. Die Genesung des Königs. 6, 1).
scheuchen = versch. (O. 105. Die Verkennung. 5, 4).
schneiden = abschn. (H. Schl. 2. Sc.).
schuldigen = besch. (M. XX. G. 946. V.).
schwingen = emporschw. (O. 39. Für den König. 7, 4).
sehen = ans. (O. 1. Der Lehrling der Griechen. 2).
singen = bes. (O. 2. Wing. 1. L. 1, 3).
sparen = aufsp. (H. u. d. F. 8. Sc.).
sprechen = bespr. (H. u. d. F. 9. Sc.).
starren = erst. (O. 173. Der Kapwein, und der Johannesberger. 48).
steigen = anst. (M. IV. G. 1334. V.);
= emporst. (O. 199. Winterfreuden. 22);
= erst. (O. 19. Friedrich der Fünfte. 12, 2).
streiten = bestr. (H. Schl. 13. Sc.).
streuen = ausstr. (O. 2. Wing. 1. L. 15, 1).
stümmeln = verst. (O. 173. Der Kapwein, und der Johannesberger. 44).
täuben = bet. (O. 149. Die Jakobiner. 3, 1).
tilgen = vert. (M. IV. G. 58. V.).
trüben = betr. (O. 205. Auch die Nachwelt. 7, 1).
vorgehen = vorang. (O. 2. Wing. 2. L. 1, 1).
wachsen = emporw. (O. 108. Mehr Unterricht. 7, 4).
waffnen = bew. (M. VI. G. 54. V.).
wandeln = verw. (O. 84. Mein Vaterland. 17, 3).
wässern = bew. (M. III. G. 609. V.).
wecken = auferw. (M. IV. G. 1221. V.).
weigern = verw. (O. 203. Freude und Leid. 3, 2).
weilen = verw. (O. 188. Neuer Genuss. 7, 2).
weinen = bew. (O. 6. An Ebert. 9).
wenden = wegw. (O. 7. Salem. 71).
wirken = bew. (M. XIV. G. 1110. V.).
würgen = erw. (M. IV. G. 80. V.).
zeugen = bez. (O. 80. Unsre Sprache. 1, 3).

Wenn Klopstock bei den angeführten Beispielen durch die Weglassung von Silben und Wörtern, die das Grundwort näher bestimmen, kürzere Wortformen erzielt hat, so hat er bei einer Anzahl von Verben das Gleiche durch eine kürzere Endsilbe erreicht. Er gebraucht nämlich bei vielen Verben die Endung *en*, die in neuerer Zeit gewöhnlich in *igen* verlängert erscheint.

ängsten, geängstet (M. XIV. G. 328. V.); Zus.:
  beängsten, beängstet (M. VII. G. 541. V.).
ankünden (O. 222. Das Schweigen. 4, 2).
begnaden (M. IV. G. 917. V.);
  die Mehrbegnadeten (M. XIV. G. 1379. V.).
beschönen (O. 147. Der Freyheitskrieg. 10).
erniedern sich (O. 121. Die Rache. 6, 1).
vereinen (O. 6. An Ebert. 70).
verkünden (M. IV. G. 1090. V.).*

Auch bei einer andern Gruppe von Verben bedient sich Klopstock einer kürzern Form, als die Sprache unserer Tage: er lässt nämlich bei vielen reflexiven Verben das Pronomen, auf das die Thätigkeit des Verbums zurückgeht, weg, so dass sie als gewöhnliche transitive, oder intransitive Verba erscheinen.

ändern = sich ä. (O. 224. Die höheren Stufen. 3, 4).
bäumen, das bäumende Ross (M. IV. G. 6. V.).
bilden, der bildende Bach (H. Schl. 4. Sc.).
erinnern = sich er. (M. III. G. 320. V.).
der Empörende (M. XX. G. 941. V.).
sträuben, der sträubende Nacken (M. VII. G. 666. V.).
thürmen, als ob Felsen — Thürmten (O. 103. Verschiedne Zwecke. 8, 4).
wenden = sich w. (H. T. 15. Sc.).
wundern = sich w. (M. XI. G. 157. V.); Zus.:
  verwundern = sich v. (M. XVI. G. 386. V.).

Andererseits setzt wieder Klopstock bei einigen Verben das Pron. pers. und gebraucht sie als Reflexiva, die in dieser Form heutzutage nicht mehr üblich sind.

---

* Vgl. auch die verkürzten Formen: güllotienen (O. 187. Die Vergeltung. 41), — erneuen, verlängen, verneuen, verschönen, verkleinen.

sich blenden (M. XIV. G. 817. V.).
sich enden (O. 36. Furcht der Geliebten. 2, 1).
sich endigen (H. u. d. F. 5. Sc.).
sich nahen (M. I. G. 491. V.).
sich narben (O. 215. Die Sieger, und die Besiegten. 5, 1).
sich verweilen (M. II. G. 211. V.).

2. Die Rection der Verba.

Die einzelnen Casus haben von ihrer frühern Kraft, das Verhältnis, das zwischen dem Verbum und dem von ihm regierten Subst. besteht, ohne fremde Beihilfe auszudrücken, viel verloren. Diess gilt besonders von dem Genetiv und dem Dativ, die im Laufe der Zeiten bedeutend erlahmten.

Der Genetiv.

Grimm stellt zwischen dem Genetiv und dem Accusativ einen Vergleich an und äussert sich über ihr gegenseitiges Verhältnis folgendermassen:* „Der acc. zeigt die vollste, entschiedenste bewältigung eines gegenstandes durch den im verbo des satzsubjects enthaltenen begrif. geringere objectivisierung liegt in dem gen., die thätige kraft wird dabei gleichsam nur versucht und angehoben, nicht erschöpft. daher auch dieser gen. nicht, wie jener acc., umsetzbar in einen passiven nom. erscheint. der acc. drückt reine, sichere wirkungen aus, der gen. gehemmte, modificierte. in den jüngeren sprachen hat sich die rection des acc. grösstentheils erhalten, die des gen. meistens verloren und ist einer präpositionalen gewichen."

Der Genetiv ist in neuerer Zeit auf ein kleines Gebiet eingeschränkt worden: viele Verhältnisse, die früher durch diesen Casus ausgedrückt werden konnten, benöthigen jetzt Präpositionen, oder es tritt an die Stelle des Gen. der Acc. In der Poesie hat er sich in manchen Wendungen noch erhalten, bei denen er in der Prosa nicht mehr vorkommt. Es ist nur zu wünschen, dass unsere Dichter gegen eine weitere Schmälerung seiner ohnehin stark eingeschränkten Herrschaft eintreten und verhüten, dass die Flut der Präpositionen nicht auch jene Ausdrucksweisen, die ihrer zudringlichen Begleitung noch entrathen können, mit sich fortreisse.

* Grimm, IV. Bd. S. 646.

Klopstock verwertet das poetische Element, das in dem Gen. liegt, und verbindet noch viele Verba mit demselben.

achten, M. VIII. G. 319. V.: allein er achtet des Bluts nicht.

bedürfen (O. 208. Der Segen. 7, 2).

danken, Sal. 5. Handl. 11. Auftr.:

. . . die vom Herrn ihr Brodt
In ihrer Stirne Schweiss empfahn, und ihm
Des Segens danken.

freuen sich (O. 41. Dem Allgegenwärtigen. 20, 1).

geniessen, M. XV. G. 1108. V.:

Folg unsichtbar uns nach, und geneuss der Wonne, Maria,
Ihre Freuden zu sehn!

harren, M. II. G. 282. V.:

... Verkündigt der dampfende Nebel
Jene Rückkehr, welcher die Götter so lange schon harrten?

jammert es, M. XIV. G. 582. V.: Weil ihn unseres Elends jammert.

lachen, M. XI. G. 617. V.: sie lachten der Fürsten.

machen, O. 85. Vaterlandslied. 4, 4:

Mein hohes Auge blickt auf Spott,
Blickt Spott auf den,
Der Säumens macht bey dieser Wahl.

mögen, d. T. A. 2. Handl. 5. Auftr.: Ich mag deines Mitleids nicht.

narben sich, O. 215. Die Sieger, und die Besiegten. 5, 1:

... Nie narbet die Wunde sich dieses
Donners, ewig eitert sie!

schonen (O. 92. Teutone. 5, 3).

seyn. Klopstock gebraucht dieses Verbum gerne mit dem Gen.:*

O. 2. Wing. 1. L. 10, 3: Sie sind auch deutsches Stammes.

O. 39. Für den König. 9, 1: Reines Herzens, das seyn.

Ep. 71. Gleichheit und Ungleichheit. 1. und 3. V.:

Kurz sprach der Sparter, aber sanften Halles
War gleichwohl, was er sprach;

---

* Grimm. IV. 652: Bei den verbis *sein* und *werden* findet sich ein gen., den man den prädicativen nennen dürfte, weil er sich leicht in ein substantives oder adjectives prädicat auflösen lässt. 654: diese gen. werden in der jüngern sprache durch die präp. von, aus, in umschrieben, oder durch adjective ausgedrückt.

Der alte Deutsche sprach auch kurz, und rauben Halles
War, was er sprach.

G. L. 2. Th. Der Kampf der Glaubenden. 7, 7:

O Gottes Sohn, lass du mich sein — Der Hoffnung.

H. u. d. F. 3. Sc.: Arpe. Halt Arpe nicht für deinen Feind, weil er anderes Entschlusses ist, als du.

spotten (O. 2. Wing. 1. L. 5, 3).

sterben, d. T. A. 1. Handl. 3. Auftr.: Ich sollte des Todes sterben.

suchen, Ep. 46. Der epicurische Leser. 4:

Denn des Vergnügens — Such ich.

überzeugen, M. IV. G. 411. V.: Wer kann einer Sünde mich überzeugen?

unwissend, M. IV. G. 644. V.: ... unwissend der eigenen Würde.

vergessen (O. 111. An Freund und Feind. 15, 2).

warten, O. 125. Die Verwandelten. 7, 1:

... dort wart ich
Unsres Lieblings mit dir.

wollen, in Verbindung mit der Negation nicht, O. 124. Delphi. 27, 2:

... doch geht die erhabne
Priesterin nur in der Reih mit, will des Tanzes
Nicht.

werden = zu Theil werden, O. 184. Der Nachahmer, und der Erfinder. 22:

... Viel des Genusses
Strömte dir zu: mir wurde sein auch.

Klopstock gebraucht diesen Casus oft nach Art des lateinischen Genetivus partitivus. Manchmal ist er von allgemeinen Ausdrücken, wie: wenig, viel u. s. w. abhängig, doch begegnet er auch ohne dieselben.

O. 79. Stintenburg. 9, 1: Seines Gesanges erschallet noch.

O. 81. Die Kunst Tialfs. 17, 1: Wir sangen der Eisgangslieder noch viel.

O. 84. Mein Vaterland. 13, 1: Oft nahm deiner jungen Bäume das Reich an der Rhone.

14, 2: Du sandtest — deiner Krieger hin.

O. 125. Die Verwandelten. 2, 1: Inselchen, ihr der schönsten.

O. 133. Die Grazien. 7, 4: ... auch sie — Bringen der Blumen dar.

O. 140. Ludewig, der Sechzehnte. 3, 2: ... damit der Saat Sie ihm streuen.

O. 176. Die Erinnrung. 2, 2: Wenig ist nur des Laubes, das fiel; noch blühn der Blumen.

O. 182. Die Lerche, und die Nachtigall. 12:

Dennoch neid ich dich; aber mein Neid ist edel und liebend,
Wünschet sich deines Gesangs.

Ep. 84. Meister und Gesell. 4: ... sein Werkchen trinkt des Stroms, und sinkt.

M. XIX. G. 298. V.: ... Sie hatten die Nacht vergebens gefischet, hatten der Speise nicht.

ıhr oft setzt Klopstock den Genetiv in absoluter Weise.

O. 15. Die Braut. 8, 4: Leises Trittes vorübergehen.

O. 18. Der Zürchersee. 7, 4:

Da, da kamest du Freude!
Volles Masses auf uns herab.

O. 19. Friedrich der Fünfte. 9, 4:

Denn er wandelt allein, ohne der Muse Lied,
Sichres Wegs zur Unsterblichkeit.

O. 20. Friedrich der Fünfte. 5:

... Leiseres Lautes
Tönte die Saite von ihm.

O. 79. Stintenburg. 6, 3: Es erscholl freudiges Klangs Braga's Lied.

O. 92. Teutone. 5, 1:

O Begeistrung! sie erhebt sich, feurigeres Blicks
Ergiesset sich ihr Auge, die Seel' in der Glut.

O. 93. Weissagung. 5, 1: Denn im Haine brauset' es her gehobnes — Halses.

O. 108. Mehr Unterricht. 1, 3:

... Sie sprang
Sonst rasches Leichtsinns über Graben.

M. I. G. 612. V.:

.... Da wälzten sich Oceane
Ringsum, langsamer Flut, zu menschenlosen Gestaden.

M. I. G. 167. V.; II. G. 377. V.; VII. G. 183. V. u. s. w.

Der Dativ.

Während der Acc. sein Object ohne Unterschied, ob es eine son, oder eine Sache ist, als einen leidenden Gegenstand behandelt,

und „selbst die persönlichen Genetive, nur in schwächerem Grade, diesen objectiven Anflug empfangen,“ haftet dem Dativ immer etwas Persönliches an, was selbst bei sächlichen Subst. bemerkbar ist. Dadurch erlangt der Dat. eine besondere Bedeutung für die Sprache der Poesie, da er dem Ausdrucke eine grössere Lebendigkeit zu verleihen im Stande ist, als die anderen Casus obliqui. Wie bei dem Gen., so sind auch bei ihm in neuerer Zeit die Grenzen bedeutend enger gezogen worden; der Acc. hat sich auf seine Kosten ausgebreitet, und zu jenen Dativen, die der Sprache noch erhalten blieben, sind in vielen Fällen Präpositionen hinzugetreten.

Bei Klopstock finden wir den Dat. sehr oft; im Folgenden soll an einer grösseren Anzahl von Beispielen die Art und Weise, wie er denselben gebraucht, ersichtlich gemacht werden.

abtrocknen, O. 26. Hermann und Thusnelda. 3, 1:

Ruh hier, dass ich den Schweiss der Stirn abtrockne,
Und der Wange das Blut.

achten, O. 229. Klagode. 2, 2:

... was auch diess Leben
Sonst für Gewinn hat, war klein dir geachtet.

aufblühen, M. XI. G. 501. V.: Und wir können noch sehn, was künftig der Ewigkeit aufblüht.

aufhorchen, M. VI. G. 293. V.:

... Und ist noch irgend ein grössrer,
Heisserer Fluch, der siebenfältig Verwünschungen hinströmt,
Dem die Mitternacht aufhorcht, ...

aufstehen, M. X. G. 417. V.:

... Von ihren goldenen Thronen
Standen Engel ihr auf, da die hohe Seele zu Gott kam.

aufwachen, M. XI. G. 1240. V.: Ja bei unserm Staube, der einst der Unsterblichkeit aufwacht.

beben, M. VII. G. 15. V.: Dennoch hätt' auch dieser gebebt dem kommenden Opfer.

bemerken, O. 11. Der Abschied. 34, 2:

... wenn nun der Jüngling oft,
Dir kaum bemerket, zitternd dein Auge bat.

bereiten sich, M. I. G. 443. V.:

Meldet den Herrschern der Schöpfungen Gottes, dass sie sich der Feyrung
Dieser erwählten geheimnissvollen Tage bereiten.

beten, M. V. G. 274. V.: Halleluja mein Schöpfer! Dir beten unsterbliche Menschen — Von der heiligen Erde!

beugen, O. 35. An Gleim. 8, 3:

Dennoch beuget, o Gleim, dir
Ihren stolzeren Nacken nicht
Deutschlands Muse!

sich beugen, M. VIII. G. 442. V.: Aller Knie beugen sich dir.

blühen, O. 2. Wing. 3. L. 5, 1:

... Da einst die beyden
Edleren Mädchen mit stolzer Grossmuth,
Euch unnachahmbar, welchen nur Schönheit blüht,
Sich in die Blumen setzten.

bücken sich, wie sich beugen gebr. (M. XX. G. 995. V.).

entgegensegnen, M. II. G. 12. V.:

.... so wollen wir dir in feyrendem Aufzug
Jauchzend mit Hallelujagesängen entgegensegnen.

entglühen, O. 103. Verschiedne Zwecke. 3, 1:

Entglüht kein Zorn dir, Dichter?

entschlafen (O. 45. Die Glückseligkeit Aller. 26, 4).

entsenken sich, O. 60. Thuiskon. 2, 1:

So entsenket die Erscheinung des Thuiskon, wie Silber stäubt
Von fallendem Gewässer, sich dem Himmel.

entstürzen (M. I. G. 154. V.).

erheben, O. 89. Der Unterschied. 2, 1:

Diesem Genuss erhebt uns beynah, wer uns darstellt.

ertönen, M. XX. G. 519. V.: Dem es laut auf den Pfaden Gottes ertönt.

erzittern (M. IV. G. 198. V.).

flehen (O. 7. Salem. 52).

fluchen (O. 83. Hermann. 13, 4).

fühlen, O. 5. Selmar und Selma. 42:

... dir alles zu sagen,
Was mein liebendes Herz, meine Selma, dir fühlt.

gebohren, O. 40. Die Genesung. 1, 2: Aber auch du der Unsterblichkeit nicht gebohren.

geschehen, M. I. G. 40. V.: Dem die Stimme geschah.

glühen (O. 10. Bardale. 8, 1).

horchen, O. 2. Wing. 5. L. 7, 3:

... Es horchen
Ihm die Bemerkungen deiner Freunde.

hören (O. 156. Die Verwandlung. 33).

knospen, O. 133. Die Grazien. 4, 3: ... geheim knospet es dir.

lachen, O. 35. An Gleim. 4, 1: Lacht dem Jünglinge nicht.

leben (O. 11. Der Abschied. 10, 3).

lieben, O. 23. Die Verwandelte. 10, 4: Denn ich lernte die Liebe dir (= für dich).

lispeln, O. 4. Die künftige Geliebte. 40: Ein mir lispelnder Hauch.

lockern = locker werden, O. 130. Die deutsche Sprache. 2, 4: Da dir Roms steigender Wall lockert'.

lügen, M. XV. G. 627. V.: ... dem Geiste — Gottes zu lügen.

nachdenken (M. IV. G. 62. V.).

nachforschen (O. 42. Das Anschaun Gottes. 5, 1).

nachsegnen (O. 1. Der Lehrling der Griechen. 21).

nachsinnen (O. 19. Friedrich der Fünfte. 6, 1).

pflanzen, O. 84. Mein Vaterland. 11, 1: Du pflanzetest dem, der denket, und ihm, der handelt!

reifen, O. 24. Dem Erlöser. 7, 3: O du Gefilde, wo der Unsterblichkeit — Diess Leben reift.

rufen,* O. 2. Wing. 1. L. 15, 2:

Die ganze Lenzflur streute mein Genius,
Der unsern Freunden rufet ...

sammeln, M. I. G. 110. V.:

... dass schon so viele Gerechte
Sich mir sammeln.

schaffen, O. 13. An Gott. 15, 3:

Ganz ausgeschaffen, mir geschaffen,
Führst du sie weg, die mein ganzes Herz liebt.

schallen (O. 134. Die deutsche Bibel. 1, 2).

schatten (O. 87. Die Rosstrappe. 8, 3).

schlagen, O. 4. Die künftige Geliebte. 74: Dessen liebendes Herz unbemerket dir schlägt.

schweigen, O. 74. Unsre Fürsten. 12, 4:

Denn es schweigt euch in dem Haine.

---

* Gottsched, Deutsche Sprachk. S. 425, § 22: „Rufen fordert die 3. Endung, du hast mir gerufen."

Klopstock verbindet es auch mit dem Acc., O. 5. Selmar und Selma. 2. V.: Wenn dein Geschick dich zuerst zu den Unsterblichen ruft.

seyn, O. 135. Der Gottesleugner. 4, 2:

Aber ich sucht', und ich fand Entschuldigung
Für den Feigen, der ist, und dem doch Gott nicht ist.

singen (O. 50. Die Gestirne. 2, 1).

sinken, M. VIII. G. 442. V.: ... dir sinken die Kronen — Alle!

sprechen (O. 2. Wing. 1. L. 8, 2).

stehen, O. 108. Mehr Unterricht. 8, 3:

... (Iduna) steht dem Schusse
Zwar nicht mit Ruh, doch den Dampf beschnaubt sie.

strahlen, M. XI. G. 654. V.:

... unter den verödeten Trümmern
Lag dess Asche, dem Gott mit sehr viel Zukunft strahlte.

stutzen (O. 78. Teone. 2, 2).

ungehört, O. 55. Kaiser Heinrich. 4, 1:

Zur Wolke steigen, rauschen, ihm ungehört,
Der deutschen Dichter Haine.

verbünden (O. 195. Die Jüngste. 3, 2).

vereinen (O. 129. An Giacomo Zigno. 2, 4).

vernommen, wie bemerket (M. I. G. 140. V.).

versöhnen (O. 81. Die Kunst Tialfs. 8, 2).

verstummen (M. VIII. G. 47. V.).

vorbeyfliegen, O. 61. Der Eislauf. 10, 4:

... nun fleug schnell mir vorbey.

vorbeygehen, O. 8. Petrarcha und Laura. 21:

... und mein Gespiele sonst,
Mein geselliger sanfter Schlaf,
Gieng dem Auge vorbey, ...

weilen, O. 125. Die Verwandelten. 9, 2:

Jener, der unverblüht vielleicht dem hellsten
Mond itzt weilte.

weinen, M. VI. G. 525. V.:

... darf ichs dir weinen,
Was mir meine Seele zerreisst?

wollen, O. 97. Die Erscheinung. 44: Was willst du mir?

zittern, O. 8. Petrarcha und Laura. 9:

Hätte die dich gesehn, welcher zu zittertest.

zupfen, Ep. 35. Der nicht kleine Unterschied. 5:

Mögen Andere denn die Griechen reimen, und lang' es
Noch für Warnung nicht halten, wenn Cynthius ihnen am Ohre zupft.

Der Accusativ.

Der Acc. hat sich in der deutschen Sprache in einer Weise ausgebreitet, die gegen die der beiden vorangehenden Casus gewaltig absticht. Der Acc. ist bei transitiven Verben der Casus des Objectes, und daraus schon erklärt sich sein häufiges Vorkommen. Dass gegenwärtig auch Verba, die früher mit dem Gen., oder mit dem Dat. verbunden wurden, mit dem Acc. construiert werden, wurde schon gesagt.

Klopstock gebraucht viele Verba, einfache und zusammengesetzte, die ihrer Bedeutung nach intransitiv sind, transitiv und vereinigt mit ihnen ein Object im Acc.* Die gewöhnliche Sprache wählt in solchen Fällen statt einfacher Verba zusammengesetzte, da viele durch die Zusammensetzung einen transitiven Sinn erhalten; bei Verben aber, die trotz der Zusammensetzung intransitiv bleiben, nimmt sie zu Präp. ihre Zuflucht.

Oft entstehen durch die Verbindung der Verba mit Accusativen metaphorische Ausdrucksweisen, die viel dazu beitragen, der Sprache einen höheren Schwung zu verleihen.

ahndet mich (O. 89. Der Unterschied. 13, 3).

Klopstock verbindet die unpersönlich gebrauchten Verba gewöhnlich mit dem Acc.:**

deucht mich (M. IX. G. 603. V.).

gebühren, Sal. 2. H. 1. A.: Mich gebühret nur zu hören.

grauen, O. 146. An Cramer, den Franken. 34:

Die horchenden, blassen Höflinge graut.

jammern, M. XIV. G. 582. V.: Weil ihn unseres Elends jammert.

schaudern, O. 205. Auch die Nachwelt. 2, 1:

Geschaudert hat vor euch mich.

verlangen, M. IV. G. 1073. V.: Mich hat herzlich verlangt.

beben, M. XX. G. 569. V.: Bebtet ihr je, Söhne der Fern, der Verwesung — Schrecken?

bitten etw. st. um etw., O. 225. Verhängnisse. 21, ff.:

* Gramm. Gespr. Die Wortändrung: „Wenn das Anzeigen der Stelle auch nicht sonderlich in Betracht kommt; so bestimmt es gleichwohl die Wahl der Frage, als Er blies Auf der Flöte. Dieses bedurfte indess kaum der Erwähnung, weil Die Flöte blasen besser, und jetzt auch beinah allein gebräuchlich ist."

** Doch findet sich auch der Dat.: ihr deucht es (M. XI. G. 559. V.); es sollte mir noch grauen (G. L. 1. Th. Jesus meine Zuversicht. 2, 4); mir widert (O. 98. Beruhigung. 2, 4).

Wollt' ich der Himmlischen Glück, die selige Liebe, noch bitten,
O so bät' ich zu viel!
O so bät' ich auch Tugend!

blicken, O. 55. Kaiser Heinrich. 11, 2: Urtheil blickt sie.

bluten, M. VIII. G. 92. V.: Wenn er, für eure Kinder und euch, sein Leben wird bluten.

dahinstürzen, O. 50. Die Gestirne. 11, 2:

... Licht stürzt
Aus der Urn' er dahin!

denken (O. 111. An Freund und Feind. 15, 1).

donnern, O. 50. Die Gestirne. 1, 2:

... es donnert das Meer dumpfbrausend
Des Unendlichen Lob.

drohen, M. VI. G. 355. V.:

... Davor erschrak er, und bebte
Vor dem Tode zurück, den ihm die Wüthenden drohten.

drommeten, O. 99. Die Krieger. 3, 3:

Aber wenn er nichts mehr,
Denn Eroberer ist,
Ruhm ihn drommetet.

duften, O. 37. Der Rheinwein. 7, 1: Du duftest Balsam.

dürsten, O. 156. Die Verwandlung. 48: ... und vergebens dürstete Wiederverwandlung der Wunsch.

einhertanzen, O. 57. Siona. 3, 1: Tanze, Siona, Triumph einher.

emporjauchzen, G. L. 2. Th. Die Erlösung. 4, 8:

Aber, in der Sieger Chor,
Jauchz' ich euch (Worte meiner Zuversicht) zu Gott empor.

emporseufzen (M. XIII. G. 720. V.).

emporstrudeln (O. 133. Die Grazien. 5, 3).

entrüsten, M. V. G. 254. V.: Ach sie haben vielleicht zu sehr den Richter entrüstet.

entschimmern, O. 136. Die États Généraux. 5, 4:

Schöner, als Lorber, die Blut entschimmert.

ermannen, M. V. G. 748. V.: Wer ermannte dein Herz ...

flehen etw. st. um etw. (M. IV. G. 327. V.).

flöten, Wehmut fl. (O. 168. Das Grab. 30).

funkeln, M. VII. G. 38. V.:

... Sein treffendes Auge
Heftete sich ungewandt an den Mittler, und funkelte Rache.

glauben, Sal. 1. Handl. 6. Auftr.: Der Gott, den Abraham, den Moses glauben.

gleissen, O. 124. Delphi. 22, 4:

Gleisst ihn (den Krieg); er wird nicht gerecht.

grübeln (O. 98. Beruhigung. 1, 3).
hallen (M. XVII. G. 398. V.).
hauchen, O. 201. An die rheinischen Republikaner. 2, 1:

Er hauchet Pest.

herabkommen, O. 33. An Sie. 3, 4:

Mit dem ewigen Frühling,
Kommst du den Himmel herab.

herauftönen, M. VI. G. 515. V.:

... da tönten
Seine Tiefen Jammer herauf!

herabwinken (O. 22. Friedensburg. 2, 3).
herrauschen, M. XVII. G. 495. V.: Steh' und schaue freudig hinab, und höre die Woge — Tod herrauschen.
herströmen (M. XX. G. 495. V.).
herübersäuseln (M. XX. G. 526. V.).
herunterschimmern, M. XV. G. 484. V.:

... (der Mond) schimmerte sanfte Gedanken herunter.

hinrauschen, H. u. d. F. 1. Sc.: Jetzt rauschen wir es nur hin.
hinschmettern (Sal. 1. Handl. 6. Auftr.).
hinströmen (M. VI. G. 292. V.).
irren, O. 284. Die Erscheinende. 2, 4:

... und irrt
Ihn, und sie kein Phantom.

lächeln, Gnade l. (M. V. G. 763. V.).
lechzen, O. 111. An Freund und Feind. 4, 1: wer Durst lechzt.
nachhallen (O. 53. Aganippe und Phiala. 5, 2).
nachtönen (M. XI. G. 1178. V.).
säumen = s. machen (M. X. G. 538. V.).
schauern, M. VIII. G. 483. V.: ... die Seelen schauerten Wonne
schlummern (M. XVI. G. 172. V.).
schnauben, sein Leben schn. (O. 96. Der Denkstein. 7, 1).
schweigen = zum Schweigen bringen, O. 128. Die Vortrefflichkeit. 3: Keiner schweigt ihn.
seufzen (M. XIII. G. 722. V.).
strahlen, M. XVIII. G. 834. V.: Allmacht strahlt er, und Zorn.

strömen, O. 2. Wing. 2, 4: In sie hatt' er der Dichtkunst Flammen geströmt . . .

tönen, O. 2. Wing. 6. L. 8, 1:

. . . dein Leben tönt
Mehr Harmonieen, als ein unsterblich Lied.

verirren (O. 13. An Gott. 3, 1).

verstummen, M. XVIII. G. 490. V.: Und der Fesseln dumpfes Geklirr verstummte die Donner.

vorbeygehen, M. VII. G. 774. V.:

. . . der Cherub,
Welcher in Gosen vordem die Hütte schonend vorbeyging.

vorübergehen (M. XV. G. 719. V.).

vorüberschweben (M. IX. G. 2. V.).

wehen, O. 60. Thuiskon. 2, 3: . . . die Eiche weht — Ihm Gelispel.

weilen, wie säumen (M. VII. G. 572. V.).

weinen, M. VIII. G. 166. V.: . . . Weinet mich nicht!

wirbeln, M. XVI. G. 451. V.: . . . als wirbelten ihn Orkane.

wogen, O. 168. Das Grab. 17:

. . . der stürzende Bach
Wogte Tod.

zeugen, M. XV. G. 1407. V.:

. . . Ich suchte der Auferstandnen
Eine, von denen eine, die Jesus Herrlichkeit zeugten.

zischen, Spott z. (M. XVI. G. 441. V.).

zittern = zitternd sagen (M. XVI. G. 619. V.).

zublicken, M. XIII. G. 864. V.:

. . . was blicket dein Auge
Mir vor Entsetzen zu?

zurückbrausen, H. T. 17. Sc.:

Brausen aber mich Stürme zurück
Von den Felsengestaden.

zuströmen, G. L. 1. Th. Der Taufbund. 5:

Mit deinem Wasser, strömtest du
Dein Heil ihr, Wunderbarer, zu!

An diese Beispiele will ich noch einige Bemerkungen über den Acc. anreihen.

Die Verbindung zweier Acc. mit einem Verbum war auch schon in früheren Zeiten in unserer Sprache eine seltene Erscheinung, besonders gilt diess für den Fall, dass beide Acc. Substantiva sind; häufiger

findet es sich, dass der eine Acc. ein Subst., der andere aber ein Adj. ist, das zu dem Prädicate gehört und sich mit diesem zu einem Begriffe vereinigt. Klopstock hat durch sein Beispiel viel mit beigetragen, diese „echt deutschen Redensarten“* wieder in Umlauf zu setzen. Ich führe hier einige Beispiele an.

O. 35. An Gleim. 4, 2:

Zürnt ihn weiser, und lehrt ihn,
Wie ihr Lächeln, dein Lied verstehn!

O. 162. Der Schoosshund. 4, 4:

Wenn du jemals da hinaufbellst,
Kleiner, so brenn ich dich blind.

O. 143. Der Fürst und sein Kebsweib. 1:

... geuss den Kristall mir
Voll des blinkenden goldenen Weins.

O. 94. Die Lehrstunde. 6:

Ich mag nicht singen, die Zeisige haben
Das Ohr mir taub gezwitschert.

H. T. 14. Sc.: Theude. Du weisst nicht, wie viel Pferde ich müde sprengte, eh ich dich fand.

Eine andere Gebrauchsweise des Acc. bei unserm Dichter ist die, dass er ihn für Zeitbestimmungen wählt.** Diese Verwendung des Acc. ist zwar heutzutage noch unserer Sprache geläufig, doch macht sich schon ein immer weiteres Umsichgreifen der Präp. bemerkbar.

O. 2. Wing. 5. L. 11, 1:

Die letzten Stunden, welche du Abschied nahmst.

O. 9. An Fanny. 6. Str. 1. und 2. V.:

Dann wird ein Tag seyn, den werd ich auferstehn!
Dann wird ein Tag seyn, den wirst du auferstehn!

O. 10. Bardale. 1, 1: Einen fröhlichen Tag ward ich, und flog umher!

O. 69. Rothschild's Gräber. 76:

Aber es giebt auf ewig die ehrenvollere Krone
Jenen entscheidenden Tag seiner Vergeltungen Gott.***

* Grimm IV, 627: lauter echt deutsche redensarten, oft aus lebhaftem gefühl entsprungen und auf kühner vereinigung des adj. und verbums zu einem activen begrif beruhend. man übersetze das schöne „sich satt weinen“ aus unserer sprache.

** Selten findet sich bei Zeitangaben der Gen., M. V. G. 172. V.:

... die Mütter brachten sie, Eines
Frühlinges alt, der ersten Umarmung des segnenden Vaters.

*** Vgl. auch O. 7 Salem. 1; O. 11. Der Abschied. 4, 2; O. 20. Friedrich der Fünfte. 31; O. 25. Die Königin Luise 8, 1 u. s. w.

M. IV. G. 98. V.:

... Die Tage des Festes
Muss er nicht sterben, dass ihn sein sklavischer Pöbel nicht schütze.*

3. Elliptische Ausdrucksweisen.

Grimm sagt über die Auslassung einzelner Wörter:** „Bei allen auslassungen ist sowol die beschaffenheit des wegfallenden worts als desjenigen, nach dem es wegfällt, zu berücksichtigen. ausgelassen werden kann nur durch dessen verschweigung keine undeutlichkeit erwächst. frische lebendige wörter unterliegen der ellipse nicht, sondern die deren sinn durch öftere wiederkehr erblasst ist; an bestimmter stelle, neben gewissen andern, ihnen gewöhnlich verbundenen ausdrücken, verstehen sie sich gleichsam von selbst. Nothwendigkeit entspringt jedoch niemals sie zu unterdrücken, die sprache bedient sich ihrer freiheit es zu thun oder zu lassen."

Die deutsche Sprache benützt die Hilfsverba sein, haben, werden zur Bildung mehrerer Tempora, sowie auch des Passivums. Es begreift sich somit, dass sie sehr oft vorkommen, ebenso aber, dass die häufige Wiederholung derselben die Kraft der Rede bedeutend abschwächt. Gottsched, der vor allem auf die Deutlichkeit sah, warnt, dieselben ohne triftigen Grund wegzulassen:*** „Bey der völlig und längst vergangenen Zeit lasse man das Haben, Seyn, und Werden nicht ohne dringende Noth, und erhebliche Ursache weg; damit man nicht dunkel und unverständlich schreibe." Allein das Schleppende, das durch sie in die Sprache gebracht wird, wenn sie in geringen Zwischenräumen zu oft wiederkehren, veranlasste ihn denn doch, die Auslassung derselben bisweilen zu gestatten:† „Wann indessen zuweilen viele solche Hülfswörter zusammenstossen sollten: so kann man freylich um des Wohlklanges halber, dasjenige, so der Deutlichkeit unbeschadet, am entbehrlichsten ist, weglassen."

Am schärfsten hat sich gegen ihre Ausbreitung in unserer Sprache Jean Paul ausgesprochen:†† „‚Hat, ist, sei, bist, hast, seist, seied, seien' sind abscheuliche Rattenschwänze der Sprache; und man hat

* M. XI. G. 192. V.; XII. G. 673. V.; XIV. G. 57. und 1355. V. u. a. a. O.

** IV. B. 131.

*** Deutsche Sprachkunst. S. 468, § 3.

† Ebendaselbst. S. 469, § 4.

†† Vorschule der Aesthetik.

jedem zu danken, der in eine Scheere greift und damit wegschneidet." Die leichteste Art, die Hilfsverba aus der Sprache zu entfernen, ist allerdings die, dass man sie einfach weglässt, und im 17. und 18. Jahrhundert wurde dieses Mittel fleissig angewendet; indessen erinnert ein solcher Vorgang doch zu sehr an die Lösung des gordischen Knotens durch Alexander den Grossen.

Diese Ellipse hat nicht durchdringen können; sie wird heute mehr gemieden, als gebraucht.*

Klopstock hat, wie Goethe, von der Auslassung des Hilfzeitwortes einen mässigen Gebrauch gemacht; allein er wusste mit anderen Mitteln ihrer grossen Verbreitung Einhalt zu thun. Ein solches Mittel fand er z. B. darin, dass er die Tempora, die mit Hilfsverben gebildet werden, durch andere ersetzte, die ihrer nicht bedürfen. So gebraucht er sehr häufig das Praes. statt des Fut. Z. B.

O. 2. Wingolf. 4. L. 1, 1:

Ihr Freunde fehlt noch, die ihr mich künftig liebt!

O. 2. Wingolf. 4. L. 6, 3: o die einst mich liebet!

O. 9. An Fanny. 3, 4:

Wenn du alsdann auch, meine Fanny,
Lange schon todt bist.

Ebendaselbst 1, 1.

O. 2. Wingolf. 2. L. 3, 1. und 8, 1.

O. 6. An Ebert. 55.

O. 4. Die künftige Geliebte. 9.

O. 11. Der Abschied. 15, 4 u. s. w.

In gleicher Weise wird das Perf. durch das Imperf. ersetzt.** Klopstock spricht sich hierüber selbst näher in der Gelehrtenrepublik*** aus: „Die südlichen Deutschen sezen gewöhnlich da die lang vergangne Zeit, wo die nördlichen die jüngst vergangene sezen; jene sagen, ich bin gegangen, wo diese, und zwar Volk, Gesellschaften und Scribenten ich ging sagen. Wer soll hier entscheiden? Weil auch die südlichen Scribenten sagen ich ging; so wird die Sache durch ihren Beytritt entschieden."

---

* Grimm Gr. IV, B. 173.
** Vgl. Die Ode: der Lehrling der Griechen, Wingolf u. a. m.
*** Aus einer neuen deutschen Grammatik.

Formen, zu deren Bildung zwei Hilfsverba nöthig sind, vermeidet Klopstock auf das sorgfältigste; er ersetzt sie durch einfachere, z. B.

O. 9. An Fanny. 1, 2:

wenn mein Gebein zu Staub
Ist eingesunken,

d. h.: wenn mein Gebein zu Staub eingesunken sein wird.

O. 16. An Bodmer. 16:

Wenn ich lange gestorben bin,

d. h. wenn ich lange gestorben sein werde. u. s. w.

Bei Klopstock finden wir ferner eine Eigenthümlichkeit in der Gebrauchsweise der Modi, bei der die Hilfsverba gleichfalls entfallen: er gebraucht nämlich statt des Conjunctivs mitunter den Indicativ. Diese Verwechslung der genannten Modi findet sich, wenn auch nur in einzelnen Fällen, auch bei anderen Dichtern, selbst bei Goethe.

O. 10. Bardale. 8, 2:

Der West hielt mich, ich sank schon hin!

d. h. hätte der West mich nicht gehalten, so wäre ich hingesunken.

O. 112. An den Kaiser. 7, 3:

Dass Deutschlands Kaiser nackt um des Buhlen Schloss
Herging, erfror; wenn nicht Matildis ...

O. 150. Die Erscheinung. 17:

Schon lang' entfloh ich, wofern er
Sich nicht wandt', und ins dunklere trat.

O. 168. Das Grab. 25:

Verstand ich den singenden Seher;
O so sprang ich auf, und entfloh.

M. III. G. 60. V.:

er konnte sie (des Ewigen Offenbarungen) schauen, verrieth er nicht Jesus.

d. h. er hätte sie schauen können, hätte er nicht Jesus verrathen.

H. Schl. 10. Sc.: Ich glaube, ich vergass in dieser Freude des Gottes selbst, wenn er hier stand.

11. Sc.: Der Sieg war also euer, wenn einer von euch die Legionen führte?

13. Sc.: Ich rang ihn (den Adler) dir aus deiner schwächeren Faust; machte mich die Wut über deine Ungerechtigkeit nicht kraftlos!

Die angeführten Beispiele zeigen, welche Kürze der Indicativ mit sich bringt; indessen darf der Dichter von dieser Ausdrucksweise doch nur selten Gebrauch machen.

Ausser den Hilfsverben lässt Klopstock auch gerne Partizipien aus. Der früheren Sprache waren diese Ellipsen unbekannt, heutzutage sind sie etwas Gewöhnliches.

O. 50. Die Gestirne. 9. Str. 3. u. 4. V.:

Stolz den gebogenen Hals,
Und den Fittig in die Höh, schwimmet der Schwan.

O. 69. Rothschild's Gräber. 8:

Des Dankes — Zähren im Aug'.

Ebendaselbst. 15: Ernst, in Sterbegedanken, umwandl' ich die Gräber.

Und 21: Ernster, in tieferer Todesbetrachtung, meid ich die Halle — Stets noch.

O. 107. Unterricht. 1, 2: . . . hoch — Den Kopf.

O. 124. Delphi. 4, 1: feurig den Blick.

O. 125. Die Verwandelten. 4, 1: Das Auge lichter.

O. 208. Der Segen. 4, 3:

Die bleichere sass, den Fuss auf doppelte
Teppiche hingesenkt,
Den Stab in der Hand, starrend das Auge.

Nicht bloss das Partizipium, auch die anderen Modi des Verbums unterliegen der Ellipse; diess gilt besonders von den Verben, die eine Bewegung ausdrücken, ohne dass sie sich jedoch auf diese allein beschränken würde.

O. 2. Wingolf. 1. L. 10, 1:

Wie oder zögerst du von des Albion
Eiland herüber?
nämlich: zu kommen.

O. 20. Friedrich der Fünfte. 19:

Da dem Todten sein Moos begann.

D. T. A. 3. Handl. 3. Auftr.: Er wird sterben, ehe die Sonne den Cedernwald hinunter ist.

Dav. 1. Handl. 3. Auftr.:

Zween Tage ist auch
Der Bothe schon hinab nach Jericho.

H. Schl. 7. Sc.:

Die Lanze den Römern, in die stolze Stirn!
Die Lanze in das Herz!
Die Lanze gerad in das Antlitz der Römer!

Ebendaselbst. 8. Sc.: Hin du (= geh du hin)! tritt vor! blick hinab!

Ebendaselbst. 9. Sc.: Ein Wort, und keins der Schwerter hier, das nicht gleich gegen dich wüte!

H. Schl. 11. Sc.: Einen Adler, oder ich mag dich nicht wiedersehn!

H. u. d. F. 1. Sc.:

Welcher Gesang vermag dess Lob, vor dem
In den Hallen Augustus die Söhne der Scipione
Bebten?

H. T. 1. Sc.: Lieber redlicher Horst, ich stehe jetzt an einer Gränze, über die ich nicht kann.

Ebendaselbst. 18. Sc.: Auf einmal aus dem Walde hervor! Viele bis ans Kinn im Schilfe versteckt gewesen. Noch ganz triefend. Plötzlich uns in den Rücken, plötzlich! Ein ganzes Heer.

4. Bemerkungen zu der Conjugation.

Die Conjugation des Verbums weist in verschiedenen Zeitabschnitten, selbst wenn sie nicht zu weit von einander entfernt sind, bedeutende Unterschiede auf. Manche Verba, die früher zur starken Conjugation gehörten, bilden jetzt ihr Präteritum nach der schwachen und umgekehrt; auch bemerken wir bei einigen Verben einen Wechsel des Hilfsverbums bei der Bildung des Perfects. Bei Klopstock muss ausserdem noch berücksichtigt werden, dass er Formen, die im Absterben begriffen waren und schon zu seiner Zeit für veraltet angesehen wurden, gerne gebrauchte und sie der Sprache zu erhalten suchte.

beginnen, Conj. Impf. begönne (Sal. 3. Handl. 9. Auftr.).

dringen, M. XIII. G. 308. V.:

Was dringet mich, Zeus zu verleugnen?

M. XIV. G. 1375. V.:

Sie drangen um ihn sich — Freudig herum.

Ebenso die Composita, z. B. verdringen,

M. VI. G. 395. V.:

er hätte die Opfer
Sonst nicht verdrungen, noch diesen Raub an dem Tempel begangen.

dünken, Praes. mich dünkt (H. Schl. 3. Sc.); auch
mich deucht* (O. 164. Das Denkmal. 6, 3).
Impf. mich dauchte (O. 153. Mein Irrthum. 4, 1), und
ihm deuchte (Ep. 107. Er, und Sie. 2).

erschallen, Impf. erschallte (M. I. G. 494. V.).

hauen, Impf. haute (M. XII. G. 869. V.).

heben, hub (O. 8. Petrarcha und Laura. 18); seltener
hob (M. II. G. 656. V.).

hören, M. XVII. G. 32. V.: So hatte sie Thomas — Preisen gehört.

kennen, kennte (M. II. G. 663. V.);
gekennet (M. XV. G. 1356. V.).

lernen: ehe ich sie habe kennen gelernt (H. Schl. 6. Sc.).**

liegen, Perf. ich habe gelegen (M. IV. G. 91. V.); Zus.:
erliegen, ich habe erlegen (M. XIII. G. 30. V.);
unterliegen, ich bin untergelegen (D. T. A. 2. Handl. 8. Auftr.).

müssen, ich habe gemusst (H. T. 16. Sc.).

nennen, nennte (M. I. G. 33. V.);
genennet (M. IV. G. 1030. V.).

rufen, rufte (O. 156. Die Verwandlung. 44), häufiger als rief.

rinnen, Conj. Impf. rönne (M. VII. G. 723. V.).

schwingen, schwung (O. 81. Die Kunst Tialfs. 18, 1); seltener
schwang (M. XX. G. 110. V.).

sehen: Habt ihr einen Jüngling das Lanzenspiel tanzen gesehn, wie ihn? (H. Schl. 7. Sc.).

singen, sung (G. L. 2. Th. Die Auferstehung Jesu. 4, 6).

sinken, sunk (O. 166. Die Wiederkehr. 43); Zus.:
hinsunk (M. XX. G. 954. V.).

springen, sprung (G. L. 1. Th. Gott dem Sohne. Am Osterfeste. 31).

stehen, Impf. stand (M. III. G. 99. V.); Conj. stände (M. IV. G. 392. V.); dagegen

---

* Kl. an Ebert, 20. Februar 73: däucht muss deucht heissen.

** Dag.: ich habe kennen lernen (Br. 153).

entstünde (M. VII. G. 270. V.);
Perf. ich habe gestanden (M. XIII. G. 59. V.).
sterben, Conj. Impf. stürbe (M. XVI. G. 548. V.).
verbergen, Conj. Impf. verbürge (M. III. G. 425. V.).
versenken = versinken: tief in Gedanken versenket (M. I. G. 532. V.).

In neuerer Zeit macht sich bei einigen Verben das Streben bemerkbar, wieder zu den voller tönenden Formen früherer Zeiten zurückzukehren; besonders zeigt sich diess bei dem Conj. Impf.

Die Conjugation des Verbums hat von dem reichen Wechsel klangvoller Vokale und Diphthonge sehr viel eingebüsst; manche Formen, die sich durch Wohllaut über ihre monotone Umgebung erheben, haben sich zwar bis auf unsere Tage erhalten, doch sind sie nur mehr auf die Sprache der Poesie beschränkt. Hieher gehören z. B. die Formen mit dem Diphthong *eu*, der sich bei einer Anzahl von Verben im Praes. in der 2. und 3. Pers. Sing. und im Conj. des Imperativs noch vorfindet. Dass Klopstock, „der Tonsetzer* und Klangwähler in der Poesie", diese schönen Formen** den jetzt gebräuchlichen vorzog, ist leicht begreiflich.

bieten, beut (O. 123. An Johann Heinrich Voss. 10, 4);
anbieten, beutst an (M. VII. G. 83. V.);
gebieten, gebeutst (O. 123. An Johann Heinrich Voss. 9, 2);
gebeut (O. 35. An Gleim. 7, 1);
verbieten, verbeut (O. 3. An Giseke. 2).

fliegen, fleug (O. 25. Die Königin Luise. 16, 1), fleugt (O. 74. Unsre Fürsten. 2, 4);
einherfliegen, fleugt einher (M. IX. G. 741. V.);
entfliegen, entfleugt (G. L. 2. Th. Einsegnung eines Sterbenden. 1, 6);
herfliegen, herfleugt (M. XX. G. 989. V.);
vorbeyfliegen, fleug vorbey (O. 61. Der Eislauf. 10, 4).

fliehen, fleuch (O. 2. Wingolf. 5. L. 10, 1);
entfliehen, entfleuch (M. II. G. 710. V.).

---

* Jean Paul, Vorschule der Aesthetik.
** Schleicher, Die deutsche Sprache. 191.

fliessen, fleuss (M. VII. G. 582. V.), fleusst (O. 37. Der Rheinwein. 12, 4);
überfliessen, fleusst über (G. L. 2. Th. Die Hoffnung der Auferstehung. 2, 6).
geniessen, geneuss (O. 44. Der Erbarmer. 13, 3).
giessen, geusst (M. XIV. G. 678. V.);
ausgiessen, geusst aus (M. XIII. G. 13. V.);
dahergiessen, dahergeusst (M. XVI. G. 662. V.);
ergiessen, ergeusst (M. V. G. 438. V.);
herabgiessen, geuss herab (O. 39. Für den König. 1, 1);
hineingiessen, geuss hinein (G. L. 1. Th. Wie schön leucht't uns der Morgenstern. 3, 2);
vergiessen, vergeusst (Sal. 2. Handl. 2. Auftr.).
lügen, leugst (M. IV. G. 115. V.), leugt (O. 135. Der Gottesleugner. 5, 2).
schliessen,
aufschliessen, aufschleusst (M. XVII. G. 633. V.);
beschliessen, beschleusst (M. XIII. G. 635. V.), beschleuss (O. 47. Das neue Jahrhundert. 21, 1);
verschliessen, verschleuss (D. T. A. 2. Handl. 2. Auftr.);
zuschliessen, schleusst zu (G. L. 2. Th. Einsegnung eines Sterbenden. 4, 8).
ziehen, zeuch (M. XV. G. 473. V.), zeuchst (H. Schl. 11. Sc.), zeucht (O. 2. Wingolf. 2. L. 3, 4);
entziehen, entzeucht (G. L. 1. Th. Sollt ich meinen Gott nicht singen. 8, 2).

Klopstock liess sich bei der Wahl der Wörter gar oft von ihrem Tonausdrucke leiten und wandte unserer Sprache manche „italienische Laute“ zu; nichtsdestoweniger begegnet bei ihm das matte farblose *e* ziemlich häufig. Hiebei muss jedoch berücksichtigt werden, dass dieser Vocal im vorigen Jahrhunderte bei den Verbalformen, besonders bei dem schwachen Verbum, noch einen weit freiern Spielraum hatte, als heutzutage.

Bei starken Verben finden wir ihn im Auslaute des Ind. Imperf. nur mehr selten.

flohe (O. 8. Petrarcha und Laura. 19); Zus.:
entflohe (M. II. G. 116. V.).

geschahe (M. VIII. G. 172. V.).
sahe (O. 2. Wingolf. 2. L. 7, 3).

Sehr oft dagegen erscheint er in der 3. Pers. Sing. Präs., im Imperf. und im Part. Perf. schwacher Verba.

begrüsset (O. 86. Der Kamin. 3).
blinkete (O. 192. Winterfreuden. 12).
blühete (M. XVII. G. 204. V.).
durchströmetest (O. 199. Winterfreuden. 18).
eilete (O. 67. Braga. 13, 2).
entschlüpfete (O. 35. An Gleim. 10, 1).
entströmeten (M. XII. G. 145. V.).
erbarmete (M. XVII. G. 51. V.).
flehete (M. XIX. G. 40. V.).
führeten (M. XIX. G. 17. V.).
gekrönet (M. I. G. 386. V.).
gewölbet (O. 220. Zwey Johanneswürmchen. 19).
glänzeten (O. 79. Stintenburg. 5, 3).
glaubetest (M. XVII. G. 61. V.).
glüheten (O. 128. Die Vortrefflichkeit. 11).
halleten (O. 206. Wissbegier. 4, 1).
hörete (O. 4. Die künftige Geliebte. 42).
lehrete (O. 10. Bardale. 1, 2).
planzetest (O. 84. Mein Vaterland. 11, 1).
rauschetest (O. 87. Die Rosstrappe. 9, 3).
schauete (O. 174. Mein Thal. 2).
schwebete (O. 67. Braga. 10, 2).
spieleten (M. XVII. G. 224. V.).
strebeten (M. X. G. 477. V.).
stürzete (O. 178. Die Vergeltung. 11).
tönete (O. 67. Braga. 7, 2).
trübeten (O. 175. Die Bestattung. 2).
überströmete (M. XVI. G. 691. V.).
umarmet (O. 4. Die künftige Geliebte. 28).
umdränget (O. 67. Braga. 13, 4).
umkränzete (O. 67. Braga. 8, 1).
unbemerket (O. 4. Die künftige Geliebte. 74).
verjünget (O. 19. Friedrich der Fünfte. 5, 3).
verpflanzet (O. 4. Die künftige Geliebte. 57).

wähneten (M. XVII. G. 183. V.).
weheten (O. 4. Die künftige Geliebte. 77).
weinete (O. 87. Die Rosstrappe. 7, 2).

Dagegen wird das *e* gewöhnlich im Auslaute unterdrückt, wenn das darauffolgende Wort mit einem Vocale anfängt; dadurch wird der Hiatus vermieden. Auch im Inlaute wird das *e* bisweilen ausgestossen, z. B.

hattst (G. L. 1. Th. Vorbereitung zum Tode. 53);

besonders geschieht dies bei der Endung *en*, z. B.

sehns = sehen es (O. 16. An Bodmer. 26).
verstehns = verstehen es (O. 35. An Gleim. 3, 2); ebendas.: entweihn. 3, 1.

Die Ausstossung des Vocals *i* gehört bei den Verbalformen zu den grössten Seltenheiten:

geharnschte (M. XX. G. 219. V.).*

Hiemit sind wohl die wichtigsten Erscheinungen bei dem Verbum, wenn auch nur in Kürze, angegeben. Ich will hier noch eine Eigenschaft der Sprache unseres Dichters, die uns schon von früher her bekannt ist, an die wir aber gerade durch das Verbum recht gemahnt werden, besonders hervorheben. Wir haben bei dem Substantivum gesehen, dass Klopstock mit unerbittlicher Hand die fremdländischen Gewächse, die früher so üppig auf dem deutschen Sprachboden wucherten, entfernt und an ihre Stelle einheimische Triebe gepflanzt hat. Wenn dies schon von dem Substantivum gesagt werden konnte, so gilt es noch weit mehr von dem Verbum, und es begreift sich dies auch. Das Verbum ist der Hauptträger des Gedankens; wie soll nun dieser mit allen seinen feinen Beziehungen zum Ausdrucke kommen, wenn das wichtigste Wort im Satze nicht ganz klar und verständlich ist? „Denn** die Sprachen, aus denen du nimmst, sind den meisten Deutschen unbekannt, oder, welches hier beinah dasselbe ist, nicht bekannt genung. Sie verstehen daher die Schattierungen desto weniger, je feiner sie sind."

Es liessen sich auch bei anderen Wortarten, wie bei dem Artikel, Pronomen, bei den Conjunctionen u. s. w. manche interessante Er-

* Oefter findet sie sich bei Adj.: blutge (O. 112. An den Kaiser. 33); Geistl. Lied.: ewgen, heilgem, künftgen.
** Gramm. Gespr. Bildsamkeit.

scheinungen anführen; diese hätten jedoch hauptsächlich nur auf die Syntax Bezug, weshalb sie bei einer Arbeit, die sich die Darstellung des Wortreichthums eines Dichters, und die Vermehrung des Sprachschatzes durch denselben in erster Linie zur Aufgabe stellte, übergangen werden können.

Wenn wir uns das Sprachgebäude, das Klopstock aufgeführt, an dem er mit gewissenhaftester Sorgfalt und unermüdlichem Eifer sein ganzes Leben hindurch gearbeitet hat, in seinen Hauptumrissen vergegenwärtigen, so können wir uns zwar der Ueberzeugung nicht verschliessen, dass seinem grossen Werke auch kleine Gebrechen anhaften; er hat die Bildsamkeit der deutschen Sprache in einzelnen Fällen zu weit getrieben, der Ausdruck ist oft geschraubt und wird bei der allzufreien Wortstellung und dem übermässigen Streben nach Kürze mitunter selbst unklar; allein diese Mängel sind denn doch zu unbedeutend, um die zahlreichen, grossen Leistungen seiner sprachschöpferischen Thätigkeit verdunkeln zu können. „War die Wiedergeburt der deutschen Dichterrede überhaupt möglich, ohne dass man im einzelnen manchmal zu weit gieng, ohne dass selbst dem deutschen Sprachgenius widerstreitende Wort- und Satzfügungen als staunenswerthe Freiheiten gefielen? ... In ästhetischer Hinsicht mögen diese Ueberschreitungen Tadel verdienen, historisch sind sie gerechtfertigt: um das hart bekämpfte und endlich überwundene Uebel zu vermeiden, verfällt der eine neue Geisteswelt heraufführende Reformator in das entgegengesetzte Extrem, welches, an sich vielleicht fast ebenso verwerflich, hier durch die geschichtliche Entwicklung zu einem Fortschritte wird." *

Der deutschen Sprache zu der vollen Entfaltung ihrer reichen Anlagen verholfen und an der glänzenden Entwicklung, die dieselbe seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts genommen hat, in thätigster Weise mitgewirkt zu haben, ist ein Verdienst Klopstock's, das auch in unseren Tagen, in denen das überschwengliche Lob früherer Zeiten in mancher Hinsicht auf das richtige Mass zurückgeführt wurde, nicht angetastet werden darf.

Ich schliesse mit den Worten, die Wieland an seinen jungen Freund richtet: **

---

* Franz Muncker, Lessings persönliches und literarisches Verhältnis zu Klopstock. S. 12.
** Sendschreiben.

„Studieren Sie ihn, ohne ihn jemals zu copiren, lernen Sie von ihm . . .“

Wieland hat diese Worte in einer Zeit niedergeschrieben, in der sein Standpunkt von dem Klopstock's ganz verschieden war; allein er blieb sich dessen stets bewusst, was er in seinen jüngeren Jahren von Klopstock gelernt hatte.

Und wenn wir Schiller * und Goethe, ** dieses Dioskurenpaar des deutschen Dichterhimmels, in ihre Jugend zurückverfolgen, sehen wir nicht, dass auch sie, wiewohl sie später ganz andere Bahnen eingeschlagen haben, durch Klopstock's Schule hindurchgegangen sind? Sollte da nicht auch unsere Zeit von ihm noch lernen können?

---

* Ueber naive und sent. Dichtung: „Die Jugend, die immer über das Leben hinausstrebt, die alle Form fliehet und jede Grenze zu enge findet, ergeht sich mit Liebe und Lust in den endlosen Räumen, die ihr von diesem Dichter aufgethan werden. Wenn dann der Jüngling Mann wird und aus dem Reiche der Ideen in die Grenzen der Erfahrung zurückkehrt, so verliert sich Vieles, sehr Vieles von jener enthusiastischen Liebe, aber nichts von der Achtung, die man einer so einzigen Erscheinung, einem so ausserordentlichen Genius, einem so sehr veredelten Gefühl, die der Deutsche besonders einem so hohen Verdienste schuldig ist.“

** Vgl. Otto Lyon, Goethe's Verhältniss zu Klopstock, — und Michael Bernays, Der junge Goethe LXV und 3. Theil 20 und 258.

Brünn. Christoph Würfl.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Deutsche Literaturdenkmale des 18. Jahrhunderts in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. 1) Otto, Trauerspiel von F. M. Klinger. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1881. VIII u. 108 S. 8°.

Zu den verschiedenen sprachwissenschaftlichen Veröffentlichungen im Verlage der Herren Gebrüder Henninger gesellt sich nun auch ein neues verdienstliches Unternehmen, ähnlich dem des Herrn Arber in England, wovon wir hier die erste Nummer zur Anzeige bringen. Die Sammlung wird seltene Originalausgaben von deutschen Schriften des 18. Jahrhunderts in Neudrucken vorlegen. Ausser werthvollen Dichtwerken in Vers und Prosa werden darin auch wichtige kritische Anzeigen und Abhandlungen über Poesie, zunächst aus der Zeit von Gottsched bis zu den Romantikern, Aufnahme finden. Die vorliegende Ausgabe ist ein einfach diplomatisch getreuer Abdruck des nur einmal erschienenen Erstlingsdramas Klingers, dessen hervorragende geschichtliche Stellung jetzt allgemein anerkannt ist. Doch sind auch Ausgaben mit kritischem Apparat vom Plane nicht ausgeschlossen. Uebrigens sollen die Werke alle, wie das vorliegende, mit Zeilenzählung versehen werden, um sie für philologische Zwecke nutzbar zu machen. Auch bleiben ältere Citate durch den Vermerk der ursprünglichen Paginirung nachschlagbar. In der Einleitung berichtet der Herausgeber, Dr. Bernhard Seuffert, Privatdocent an der Universität zu Würzburg, über die bibliographische Stellung des Textes und verzeichnet die hauptsächlichste Specialliteratur zu dem Stücke. Die Verbesserungen des Textes, die Klinger selbst angezeigt hat, sind natürlich hier aufgenommen. Andere Druckfehler des ursprünglichen Textes sind im Neudruck geändert worden und in der Einleitung specialisirt. Die Ausstattung ist eine vorzügliche, und so sei die Sammlung allen Literaturfreunden und modernen Philologen angelegentlichst empfohlen, und das um so mehr, als der Preis ein sehr mässiger ist.

Englische Philologie. Anleitung zum wissenschaftlichen Studium der englischen Sprache von Johann Storm, ord. Professor der romanischen und englischen Philologie an der Universität Christiania. Vom Verfasser für das deutsche Publikum bearbeitet. I. Die lebende Sprache. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1881. XV u. 468 S. gr. 8°.

Mit gespanntester Erwartung trat ich an das vorliegende stattliche Werk heran, da die Londoner Academy es in seiner ursprünglichen Gestalt

(in dänischer Sprache) ausserordentlich rühmte und namentlich der Betonung des Verfassers, dass der Ausländer zunächst Festigkeit in der lebenden Sprache erlangen müsse, ehe er zu den älteren Stufen derselben übergehe, mit mir übereinstimmend, lebhaften Beifall zollte. Doch siehe da, auf den ersten Blick, oder richtiger beim flüchtigen Durchblättern, fühlte ich mich enttäuscht. Ich glaubte lediglich eine Nachahmung der gewiss sehr verdienstvollen Schmitz'schen Encyklopädie des philologischen Studiums der neueren Sprachen vor mir zu haben, da ich nur eine Aufeinanderfolge von Besprechungen oder Analysen neuerer und älterer zur neuenglischen Philologie gehöriger Werke darin fand, wobei die bibliographische Seite noch dazu sehr lückenhaft erschien. Meine eigenen Leistungen z. B. sind dem Verfasser, wie es scheint, ganz unbekannt geblieben oder geflissentlich unerwähnt gelassen, obgleich ich, ohne mir schmeicheln zu wollen, glaube, dass sowol mein Essay on the Study of Modern Languages (Leipzig, C. Fleischer, 1859) manchen nützlichen Wink für den angehenden Philologen enthält, meine „Englands Dichter und Prosaisten der Neuzeit" (Berlin, A. Nauck, 1853) noch immer die vollständigste Chrestomathie für die neueste englische Literaturperiode ist und meine „Fehler der Deutschen" nebst Exercises on the Habitual Mistakes of Germans on English Conversation, Key und „Die wichtigsten Regeln der engl. Syntax" als Anleitung zum Gebrauche der genannten Exercises sich mir während eines 16jährigen Unterrichts als sehr brauchbar erwiesen und auch von anderer Seite sich volle Anerkennung erworben haben. Ich erlaube mir u. A. auf Dr. Klöpper's grössere Synonymik zu verweisen und die Thatsache anzuführen, dass sich der Key auch beim Unterricht von Engländern im Deutschen so bewährt hat, dass ein junger amerikanischer Philologe ihn in seiner Vaterstadt dringend empfohlen hat und er nun jenseits des Oceans vielfach benutzt wird. Da ich indessen anderweitig im Werke erwähnt bin, so habe ich die Ueberzeugung, dass mir der Verfasser nicht etwa persönlich übel will, und gestatte ich mir daher um so eher von meinen eigenen Veröffentlichungen zu reden, als ich glaube, dadurch eine Lücke bei ihm zu ergänzen. Es wären deren freilich noch manche andere zu rügen; doch verwahrt sich Storm ausdrücklich gegen einen ihm etwa daraus zu machenden Vorwurf, indem er keineswegs vorgiebt, auf bibliographische Vollständigkeit es abgesehen, sondern nur die wichtigeren Erscheinungen berücksichtigt zu haben. In dieser Hinsicht gebührt also Schmitz der Vorzug. Andererseits aber hat Storm den Vortheil vor ihm voraus, sich blos aufs Englische beschränkt und diese Sprache daher weit gründlicher behandelt zu haben, als es Schmitz, bei dem noch dazu geringeren Umfange seines Werkes, möglich gewesen. Ganz abgesehen jedoch von der grösseren oder minderen Vollständigkeit, mit welcher die einschlagende Literatur bei Storm angegeben ist, fand ich bei näherem Eingehen in den Inhalt seines Werkes nicht nur vollkommene Uebereinstimmung mit allen meinen eigenen Ansichten, sondern auch einen Reichthum des Wissens, eine so ausgebreitete Belesenheit, eine solche Fülle der Anregung verbunden mit so liebenswürdiger Bescheidenheit, insofern der Verfasser als Ausländer über eine fremde Sprache urtheilt, dass ich von Seite zu Seite das Werk immer mehr lieb gewann und dessen Nützlichkeit für den angehenden englischen Philologen mir immer mehr einleuchtete. Auch ich bin daher nun in der Lage, es als die beste Anleitung zum wissenschaftlichen Studium der englischen Sprache und als unentbehrliches Hilfsmittel zu diesem Zwecke zu erklären.

Fragt man nun, wie es zuging, dass ich mich über den Werth des Buches anfangs so täuschen konnte, und glaubt man daraus etwa einen Schluss auf die Unsicherheit und Unzuverlässigkeit meines Urtheils ziehen zu dürfen, so antworte ich mit einem Gleichniss. Der Verfasser ist wie ein Baumeister, der ein schönes und stattliches Haus aufgeführt hat, das vollständig ausgebaut ist, ja dessen Räumlichkeiten sogar mit allem nöthigen

Zubehör versehen sind, um sie vollkommen wohnlich zu machen; jeder dazu verwendete Stein ist vorher einer sorgfältigen Prüfung unterzogen worden; die Balken, aus denen es gezimmert ist, sind von gesundem Holze und wohl aneinandergefügt und der Ausbau lässt nichts zu wünschen übrig. Allein unser Baumeister hat das Gerüst stehen gelassen, so dass das Gebäude dadurch sich den Blicken der blos Vorübergehenden entzieht. So erging es mir beim ersten Einblick in das Buch. Es schien mir nichts weiter als eine Reihenfolge von Kritiken zu sein, oder noch weniger als das, eine blosse Inhaltsangabe verschiedentlicher zur englischen Philologie gehöriger Werke, während ich die aller äusseren Hülle entkleideten Ergebnisse der Forschungen auf diesem Gebiete und Anweisungen des Verfassers für den, der es erst betreten will, erwartet hatte. Das Gerüst, diese Hülle also, war es, welche mich täuschte; die nähere Prüfung jedoch belehrte mich eines besseren und meine Erwartungen waren fast noch übertroffen.

So z. B. gleich mit Hinsicht auf die allgemeine Phonetik, die bei Schmitz, dem der Verfasser übrigens die verdiente Anerkennung als den „Lehrer der ganzen gegenwärtigen Generation von modernen Philologen“ zutheil werden lässt, nur gestreift ist, bei Storm aber das erste Kapitel bildet und darin in ausführlicher Weise behandelt wird. Hier besonders kamen dem Verfasser seine ausgebreiteten Sprachkenntnisse zu statten. Die folgenden Kapitel behandeln: Englische Aussprache, Wörterbücher, Synonymik, Phraseologie, praktische Hülfsmittel, Lektüre und Literaturstudium, Literaturgeschichte und Grammatik. Das Kap. V „Lektüre und Literaturstudium“ umfasst: Die Umgangssprache, die Vulgärsprache, Zur Lautlehre der Vulgärsprache, Amerikanische Literatur, Amerikanismen, Amerikanische Aussprache, Anthologien, Geschichte, Drama, Poesie, Ausgaben mit Kommentar, Achtzehntes Jahrhundert, Das siebzehnte Jahrhundert und der Schluss des sechzehnten, Shakespeare u. s. w. Einige dieser Abschnitte sind allerdings nur dürftig bedacht; hingegen sind andere, besonders die über die Umgangs- und Vulgärsprache ausserordentlich reichhaltig und belehrend, und wer die zu Grunde liegenden Forschungen selbst mit verfolgt oder angestellt hat, wird sie mit Vergnügen hier recapitulirt finden und das ganze durchwanderte Gebiet überblicken. Und nun einige Einzelnheiten. Mit goldenen Buchstaben hätte die auch von mir oft genug ausgesprochene Mahnung in der Einleitung (p. 3) gedruckt werden sollen: „Dass man in der Schule von Anfang an tüchtige Lehrer der neueren Sprachen“ anstelle, weil, wie der Verfasser vorher so richtig bemerkt, es so schwer ist, „die gewöhnliche Schulaussprache“ auszurotten und eine bessere zu erlangen. „Gerade im ersten Jahre des Sprachunterrichts,“ fügt er hinzu, „kommt es darauf an, eine möglichst reine Aussprache zu erlangen; das erste Jahr ist für die folgenden bestimmend.“ Und wie wird in Deutschland gegen diese wichtige pädagogische Regel gesündigt! Wie arg vergeht man sich gegen Eltern und Schüler in dieser Hinsicht. Man glaubt, für den Anfangsunterricht sei irgend ein Stümper, so er es nur billig thut, gut genug, während das Umgekehrte der Fall ist. Wie bedauerte ich als Examinator diejenigen, welche einst von den Schulamtscandidaten Unterricht im Englischen erhalten würden, denen ich wegen Mangelhaftigkeit ihrer Kenntnisse nur die Befähigung für die unteren Klassen ertheilen durfte! Sie waren freilich auch nicht für die oberen Klassen befähigt, aber da hätten sie wenigstens minderes Unheil gestiftet.

Ebenso finde ich mich in vollständiger Uebereinstimmung mit dem Verfasser, wenn er (p. 7) sagt: „Erst wenn man von der Literatur eine selbständige Kenntniss erworben, kann man mit rechtem Erfolg die Geschichte der Literatur studiren.“ Man sollte so etwas für selbstverständlich halten. Und doch wird auch gegen diese Vorschrift fortwährend gesündigt. Da sind die höheren Töchterschulen, Lyceen und was sie sonst für Namen haben, welche gern nach aussen hin glänzen wollen. Diese lassen ihren

Backfischen etwas Literaturgeschichte einpauken und sie papageiartig Namen, Titel und Jahreszahlen nachsprechen, und über Bücher plappern, in denen sie nicht im Stande sind eine halbe Seite richtig zu übersetzen, geschweige denn zu verstehen.

Ebenso bestätigt Storm das Urtheil, welches ich im Archiv über Mätzner und Sattler ausgesprochen habe. Er sagt (p. 10): „Auch die gegenseitigen Grenzen verwandter Phänomene sind zu bestimmen. Wann wird z. B. at gebraucht, wann by? und ist der Unterschied zwischen ihnen auf die ältere Sprache zurückzuführen? Mätzner und Sattler haben in solchen Fragen Bedeutendes geleistet, aber Vieles bleibt noch zu ergründen; namentlich haben sie nicht zwischen dem eigentlichen, naturwüchsigen, idiomatischen Sprachgebrauch der lebenden Sprache und dem künstlichen Ausdruck der Schriftsprache und des höheren Stils hinreichend geschieden.“ Ebenso heisst es p. 96: „Mätzner ist einer der gründlichsten Kenner des Alt- und Mittelenglischen, und hat sich auch redlich bemüht, eine erschöpfende Darstellung der neuenglischen Sprache und Aussprache zu geben, scheint aber von seinen Quellen zu sehr abhängig und mit dem lebenden Gebrauch nicht wirklich vertraut.“ Auch dieser letzte Punkt war mir bei aller Hochachtung vor Mätzner gleich aus dem der Grammatik voranstehenden „Zusatz zu S. 222, 2“ seiner engl. Grammatik von dem genannten Jahre einleuchtend. Denn dass „score ohne vorhergehende Zahl im Neuengl. regelmässig flectirt wird“, wie er nachträglich entdeckt hatte, ist jedem der neueren Sprache wirklich Kundigen etwas so Geläufiges, dass es für mich weiter keines Beweises seiner Unsicherheit im Gebrauche derselben bedurfte. I have told him scores of times ist eine so gewöhnliche Redensart, dass sie nur einem, der die Sprache ausserhalb England erlernt hat, unbekannt geblieben sein konnte. Die Verdienste der theoretischen Seite der Mätzner'schen Grammatik sind freilich dadurch um nichts geschmälert. Sie wird übrigens unter „Grammatik“ (p. 417) von Storm nochmals besprochen, jedoch nur kurz, die Koch'sche sogar noch kürzer, weil, wie er sagt, er ursprünglich beabsichtigt hat, die Grammatik in einem besonderen Bande zu behandeln; da es indessen damit noch lange Zeit habe, so schien es ihm zweckmässig, die wichtigsten Erscheinungen einstweilen kurz zu besprechen. In der ibid. befindlichen Anmerkung das Geschlecht von sun betreffend, in Bezug auf welches Mätzner und Koch sich geirrt haben, hätte auch auf Latham „The English Language“ (London 1850), p. 221 hingewiesen werden können. Auch hier wieder beklagt der Verfasser, dass man bei Mätzner den wirklich idiomatischen, lebenden Sprachgebrauch nicht kennen lerne, theils weil die neuere Literatur des täglichen Lebens (Romane, Erzählungen, Lustspiele) zu wenig benutzt (hierin thut er Mätzner doch Unrecht, denn Scott, Bulwer, Dickens, Trollope und selbst Douglas Jerrold sind häufig genug bei ihm citirt), theils weil der Verf. mit der Umgangssprache nicht genügend vertraut sei. In einer Anmerkung (4) ibid. fügt er hinzu:

„Dieser Uebelstand ist aber nicht nur Mätzner eigen, sondern hängt mit einer in Deutschland und auch sonst sehr verbreiteten Anschauung und Studienweise der neueren Sprachen zusammen. Man studirt mit Vorliebe die klassischen Schriftsteller, den höheren Stil und die Poesie, bevor man die einfachste idiomatische Form der Sprache beherrscht. Man liest den Shakespeare und bildet sein Englisch nach diesem Muster.“

Ich habe die letzteren Worte unterstrichen, weil sie wiederum so recht den Nagel auf den Kopf treffen, wie ich auch die ersteren unterschreibe. Ich habe mich selbst schon an anderer Stelle in ähnlicher Weise geäussert und wiederhole es in meinem Briefe an den Herausgeber des Archivs, dass in dieser Hinsicht ein fast unglaublicher Mangel an Wissen und Können in Deutschland herrscht. Und was die Lectüre von Shakespeare betrifft, so wird damit wahrhafter Unfug getrieben. Es ist das ein Dichter, der durch-

aus nicht auf Schulen, wo doch nur Kenntniss des Neuenglischen erzielt wird, hingehört. Dazu weicht seine Sprache doch allzusehr von der heutigen ab. Auch wenn der Lehrer oder die Anmerkung des Herausgebers die Schüler auf diese Abweichungen in jedem einzelnen Falle aufmerksam macht, was freilich kaum je geschieht, so setzt sich doch der veraltete oder nur in der dichterischen Sprache gebrauchte Ausdruck gerade wegen seiner Prägnanz leichter fest, als der heute übliche und erzeugt die Lectüre Shakespeare's oder anderer veralteter Schriftsteller jedenfalls Unsicherheit und Verwirrung. So schrieb mir einst einer meiner Schüler, der seinen Theilhaber, den er aufsuchte, um ihm eine Mittheilung betreffs der Stunde zu machen, nicht zu Hause fand: it was a sleeveless errand (nach Troilus V, 4. 9). Wenn Kossuth, dessen glänzende englische Reden, die er als Flüchtling in London hielt, alle Welt in Erstaunen setzten, sein Englisch aus Shakespeare geschöpft haben wollte, mit dem er im Gefängniss sich beschäftigt habe, so muss das wohl cum grano salis verstanden werden. Wenigstens habe ich, der ich sie alle damals mit grosser Aufmerksamkeit Wort für Wort in der Times las, kaum irgend eine nennenswerthe Abweichung vom heutigen Sprachgebrauch darin gefunden, als to conserve statt preserve.

Nicht viel besser verhält es sich mit so manchen Schriftstellern des 18. Jahrhunderts, u. A. oder besonders mit dem so beliebten Vicar of Wakefield, von dem immer wieder neue, doch ungenügende Schulausgaben in Deutschland erscheinen, weil sie eben nicht die Abweichungen vom heutigen Sprachgebrauch hinlänglich oder überhaupt verzeichnen. Auch über diesen Autor und Sheridan sagt Storm sehr Zutreffendes (p. 350 ff.).

Wenn der geehrte Verf. in seinem Auszuge aus meiner Besprechung des Sainte-Claire'schen A Dictionary of English, French and German Idioms zu der Redensart To be all abroad, die ich als darin fehlend angeführt habe, die Erklärung hinzufügt: „It is all abroad that ... es wird allgemein gesagt, das Gerücht geht, dass“ ... so bedaure ich, sagen zu müssen, dass er sich hier einmal geirrt hat. Ich bezog mich auf die bei Lucas als to be q u i t e abroad angeführte Redensart, zu welcher dieser auch die richtige Erklärung hinzufügt: „von der Sache nichts wissen“, was jedoch gewöhnlicher durch to be a l l abroad ausgedrückt wird. Dieses kleine Versehen werde ich aber gewiss nicht einem Manne anrechnen, der bei aller tiefgehenden Kenntniss der Sprache, über die er handelt, in seiner Bescheidenheit wiederholt eingesteht, er beherrsche sie nicht vollkommen, und sich auch in jedem zweifelhaften Falle bei seinen englischen Freunden, namentlich bei dem vortrefflichen Sweet Raths erholt hat. Diese von Storm in Anmerkungen mitgetheilten Antworten auf seine Fragen bilden einen der nicht geringsten Vorzüge seines Werkes.

S. 203 muss das hinter George Eliot eingeklammerte „wahrer Name Mrs. Lewes“ und das „Jetzt Wittwe des Schriftstellers G. H. Lewes“ natürlich gestrichen werden. In einem 1881 erschienenen Buche hätten diese unrichtigen Angaben nicht stehen bleiben sollen.

Auf S. 204 vermisse ich unter den Beispielen zu sop das bekannte: a sop to Cerberus und S. 205 in der Anmerkung unter den Beispielen zu bound up die biblische Stelle (Genes. XLIV, 31): „seeing that his life is b o u n d u p in the lads' life“, welche wohl als Ursprung dieses Ausdrucks angesehen werden kann.

Das „It is me“, „It cannot be them“, welches in der Anmerk. 3, p. 207 aus Hyde Clarke, Gram. 127 angeführt ist, muss ich mir erlauben, trotz diesem Grammatiker, als shockingly vulgar oder doch als „illiterate“, auch wenn, wie ich wohl weiss, von school boys and girls und solchen, die es zeitlebens bleiben, ziemlich allgemein gebraucht, zurückzuweisen.

p. 220, Anmerk. 4 citirt Storm als Beleg dafür, dass Marryat's Sprache „ziemlich uncorrect (incorrect) und nachlässig“ sei, folgende Stelle aus Peter

Simple (3): „Like all mothers, she liked he greatest fool which she had presented to my father, better than all the rest" und fügt hinzu: „Uebrigens meinen einige Grammatiker, wenn ich mich nicht irre, dass babies nicht berechtigt sind, das Rel. who nach sich zu nehmen, sondern sich mit which begnügen müssen." Mir ist diese Regel nirgends begegnet. Sei dem indessen wie ihm wolle, darauf kommt es mir hier nicht an. Wohl aber möchte ich aus dieser Stelle eine Bestätigung meiner Auslegung des „you will tender me a fool" (Hamlet I, 3. 109) herleiten, wonach sie zu übersetzen wäre: „Du wirst mir noch ein Kind überreichen." Die gewöhnliche Erklärung, die auch Schmidt noch anführt: you will show me a fool. i. e. be a fool scheint mir nämlich durchaus nicht zutreffend, wenn man den Zusammenhang bedenkt. Schlegel muss die Stelle übrigens ganz in meinem Sinne aufgefasst haben und ist es nur euphemistisch, wenn er so schön und treffend übersetzt: „Sonst ... trägt eure Narrheit noch euch Schaden ein." Weshalb man in Deutschland von dieser, wie mir scheint, so einleuchtenden Auslegung abgewichen, ist mir unerklärlich.

S. 279 Anmerk. 1 sagt der Verf.: „An einer Stelle bei Dickens findet sich in der Tauchn. Ausg. das vulg. which it, wo der Verf. selbst spricht: Mrs. Crupp, affecting to be very careful of the brandy which it was all gone — thanked me with a majestic curtsey, and retired, Copperf. p. II, 197. Aber it fehlt hier in den engl. Ausgaben (wenigstens den neueren, die mir zur Hand sind), und rührt bei Tauchnitz vielleicht von einem engl. Setzer her." Ich kann nun dem Herrn Verf. aus bester Quelle versichern, dass die Stelle in der engl. Originalausgabe, nach welcher die Tauchn. Ausgabe gedruckt ist, genau so lautet, wie sie hier angeführt ist und von keinem Setzer herrührt, was eine vom Verleger nie gestattete Eigenmächtigkeit sein würde. Uebrigens irrt Herr Storm, wenn er die fragl. Worte für vom Verf. selbst gesprochen hält; denn gerade die parenthetische Form, in welcher sie auftreten, deutet darauf hin, dass sie Mrs. Crupp in den Mund gelegt oder besser ihr nachgesprochen sind.

Aufgefallen ist mir, dass zur Bemerkung Alfred's aus Queen's Engl. 19 (p. 285) über die Verwechselung von lay und lie besonders bei „Eton men" nicht die berühmte Stelle in Byron's Childe Harold: „There let him lay" (C. IV, 180), über die so viel geschrieben und gestritten worden (und zwar erst vor etwa zwei Jahren wieder in der Times), nicht mit angeführt worden ist. Byron war freilich wie bekannt kein „Eton", sondern ein Harrow man; es dürfte diese Verwechselung also beiden Gymnasien gemeinsam sein.

Wenn der Verf. glaubt: „Professor in the University" (p. 302, Anmerk. 1 und anderswo) sei ein Amerikanismus, so irrt er. Mir liegen vor eine Londoner Ausg. von „The Theory of Moral Sentiments" von Adam Smith, wo es ebenfalls heisst: Professor of Moral Philosophy in the University of Glasgow. Ebenso: Memoir of Sir William Hamilton, Bart. Professor of Logic and Metaphysics in the University of Edinburgh by John Veitch, M. A. Professor of Logic and Rhetoric in the University of Glasgow. Ebenso: Locke by Thomas Fowler Professor of Logic in the University of Oxford. London: Macmillan and Co. 1880. S. auch Mätzner Nr. 1, p. 340, Aufl. von 1864.

Trotz des englischen Correspondenten, der (p. 336, Anmerk. 2) dem Verf. schreibt: „Make a visit, I should say, is not English", muss ich doch die Behauptung aufstellen, dass es mir in neueren Romanen so häufig begegnet ist, dass es sich jetzt vollständig eingebürgert zu haben scheint, wiewohl ich es selbst bis vor nicht langer Zeit deutschen Schülern stets als Fehler angerechnet habe. Citate stehen mir leider nicht zu Gebote, da ich bei meiner Lectüre der englischen Romane in der Tauchnitzschen Ausgabe als Corrector nicht die Zeit habe, mir einen Citatenschatz für auffallende Sprachphänomene oder zweifelhafte und streitige Punkte anzulegen. Ich muss den Leser daher bitten, mir aufs Wort zu glauben; was er vielleicht

um so eher thun wird, wenn ich ihm sage, dass ich vereideter Dolmetscher der engl. Sprache bin.

Zu S. 346. Auch aus den Anmerk. zu Fish out of Water könnte ich so manche unrichtige Erklärung anführen; doch liegt mir nur die erste Auflage vor, und da seitdem bereits eine dritte erschienen ist, so dürfte ich dem Herausgeber Unrecht thun, wollte ich die falschen Erklärungen der ersten hier berichtigen.

Auf S. 347 heisst es: Von Dichtern wird es genügen, Namen zu nennen, wie Walter Scott, Byron, Th. Moore, Tennyson und den Amerikaner Longfellow. Sehr geschätzt werden (und wurden früher noch mehr) Wordsworth, Southey und Coleridge (the Lake School), nebst Shelley. Diese und die folgende Stelle, wo nur noch Thomas Hood als Humorist, Swinburne als eine neuere realistisch-sensualistische Richtung vertretend und Browning genannt werden, sind, wie überhaupt der Abschnitt „Poesie“, das Ungenügendste im ganzen Werke. Freilich werden in den folgenden Abschnitten noch einige Dichter des achtzehnten, dann des siebzehnten und Schlusses des sechzehnten Jahrhunderts und Ausgaben ihrer Werke genannt, aber auch dies, mit Ausnahme Shakespeare's, nur sehr lückenhaft. Unser Jahrhundert, denke ich, hätte doch etwas ausführlicher behandelt werden sollen. Dabei muss ich bemerken, dass Moore kaum zwischen Byron und Tennyson genannt zu werden verdiente, ausser Longfellow jedenfalls Bryant und Poe als amerikanische Dichter hätten genannt werden müssen und Shelley jetzt noch mehr, ja weit mehr als früher, von vielen sogar als der grösste Dichter seit Shakespeare überhaupt geschätzt wird. Neben „Course of English Literature IV Victorian Poetry (1837—75) selected and arranged by C. van Tiel. Leiden, Brill 1879“ (ibid.) hätte vor Allem „Victorian Poets by Edmund Clarence Stedman, London, Chatto and Windus, 1876“ erwähnt werden müssen. Es ist dies das beste Stück Literaturgeschichte in der englischen Sprache und der Verfasser selbst ausgezeichneter amerikanischer Dichter.

Zu S. 358 muss ich mir erlauben zu bemerken, dass weder „rake“ noch „spark“ irgendwie veraltet sind.

Was der Verf. über Shakespeare und die englische Bibelübersetzung beibringt, legt ein glänzendes Zeugniss dafür ab, dass er auch in diese beiden Gebiete tief eingedrungen ist, und wenn er sich auch dagegen verwahrt, die Absicht gehabt zu haben, sie erschöpfend zu behandeln, so kann man doch viel aus beiden Capiteln lernen.

Ganz besonderes Lob muss der Beherrschung der deutschen Sprache seitens des Verfassers gespendet werden. Ich habe fast nirgends eine Abweichung von dem gewöhnlichen Sprachgebrauch entdeckt und dabei ist die Darstellung fliessend und dem Inhalte ganz angemessen, so dass es ein Vergnügen ist, das Buch zu lesen. Auch der Druck ist rühmenswerth correct und die Ausstattung vorzüglich. Nur die englische Sylbenabtheilung, namentlich von S. 304 ab, ist fehlerhaft und muss bei der nächsten Auflage, die gewiss nicht lange auf sich wird warten lassen, sorgfältig revidirt werden.

Ich wäre nun mit meiner kleinen Nachlese zu Ende und glaube nicht weiter nöthig zu haben, das Buch allen Fachgenossen, älteren und jüngeren, angelegentlich zu empfehlen. Ehe ich jedoch schliesse, gestatte man mir, auf noch einen darin erwähnten Punkt, bei dem ich betheiligt bin, zurückzukommen und wie eingangs so auch am Schluss ein Wort pro domo zu reden.

Die Besprechung des Lucas'schen Englisch-Deutsches und Deutsch-Englisches Wörterbuch (p. 130) schliesst Storm mit dieser ihm von Herrn H. J. Meyer, Chef des Bibliographischen Instituts in Leipzig, gemachten Mittheilung:

„Die neue, gänzlich umgearbeitete Ausgabe des ‚Lucas‘ wird im Verlage des Bibliographischen Instituts in Leipzig erscheinen, welche das Verlagsrecht des Werkes käuflich erworben hat. Das Werk wird im nächsten

Jahre (1880) zu erscheinen beginnen. An seiner Redaction sind die berühmtesten Kräfte (F. H. Stratmann in Krefeld und E. Müller in Köthen) betheiligt."

Thereby hangs a tale und zwar eine für mich tief kränkende, ohne dass es mir bei der Sachlage möglich ist, vor Gericht klagbar zu werden. Ich gebe die Sache daher der Beurtheilung dem grösseren Forum der öffentlichen Meinung anheim.

Vor einigen Jahren besuchte mich Herr H. Credner (Firma Veit & Co., Leipzig), der frühere Besitzer des Lucas'schen Wörterbuches, und frug mich, ob ich die Bearbeitung der nöthig gewordenen neuen Auflage des von ihm kürzlich käuflich erworbenen Werkes übernehmen wolle, wozu der Herausgeber des Archivs mich ihm besonders empfohlen habe. Ich erklärte mich bereit dazu, doch nur unter der Bedingung, da meine Zeit zu beschränkt sei, um eine so umfassende Arbeit allein zu übernehmen, dass mir noch andere Kräfte zugesellt werden, was Herr Credner denn auch zusagte. Er liess dann auf meinen Vorschlag zunächst folgende „Bitte" in meinem Namen in deutscher und englischer Sprache drucken, und versandte sie zur Aufnahme an eine grosse Zahl deutscher und englischer Zeitungen. Sie lautete:

Bitte.

Mit der Redaction der neuen Auflage des englisch-deutschen Wörterbuches von Newton Irving Lucas beschäftigt, bitte ich alle Diejenigen, welche beim Gebrauch dieses Wörterbuches Fehler oder Auslassungen entdeckt haben, mir ihre Notizen freundlichst durch Vermittelung der Verlagsbuchhandlung von Veit & Comp. in Leipzig zugängig zu machen und mich so in meinem Bemühen, die neue Auflage in möglichster Vollkommenheit herzustellen, zu unterstützen. Dr. D. Asher."

Später theilte mir Herr Credner mit, er habe die von mir genannten Herren als Mitarbeiter gewonnen und empfehle er eine vorläufige Verabredung zwischen ihnen und mir behufs Feststellung eines Arbeitsplanes. Zugleich bat er mich um Aufstellung eines solchen, was ich denn auch that, jedoch mit Hinblick auf die stattzufindende Conferenz nur in skizzenhafter Weise. Die Angelegenheit verzögerte sich indessen: es verging Jahr und Tag, ohne dass eine Conferenz stattfand und ohne dass ich von Herrn Credner etwas Weiteres oder Bestimmteres hörte. Endlich kam ein Herr Minde von hier zu mir mit der Absicht, mir im Namen des obgenannten Herrn Meyer, dessen Agent er damals war, die Bearbeitung eines neuen deutsch-engl. Wörterbuches zu übertragen und machte mir die Mittheilung, dass das Lucas'sche in den Verlag des Herrn Meyer übergegangen sei. Herr Credner hatte es also nicht einmal für nöthig befunden, dem Manne, mit dem er angeknüpft und dessen Namen als Herausgeber der neuen Auflage er durch alle Zeitungen hatte verbreiten lassen, den Verkauf des Werkes anzuzeigen. Meine schriftliche Beschwerde darüber hat er unbeantwortet gelassen; er ist ja sicher vor der Strafe des Gerichts, da er ja nun keine Verpflichtung mir gegenüber mehr hat. Herr Minde, seinerseits, machte mir Vorspiegelungen betreffs Lucas und als meine Geduld erschöpft war und ich schriftliche Antwort von ihm verlangte, wie es mit der Bearbeitung der neuen Auflage stehe, wagte dieser Mann es, der hier in nichts weniger als gutem Rufe steht und mit dem Herr Meyer, wie dieser mir ohnlängst auf meine dessfallsige Anfrage sagen liess, keine Verbindung mehr hat, mir auf malitiöse Weise mitzutheilen, mir werde die Herausgabe der neuen Auflage nicht übertragen werden. — Zwischen zwei Stühlen nun falle ich zu Boden und mein Name ist compromittirt, ohne dass ich mir Genugthuung verschaffen kann; denn wie gesagt, Herr Credner hat keine Verpflichtung mehr gegen mich, und Herr Meyer hat ja keine solche beim Kaufe übernommen. Allein, ich frage, ist das eine Art und Weise, gegen

einen Mann, den Herr Prof. Dr. Herrig ausdrücklich empfohlen hat, zu verfahren und ist diese Verfahrungsweise anständig oder gerecht? Uebrigens alle Achtung vor den lexicalischen Leistungen des Herrn Stratmann und besonders des Herrn E. Müller. Ist aber die Bearbeitung eines Wörterbuches des Altenglischen und selbst ein etymologisches Lexicon der engl. Sprache wie Herrn Müller's eine Gewährleistung, dass sie mir in der Beherrschung des Neuenglischen, welches ja doch die Hauptsache im Lucas ist, ebenbürtig oder gar überlegen sind? Es ist ja möglich, dass dies der Fall; Beweise dafür aber liegen meines Wissens nicht vor; während ich mir schmeicheln darf, deren als langjähriger Mitarbeiter englischer Zeitschriften, darunter das Athenæum, Uebersetzer mehrerer Werke, zuletzt Lazar Geiger's „Zur Entwickelungsgeschichte der Menschheit etc.“ und Verfasser des „Essay on the Study of Modern Languages“, „Exercises on the Habitual Mistakes of Germans in English Conversation“ u. A. mehr, hinreichend geliefert zu haben. Gerade bei meiner letzten obengenannten Uebersetzung Geiger's habe ich die Mangelhaftigkeit aller vorhandenen deutsch-englischen Wörterbücher so tief empfunden und ist sie mir so recht nahe gelegt worden, dass ich die Absicht habe, bei Gelegenheit mich öffentlich des Weiteren darüber auszusprechen. Ich werde nun abwarten, ob die Herren Stratmann und Müller etwas Vollständigeres, als selbst Lucas jetzt ist, zu Tage fördern werden. Auch zu Hoppe's nicht genug zu rühmendem Supplement-Lexicon könnte ich einen ziemlich reichhaltigen Nachtrag liefern. Gerade diese vorzügliche Leistung aber war es, die mich bei der Uebernahme der Redaction der neuen Auflage des Lucas'schen Wörterbuches bedenklich machte; denn ich sagte mir, das darin aufgespeicherte Material müsste doch, wenn auch in abgekürzter Form, in Bausch und Bogen der neuen Auflage einverleibt werden und wie sollte Herr Dr. Hoppe sich das gefallen lassen? Ohne seine und seines Verlegers Erlaubniss konnte das doch nicht geschehen: war es denkbar, dass sie sie ertheilen würden? — Wie sich die jetzigen Herausgeber dazu verhalten werden, ist meine Sache nicht. Ich bin aller Sorgen und Schwierigkeiten enthoben und soll es mich freuen, wenn die genannten Herren etwas wirklich Brauchbares zustande bringen. Ich musste aber einmal meinem Herzen Luft machen und der Welt erzählen, wie gewisse Verleger gegen Schriftsteller und Männer der Wissenschaft verfahren. Ich könnte freilich ein ähnliches Lied von so manchen Redactionen erzählen, wo also ein Schriftsteller den anderen nicht besser behandelt, als die Verleger; allein ich halte es für besser bei meinen Lebzeiten darüber zu schweigen. Meine Söhne mögen nach meinem Tode — ich stehe bereits in meinem 63. Jahre — das Ihrige für ihren Vater thun und die Namen derjenigen deutschen und englischen Redacteure, die ihn so tief gekränkt und ihm in einigen Fällen so schmähliches Unrecht zugefügt haben, der Oeffentlichkeit preisgeben — dies mag mein Trost sein, während mein Mund verstummt und nur diesen langverhaltenen Schmerzensschrei endlich ausstösst.

Leipzig, Ende März 1881. Dr. David Asher.

---

1) Warren Hastings by Lord Macaulay. Schulausgabe mit erläuternden Anmerkungen von Prof. Dr. Immanuel Schmidt. Mit einer kolorierten Karte. Berlin 1880. Haude- und Spener'sche Buchh. (F. Weidling). XXIV u. 239 S.

2) Warren Hastings by Lord Macaulay, grössere Ausgabe. Mit Zusätzen und Exkursen. XXXVI u. 271 S.

Die vorliegende Ausgabe des viel auf Schulen gelesenen Essay von Macaulay über Warren Hastings reiht sich ebenbürtig an die beiden Be-

arbeitungen des Christmas Carol an, welche das erste Heft der Sammlung engl. Klassiker von I. Schmidt bilden. Auch hier ist dieselbe Methode beibehalten, dem Schüler eine kürzere Fassung in die Hand zu geben, während die grössere Ausgabe für Lehrer und Studierende bestimmt ist.

Die Schulausgabe giebt in der kürzer gefassten Einleitung Macaulays Leben und einen beiden Ausgaben gemeinsamen Ueberblick über die Geschichte Indiens bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, während die grössere Ausgabe Macaulays Leben ausführlicher behandelt und namentlich eine eingehende Würdigung des Verfassers als Historiker und Stilist giebt. Es folgt der beiden Ausgaben gemeinsame Text mit Anmerkungen (218 S.) und eine Uebersicht über die Aussprache der Namen und Fremdwörter. In der grösseren Ausgabe schliessen sich daran noch 30 Seiten Zusätze und Erläuterungen, und in einem Vorwort spricht sich der Herausgeber über die Gründe aus, welche ihn zum Kommentieren des Essay bestimmt haben, und die von ihm befolgte Methode.

Wie nach den bisherigen Leistungen des Herausgebers zu erwarten stand, bildet die neue Ausgabe einen wesentlichen Fortschritt in der Erklärung und Kritik der vorliegenden Schrift; eine Vergleichung mit den sonst gangbaren Ausgaben, besonders von Jäger und Böddeker ergiebt, ausser der sorgfältigen Berücksichtigung des bisher Geleisteten, auf jeder Seite reiches neues Material zur Erläuterung der Schrift, namentlich auch der Anspielungen des Schriftstellers auf längst vergessene oder nicht allgemein bekannte Dinge. Aus der reichen Fülle, die geboten wird, heben wir namentlich die bereits oben erwähnte Würdigung und Kritik Macaulays hervor. Ebenso die ausführliche Darstellung der bekannten Frage, wer der Verfasser der Letters of Junius ist; das neueste Material ist hier benutzt und sorgfältig verarbeitet; der Herausgeber gelangt zu dem Schlusse, dass die Untersuchung als endgültig abgeschlossen angesehen werden kann, und zwar im Sinne Macaulays.

Der ganze Abschnitt des Essay, der von Francis als dem Verfasser der Letters of Junius handelt, ist bei Jäger und Böddeker weggelassen. Wir würden ihn ungern in diesem Essay vermissen, dessen Lektüre übereinstimmend der Prima zugewiesen wird; überhaupt können wir nach den Erfahrungen, die wir selbst mit der Lektüre dieses Essay gemacht haben, uns durchaus dem anschliessen, was I. Schmidt in dem Vorwort zu der grösseren Ausgabe gegen eine solche Verstümmelung des Aufsatzes einwendet. Ausserdem erscheint es durchaus nicht als unbedeutend, dem Primaner die Entstehungsart der Essays von Macaulay an der Art ihrer Einkleidung deutlich machen zu können. Die Abweichungen der späteren Bearbeitung von der ursprünglichen Fassung des Essay werden in den Erläuterungen zu der grösseren Ausgabe ausführlich besprochen, ebenso die Gründe, welche Macaulay zu den Aenderungen veranlassten. Hiermit wird die bei einem so modernen Schriftsteller mögliche Textkritik geübt. Interessant ist namentlich auch die Goldsmith betreffende Aenderung. Erläuterungen p. 227. 228.

Ueber das Mass dessen, was dem fleissigen Schüler als Hilfsmittel bei der Vorbereitung in einer Schulausgabe geboten werden soll, können die Ansichten natürlich auseinandergehen, und die Entscheidung ist oft schwierig, wie der Herausgeber selbst im Vorwort zur grösseren Ausgabe bemerkt. Wir können seinen dort ausgesprochenen Ansichten im ganzen durchaus beipflichten, auch in Bezug auf die Sparsamkeit, die er für etymologische Bemerkungen empfiehlt. Blosse Uebersetzungen hat I. Schmidt mit Recht vermieden, vielmehr die Worterklärung mit kurzen synonymischen Bemerkungen verbunden, deren Zweckdienlichkeit er hier, wie auch schon in dem Kommentar zum Christmas Carol, mit Recht hervorhebt. Neuere Versuche, eine engl. Synonymik für Schulen herzustellen, scheinen uns derartige Bemerkungen nicht überflüssig zu machen.

Namentlich dankenswert erscheinen uns die zahlreichen Bemerkungen des Herausgebers über englische und indische Verhältnisse, besonders des öffentlichen Lebens, Geschichte und Literatur, da gerade in dieser Beziehung unsere Schrift manche Schwierigkeit bietet und nicht überall und nicht jedem die Hilfsmittel leicht zugänglich sind. Jäger bietet hierin entschieden zu wenig; Böddeker geht weiter, ist aber nicht ausreichend. Man vergleiche beispielsweise das von Böddeker und Schmidt zu „a true bill“ Gesagte, wo schon Lucas im wesentlichen das Richtige giebt, die Anmerkungen zu Regulating Act, foundation, student ship, Cowper, buccaneer, the degree of Doctor of Laws u. a.

Als ein Vorzug der neuen Ausgabe des Essay erscheint es uns, dass die Karte die englischen Namen giebt und mit dem Texte übereinstimmt.

Soweit uns bisher möglich gewesen ist zu urteilen, ist I. Schmidts Arbeit als ein vorzügliches Hilfsmittel für den Unterricht im Englischen zu begrüssen. Im einzelnen bemerken wir noch, dass die aus L. Mahon übernommene Notiz: Sepoys — a corruption from the Indian word sipahi, a soldier, die sich auch bei Böddeker findet, nicht genau ist; Scheler und Littré geben unter spahi das Richtige. Bei der Aussprache des Namens Dupleix wird auf die französische Aussprache des Wortes verwiesen, die nach Lesaint schwankend ist (auch bei Sachs); im Namen des Gouverneurs soll nach ihm das *x* gesprochen werden; englische Wörterbücher lassen es stumm.

Die Ausstattung ist gut, sinnentstellende Druckfehler sind uns bisher nicht aufgefallen, ausser etwa p. 63 gentleman (für gentlemen). Buchstabenfehler, wie Nuncomars (f. Nuncomar's) p. 39, neigbourhood (f. neighbourhood) p. 46, raee (f. race) p. 53, politican (f. politician) p. 60 u. ä., auch das Datum 1878 (f. 1778) p. 94 sind beim Gebrauche leicht zu beseitigen und fallen bei einer neuen Auflage von selbst fort, die wir dem Buche von Herzen recht bald wünschen. H. Bieling.

Inventaire sommaire des manuscrits des bibliothèques de France, dont les catalogues n'ont pas été imprimés, publiés par Ulysse Robert. Premier fascicule. Paris, Picard & Champion. XXXVI u. 128 p. 8⁰.

Mit diesem Werke, dessen erste Lieferung vorliegt, will der thätige Bibliograph und Philolog Ulysse Robert die ungenauen und unvollständigen Handschriftenkataloge der Bibliotheken Frankreichs aus dem Anfange unseres Jahrhunderts ersetzen und einem lebhaften Bedürfniss abhelfen, indem G. F. Hänel's 1829 veröffentlichte Catalogi librorum manuscriptorum qui in bibliothecis Galliae, Helvetiae, Belgiae, Britanniae magnae, Hispaniae, Lusitaniae asservantur, so verdienstlich dies Buch für seine Zeit war, eben so wenig wie der von Migne im XL. Bande seiner Nouvelle encyclopédie théologique unter dem Titel: Dictionnaire des manuscrits ou Recueil des catalogues de mss. existant dans les principales bibliothèques d'Europe im Jahre 1853 mit Verbesserungen und Erweiterungen besorgte Neudruck schon lange nicht mehr genügten. Schon Villemain regte 1841 als Unterrichtsminister die Veröffentlichung von Katalogen der einzelnen Bibliotheken Frankreichs an: so entstand der Catalogue général des manuscrits des bibliothèques publiques des départements, publié sous les auspices du Ministre de l'instruction publique, wovon der erste Band 1849, der vierte 1872 erschien, während die nach Robert jetzt gedruckten Bände 5 und 6 die Handschriftenverzeichnisse der Bibliotheken von Metz, Verdun, Charleville und Douai enthalten sollen, so dass in kurzem alle Bibliotheken

Frankreichs katalogisirt sein werden. Robert's Inventaire sommaire enthalt nun im Vergleich zu seinen Vorgängern insofern einen Fortschritt, als hier eine grössere Zahl Bibliotheken aufgeführt ist, deren Handschriften theils nach dem Stoff, theils nach Nummern geordnet werden; einzelne Verzeichnisse früherer Zeit werden mit Verbesserungen nach der neuesten Anordnung reproducirt. Der Inhalt der ersten, ein bequemes Repertorium bildenden Lieferung ist der folgende: Auf die Einleitung folgt pag. XIII—XXXVI eine neue Auflage des zuerst im Cabinet historique veröffentlichten Etat des catalogues des manuscripts des bibliothèques de France. Hiernach werden die Bibliotheken in alphabetischer Ordnung aufgeführt, zuerst: 1) Agen mit 21 Handschriften; 2) Aire mit 4; 3) Aix mit 972; 4) Ajaccio mit 145; 5) Alençon mit 177; 6) Alger mit 1446; 7) Arbois mit 35; 8) Argentan mit 1; 9) Arles mit 105. Als zehnte Bibliothek reiht sich an die des Arsenal in Paris von Seite 66—128; letztere ist eine der reichhaltigsten von ganz Frankreich, und hier übersieht man zum grössten Theile die kostbaren Schätze dieses Depots; denn bei Hänel col. 298—380 und bei Migne col. 1192—1294 war die Arsenalbibliothek äusserst dürftig abgespeist worden. Möchte das zweite Heft recht bald nachfolgen. Freuen wir uns dieser Publication und wünschen wir schliesslich, dass Deutschland dem Vorgange Frankreichs folgen und seine theilweise geschrieben vorhandenen Handschriftenkataloge im Druck veröffentlichen möge!

Programmenschau.

Zur deutschen Privatlektüre, namentlich in den oberen Klassen höherer Schulen. Von Oberl. Dr. Wetzel. Programm der Realschule zu Barmen 1880. 15 S. 4.

Die Abhandlung bezieht sich besonders auf Realschulen. Der Verf. wünscht namentlich für Privatlektüre gute Uebersetzungen altklassischer Musterwerke, dann auch Literaturwerke des Mittelalters, wo möglich in Nachahmung der Farben und der Papierart der Originalwerke in der Weise der Literaturgeschichte von R. König; endlich auch gute Geschichtswerke. Der übrige Inhalt des Programms liegt etwas weitab vom Thema.

Parömiologische Studien. Kritische Beiträge (Forts. u. Schluss). Von Oberlehrer Dr. Kirchner. Programm der Realschule I. O. zu Zwickau 1880. 37 S. 4.

Der erste Teil dieser Abhandlung über das deutsche Sprichwort erschien 1879; das grosse Lob, welches derselbe gefunden, verdient auch der zweite Teil. Der Fleiss, mit dem auch die entlegenste Literatur benutzt ist, der Scharfsinn der Erklärung, die Besonnenheit des Urteils heben die Schrift vor der Mehrzahl der ähnlichen weit hervor. Die reichste Fülle der Belehrung bietet sich auf jeder Seite dar. Aber wie belehrend, so ist die Abhandlung auch ungemein unterhaltend; den Humor, den das Sprichwort bietet, weiss der Verf. zu würdigen und in freundlicher Form uns darzureichen. Nicht um eine absolut vollständige Aufzählung der Sprichwörter ist es dem Verf. zu thun gewesen; er führt freilich auch eine ungemein grosse Menge auf, aber er will nicht ausschreiben, er führt die Bücher an, die mehr bieten. Auch nicht die vulgäre Erklärung war ihm die Hauptsache, diese bietet ja nicht so viel Schwierigkeiten. Sondern in der geschichtlichen Erklärung, in dem Nachweis, wo das Proverbium zuerst vorkommt, ist der Hauptwert der Schrift zu suchen.

Die Abhandlung beginnt, nach der früheren Behandlung der Dialektsprichwörter mit den Lokalsprichwörtern, wie: Eulen nach Athen tragen u. ä, und den auf einzelne Stände bezüglichen; hier wird die gewöhnliche Erklärung der Apotheker als Neunundneunziger zurückgewiesen, die Bezeichnung habe einen ganz äusserlichen Grund, nämlich die das Wort Apotheker bildenden neun Buchstaben seien Veranlassung; gebe man denselben ihren durch die alphabetische Reihenfolge bedingten Zahlenwert und rechne

j als zehnten Buchstaben mit, so resultire als Summe der 9 Buchstaben 99 (1 + 16 + 15 + 20 + 8 + 5 + 11 + 5 + 18). Die zahlreichen Erklärungen des Sprichwortes „Hunde nach Bautzen führen“ widerlegt der Verf. und findet eine neue in historischen Verhältnissen wohl begründete; der Sinn ist: die mir zugemutete Leistung ist noch weniger leicht und angenehm, noch weniger lohnend, als sollte ich Hunde nach Bautzen führen. Hiebei wird auch die Entstehung des Sprichworts „auf den Hund kommen“ erklärt, es stamme aus dem Kasernenleben; wenn dem Soldaten das Geld ausgeht und Mangel an Subsistenzmitteln eintritt, so hilft er sich also, dass er klein geschnittenes Commissbrot mit Salz in Wasser kocht und etwas erborgtes Fett hinzuthut, er nennt das Gericht einen Hund und sagt dem Revisor: Wir sind auf den Hund gekommen. In Bezug auf die auf Städte bezüglichen Sprichwörter bringt Ref. ein draussen im Reiche wohl wenig bekanntes Wort bei: „Er kommt wie der Wirt von Bielefeld d. h. hintendrein“ und in ähnlicher Weise, wie „Lübeck ein Kaufhaus u. s. w.“ sind sämtliche lippische Städte charakterisirt in dem Spruch, welcher beginnt: „Lemgo das Hexennest.“ — Wie bemerkt, hat der Verf. einen ganz besonderen Fleiss darauf verwandt, die Primogenitur der sprichwörtlichen Redensarten nachzuweisen. Er führt zuerst die zahlreichen aus der Bibel stammenden Sprichwörter auf. Dann folgen diejenigen, deren Ursprung aus der Weltgeschichte zu erweisen ist; hiebei wird als bestes Hilfsmittel genannt das Buch von C. von Wurzbach: Historische Wörter, Sprichwörter und Redensarten 1866, daneben K. Steigers Pretiosen deutscher Sprichwörter mit Variationen. St. Gallen 1843. — Es folgen die Sprichwörter, die die Bischöfe, die Aebte, die Mönche kennzeichnen, und dabei ergeben sich feine Erläuterungen, z. B. der Redensart: „einem die Leviten lesen“. Zur Zeit nämlich der bei dem Klerus eingerissenen Demoralisation ward für sie ein Kanon aufgestellt, der sie verpflichtete, sich nach der Morgenandacht vor dem Bischof oder seinem Stellvertreter zu versammeln, um aus dessen Munde ein Kapitel aus der Bibel, besonders aus dem 3. Buche Mose, worin den Leviten eine Reihe religiöser Vorschriften mitgeteilt wird, zur Mahnung zu vernehmen (daher auch „einem das Kapitel lesen, einen abkapiteln“). — Es schliessen sich daran die auf das Leben der weltlichen Herren im Mittelalter zurückzuführenden Redensarten, z. B. etwas im Schilde führen, jemand in Harnisch bringen, sich mit Geduld wappnen, die vielen Redensarten vom Sattel, vom Stegreif, einem die Stange halten (von dem Griesswart bei den Turnieren), in das Gras beissen (von mhd. beizan = erbeizan = absitzen, niederstürzen, fallen, sterben) u. s. w. Wir treten in das Zeitalter der Reformation. „Weder Fisch noch Fleisch“ eig. weder katholische noch protestantische Gesinnung verratend (von den Fastenspeisen entlehnt). Aus der Zeit Friedrichs des Grossen stammt aus dem Munde jener Potsdamer Matrone das Wort: „Pack schlägt sich, Pack verträgt sich.“

Hienach betrachtet der Verf. die Sprichwörter nach dem Wahrheits-Gehalte; einige sind ja absolut, andere relativ wahr, andere bedenklicher Natur. Wieder andere erklären sich gegenseitig. — Mehr als seine Vorgänger untersucht der Verf. die sprichwörtlichen Redensarten, welche durch die Infinitivform sich von den Sprichwörtern unterscheiden. Die sprichwörtliche Redensart spricht ein Urteil aus, zu dem blos das Subjekt zu ergänzen ist; dadurch unterscheidet sie sich von der einfachen Redensart. Wegen ihrer Einteilung könnte man der Grammatik folgen, also zuerst diejenigen zusammenstellen, welche ein copulatives Verbum haben, dann die welche ein Attribut haben (interessant besonders der vielfache Gebrauch der eine Farbe bezeichnenden Adjektive [in rosenrother Laune sein, ein blaues Wunder erleben u. s. w.]), indess die Scheidung ist für das Volk zu gelehrt, das concrete Bild verdunkelt sich, man halte also lieber das Bild fest, also man disponire nach dem vom eigenen Körper, vom Hause, von den Haustieren u. s. w. entlehnten Bildern, also die Proverbien, in denen Kopf, Auge,

Ohr, Nase, Mund, Gesicht, Zehen, Zunge u. s. w. So bietet die Abhandlung zahlreiche Sprichwörter dieser Kategorien und erläutert sie sprachlich und historisch. Unter den von Vorräten entlehnten wird auch erwähnt: „Salz auf den Schwanz streuen", welche Redensart als aus dem Plattdeutschen stammend bezeichnet wird, als solche aber kann sie nicht heissen, wie hier S. 33 angegeben ist: „Muost äm Solt upm Schwanz schtreien", das ist nicht plattdeutsch, sondern: „Du most en Solt upn Stärt strüen." Zu den von den Tieren entlehnten setzt Ref. ein dem Verf. vielleicht unbekanntes Sprichwort hinzu: „Dafür lass ich den Hasen sorgen" (= do låt ik den Hasen for sorgen) d. i. wer unbedacht sich in Gefahr begeben, mag selbst sehen, wie er herauskomme.

Deutsche Ortsnamen in Siebenbürgen (Fortsetzung). Von Rektor J. Wolff. Programm des evang. Unter-Gymnasiums zu Mühlbach in Siebenbürgen 1880. 36 S. 4.

Die Abhandlung ist die Fortsetzung der im Programm von 1879 begonnenen Arbeit; wie der erste Teil, zeichnet sich auch dieser durch den ausserordentlichen Fleiss aus, mit dem der Verf. die zerstreuten Materialien von allen Seiten zusammengetragen hat. Es sind die Ortschaften von Härwesdorf bis Reichesdorf aufgezählt, von Nr. 46 bis 85, aber die gleichnamigen dazu unter eine Nummer zusammengestellt. Die grosse Anzahl ist dadurch erklärlich, dass nicht blos die vorhandenen Ortschaften aufgeführt werden, sondern auch die untergegangenen. Wann und wo die Namen zuerst auftauchen, ist mit grösster Sorgfalt untersucht, oft auch eine kurze Geschichte des Ortes beigefügt. So ist die Arbeit ein ungemein wertvoller Beitrag zur Geschichte Siebenbürgens, eine Zugabe zu den Untersuchungen, die das Correspondenzblatt für siebenbürgische Landeskunde und Geschichte bringt. Und bei dieser Gelegenheit möge diese Zeitschrift auch den Lesern des Archivs dringend empfohlen sein, denn sie ist auch für sprachliche Forschungen von grosser Wichtigkeit. In ähnlicher Weise und noch mehr ist die vorliegende Abhandlung zu beachten, da deren Verf. die Etymologie der Ortsnamen sorgfältig untersucht. Solche Ortsnamen wie in Siebenbürgen kommen auch grossenteils in den übrigen deutschen Landen vor, so dienen diese Untersuchungen auch zur Illustration der Namen unserer heimatlichen Ortschaften. So gleich der Name Heidendorf, wie oft begegnen uns ähnliche Zusammensetzungen, wie oft die mit Hagen. Bei den Bemerkungen über das Etymon von Kallesdorf gedenkt der Verf. der Ableitungen von kalt und setzt dazu das ostfries. kolle, hildesheim. kille; Ref. bemerkt, dass die westfäl. Form ist külle. Ungemein schwierig ist die Ableitung des Namens Meschendorf, rätselhaft noch das Etymon von dem Namen Meschede, Meschenich u. ä. Der Verf. stellt verschiedene Ableitungen auf, vielleicht ist die von dem Personennamen Masco treffend, ansprechender erscheint von Esch d. i. im Esch d. i. Saatfeld. — Das nächste Programm wird den Schluss der Abhandlung bringen.

Benennung der Körperteile in Tyrol. Von Dr. Val. Hintner. Programm des akademischen Gymnasiums zu Wien 1879. 16 S. gr. 8.

Der unermüdliche treffliche Dialektforscher bietet uns hier wieder eine leider nur kleine, aber ungemein inhaltreiche Arbeit. Sie behandelt die tiroler Benennungen für den ganzen Körper, den Kopf, das Auge, Ohr, Gesicht und dessen Teile, nämlich Mund, Nase und Kinn, Hals, Hand und Finger; es wird aber Fortsetzung versprochen. Wir staunen und freuen uns über die Fülle der Ausdrücke, die sich in Tirol und besonders im

Iselthale für die bezeichneten Gegenstände erhalten hat. Der Verf. begnügt sich natürlich nicht mit einer einfachen Aufzählung, er fügt auch ausser der sorgfältigsten Hinweisung auf die Wörterbücher selbständige etymologische Forschungen bei. Wir finden unter diesen tiroler Namen viele Neuschöpfungen von Wörtern, und da der schaffende Sprachgenius derselbe geblieben ist, so lässt sich daraus oft Licht schöpfen für die Beurteilung älterer Wörter. So z. B. weist der Verf. darauf hin, dass das Volk die Benennungen für Mund vom Reden oder vom Kauen hernimmt, und da wir dasselbe in anderen indogermanischen Sprachen finden, so wird es wahrscheinlich, dass die jetzt viel verbreitete Meinung, das indogermanische Urvolk habe den Mund als Vorsprung bezeichnet, zurückzuweisen ist; es wäre also germ. mund in der Bedeutung ōs und in der Bed. Schutz (Vor-mund) identisch und stammen beide (mit lat. mandere) von einer Wurzel mit der Bedeutung „zermalmen“. Wir hoffen, dass der Verf. die früher geäusserte Absicht, die Dialektstudien nicht weiter betreiben zu wollen, nicht wahr mache.

Zur Etymologie nordrheinfränkischer Provinzialismen. Dritte Sammlung. Von Oberlehrer Dr. Fuss. Programm der Rheinischen Ritter-Akademie zu Bedburg 1880. 30 S. 4.

Die beiden ersten Sammlungen erschienen in den Programmen derselben Anstalt von 1873 und 1877 und haben mit Recht volle Anerkennung gefunden. Auch die vorliegende, von den Wörtern Malāzig bis Zupp gehend, ist ungemein reichhaltig, sie umfasst nicht weniger als 220 Wörter, und aufs sorgfältigste ausgearbeitet. Der nordrheinfränkische Dialekt ist ein so eigentümlicher, dass die Erklärung der Idiotismen nicht leicht ist; dem Verfasser ist sie bei seiner seltenen Belesenheit und seinem Scharfsinn wohl selten misslungen. Zu dem Worte rif bemerkt Ref., dass im Ravensbergischen rîbe = verschwenderisch allgemein üblich ist, auch in der hochdeutschen Umgangssprache.

Bemerkungen und Ergänzungen zu Weigands deutschem Wörterbuch. 4. Stück. Von Oberlehrer Dr. Gombert. Programm des Gymn. zu Gross-Strehlitz O.-S. 1879. 23 S. 4.

Dies vierte Stück reiht sich den andern, die auch im Archiv erwähnt sind, würdig an und lässt nur das Bedauern zurück, dass es das letzte sein soll. Auch hier finden wir wieder die reichste Fülle von Nachträgen zu Weigand, überall Beweise, dass die vorkommenden Wörter schon früher sich finden, als die Belegstellen bei Weigand angeben, auch manches dort ausgelassene Wort, manche Wortform, und über Einzelnes dehnt sich die Besprechung fast zu einer kleinen Abhandlung wie in Grimms Wörterbuch aus. Die Bemerkungen gehen diesmal von dem Worte Wachholder bis zum Buchstaben Z. Die neue Bearbeitung des Weigandschen Wörterbuchs wird nicht allein auf diese Nachträge Rücksicht zu nehmen, jedes Lexikon wird sie bei der ungewöhnlichen Belesenheit und Sorgfalt des Verf. zu beachten haben. Das Wort Kriegsschützen hat der Verf. schon bei Zesen gefunden; es ist wie das Wort herumwirtschaften im D. W.-B. übergangen. Einzelnes ist besonders anziehend oder beachtenswert; so: dass 1735 in Rostock eine Schrift von Philippi erschien unter dem Titel: „Cicero ein grosser Windbeutel“, über „während“ in participialer Construction noch bis in unser Jahrh. hinein, über „Weltbürger“, „Wiesel“, „Wurst wieder Wurst“, die Bemerkung, dass der Druckort des Programms entgegen den Generalstabkarten und der Kiepertschen Karte durch das h in der amtlichen Schreibweise entstellt ist. Zum Schluss stehe hier die Bemerkung über den ...

kischen Dialekt: „Möchte doch ein in der Mark wohnhafter wissenschaftlich befähigter und dabei mit dem Dialekt eines wenn auch nur begrenzten Landstriches seiner Heimat völlig vertrauter Märker Lust zu genauer und methodischer Durchforschung der märkischen Dialekte fassen! Oder sollen wir wirklich warten, bis etwa ein strebsamer Japanese sich an diese Aufgabe macht?“

Zur Erinnerung an Friedrich Ludwig Karl Weigand. Von Dr. Otto Bindewald. Programm der Realschule zu Giessen 1879. 112 S. 8.

Es war am 30. Juni 1878, als viel zu früh für die Wissenschaft einer der gründlichsten Germanisten, Weigand in Giessen, durch den Tod aus seiner bis zum letzten Tage fortgesetzten Thätigkeit abberufen wurde. Obschon er in den letzten Jahren allein seinem akademischen Berufe und seinen wissenschaftlichen Arbeiten gelebt hatte, war er doch so lange Jahre erst Lehrer, dann Direktor der Realschule zu Giessen gewesen, dass diese Anstalt mit Recht es für ihre Pflicht hielt, zuerst ihm einen Nachruf zu widmen. Wir müssen uns freuen, dass dies Amt einem seiner Schüler und Collegen übertragen ist. Herr Dr. Bindewald, in der gelehrten Welt durch seine oberhessische Sagensammlung bekannt, hat uns in diesem Programm eine ausführliche und gründliche Lebensbeschreibung Weigands geliefert. Er hat den brieflichen Nachlass Weigands und mündliche Mitteilungen benutzen können, so dass schwerlich seinem Fleisse etwas entgangen ist. Die mit Liebe geschriebene Arbeit verdient von jedem Schulmann gelesen zu werden. Sie führt uns das Lebensbild eines Mannes vor, der aus den drückendsten Verhältnissen durch eigene Kraft, durch den lebendigsten wissenschaftlichen Eifer sich emporarbeitete zu der hervorragenden Stellung, die er in seiner Wissenschaft einnimmt. Weigand ist in allem Autodidakt gewesen, er hat kein Gymnasium besucht, er hat als seminaristisch gebildeter Hauslehrer in der Familie v. Müffling sich die Kenntnisse und die Geldmittel erworben, um eine Universität beziehen zu können, er hat nie eine germanistische Vorlesung gehört, er hat dennoch eine germanistische Professur in Giessen gegründet; seine Selbstlosigkeit, seine Liebe zu seiner Wissenschaft ist bewundernswert. Der Autodidakt hat sich die trefflichsten Kenntnisse erworben, er stand mit den Koryphäen seiner Wissenschaft in fleissigem Briefwechsel, rührend ist sein liebevolles Verhältnis zu Schmeller und den Brüdern Grimm. Vor allem sein Wörterbuch, welches ja jedem deutschen Schulmann unentbehrlich ist, dann seine Arbeit an dem Grimmschen Wörterbuche werden ihn unvergesslich machen. Die vorliegende Lebensschilderung verbreitet sich vorzüglich über Weigands wissenschaftliche Arbeiten, sie bringt auch ein vollständiges Verzeichnis seiner kleineren Arbeiten, Kritiken u. s. w., wir verdanken ihr aber auch, was gern hervorgehoben wird, manche schöne Auszüge aus Briefen von und an Weigand. Die Abhandlung sei nochmals der gesamten deutschen Schulwelt empfohlen.

Der Einfluss lateinischer Quellen auf die gotische Bibelübersetzung des Vulfila. Von Dr. Wilhelm Bangert. Programm des Gymnasiums zu Rudolstadt 1880. 26 S. 4.

Der Verf. erhebt die von dem Herausgeber des Vulfila, Bernhardt, ausgesprochene Vermutung, dass Vulfila neben seiner griechischen Vorlage auch die lateinische Uebersetzung zu Rate gezogen, zur Gewissheit. Vulfila hat sich bekanntlich mit grösster Treue an den griechischen Text angeschlossen; daher sind auch die kleinsten Abweichungen beachtenswert,

Mit dem sorgfältigsten Fleisse hat der Verf. diese im Evang. Matthäi, Ev. Johannis, im Römer- und in beiden Korintherbriefen aufgesucht, und da Uebereinstimmung mit dem lateinischen Text der Itala gefunden. Diese Anlehnungen an die Itala sind als ursprüngliche anzusehen, während Aehnlichkeiten mit der Vulgata selbstverständlich für spätere Aenderungen zu halten sind. Am öftersten zeigt der Codex Brixianus aus dem 6. Jahrh. in den Evangelien, der Codex Claromontanus, ebenfalls aus dem 6. Jahrh., die Einwirkung des Lateinischen auf das Gotische; also stehen diese beiden den von Vulfila benutzten am nächsten oder es ist nach ihnen der gotische Text interpolirt.

Der Heliand und die Praefatio. Von Dr. Paul Giseke. Programm des Gymnasiums zu Erfurt 1879. 22 S. 4.

Die zuletzt von Schulte vorgetragene Ansicht über die Praefatio war, dass der Verfasser die in derselben vorhandenen Widersprüche aus der Legende von Caedmon bei Beda schon herübergenommen habe, dass die Praefatio eine dem Beda ursprünglich angehörige, in ungeschickter Weise zum Zweck der Fälschung nacherzählte Darstellung sei. Indessen bei Beda finden wir diese Widersprüche nicht, sondern allein in der Praefatio, nicht in den versus, die Beda folgen, wie Sievers nachgewiesen, wonach es wahrscheinlich ist, dass diese nach Analogie der angelsächsischen Legende gedichtet sind, dass aber die Details der Erzählung geändert wurden, weil sie auf einen anderen Helden bezogen werden sollte. Der letzte Teil der Praefatio, von Sievers mit B bezeichnet, wird als Interpolation angesehen. Aber auch in A hat Sievers Ausscheidungen vorgenommen; noch mehr scheidet der Verf. dieser Abhandlung aus. Die Interpolation ist in England gemacht; die Worte derselben passen nur auf den englischen Codex. Dazu nimmt der Verf. eine doppelte Interpolation an, die erste in A, die zweite viel spätere, als B bezeichnet. Danach gibt er S. 7 den nach seiner Ansicht ursprünglichen Text. Er ist verfasst zu Lebzeiten Ludwigs des Frommen. Passt nun aber die gereinigte Praefatio wirklich auf den Heliand? Die Praefatio sagt, dass der Dichter das alte und neue Testament dichterisch in deutsche Sprache übertragen habe. Sievers hat nun ein grosses Bruchstück aus einer Dichtung des alten Testaments gefunden, welches denselben Verfasser hat wie der Heliand. In der sog. Genesis, einem der angelsächsischen Gedichte, die fälschlich unter Caedmons Namen gehen, befindet sich ein Stück, 600 Verse, von Sievers mit B bezeichnet, welches sich von den andern Versen stark unterscheidet, in seinem Formelschatz auch von allen angelsächsischen Gedichten abweicht, dagegen die auffallendste Aehnlichkeit mit dem Heliand zeigt. Da nun unzweifelhaft der Heliand ein ursprünglich altsächsisches Gedicht ist, so ist es auch das Bruchstück B. Die Grundlage von B der Genesis war ein Werk des Helianddichters. Doch sind die Verse in B nicht ein Bruchstück des verloren gegangenen ersten Teiles des Heliand, sondern der Helianddichter scheint nach Vollendung des erhaltenen Gedichts noch eine Reihe von Erzählungen aus dem alten Testament verfasst zu haben. Somit hat uns die Praefatio Wahres über den Umfang der dichterischen Thätigkeit des Verfassers des Heliand berichtet. Danach dürfen wir auch ihren übrigen Angaben Glauben schenken, d. h. dass Ludwig der Fromme einen berühmten sächsischen Dichter beauftragte, die Bibel poetisch zu übertragen, dass derselbe zuerst die vorzüglichsten Abschnitte der Evangelien auswählte, dann einige Partien des alten Testaments vornahm. Hauptquelle des Dichters war Tatians lat. Evangelienharmonie, aber er hat sie sehr frei benutzt. Als Quellen nachweisbar sind auch Hrabanus Maurus, Beda, Alcuin, eine Predigt des h. Gregorius, ein latein. Kirchenhymnus; auf andere weist das Bruchstück B der Genesis hin. Es ist notwendig, dass der Dichter latei-

nisch verstanden hat, er wählte ja bald aus diesem bald aus jenem Schriftsteller. Er war also ein Mann von gelehrter, geistlicher Bildung. Da er aber als ausgezeichneter Dichter unter den Seinen schon galt, als er den Auftrag erhielt, da er sich mit der Poesie und Kunst seines Volkes aufs innigste vertraut zeigt, so ist es wahrscheinlich, dass er in seiner Jugend die alten Lieder seines Volkes als fahrender Sänger sang, dann in ein Kloster trat und sich nun theologische Bildung aneignete. Die Untersuchung der Quellen, hier des Commentars des Hrabanus Maurus zum Matthäus, belehrt uns, dass der Heliand in den Jahren 825—835 vollendet ist. Nach Heine ist das Münsterland als die Heimat des Dichters und als die Gegend, in der er als Geistlicher verweilte, zu betrachten.

Ueber Konrad, den Dichter des deutschen Rolandliedes. Von Oberl. Dr. W. Wald. Programm des Gymnasiums zu Wandsbeck. 20 S. 4.

Der Dichter heisst Pfaff Konrad, Diener eines Herzogs Heinrich, auf Wunsch der Gemahlin desselben, einer königlichen Prinzessin, hat er das französische Buch übersetzt. Das wissen wir aus dem Gedichte. Der Herzog war ein Herzog von Baiern; darum wird im deutschen Gedichte der Baiernherzog Naimes und die Baiern vor allen gefeiert. Als jenen Herzog Heinrich nahm W. Grimm Heinrich den Löwen, als Abfassungszeit 1173—77 an. Schade dachte dagegen an Heinrich den Stolzen; er führte für sich grammatische Gründe an, ferner offenbare Beziehung der Kaiserchronik auf unser Lied. Aus gleichen Gründen, besonders aber wegen des Umlauts von a entscheidet sich der Verf. vorl. Abhandlung für Schades Ansicht, nimmt ferner an, die Uebersetzung sei nach 1127, dem Vermählungsjahre Heinrichs und Gertruds gemacht. Nach einer Urkunde, die von einer nach Ostern 1131 von Heinrich dem Stolzen nach Paris unternommenen Reise berichtet, nimmt der Verf. an, dass Konrad auf diese Reise anspiele, der früheste Zeitpunkt der Abfassung also 1131, die äusserste Grenze 1138 sei. Den geistlichen Stand des Dichters verraten die vielen kirchlichen Wendungen, die im französischen Texte nicht vorkommen; Abscheu gegen die Sünde, Hass gegen die Heiden wird gepredigt. Dass er Kapellan am herzoglichen Hofe gewesen, hat viel für sich. Daraus ergibt sich, dass er in Regensburg gedichtet hat. Dass er Rheinfranke gewesen, dafür liegen keine genügende Beweise vor. Dass er mit dem Abte Konrad von Tegernsee (1134—1155) dieselbe Person sei, ist nicht unwahrscheinlich; dann hätte er vor 1134 geschrieben. Er übersetzte erst den französischen Text in das Lateinische, dies dann ins Deutsche; lateinische Flexionen finden sich noch genug vor. Seine Uebersetzung ist reich an Fehlern und Missverständnissen; sie ist keine künstlerische Bearbeitung, daher ist er nicht frei von Widersprüchen, Ungenauigkeiten, sehr lockeren Verbindungen, ohne Schwung der Darstellung. Für die letztgenannten Mängel führt der Verf. mehrere Beweisstellen an.

Kaisertum und Kaiser bei den Minnesängern. Von Karl Menge. Programm des Gymnasiums an Marzellen zu Köln 1880. 34 S. 4.

Die Abhandlung ist ein Teil einer später zu veröffentlichenden grösseren Arbeit, welche die Stellung des Kaisertums nach innen und nach aussen, so wie Kaiser und Reich als blosse Mittel des poetischen Ausdrucks behandeln soll. Wir erhalten so ein wesentliches Stück der Weltanschauung der Minnesänger. Der Verf. hat zu seinem Zwecke die Dichter auf das sorgfältigste studirt und die einschlägliche geschichtliche Literatur ebenfalls im

weitesten Umfange herangezogen. Er behandelt hier die Titel und Insigniên des h. römischen Reiches und zwar zuerst die Bezeichnungen für die deutschen Könige und Kaiser. Aus der Fülle des Stoffes muss es hier genügen die Ergebnisse kurz anzuführen. Demnach haben die Dichter mit dem Namen des Kaisers es nie ganz streng gehalten; nach der Kaiserkrönung pflegen sie den Herrscher nicht mehr König zu nennen. Dagegen im allgemeinen Sinne ist die Anwendung der Bezeichnungen Kaiser, König eine so wechselnde, dass es verkehrt ist darauf zuverlässige chronologische Schlüsse über die Gedichte aufbauen zu wollen. Seit Friedrich I. erscheinen den Minnesängern die deutschen Könige und Kaiser als die Nachfolger der alten römischen Kaiser und das deutsche Reich als Fortsetzung des imperium Romanum; am häufigsten ist das Prädikat Vogt von Rom. — Wir kommen zu den Ausdrücken für das Reich und die Reichsinsignien. Deutschland heisst schlechthin das Reich, auch mit dem Zusatz römisch; das riche steht auch für sein Oberhaupt. Auch krone ohne Zusatz bezeichnet die Krone des deutschen Reiches. Die Insignien und namentlich die Krone spielen eine grosse Rolle, auch der Waise in der Krone. Selten erscheint mit der Krone das Scepter verbunden. Wenn mit der Krone der Sper verbunden ist, so ist das die berühmte Reichslanze, mit dieser Lanze oder Fahne wurden die weltlichen Fürsten belehnt. Der Königsstuhl, dessen Occupation auch zur feierlichen Form der Königskrönung gehört, wird bei den Minnesängern nicht erwähnt, wo von Stuhl die Rede ist, ist damit überhaupt der Thron, die Herrschaft gemeint. Des Reiches Schild und Wappentier, der Adler, wird oft erwähnt; der Adler ist das Bild der Kraft und Erhabenheit, aber auch der Milde. Dass die Abhandlung sehr reich ist an Erklärungen einzelner Dichterstellen, sei schliesslich rühmend hervorgehoben.

Der Minnesänger Gottfried von Neifen. Von H. Zeterling. Programm des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu Posen 1880. 44 S. 4.

Gottfried von Neifen ist in neuerer Zeit nach Haupts Ausgabe mehrfach Gegenstand der Untersuchung gewesen. Der Verf. obiger Abhandlung ist mit der Literatur wohl vertraut; ob ihm die Arbeit von Gust. Knod (1877) vorgelegen hat, kann Ref. nicht beurteilen. Die ausführliche Abhandlung ist auch kritisch zu beachten, sie bringt eine Reihe von Abweichungen vom Hauptschen Texte. Aus den einzelnen Abschnitten hebt Ref. Folgendes hervor: 1) G. von Neifen gehört den Herrengeschlechtern des Herzogtums Schwaben an, er ist kein Thurgäuer; als spätestes Datum seiner Geburt ist das Jahr 1214 anzunehmen. 2) Seine Dichtungen zerfallen in zwei Gruppen, die eigentlichen Minnelieder und die im Tone des Volksliedes gehaltenen Gedichte; die zwei von v. Liliencron u. A. G. v. N. abgesprochenen Gedichte hält der Verf. mit Bartsch für echt. Die Gedichte Gottfrieds zeichnen sich durch technische Vorzüge aus. Die Minnelieder heben meist mit Beziehungen auf Naturfreuden an. 3) Von einer Schilderung der Aussenwelt geht der Dichter auf die Innenwelt über. Einer hohen Minne hat er sich gewidmet, die Schöne ist reich an leiblichen und geistigen Vorzügen, dies und wie der Dichter sich ihr genahet und wie er doch so viel Leid erfahren, wie er aber überhaupt die Frauen verehre, davon sind seine Lieder voll. 4) Auffassung der Minne; eigentümliche Bilder. 5) Metaphern kommen nicht viel vor; er ist reich an Epitheta, liebt die Alliteration; einzelne Figuren: Frage, Anrede, eigentümliches Brechen des Gedankens durch den Vers. 6) Zur Metrik: Wortbetonung, Wortverkürzungen, Auftakt, fehlende Senkung, der Reim, die Strophe; hier sind manche Unregelmässigkeiten durch Emendation des Hauptschen Textes zu heben.

Ueber den Gang und jetzigen Stand der Frage nach der Entstehungszeit und nach einem Dichter des Nibelungenliedes. Von Dr. Hermann Wentzlau. Programm der städtischen Realschule I. O. zu Magdeburg 1879. 28 S. 4.

Die Abhandlung gibt eine sehr genaue Geschichte der Nibelungenfrage von Lachmanns erster Schrift an. Der Verf. stimmt Bartsch bei, dass die Handschrift A nicht älter sein könne als 1250 und daher die vielen Verstösse gegen Metrik und Rhythmus zu erklären seien. Er verwirft die Behauptung Lachmanns, dass A den alten Text ursprünglicher bewahrt habe als B und C. Weil aus A die Liedertheorie nicht bewiesen werden dürfe, aus B und C sich nicht beweisen lasse, so sei sie überhaupt aufzugeben und damit auch Lachmanns Ansicht von der gleichzeitigen Entstehung und Abfassung des Gedichtes um 1200 oder bis 1210. Entgegen der Ansicht Lachmanns, dass dem Bearbeiter des Nibelungenliedes in seiner jetzigen Gestalt Wolframs Parzival bekannt gewesen sei, sucht der Verf. zu erhärten, dass Wolfram im Parzival nicht nur Bekanntschaft mit dem Inhalte, sondern auch mit dem Texte des Nibelungenliedes zeige. Von der Nibelungenstrophe urteilt der Verf., dass daraus, dass die Verfasser von Epen diese beliebt gewordene Strophe zwar für ihre Gedichte verwerteten, aber nicht ohne Abänderungen, erhelle, dass sie für das Eigentum eines Dichters erklärt und respektirt sei, also nicht als eine für Volkslieder aus dem Kreise der Heldensage allgemein übliche angesehen werden dürfe. Ist sie dies nicht, so müsse es also unerklärlich erscheinen, dass die Verfasser von zwanzig Liedern über die Nibelungensage sich alle der gleichen Strophe bedienten. Ist nun die Nibelungenstrophe die Erfindung eines Dichters, so muss auch das Nibelungenlied das Werk eines Dichters sein. Der Verf. stimmt auch dem Beweise, den Bartsch aus den Reimen aufgestellt hat, zu, dass das Nibelungenlied 1150 vorhanden gewesen sein müsse, auf diesem Originale beide Bearbeitungen beruhen, diese aber in die Zeit 1190—1200 fallen. Ebenso hält er an der Identität des Kürenberger mit dem Dichter des Nibelungenliedes fest. Er bespricht dann die jüngst gegen Pfeiffer und Bartsch erschienenen Aufsätze von H. Fischer, Vollmöller, Scherer, Willmanns, deren Einwendungen nicht treffend scheinen. Holtzmann stimmt er darin bei, dass ein Gedicht von den Nibelungen vor 984 von Konrad auf Veranlassung des Bischofs Pilgrim verfasst sei. Danach nimmt er an, dass der Dichter des Nibelungenliedes allerdings auf Grund alter Volkslieder dichtete, aber auch jenes alte und wahrscheinlich lateinische von Holtzmann nachgewiesene Buch kannte und benutzte; schon die Thatsache, dass in dem ursprünglichen Nibelungenliede um 1150 jener erdichtete Pilgrim eine Rolle spiele, beweise dies.

Untersuchungen über die Darstellung und über die Zeichnung der Charaktere in Wolframs Parzival. Von Oberl. Dr. Bahusch. Programm des Gymnasiums zu Danzig 1880. 31 S. 4.

Indem der Verf. den Gang der Handlung des Gedichtes verfolgt, ergibt sich ihm die Absicht des Dichters, die Entwicklung eines Menschen zu zeichnen, der, von Natur gut und edel, zu hohen Zielen berufen, durch ein hartes, teilweise selbst verschuldetes Missgeschick in einen gefährlichen Zwiespalt mit sich selbst gerät, von Gott abfällt, aber endlich nach innerer Läuterung des höchsten Glückes teilhaftig wird. Aber es ist die Darstellung nicht immer klar, so nicht bei der Schuld Parzivals, seiner Untreue, seiner Bekehrung; es fehlt späterhin die Beziehung auf früher als beson-

ders einflussreich Hervorgehobenes, man sieht nicht, wie sich Parzival schliesslich zu den Lehren des alten Gurnamanz, dem er früher die Hauptschuld an seinem Unglück zugeschrieben, auseinandersetzt. Die Behauptung daher Lachmanns, dass sich nicht der geringste Widerspruch im Parzival finde, sucht der Verf. zu entkräften. Widersprüche zeigen sich ihm vielfältig in der Bedeutung des Segens, der mit dem von Amfortas geschenkten Schwerte verbunden wird, in den chronologischen Angaben über die Personen, psychologische Widersprüche namentlich in dem Verhältnis der vier gefangenen Königinnen zu Artus und Gawau, Widersprüche auch in den subjektiven Gesinnungen des Dichters, dessen streng sittliche Gesinnung nicht passt zu der ruhigen Schilderung unsittlicher Handlungen. Als andere Mängel der Darstellung bezeichnet der Verf., überall hinlängliche Beweisstellen beibringend, die Ungleichheit, unvermittelte Uebergänge, breite Ausmalung selbstverständlicher Vorgänge, Uebergehung von Nebensächlichem, das sich nachher als bedeutungsvoll herausstellt, Mangel an logischem Zusammenhang, wenn etwas schon Abgemachtes nachträglich wieder eingemischt wird. Individuell ausgeprägte Charaktere, gibt der Verf. zu, finden sich bei Wolfram mehr als in allen anderen Ritterepen; aber die Charaktergemälde sind nicht ins Detail ausgeführt. Mitunter entspricht auch nicht das Urteil W.s über ihren Charakter ihren Handlungen, besonders nicht bei Gahmuret. Auch Gawans Thaten entsprechen nicht immer seinem Charakterbild. Mit der kurzen Charakteristik der hervortretendsten Persönlichkeiten schliesst die fleissige und scharfsinnige Abhandlung.

Ueber das Abhängigkeitsverhältnis Wirnts von Gravenberg von Hartmann von Aue und Wolfram von Eschenbach. Von Richard Medem. Programm der Realschule I. O. zu St. Johann in Danzig 1880. 24 S. 4.

Hatte schon Benecke wahrgenommen, dass der Wigalois mehrfache Reminiscenzen an Hartmann von Aue wachrufe, so hatte Lachmann die Ansicht ausgesprochen, dass auch Wolfram von Eschenbach Anteil an der künstlerischen Vollendung des Gedichts zuzuschreiben sei. Wie begründet dies Urteil sei, erweist die vorliegende Abhandlung, welche die neueren Arbeiten über Wirnt berücksichtigt und durch Eingehen ins Einzelste erweitert. Es zeigen sich also und werden aufs vollständigste nachgewiesen die Spuren von Wolframs Einwirkung im Reime; daran schliessen sich die W. mit Hartmann und Wolfram gemeinsamen Eigenarten im Gebiete der Formenlehre. Manche Fremdwörter W.s finden sich sonst nur bei Wolfram Im Gebrauch der volksepischen Ausdrücke, Epitheta, Formeln stimmt er auffällig mit Wolfram, teilweise mit Hartmann; Entlehnung auch in einigen Eigennamen lässt sich annehmen. Ebenso findet sich Nachahmung in folgenden Eigentümlichkeiten Wolframs: in dem Uebergange eines Satzes über den Vers hinaus, in dem er endigen sollte, in den folgenden Vers, in manchen Anakoluthien, in mancherlei Eigentümlichkeiten des poetischen oder bildlichen Ausdrucks, als der Umschreibung der Verneinung, Metaphern (besonders hervorgehoben sind die metaphorisch gebrauchten Ausdrücke, welche dem Ritterkampfe entlehnt sind, dem Rechtswesen, der Wage, dem Spiel), Umschreibungen des Personalpronomens u. a.; ferner den Bildern und Vergleichen (namentlich mit Farben und Glas), obschon wir in diesem Punkte Wirnt weit selbstschöpferischer finden. Schliesslich bringt der Verf. diejenigen Verse, zu welchen sich Parallele in Hartmann und Wolfram finden: es zeigt sich auch hier, dass Wirnt zuerst Hartmann als einzigem Muster folgt, dann Wolfram kennen lernt und von nun an beiden Dichtern gleichmässig seine Aufmerksamkeit zuwendet. Es ist bewiesen, dass Wirnt

den Iwein, Erec, Gregor und den armen Heinrich gekannt hat. Was Wolfram betrifft, so ist anzunehmen, dass Wirnt, nachdem er ungefähr die Hälfte seines Gedichts vollendet hatte, in den Besitz der ersten Bücher des Parzival kam, sie eifrig las und nun den Einfluss derselben zu erkennen gibt.

Die poetische Theorie Gottscheds und der Schweizer. Von Prof. Braitmaier. Programm des Gymnasiums zu Tübingen 1879. 51 S. 4.

Der Gegenstand der vorliegenden Abhandlung ist bisher noch nicht gründlich erforscht worden. Der Grund ist, dass er vielfach gerade nicht erquicklich ist; aber ein anderer Grund, dass die Schriften der Schweizer schwer zusammenzubringen sind. Danzel hat sich bekanntlich für die bessere Kenntnis Gottscheds grosse Verdienste erworben. Aber wie man Danzel vorgeworfen hat, dass er, in Folge gerade seiner langjährigen Beschäftigung mit Gottsched, denselben im Verhältnis zu den Nachfolgenden zu günstig beurteilt habe, so wirft ihnen auch der Verf. vorl. Abhandlung, dessen grossem Fleisse es gelungen ist in den Besitz der seltenen Arbeiten der Schweizer zu gelangen, vor, dass er über den Streit G.s mit den Schweizern vielfach unrichtig urteile. Gottsched hat die Schweizer viel mehr benutzt, als Danzel annimmt; aber der Streit ist absichtlich von den Schweizern gesucht. Danzel nennt es eine grosse That Breitingers, dass er für den Dichter als erste Forderung natürliche Begabung verlange; aber viel entschiedener hat diese Forderung schon Opitz aufgestellt als die immer unklaren Schweizer. So bietet die Abhandlung viel des Neuen; durch sorgfältiges Eingehen auf das Einzelne zeigt uns der Verf., wie weit man hüben und drüben noch von Lessing entfernt war. Die Hauptresultate der ausführlichen Abhandlung verdienen weiter bekannt zu werden.

Falsch ist der Danzelsche Satz, der Gottsched-Schweizerische Streit sei der Zeugungsakt der neuen deutschen Literatur; richtig der Satz, dass er für die Produktion unfruchtbar gewesen, er war es auch für die Weiterentwicklung der Theorie. Der Fortschritt in der theoretischen Erkenntnis zeigt sich besonders in dem zunehmenden Verständnis des Aristoteles und der richtigen Würdigung der antiken Dichter; den Höhepunkt dieser Entwicklung bezeichnet Lessing. Nur Hand in Hand mit der gleichzeitigen poetischen Produktion vollzieht sich der wirkliche Fortschritt der Erkenntnis. — An der Erörterung des Aristotelischen Begriffes der Nachahmung haben sich bei uns anderthalb Jahrhunderte abgemüht; an der Fassung dieses Begriffes vornemlich zeigt sich die Ueberlegenheit der Schweizer über Gottsched.

Gottsched ist die Schönheit etwas Objektives; sie besteht in der Uebereinstimmung des Mannigfaltigen, in der Ordnung und Harmonie. Sie ist in jeder Art von Kunstwerk eine besondere und so auch ihre Regeln. Seine Definition ist die überlieferte des Aristoteles. Der Geschmack ist Sache des Verstandes; auf einer undeutlichen Vorstellung beruhend kann er in eine gründliche Erkenntnis der Sache verwandelt werden. Er ist dem Menschen von Haus aus als Fähigkeit angeboren, aber er will durch die Erziehung gebildet sein. — Gottsched sagt selbst, dass er die Poesie für eine brotlose Kunst halte und nur die von ernsthaften Verrichtungen übrige Zeit ihr zukommen lasse. Sie ist teils die rhythmische Aeusserung der Empfindungen, teils die dem Menschen ebenso notwendige Bethätigung des angeborenen Nachahmungstriebes. Dann tritt bald als neues Motiv poetischer Produktion die künstlerische Ruhmsucht ein. — Für die Lyrik und das Märchen ist das Ergötzen die einzige Absicht. Sonst will die Poesie auch erbauen, belehren, unterrichten; Homer wollte auch die allgemeine

Wohlfahrt der Griechen befördern. Also wo die Poesie diesen Zweck verfolgt, ist das Haupterfordernis des Dichters Verstand und Biederkeit der Gesinnung. Zu einem rechtschaffenen Dichter gehören nach G. eine grosse Fähigkeit der Gemütskräfte, viel Gelehrsamkeit, Uebung und Erfahrung. Haupteigenschaften sind: eine starke Einbildungskraft, viel Scharfsinnigkeit und ein grosser Witz. Dagegen eine lebendige und reiche Phantasie fährt in lauter Gefahren; der wasserklare Verstand und eine starke Beurteilungskraft sind nötig, um die wilde Phantasie zu bändigen. — Der wichtigste Teil der künstlerisch schaffenden Thätigkeit ist die durch Anleitung gewonnene Kenntnis der Regeln. Also sind Erfordernisse des Dichters: Scharfsinnigkeit, Witz, gezähmte Phantasie, Kenntnis der Regeln, Biederkeit und Gelehrsamkeit. — Der Poet ahmt die Natur nach. Er kann aber auch geistliche Dinge, als da sind innerliche Bewegungen des Herzens und die verborgensten Gedanken beschreiben und abmalen. Man macht ein traurig, lustig Gedicht im Namen eines Anderen, obgleich man selbst weder traurig noch lustig ist. Aber das Hauptwerk der Poesie ist diese Art von Nachahmung nicht, sondern die Fabel ist das Wesen und die Seele der ganzen Dichtkunst. Dichten heisst etwas ersinnen oder erfinden, was nicht wirklich gewesen ist. Wie greift man es nun an, wenn man ein Gedicht oder eine Fabel zu machen gesonnen ist? Da müssen wir uns wohl bekümmern, wie man alle Arten der Fabeln erfinden und regelmässig einrichten kann. Man wählt sich erst einen lehrreichen, moralischen Satz; dann ersinnt man für denselben eine ganz allgemeine Begebenheit, sucht diesen recht sinnlich und handgreiflich zu machen. Nun kommt es auf mich an, wozu ich diese Erfindung gebrauchen will, ob ich eine äsopische, komische, tragische, epische Fabel daraus machen will. Jedes Genre hat dann seine besonderen Regeln. So beginnt G. mit seinen Regeln für die Oden oder Lieder. In diesen beherrscht die Bewunderung den Poeten, die ihm alle Vorwürfe vergrössert, lauter neue Bilder, edle Gleichnisse etc. bringt, kurz alle Schönheiten zusammenhäuft, die eine erhitzte Einbildungskraft hervorbringen kann, „und dies ist dann die sogenannte Begeisterung, das berühmte Göttliche, so in den Oden stecken soll.“ Pindar ist nicht durch seine grammatischen Schnitzer berühmt geworden, sondern durch edle Gedanken. Der Poet will nichts als die Wissenschaft den mittelmässigen Köpfen mundgerecht machen; indem er die Wahrheit mit poetischen Zieraten gleichsam verzuckert und überguldet, bringt er der Welt gleichsam spielend Erkenntnis und Tugend bei. Opitz' Lehrgedichte fassen mehr güldene Lehren in sich als die ganze Ilias und Odyssee. Auch die Epiker wollen belehren. Homer hat in der Ilias die moralische Wahrheit zu Grunde legen wollen: die Misshelligkeit ist verderblich, die Eintracht aber überaus zuträglich: und in der Odyssee will er den Griechen die Wahrheit beibringen: dass die Abwesenheit eines Hausvaters oder Regenten üble Folgen nach sich ziehe, seine Gegenwart aber sehr erspriesslich sei. Virgil hat den Homer so vernünftig nachgeahmt, dass er ihn in vielen Stücken übertroffen hat. Seine Absicht war, die grausame Gemütsart, die Augustus in seinen ersten Jahren spüren liess, ein wenig zu dämpfen; er legte daher seiner Fabel die moralische Wahrheit zu Grunde, ein Stifter neuer Reiche müsse gottesfürchtig, tugendhaft, sanftmütig, standhaft und weise sein, die Moral also ist das Erste. Daher ist die äsopische Fabel ein abgekürztes Heldengedicht. Im Heldengedicht soll alles wunderbar klingen. Aber Homer hat die Götter zuviel eingemischt. Ein neuerer Dichter thut besser, statt der alten heidnischen Götter allegorische Gottheiten (Zwietracht, Gottesfurcht, Politik) zu dichten. Zu Homers Zeiten herrschte noch viel Aberglauben, aber doch hätte er die Gottheiten nicht so verächtlich abbilden sollen. Aber noch mehr Tadel verdient er, dass er gegen die Wahrscheinlichkeit so grobe Schnitzer gemacht hat, die gröbsten in der Beschreibung des Schildes des Achilles, wo die Figuren auf dem Schilde lebendig sind, indem sie sich

rühren und bewegen, so dass man sich selbige wie Mücken vorstellen muss, die um den Schild schweben, u. a. — In der Tragödie muss der Charakter einer Person durch das ganze Stück bewahrt werden; doch brauchen nur die Hauptpersonen einen Charakter zu haben, die Bedienten brauchen keinen. Die Tragödie muss eine dreifache Einheit haben: der Handlung, des Orts und der Zeit. Wie wäre es wahrscheinlich, dass man es auf der Bühne etliche Male Abend werden sieht, und doch selbst ohne zu essen oder zu trinken oder zu schlafen immer auf Einer Stelle sitzen bleibt?

Die Schweizer haben kein System des Geschmacks gegeben, sondern nur einzelne Regeln, teils aus Kunstkritikern, teils aus Beobachtung verschiedener Dichtwerke entnommen. Sie unterscheiden nicht die psychologischen Grundbegriffe Vernunft, Verstand, Geschmack, Gemüt, Phantasie, Witz, Geist, Scharfsinnigkeit; sie werden grosse Philosophen genannt, aber mit Unrecht. Mangel an klarem logischem Denken zeigt sich in unsicherem Schwanken zwischen unvereinbaren Ansichten, in der Losreissung eines Gedankens aus seinem Zusammenhange, in seiner Verfolgung ins Absurde, in grellen Widersprüchen. Indem auch sie ihre Lehren von anderen Kunstlehrern entlehnen, zeigen sie doch grössere Belesenheit als Gottsched, ein richtigeres Urteil, weit mehr Selbständigkeit. — Das Schöne wird definirt als das Uebereinstimmende in dem Mannigfaltigen. In der Untersuchung über den Geschmack leistet Bodmer das Beste. Er nennt ihn die scharfsinnige und geübte Fertigkeit, das Wahre vom Falschen, das Vollkommene vom Fehlerhaften zu unterscheiden. Der Verstand urteilt nicht auf Grund der Empfindung, wie bei Gottsched, sondern auf Grund bestimmter Regeln, die die Vernunft längst festgestellt hat. Das Ergötzen rührt nicht unmittelbar von der Empfindung her, sondern von der Ueberlegung, von der die Empfindung nur die Folge ist. Die bewundernde Betrachtung von der hohen Kunst des Menschen und die vergleichende Thätigkeit der Seele sind die Quellen des ästhetischen Ergötzens. Danzel hat gesagt, Bodmer habe die Ansicht des französischen Kunstkritikers Dubos geteilt, dass seit den Poetiken und Rhetoriken keine grosse Dichter und Redner mehr aufgetreten. Aber Bodmer polemisirt gerade gegen Dubos. Er sagt geradezu, die Wirkungen der grossen Schriftsteller sind von ihnen beabsichtigt, die Mittel, deren sie sich bedienen, sind mit wohlbedachtem Vorsatz angewendet worden. Sie haben die Regeln aus der Erfahrung erkannt, dann über die Notwendigkeit ihrer Wirkung nachgedacht, dann die so gefundene Kunst und die Regeln in ihre Schriften hineingebracht. — Die Kunst entspringt aus den dem Menschen angeborenen Nachahmungstrieben. Die Schweizer haben bekanntlich den grössten Fleiss verwendet auf die Vergleichung von Malerei und redenden Künsten, Poesie und Beredsamkeit, die sie aber nicht auseinander zu halten wissen. Die poetische Beschreibung einer Landschaft, sagen sie, gebe ein viel deutlicheres Bild derselben als ein Gemälde oder gar als die sinnliche Anschauung; denn hier verliere sich das Gemüt in der Vermischung des Mannigfaltigen. Die höchste Leistung der Kunst ist photographische Treue. — Die Hauptabsicht der Poesie ist das Ergötzen, die Belehrung und Besserung kommt nur als eine angenehme heterogene Beigabe dazu. Die Künste sind jedoch in keiner anderen Absicht zum allgemeinen Nutzen und Ergötzen der Menschen erfunden, als um auf angenehme Weise Wahrheiten in das menschliche Herz zu bringen. Die Poesie, sagt Breitinger geradezu, ist nichts für die philosophischen über das gemeine Los der Menschen erhabenen Geister. Für diese ist die Poesie nicht erfunden worden, weil sie eines höheren, edleren und von den Sinnen ganz abgezogenen Ergötzens fähig sind. Die nackte Wahrheit hat für sie so viel Anzügliches, dass es ihnen notwendig verdriesslich fallen muss, wenn ihre Schönheiten ihnen verstecket werden. Der Hauptgrund des Ergötzens liegt darin, weil jede Erweiterung unseres Wissens mit einem eigenen Ergötzen, der Befriedigung unserer Wissbegierde begleitet ist. Das

poetische Ergötzen, sagt Bodmer, liegt in der geschmeichelten Eigenliebe. Die Poesie setzt, fügt Breitinger hinzu, aber nicht allein das Gemüt in Bewegung, sondern ist auch geeignet, die Gemütsleidenschaften von allen widrigen Zufällen zu reinigen, so dass wir ein reines Ergötzen geniessen können. — Man rechnet es den Schweizern als Verdienst an, dass sie gegenüber Opitz und Gottsched zuerst wieder auf die echten Quellen der Kunst, auf Begeisterung und Phantasie hingewiesen hätten. Aber der Kritiker Bodmer ist nüchterner als Opitz. Jedoch dem Kritiker Bodmer steht der durch die Kunst Italiens poetisch angehauchte Bodmer gegenüber, dieser ist es, der Einbildungskraft und Begeisterung ganz besonders betont hat. Danzel rechnet es Breitinger hoch an, dass er den Dichter geboren werden lasse; aber dieser Satz ist nur ein Gemeinplatz, den man aus den Alten mitherübergenommen hat; er findet sich überall, auch bei Gottsched und Opitz. Aber sie haben alle nichts mit ihm machen können, sie kommen doch immer wieder auf den entgegengesetzten Standpunkt. Bodmer sagt: Durch die Sinne rühren uns die Gegenstände. Aber sie stellen uns das Ding vor, wie es gegenwärtig vor uns steht. Hätten wir nur die Sinne, so entbehrte unser Erkennen der Stätigkeit und des Zusammenhanges. Darum ist die Seele mit einer besonderen Kraft begabt, dass sie jene Begriffe und Empfindungen auch in der Abwesenheit wieder hervorholen kann, das ist die Einbildungskraft. Die Phantasie umfasst weiter nicht allein das gesamte Gebiet der wirklichen Welt, sondern auch das aller möglichen Welten. Da sie aber leicht ausschweift, so muss ihr als Leitstern und Kompass der Verstand dienen. Zwei Mittel gibt es, die Einbildungskraft zu entzünden: die Einkehr der Seele bei sich selbst und eine starke Neigung für den Gegenstand, der uns beschäftigt. Hat der Dichter seine Einbildungskraft reichlich mit Bildern angefüllt, so malet er diese Bilder in das Gehirn der Leser. Der durch eine heftige Leidenschaft aufgeregte Mensch wird durch die Hitze der Gemütsbewegungen oft so getäuscht, dass er sich beredet solche Dinge zu sehen, die nicht da sind. Der Affekt weckt so die wunderbaren und seltsamen Vorstellungen der Phantasie, die poetischen Entzückungen. Die Begeisterung gehört notwendig zur Kunst des Poeten. Will er die Leidenschaft, die ihn selbst bewegt, auch in dem Andern erwecken, so muss er die Sprache der Leidenschaft sprechen, er lasse einfach das Herz reden. Hat aber der Dichter nicht den eigenen, sondern fremden Affekt darzustellen, so muss er erst in sich selbst den Affekt erregen, die Seele muss ihrer Einbildungskraft befehlen den vorgelegten Gegenstand genau zu besichtigen. Die dichterische Produktion, so lautet nun der falsche Schluss, fällt in den Moment der ersten und höchsten Erregung, der doch dem Dichter erst das Rohmaterial zu liefern vermag. — Da der Dichter die Natur nicht photographisch treu zu schildern vermag, da er nur dann wirksam schildert, wenn er an einem Objekt die charakteristischen, sinnlich wirksamen Momente herausgreift und aus diesen nicht ein roh naturtreues, sondern ein poetisch wahres Bild zusammensetzt, so folgt, dass er aus der verwirrenden Mannigfaltigkeit nicht nur die charakteristischen Züge herauszugreifen, sondern diese auch noch zu einem in der Wirklichkeit selten oder nie vorkommenden Grade von Vollkommenheit zu steigern hat. Die Poesie nimmt endlich ihre Stoffe nicht blos aus der wirklichen Welt; indem sie Wesen einer höheren Welt schafft, zeigt sie ihre höchste Kraft. — Das Gebiet der Poesie umfasst die ganze wirkliche Welt. Dichten ist nichts anderes als sich in der Phantasie nur Vorstellungen bilden, die ihr Original nicht in der wirklichen, sondern in irgend einer anderen möglichen Welt finden. Da die Aufgabe des Poeten ist zu belehren und zu ergötzen, so wird er vor allem solche Stoffe wählen müssen, die die Wissbegierde und Verwunderung erregen. Nur das Neue und Seltsame vermag auf eine ergötzende Weise Sinne und Gemüt einzunehmen; nur das Neue und Ungemeine ist die Quelle des Ergötzens. Die

äusserste Staffel aber des Neuen ist das Wunderbare. Das Wunderbare muss aber stets wahrscheinlich sein. So beruht die vornehmste Kraft und Schönheit der Poesie in der Verbindung des Wunderbaren mit dem Wahrscheinlichen. — Auch die Schweizer hatten noch auffallende Vorstellungen von dem Werte der Poesie. Man legte einen hohen Wert auf die angebliche grosse Gelehrsamkeit Homers. Homer, meint Breitinger, hätte sich selbst übertroffen, wenn er die grossen wissenschaftlichen Fortschritte unserer Zeit gekannt hätte. Innerhalb des beschränkten Gesichtskreises finden sich einzelne treffende Wahrheiten, so: Homer stelle die Sachen nicht allein von ihrer äusserlichen Figur und Beschaffenheit, sondern von ihrer Absicht und Wirkung dar. Homer war der grösste Genius, Virgil der beste Künstler; in Virgil bewundern wir den Werkmeister, in Homer das Werk. Dagegen wieder anderes trivial: Homer liebe mehr ausgeführte Gleichnisse, damit er der Unwissenheit seiner Leser zu statten komme, Virgil habe seine Gleichnisse kürzer halten können, da er für eine mehr erleuchtete Zeit geschrieben. — War bisher die Poesie nur Nebenbeschäftigung gewesen, so begann man doch jetzt wieder von ihr höher zu denken, in ihr die Schöpferin einer verklärten Wirklichkeit zu sehen. Von den Schweizern direkt angeregt schrieb Gottsched seinen Versuch einer kritischen Dichtkunst. Er hält sich meist an Horaz, aber er hat weder Aristoteles noch Horaz verstanden; von den Modernen hält er sich an die seichtesten Franzosen. Sein Werk ist ein Flickwerk aus überall her entlehnten und aus dem Zusammenhange gerissenen Sätzen. Die Schweizer haben sich vor allem an Aristoteles gehalten. Sie haben kein System der poëtischen Theorie gegeben, aber sie haben die einzelnen Stücke ihrer Lehre psychologisch zu begründen gesucht. Es war ihnen leider nicht vergönnt, eine wirkliche Poesie mitzuerleben, wirkliche lebendige Kunst anzuschauen. So verfolgen sie oft einen relativ richtigen Gedanken, ohne Umschau zu halten, einseitig bis zur Absurdität, wie sie andererseits aus dem Schwanken zwischen ererbten Ansichten und einer gewonnenen besseren Ansicht nicht herauskommen. Die Theorie der Schweizer hat auf die aufstrebende Produktion keinen Einfluss gehabt. Baumgarten hat an sie nicht angeknüpft, er hat einfach die Lücke in der Leibnitz-Wolffschen Philosophie ausgefüllt. Mendelssohn und Lessing haben an die Engländer und Aristoteles angeknüpft und die Schweizer ignorirt.

Der nordische Dichterkreis und die Schleswiger Literaturbriefe. Von Rektor Prof. Dr. Paul Döring. Programm der höheren Bürgerschule zu Sonderburg 1880. 60 S. 8.

Das Herzogtum Schleswig hat in der Mitte des 18. Jahrh. einen regen Anteil an der Entwicklung der deutschen Literatur genommen, hauptsächlich durch die Schleswiger Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur. 4 Thle. 1766—70, herausgegeben von Gerstenberg von Tondern. Da diese Zeitschrift nach Kopenhagen zurückweist, so spricht der Verf. zuerst von den Männern, welche in Kopenhagen als Pfleger der deutschen Literatur sich bekannt machten. Er erzählt also die Lebensgeschichte von Joh. Elias Schlegel, Graf Bernstorff, Klopstock, Cramer, G. B. Funk, Gerstenberg, Sturz, Schönborn, Resewitz, Etatsrath Fischer; diese kurzen Biographien berühren nur Aeusserlichkeiten und bieten nichts Neues. Aus der Vereinigung dieser Männer gingen die Schleswiger Literaturbriefe hervor, deren Inhalt mit Auszügen angegeben wird. Danach erscheint der am Schlusse ausgesprochene Wunsch des Verf., dass bald eine neue Ausgabe der Schleswiger Literaturbriefe erscheinen möge, nicht gerechtfertigt.

Riccaut de la Marlinière, ein Beitrag zur Erklärung von Lessings Minna von Barnhelm. Von Gymnasiallehrer Dr. Schuchardt. Programm des Gymnasiums zu Schleiz 1879. 13 S. 4.

Die interessante Abhandlung behandelt einen interessanten Gegenstand. Die Rolle des Riccaut ist eine Episode, sie ist nicht notwendig für die Haupthandlung. Welchen Zweck verfolgte Lessing dabei? Man sagt also, Riccaut hebt den Charakter des Tellheim mehr hervor; es hebt sich auch die deutsche Sprache, die adlige Minna gebraucht sie dem Franzosen gegenüber mit Selbstbewusstsein. Ja, man könnte noch mehr sagen; man könnte finden, dass damit Friedrich dem Grossen ein Wink gegeben werden solle, dass er, der grosse Sieger von Rossbach, doch noch immer an dem französischen Wesen, an der französischen Sprache und Literatur zu viel Geschmack finde. Trotz seines preussischen Patriotismus, wissen wir ja, rügt es auch sonst Lessing an dem König, dass er der deutschen Dichtung so fremd gegenübersteht. Somit könnte man sagen, Lessing gibt in der Minna nicht blos ein Zeitbild des gehobenen deutschen Nationalgefühls, sondern will auch zeigen, wie man auf dem eroberten Grunde weitergehen müsse.

Indess, so argumentirt nun geistvoll obige Abhandlung, wenn die Scene aus der Handlung ohne Störung der Handlung herausgenommen werden kann, so fehlt Lessing gegen die Regel des Aristoteles, den er so hoch verehrt. Er hat also wohl einen ganz besonderen Zweck, der mit dem Hauptgegenstande nichts zu thun hat, verfolgt. — In demselben Jahre, in dem Minna auf der Bühne erschien, erklärte sich Lessing in der Hamburgischen Dramaturgie im Sinne Mösers als Verteidiger des Grotesk-Komischen im Drama; den Harlekin der modernen Zeit fand er schon ausgeprägt in den Parasiten der Römer. Als Parasit erscheint nun auch Riccaut, und wie der Harlekin der altdeutschen Bühne, ist er nur eine Art Zwischenaktsfigur. Also Lessing hat dem alten guten Brauch sein Recht der Existenz wieder geben wollen; aber bei seinem Prinzip der scharfen Sonderung der Gebiete würde er mit sich selbst in Widerspruch geraten sein, wenn er den Riccaut die Handlung hätte begleiten, also öfters auftreten lassen wollen.

Aber, fährt der Verf. fort, vielleicht haben L. auch bestimmte Erinnerungen bei der Abrundung Riccauts zu der mehr individuellen Erscheinung geleitet; ist das seiner Weise doch nicht fremd. Nun gibt es unter den italienischen Lustspielen, wie sie im 17. Jahrhundert in Paris aufgeführt wurden, ein kleines Stück, eigentlich nur eine Reihe von lose aneinander gereihten Scenen, welches Lessing erwähnt und welches unserer Scene sehr verwandt ist. Ein Muster ferner der bunten Mischung von Deutsch und Französisch konnte Lessing in einer in seiner Universitätszeit in Leipzig erschienenen wunderlichen Schrift finden, und endlich war ihm ein damals erschienenes Buch: l'histoire des Grecs ou de ceux qui corrigent la fortune bekannt; solche falsche Spieler (Grecs) mochten ihm manche im Leben begegnet sein.

Bei Abfassung der Minna von Barnhelm, nimmt man gewöhnlich an, sei Lessing durch die comédie larmoyante Diderots beeinflusst. Der Verf. stellt nun die allerdings etwas kühne Behauptung auf, der Dichter habe ein anderes bestimmtes Vorbild gehabt, nämlich die Captivi des Plautus. Die Fabel sei zwar eine ganz verschiedene, aber in beiden treten die edlen Eigenschaften des Menschen hervor; die gemeinen Eigenschaften seien von Plautus in den Parasiten zusammengedrängt, diese Figur sei von Plautus erst später als burleske Zuthat eingeführt und zwar als eine Zwischenaktsfigur. Lessing in seinem Aufsatz über die Captivi versprach, die Schön-

heiten dieses besten Lustspiels in einer demnächst erscheinenden Nachahmung, deren Einrichtung er aber noch nicht angeben wolle, zu verdeutlichen, und dieses verheissene Stück, schliesst der Verf., sei eben Minna von Barnhelm; auch hier habe Lessing mit dem Harlekin-Parasit Riccaut ebenso verfahren, wie Plautus mit seinem Ergasilus.

Ueber Lessings Emilia Galotti. Von Dir. Dr. Fr. Theodor Nölting. Programm des Gymnasiums zu Wismar 1878. 18 S. 4.

Immer von neuem beschäftigt Lessings Drama die Forscher; wann wird von Uebereinstimmung unter den Kritikern die Rede sein? Die Bedeutung des Gedichts für die Entwickelung unserer Poesie, seine grossen Vorzüge sind allgemein anerkannt, aber über die Notwendigkeit der Katastrophe gehen noch immer die Meinungen auseinander. Der Verf. vorliegender Abhandlung schlägt einen auch schon sonst betretenen Weg ein. Emilia, sagt er, ist der tragische Held oder doch mit dem Vater, — folglich darf sie nicht ohne alle Schuld leiden, ihre äussere und innere Lage drängt sie den Tod zu wollen. Ihre Schuld ist, dass der verführerische Prinz auf sie Eindruck macht; der Vater wird ihr Retter; der freie sittliche Wille triumphirt über die feinen Berechnungen des Verstandes und über die Gewalt der irdischen Macht. Der Vater, nach der letzten Unterredung mit seiner Tochter, erkennt, dass seine Tochter es wert ist, die Schuld des Selbstmordes ihr abzunehmen, um auf sich die Schuld des Tochtermordes zu laden. Der Prinz empfindet wirklich leidenschaftliche Liebe für Emilia; sie führt ihn in die Hand Marinellis. Marinelli ist nach dem Verf. am Schluss in sich vernichtet. Die Charakteristik Odoardos, der Claudia, der Orsina bietet nicht zu Bemerkungen Veranlassung. — Wie schon gesagt, ist die Auffassung des Verf. keine neue. Die schliesslichen Einwendungen gegen Hebler, auch gegen Julian Schmidt, der den Prinzen die Hauptperson des Stückes nennt, das eigentlich Lebendige in dem Stücke den Hass gegen den Despotismus nennt, der auch gut angelegte Naturen tyrannisch mache und durch seinen Pesthauch die bravsten Männer töte, sind wohlberechtigt.

Von einem ganz anderen Standpunkt wird unsere Frage erörtert in der neuesten Schrift über diesen Gegenstand, die auch weit über unser Thema hinaus die tiefsten Fragen der dramatischen Poesie in ganz neuer, in umwälzender Weise bespricht. Dies ist die geistvolle, anregende Schrift:

Lessings Emilia Galotti in ihrem Verhältnis zur Poetik des Aristoteles und zur Hamburgischen Dramaturgie. Von Dr. Bernhard Arnold. Programm des Gymnasiums zu Chemnitz 1880. 18 S. 4.

Geben wir in möglichster Kürze den Gedankengang an. — Emilia wird schuldig genannt, der Prinz ist ihr nicht gleichgültig, sie fürchtet Verführung. Aber der Grundzug ihres Wesens ist Frömmigkeit und Gehorsam, sie kann wohl in menschlicher Schwäche irren, aber nicht mit Bewusstsein sündigen; sie kann den Prinzen nicht lieben, sie ist unschuldig. Folglich hat Lessing gegen ein Hauptgesetz der Tragödie gefehlt. Odoardo tötet seine Tochter, weil sie vor Verführung sich fürchtet; aber wie ist Verführung möglich, wenn nicht Liebesneigung vorhanden ist? Emilia sagt, sie werde der Gewalt ihren Willen entgegensetzen, aber der Verfuhrung müsse sie erliegen, und doch ist der Wille über Gewalt und Verführung erhaben. Die Katastrophe wird peinlich und scheint der Notwendigkeit zu entbehren. Wie erscheint Marinelli? Aristoteles nennt alle schlechten Charaktere

undramatisch, aber der Mephistopheles, Jago, Richard sind echt dramatische Figuren; also auch Marinelli? Aber wenn Lessing für die moderne Tragödie die Norm feststellt, dass sie sich keinen Schritt von der Richtschnur des Aristoteles entfernen dürfe, so gab er damit auch den Marinelli preis. — Nun müssen wir die Aristotelische Definition der Tragödie prüfen. Der Begriff des *φόβος* kann psychologisch nicht als Furcht für mich, den Zuschauer, gefasst werden; sondern Lessing bemerkt richtig in der Dramaturgie, wo er vom Cid spricht, dass der Zuschauer zunächst von einem Schauder ob der furchtbaren Handlung ergriffen werde, dass mit diesem sich Erwartung und Furcht vor den Folgen der Handlung paaren. So ist der Aristotelische *φόβος* zu fassen: je nach der Art und Weise, wie der Dichter die im Drama wirksamen Konflikte heraustreibt, wird er entweder mehr Mitleiden oder mehr Schauder erwecken. Dem *φόβος* entspricht das *φοβερόν*, dies aber setzt Aristoteles selbst gleich dem *ϑεινόν*, *ϑεομαισόν*, *μεγολοπρεπές*. Die in der Definition der Tragödie verbundenen beiden Affekte kann Aristoteles bei Besprechung der Erkennung und Peripetie als getrennt hinstellen: ist das aus Erkennung und Peripetie resultirende Leiden der ganzen Anlage des Dramas nach ein mehr gemildertes, so entsteht Mitleid, ist das Leiden ein gewaltiges, erhabenes, so entsteht Schauder. So hat also (nach dem Verf.) *φόβος* eine doppelte Bedeutung: Furcht für die tragischen Personen und der aus allem Gewaltigen hervorgehende Schauder. Folglich gilt Aristoteles' Forderung auch noch für das moderne Drama. Die tragische Musterfigur des Aristoteles ist der Oedipus des Sophokles; ist er dann aber schuldig oder nicht vielmehr das Schicksal? Er begeht nun einen Irrtum, das Schicksal greift ihn auf und spielt ihn zur schaudervollen Katastrophe. Schon ein einfacher Fehler genügt, um den Helden in namenloses Elend zu stürzen. Folglich ist nach Aristoteles die schönste Tragödie eine reine Schicksalstragödie. Auch Antigone ist eine völlige Schicksalstragödie; denn dass so berechtigte Principien, wie Kreon und Antigone sie vertreten, in Konflikt mit einander gerathen können, ist nichts denn die Tragik des Menschenloses. Verfällt nur in Folge eines Irrtums der Mensch dem Verhängnisse, so kann die Wirkung der schönsten Tragödie zunächst nur eine peinvolle sein. Daraus folgt, dass die Katharsis der Leidenschaften nicht bestehen kann in einem Gefühle der Befriedigung, welches daraus entspringe, dass man in dem Untergange des Helden das Unerschütterliche der sittlichen Weltgesetze erkenne. Sondern die Aristotelische Definition ist also zu fassen: „Die Tragödie bewirkt durch Mitleiden und Schauder die Verklärung der so beschaffenen Leiden“, d. i. dadurch, dass der Zuschauer sieht, wie Gewaltigere wegen kleiner Irrtümer und Fehler Furchtbares erlitten haben, soll er sein eigenes Leid in verklärtem Lichte betrachten. So ist die Tragödie dem Menschen eine Troststätte im Unglück. Wenn die Zuschauer sehen, dass selbst jene hochberühmten Geschlechter in furchtbarem Leiden zu Grunde gingen, in wie mildem Lichte mussten ihnen die eigenen Leiden erscheinen! Shakspeares Julie, Ophelia, wer mag ihnen eine Schuld beimessen? Vielleicht in den meisten Tragödien ist eine wirkliche Schuld des Helden vorhanden, indessen ohne jedwede Mitwirkung des Schicksals ist keine Tragödie denkbar. Aber bei dieser Uebereinstimmung der antiken und modernen Tragödie, warum kennt die antike Tragödie keine schlechten Charaktere? Dort im Altertum steht den Menschen das Schicksal in der Gestalt einer neidischen Gottheit gegenüber, im modernen Drama übernimmt der böse Gegenpart die Rolle des missgünstigen Schicksals; so schwindet die Idealität, aber das dramatische Leben gewinnt.

Kehren wir zu Emilia Galotti zurück. Emilia ist unschuldig. Ihr Fehler besteht darin, dass sie, freilich in bester Absicht, Appiani die Zusammenkunft mit dem Prinzen verheimlicht. Appiani teilt Claudia den Grund seines Wortwechsels mit Marinelli nicht mit, weil, wenn sie von der

beabsichtigten Mission nach Massa erfahren hätte, sie den Liebesantrag des Prinzen kaum mehr verschweigen konnte; Appiani musste dann aber vorsichtiger handeln. Emilia ist in tragischem Sinne schuldlos. Da sie ihr Liebstes verloren hat, sucht sie den Tod, und dass sie in den Händen des Räubers bleiben soll, muss sie in ihrem Entschlusse bestärken. Um ihren Vater zu seiner That zu bestimmen, berührt sie die Stelle, wo er am empfindlichsten ist, sie spricht von Verführung. Die Verführung ist nicht ernstlich gemeint, sondern nur ein Vorwand, wodurch sie den erlösenden Tod zu finden hofft. Ihr Ausgang hat unser Mitleid erregt, die Tragödie, die Nachahmung einer mitleidswürdigen Handlung, hat ihren Zweck erreicht. Wozu noch die Bestrafung des Prinzen? Es ist consequent, dass der Prinz so am Ende erscheine wie in der ersten Scene. — Die Orsina-Scene ist mit nichten überflüssig. Die tragische Kunst verlangt den Tod Emilias, nicht des Prinzen. Den Uebergang von der beabsichtigten Ermordung des Prinzen auf den wirklichen Ausgang zu vermitteln, ist die eigenste Aufgabe der Orsina, freilich ohne dass sie sich selbst dessen bewusst ist. Odoardo hat von ihr den Dolch erhalten und will ihn auch zu ihrem Zwecke gebrauchen. Da tritt die Umwälzung bei ihm ein, die Tötung des Prinzen würde seine gute Sache mit der Rache des Lasters identificiren, er kommt zu dem Entschluss, durch Entziehung der Tochter den Mörder um so tiefer zu vernichten. — Endlich Marinelli. Ist er so absolut schlecht, dass er auch ohne Notwendigkeit schlecht handelt? Fehlt Lessing also gegen seinen untrüglichen Aristoteles? Seiner Stellung nach muss Marinelli Emilia für den Prinzen retten. Er sinnt deshalb erst nur auf Appianis Entfernung. Appiani beleidigt Marinelli tödlich. Die Zeit drängt. Die Fürstengunst steht auf dem Spiele. Dieser Drang und die heisse Rache treiben zum Morde.

Ueber den Begriff des Romantischen. Von Direktor Prof. Dr. J. H. Schlegel. Programm des Gymnasiums zu Wertheim 1878. 36 S. 4.

R. Haym hat in seiner Geschichte der romantischen Schule ein so mustergültiges Werk geschrieben, dass nach ihm noch einmal dasselbe Thema zu behandeln thöricht sein würde. Er führt uns zuerst das eigentliche Haupt der Schule, L. Tieck, vor, von dem der Name datirt. Die vorliegende Abhandlung bezieht sich ebenfalls auf die romantische Schule. Sie nimmt nur einen anderen Gang. Sie geht davon aus, dass nach den Ueberschwänglichkeiten der Sturm- und Drangperiode Goethe und Schiller erkannten, dass zur Bildung eines poetischen Kunstwerkes der ganze Mensch notwendig sei, die Harmonie des Verstandes und der Phantasie. An sie schlossen sich die beiden Schlegel. Sie wirkten zuerst durch die Kritik gegen die Sentimentalität und gegen die platte Aufklärung, dann durch die Theorie, indem sie die Gesetze des poetischen Schaffens zu ergründen suchten. In Fr. Schlegels Thätigkeit begegnet uns zuerst die antikisirende Richtung. Er wollte den Deutschen ein Priester in Bezug auf griechische Philosophie werden. Aber in seinen philosophischen Constructionen wurde er fragmentarisch, keck, unklar. Der modernen Welt warf er Verworrenheit, Zerrissenheit vor, den Griechen legte er Vollständigkeit und Bestimmtheit bei. Das Wiedererstehen einer vollkommenen Poesie sei möglich durch Reflexion, die Gesetze aus den griechischen Dichtern zu entnehmen. Der Charakter der modernen Poesie sei Charakterlosigkeit, Künstlichkeit; das philosophisch Interessante sei letzter Zweck der Poesie geworden. Die Poesie der Griechen habe den höchsten Gipfel freier Schönheit erreicht in der Tragödie des Sophokles. Die Schönheit ist ein ebenso wesentlicher Bestandteil der menschlichen Bestimmung wie die Sittlichkeit, die schöne

Kunst hat ein unveräusserliches Recht auf gesetzliche Selbständigkeit. Der moderne Dichter muss ganz ein Grieche werden in Anschauung und Leben, im Denken und Fühlen, er soll, was dem Geiste des Griechentums entgegensteht, abstreifen, eine ästhetische Moral pflegen, die Autonomie des Schönen erklären. — Fr. Schlegel zerfiel mit Schiller. Er wendete sich jetzt ganz Fichte zu. Damit tritt er von seiner extremen hellenisirenden Richtung zurück und bequemt sich zur modernen Anschauung. Die neue Wendung zeigt sich in seinem Aufsatz über Lessing und besonders über Wilhelm Meister (im Athenäum), dessen begeisterter Prophet er wurde. Der Roman ist jetzt die höchste Form der Poesie. Deshalb begrüsst er freudig Tiecks Sternbald. — Der Verf. charakterisirt nun Tieck, seine geistige Entwicklungsgeschichte, seine Jugendwerke, kurz die weiten Ausführungen Hayms zusammenfassend. Ebenso Wackenroder. — Das Ideal der neuen, der romantischen Poesie ist, dass die Willkür des Dichters kein Gesetz über sich leidet. Die Phantasie des Dichters soll aber auch das Leben bestimmen. Die Bestandteile des Romantischen sind das Phantastische und das im besseren Sinne Sentimentale d. h. das Vorherrschen des Gefühls, wie es am meisten in der Liebe der Fall ist. Die Phantasie strebt aus allen Kräften sich zu äussern, aber das Göttliche kann sich in der Sphäre der Natur nur indirekt äussern, und daher bleibt von dem, was ursprünglich Phantasie war, in der Welt nur das zurück, was wir Witz nennen. So sehen wir die Neigung zur Allegorie bei den Romantikern immer mehr hervortreten, den Witz eine so wichtige Rolle einnehmen. Die Poesie ist nicht mehr reine Poesie, sondern nur Ahnung und Stimmung, eine Reaction gegen die Antike, gegen den klassischen Idealismus Goethes und Schillers. Die Grundzüge der neuen Theorie Schlegels sind: der ausgeprägteste Subjektivismus, auch im Leben, das Ethische wird dem Aesthetischen untergeordnet; — in der Kunst die Phantastik, nur Gefühlszustände bilden den Gegenstand der Dichtung, die dichterische Production greift hinüber in das Gebiet des Musikalischen; — die romantische Ironie, die fortgesetzte Negation des Endlichen und Bestimmten, um durch sie ins Unendliche überzugehen, ein ewiges Spiel mit der Form; — der Universalismus, die Verallgemeinerung des Begriffes der Poesie, die Vermischung von Poesie, Philosophie, Rhetorik, Geschichte; — das mystische Element, das mit dem Streben nach dem Unendlichen gegeben war; daher denn auch die Wendung zur Kunst und Anschauung des Mittelalters. — Welche Dichtungswege hat nun die romantische Richtung eingeschlagen? Zunächst die Naturpoesie, das Märchen, überhaupt jede besonders die Phantasie erregende Dichtung; sodann die mystische; weiter die Schicksalstragödien; endlich die politische Poesie, als patriotische der Schmuck der Romantik. — Der Hass, der die Romantik traf, bezog sich auf die Forderung, das Leben der Gegenwart nach dem Muster des feudalistischen Mittelalters umzuändern; er bezog sich auf die beliebte Selbstironisirung des Dichters, ein Beweis des Mangels des sittlichen Pathos.

Mittelhochdeutsche Anklänge in Uhlands Gedichten. Von Dr. Schulzen. Programm des Real-Progymnasiums zu Thann 1879. 17 S. 4.

Die Abhandlung zählt die Gedichte Uhlands auf, deren Stoff aus dem Mittelalter entlehnt ist oder zu denen er durch seine Beschäftigung mit den mittelhochdeutschen Dichtern angeregt wurde. Sie bespricht auch Uhlands Nachahmung der Nibelungenstrophe. Wertvoller ist der Nachweis der dreiteiligen Strophe in den Uhlandschen Liedern. Schliesslich werden einzelne Ausdrücke aufgezählt, welche nach alter Weise Uhland gebrauchte, und der schöne Nachruf Geibels auf den Dichter abgedruckt.

Zur Würdigung Platens. Von Dr. Lothar Böhme. Programm der Realschule I. O. zu Annaberg 1879. 35 S. 4.

Der Verf. hat sich die lobenswerte Aufgabe gestellt, das immer noch schwankende Urteil über Platen dadurch zu klären, dass er genauer auf seine Gedichte eingegangen ist und in den verschiedenen Gattungen seine Vorgänger und seine Nachfolger berücksichtigt, somit erst eine vorurteilsfreie Ansicht über Platens Stellung in der Entwicklung der deutschen Poesie gewonnen hat. So gelangt er zu dem Ergebnis, dass über den allgemein anerkannten formalen Schönheiten nicht mehr seine lebendige Begeisterung für die Kunst, überhaupt seine ideale Gesinnung verkannt wird. Die Abhandlung ist mit grossem Fleisse geschrieben und gibt hier und da eine ziemlich vollständige Geschichte einer Dichtungsgattung. Der Verf. stellt zuerst einige Urteile massgebender Persönlichkeiten über Platen zusammen, zunächst das begeisterte Lob Emanuel Geibels, dann aber auch die Urteile entgegengesetzter Art. Darauf betrachtet er die lyrischen Gedichte, und zwar nach der Zeitfolge die mit Romanzen untermischten Lieder der Jugendzeit. Schon da zeigt sich die leichte Handhabung der Form mit Anmut des Inhalts, wie an einzelnen Gedichten in Vergleichung mit ähnlichen anderer neuer Dichter nachgewiesen wird; hervorgehoben wird namentlich das reiche Lied an Aphrodite. In den die Natur feiernden Liedern, in denen sich eine elegische Stimmung kund gibt, ist P. offenbar Vorgänger Geibels gewesen. Auch in der Heroide zeigt sich Reichtum von Anschauungen und Gefühlen. Nicht minder nimmt P. in der Elegie einen hohen Rang ein. Mit besonderem Lobe erwähnt mit Recht der Verf. die Gedichte religiösen Inhalts. Im Gasel, dessen Geschichte in Deutschland der Verf. erläutert, ist Platen wohl nur von Rückert übertroffen; unübertroffen aber ist er im Sonett. Auf die Sonette geht der Verf. am ausführlichsten ein, er hebt vor allen die an Venedig hervor, die durch begeisternden Schwung und malerische Schilderung vor allen ähnlichen Erzeugnissen der neueren Dichter hervorragen. Besondere Anerkennung verdienen auch Platens Oden; die Polenlieder haben zahlreiche Nachahmer gefunden. Ueberaus reich an schönen Bildern und Gedanken sind die Oden an Florenz und Rom, auch die an Sorrent und an den mitfühlenden Freund August Kopisch. In Schilderungen und Reflexionen hat Platen in seinen Hymnen mit Pindar gewetteifert; viele von ihnen verdienen das Lob, das ihnen die neuere Kritik zollt, aber der Verf. hat Recht, dass im ganzen Platen sich eine für die deutsche Sprache unerreichbare Aufgabe stellte, wenn er die schwierigen Pindarischen Metra nachahmen zu dürfen glaubte. — Dem Verf. gestattete es der Raum nicht, auch die dramatischen, epischen und didaktischen Gedichte Platens zu besprechen; das liebevolle und fleissige Studium des Dichters, welches sich in der vorliegenden Abhandlung ausspricht, berechtigt zu dem Wunsche, dass die Fortsetzung der Arbeit nicht zu lange ausbleiben möge.

Grillparzers Selbstbiographie. Von Ad. Fäulhammer (Schluss). Programm des Gymnasiums zu Troppau 1879. 31 S. 8.

Die Fortsetzung des früheren Programms hebt mit dem Jahre 1819 an, wo Grillparzer die Reise nach Italien machte. Die Absicht, in Venedig ihn mit Lord Byron zusammenzuführen, wurde vereitelt. In Rom verhält er sich gegen die neuere Künstlerschule kalt, die Antike begeistert ihn, Thorwaldsen bewundert er. Nach einer Krankheit in Rom lebte er in Neapel im Hause des Grafen Wurmbrand, des Obersthofmeisters der Kaiserin; als derselbe erkrankte, kehrte er als sein Pfleger mit ihm nach Wien zurück, an Leib und Seele nicht gestärkt. Er erhielt Urlaub zur Herstellung seiner Gesundheit nach Gastein. Zur Vollendung des Goldenen

Vliesses ging er an die Medea. 1821 erlebte sie die erste Aufführung, ohne bedeutenden Erfolg; nicht ungerechtfertigt ist der Tadel, dass der Charakter des Jason kein einheitlicher sei. In dem Hause des Rats Fröhlich, dessen Tochter Katharina einen tiefen Eindruck auf den Dichter machte, wurde G. mit Franz Schubert u. A. näher bekannt. Durch das Gedicht „Die Ruinen des Campo vaccino" kam er 1820 zum ersten Male in Conflikt mit der österreichischen Censur; die höheren Grade des Staatsdienstes waren ihm von nun an verschlossen. Damals erweiterte sich die Kluft zwischen dem Kaiserstaate und dem übrigen Deutschland; Grillparzer hat auch darunter gelitten. Für ihn war auch der Tod des Grafen Stadion 1824, eines der besten Männer in der österreichischen Aristokratie, ein grosser Verlust. Die geschichtliche Tragödie König Ottokar wurde zwei volle Jahre von der Censur zurückgehalten, endlich 1825 mit ausserordentlichem Erfolge aufgeführt. Aber man wollte darin politische Anspielungen finden; so hörten seit 1839 die Aufführungen auf dem Burgtheater auf. Sich zu erfrischen ging G. 1826 nach Berlin, wo er anziehende Bekanntschaften, u. A. Hegels, machte; aber das Berliner Wesen blieb ihm fremdartig. Dann ging er nach Weimar, wo ihm die Stunden bei Goethe einen tiefen Eindruck machten, und über München, wo er mit Cornelius zusammenkam, nach Wien zurück. Die Krönung der Kaiserin als Königin von Ungarn führte ihn zur Bearbeitung eines Stoffes aus der ungarischen Geschichte, zu der Tragödie „Der treue Diener seines Herrn". Es folgten dann „Des Meeres und der Liebe Wellen" und „Der Traum ein Leben". 1832 wurde Grillparzer zum Direktor des Hofkammer-Archivs ernannt. 1836 unternahm er seine Reise nach Frankreich und England. Mit diesem Jahre schliesst die für den Dichter so charakteristische Selbstbiographie.

Thomas Pringle und Ferdinand Freiligrath. Von Dir. Prof. Richard Pachaly. Programm der Realschule I. O. zu Freiberg 1879. 36 S. 4.

Unter den Gedichten Freiligraths erregte der Löwenritt die meiste Bewunderung. Da wurde 1842 von Nodnagel auf die Aehnlichkeit des Stoffes und der Bilder in des schottischen Dichters Pringle Gedichte aufmerksam gemacht, und sofort wurde die Vermutung ausgesprochen, dass Freiligraths Gedicht nur als Bearbeitung, nicht als Original anzusehen sei. Freiligrath gab an Nodnagel auf dessen Befragen die ausdrückliche Erklärung ab, er habe Pringle nicht gekannt, er sei durch die Notiz einer Reisebeschreibung angeregt worden. Damit war die Frage erledigt, auch die vorliegende Abhandlung hält diese Entscheidung fest. Der Verf. sah sich aber dadurch veranlasst, sich mit Thomas Pringle genauer zu beschäftigen, um so mehr als derselbe sowohl in deutschen als auch in englischen Literaturgeschichten wenig erwähnt wird. So entstand die vorliegende Abhandlung, die eine sehr sorgfältige, auf den genauesten Forschungen beruhende Darstellung des Lebens Pringles bietet. Thomas Pringle ist 1789 geboren und 1834 gestorben, er ist als Schriftsteller vielfach thätig gewesen, hat wesentlich durch seine journalistische Wirksamkeit zur Abschaffung der Sklaverei mitbeigetragen, hat ein bewegtes Leben geführt, immer den edelsten Zielen nachgestrebt. Auch als Dichter verdient er Lob; auf seine dichterische Eigentümlichkeit geht bis ins Einzelste der sprachlichen Eigenheiten die Abhandlung ein, kommt aber zu dem Resultat, dass der deutsche Dichter bedeutender sei. Die am Ende mitgeteilte Uebersetzung des Gedichtes: „der Löwe und die Giraffe", in dem allerdings die stoffliche Aehnlichkeit mit dem Löwenritt auffallend ist, rechtfertigt dies Urteil.

Ueber die Herrschaft der französischen Sprache in England vom XI. bis zum XV. Jahrhundert. Von Oberlehrer Dr. O. Scheibner. Programm der Realschule I. O. zu Annaberg 1880. 33 S. 4.

Die gründliche Abhandlung widerlegt viele weit verbreitete Ansichten, welche noch von bedeutenden Autoritäten festgehalten werden, und beruht auf umfassendem Quellenstudium. Namentlich hat Thierrys Geschichte der normannischen Eroberung die richtige Darstellung des Sachverhaltes gehindert; es wird angenommen, es sei dreihundert Jahre lang das Französische die allein von den Eroberern verstandene Sprache gewesen oder diese hätten allein in einem halb französischen, halb englischen Jargon sich verständlich machen können. Auch Lappenberg und Pauli haben diese Ansicht. In Wirklichkeit aber zerfällt die Herrschaft der französischen Sprache in zwei Perioden, in der ersten, bis zum Verlust der Normandie (12. Jahrh.) ist sie in England wirklich heimisch, in der zweiten, bis gegen Ende der Regierung Eduards III., eine fremde Sprache, zu deren Erlernung die Unterthanen, welcher Abkunft sie auch sein mögen, durch die Mode veranlasst werden. — Mit der normannischen Eroberung wurden die meisten geistlichen Stellen, auch fast alle Staats- und bürgerlichen Aemter an französisch sprechende Ausländer verliehen. Es sind drei Sprachen nebeneinander: die lateinische Gelehrtensprache, die französische Umgangssprache der höheren Kreise und Literatursprache der Gebildeten, das Englische als fast nur mündlich gebrauchtes Idiom der grossen Volksmasse. Es ist irrig behauptet worden, dass von der normannischen Eroberung an das Französische die ausschliessliche Sprache der Regierung und Gesetzgebung geworden sei, dass Wilhelm I. den Engländern das Französische aufgezwungen habe. Es ist vielmehr aus der ersten Periode keine einzige Urkunde, kein Gesetz in französischer Sprache vorhanden. Erst zur Zeit Heinrichs II. wurde die englische Sprache in den Gesetzen verdrängt, aber nicht vom Französischen, sondern vom Lateinischen. Aber nach dem natürlichen Gange der Dinge musste jeder, der mit den überlegenen Normannen bei Hofe, vor Gericht, in der Schule verkehrte, sich in ihrer Sprache an sie wenden; doch ebenso natürlich war es, dass auch die Normannen mit der Sprache ihrer Nachbarn nicht unbekannt blieben. Die Vermischung der Racen ging früh vor sich, bei der Thronbesteigung Heinrichs II. war der Name Normanne verschwunden. Die Behauptung, dass noch in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts und darüber hinaus ein Teil der von den Normannen abstammenden Bevölkerung Englands nur des Französischen kundig gewesen sei, ist irrig, die Personen, von denen feststeht, dass sie nicht englisch konnten, sind Ausländer. Vielmehr lässt sich nachweisen, dass spätestens an der Wende des 12. und 13. Jahrhunderts das Englische zur Muttersprache auch der Nachkommen der Normannen geworden war. Es war in der Zeit Heinrichs II. die Vermischung der beiden Racen so gut wie vollendet; die zahlreichen literarischen Nachrichten beweisen, dass zu Anfang des 13. Jahrh. das Französische in den höheren Schichten eine angelernte fremde Sprache war. Also nur 100 bis 150 Jahre lang kann das Französische die Muttersprache eines Teiles der Bevölkerung Englands gewesen sein. Dass schon in dieser frühen Periode das Französische auf das Englische Einfluss gehabt und beigetragen habe, die Sprache aus einer synthetischen zu einer analytischen zu machen, kann wohl nicht bestritten werden.

Die zweite Periode geht vom Verluste der Normandie bis zu Ende der Regierung Eduards III., umfasst also das 13. und 14. Jahrhundert. So lange die Normandie mit England vereinigt war, wurde trotz der rasch vor sich gehenden Verschmelzung der Engländer und Normannen die norman-

nisch-französische Sprache immer noch dadurch festgehalten, dass englische Barone französischer Abkunft auf ihren Besitzungen in der Normandie die Sitten und die Sprache ihrer Vorfahren von Generation zu Generation auffrischten; aber mit dem Verlust der Normandie 1204 fühlen sich alle Bewohner Englands als Engländer, die Normandie ist von jetzt an für sie ein fremdes Land, das Normannisch-Französische des Continents beginnt zum Patois herabzusinken. Da aber erringt in England das Französische einen neuen Sieg, es beginnt als Modesprache von neuem zu herrschen. Das Französische wurde damals überhaupt an den Höfen Europas heimisch. Besonders war es in England der Fall. Eduard I. hat das Französische zur Staatssprache gemacht, das Englische galt als plump, wurde fast nur mündlich gebraucht. Parlamentsbeschlüsse, diplomatische Briefe wurden meist in französischer Sprache, bisweilen in lateinischer, nie in englischer abgefasst; bis über 100 Jahre nach Eduards III. Tode sind alle Gesetze französisch; das erste englische stammt aus dem ersten Jahre der Regierung Heinrichs VII., erst vom vierten Jahre an wird das Englische allein angewendet. Im Oberhause wurden bis 1483 die Verhandlungen in französischer Sprache geführt; die Protokolle desselben wurden noch im 16. Jahrhundert französisch abgefasst; gewisse parlamentarische Formeln sind noch heute französisch. Das Französische war auch im 13. und 14. Jahrh. die Sprache der Aristokratie. In den Lateinschulen bediente man sich nur der lateinischen oder französischen Sprache. Wer nicht französisch verstand, wurde wenig geachtet. Für die französische Poesie herrschte allgemeine Begeisterung. Das übliche Französisch war aber teils das des Pariser Hofes, teils Dialekte, auch ein anglisirtes Französisch. Bis zu Ende des 12. Jahrh. war der Wortschatz des Englischen rein germanisch; aber im 13., noch mehr im 14. drangen viele französische Wörter ein. Diese Mischung ist also nicht Folge der normannischen Eroberung, sondern der späteren modischen Gallomanie. Dieser fremdartigen Elemente hat sich nachher die englische Sprache nicht wieder entledigt, weil die wiederauflebende englische Literatur, um in den einflussreichen Kreisen Eingang zu gewinnen, sich des französischen Stoffes und des französischen Gewandes bediente; durch die Tagesliteratur kam die grosse Menge der französischen Wörter in die Sprache. Der Verfall der Herrschaft des Französischen in England datirt von dem Ausbruche der langjährigen Kriege. Im Jahre 1362 ging das Gesetz durch, dass bei den mündlichen Gerichtsverhandlungen das Französische gebraucht werden dürfe, nicht sollte. Aber das Französische blieb die Sprache für die Veröffentlichung der Rechtsfälle bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts. Im Jahre 1362 wurde zum ersten Male das Parlament mit einer englischen Anrede eröffnet. Seitdem sollte auch kein des Englischen unkundiger Geistlicher eine Stelle erhalten. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts endlich wurde der Bann, der bisher auf der englischen Literatur geruht hatte, durch Chaucer gelöst, der auch die höheren Kreise für diese gewann, ähnlich dem Einflusse Wielands in Deutschland.

Ueber Shakespeares Sturm. Von Oberlehrer Brockerhoff. Programm der höheren Bürgerschule zu Rheydt 1880. 16 S. 4.

Die Abhandlung verfolgt den Gang der Handlung in dem Gedichte, um daran nachzuweisen, dass das menschliche Leben von geheimnisvollen Mächten geleitet wird, dass diese Wahrheit der Dichter habe darstellen wollen. Diese Gewalten sind teils die Naturkräfte, teils die sozialen Verhältnisse, namentlich aber die Gewalten, welche in der Brust des Menschen wohnen, von innen ihn in Bewegung setzen, unaufhörlich ihn in seinem

Wollen und Thun bedingen, die Macht des Gemütes und der Phantasie. Die Geister, die in dem Gedichte ihr Wesen treiben, die Zauber sind die Kräfte, welche sich teils in der Natur, teils im Menschen, ihm selbst unbewusst, thätig erweisen.

Ueber Shakespeares Narren. Von Alfons Hayn. Programm der höheren Bürgerschule zu Pr. Friedland 1880. 10 S. 4.

Die kurze Abhandlung stellt die Bedeutung der Narren in den verschiedenen Stücken Shakespeares dar, beschreibt ihr Aeusseres, soweit aus den Gedichten erkennbar ist, und führt zur Erläuterung an, was aus neueren englischen Werken über die Hofnarren zu ermitteln ist.

Herford. Hölscher.

---

1) Axel Klint, Sur la transitivité du verbe français. Esquisse historique présentée au consistoire de Stockholm à l'occasion du concours ouvert pour un professorat de langues modernes. Stockholm, A. L. Norman, 1879. VIII und 182 Seiten.
2) Axel Klint, An Account of Chaucer's Translation of the Romaunt of the Rose. 27 Seiten.

Die zweite Abhandlung ist ohne Jahr und Druckort erschienen und bildet, wie aus den angehängten drei Thesen in deutscher Sprache hervorgeht, die englisch geschriebene Dissertation des Verfassers, welcher darin über Chaucer's Uebersetzung des Roman de la Rose berichtet, indem er die Eigenthümlichkeiten des Verses und Reimes in Beispielen hervorhebt, die damalige englische Aussprache charakterisirt und über die dem Französischen entlehnten Wörter wie über Contraction handelt; den grössten Theil jedoch nehmen die Noten ein (Seite 11—27), welche eine Vergleichung des französischen Originals und des englischen Fragments enthalten. Hierzu hätte die bekannte Arbeit von Dr. Püschel mit Nutzen gebraucht sein können. Die oben an erster Stelle genannte Untersuchung über die transitivité (das Wort fehlt übrigens in C. Sachs' Wörterbuche und scheint eine ganz neue Bildung zu sein) des französischen Verbums holt etwas weit aus, ehe sie zum eigentlichen Gegenstande kommt. Der Verf. bemerkt in der Vorrede, dass die Ausdrücke „transitiv, activ und neutral, intransitiv" ohne Unterschied gebraucht würden, obschon ihre Bedeutung eine verschiedene wäre; über diese Begriffe Aufklärung zu geben, hält er für eine nützliche Aufgabe. Wie nun W. Corssen in seinen Kritischen Nachträgen zur lateinischen Formenlehre die lateinischen Worte auf das Sanscrit zurückführt, so will K. diese Vergleichung auf die französische Syntax anwenden. Von dem Ursprunge des Französischen ausgehend giebt der Verf. nach der Erledigung von Vorfragen und nach einem historischen Ueberblick der Ansichten über die Eintheilung der Verba von S. 55—67 ein Verzeichniss der lateinischen intransitiva, welche den Ablativ, Genitiv und Dativ regieren; dem entsprechend folgt S. 68—80 eine Aufzählung der intransitiven Verba des Altfranzösischen. Nach einigen etymologischen, statistischen und methodischen Bemerkungen giebt endlich der Verf. einen Extract aller französischen Verba aus drei mittelalterlichen Werken, nämlich aus den Dichtungen des Rutebeuf, aus dem Roman de la Rose und aus Joinville's Geschichte des heiligen Ludwig, und zwar folgen die intransitiva dieser drei Werke in alphabetischer Reihenfolge S. 93—121, die transitiva S. 122—182.

Das Ganze bildet eine mit Fleiss angefertigte Zusammenstellung, welche wohl verdient, hier empfohlen zu werden. Nur wäre eine genauere Revision der Citate und des Textes zu wünschen gewesen; z. B. S. 85 ist die Anmerkung aus Diez, Grammatik III. Auflage, S. 92 nicht genau, indem „als“ in der letzten Zeile überflüssig ist; S. 17 steht M. Bourguignon statt Burguy, der in dem Verzeichniss der Abkürzungen richtig genannt ist; in dem Abschnitt über „Geschichte des Wortes Syntax steht S. 6 *τάζεως* ohne Accent; S. 7 *ὢς* st. *ὥς*; S. 8 *ου* st. *οὐ*; S. 26 und 27 ist M. Bergmann und Begemann verwechselt; S. 31 Anmerkung fehlt in dem Citat aus J. Grimm nach „unbestimmt“ die Interpunction; S. 37 laugue Druckfehler st. langue u. a. Unverständlich bleibt S. 19 der Satz: Pour être tant soit peu complet, ce traité doit etc.

Paul Neumann, Ueber die älteste französische Version des dem Bischof Marbod zugeschriebenen Lapidarius. Breslauer Dissertation. Neisse, Ad. Letzel, 1880. 44 Seiten.

Diese dankenswerthe Untersuchung will die Frage beantworten, wann und wo die von Beaugendre 1708 und von Beckmann 1799 herausgegebene französische Uebersetzung des dem Bischof Marbod von Rennes († 1123) zugeschriebenen Steinbuches abgefasst ist. Der Verfasser benutzt die beiden genannten Ausgaben nebst einer Collation der Pariser Handschriften 14470 des fonds latin und 24870 des fonds français der Nationalbibliothek. In dem ersten Abschnitt über das Verhältniss des französischen Lapidärs zu der lateinischen Dichtung wird durch Vergleichung festgestellt, dass der Verfasser des lateinischen Textes nicht zugleich der des französischen d. h. nicht Marbod ist. Die Frage, wann und wo der französische Text entstanden, wird im zweiten Abschnitt über die Sprache, das Alter und die Heimat des Lapidärs erledigt. Als die älteste Hs. wird hier die von L. Delisle im Inventaire beschriebene 14470 (13. Jahrh.) des fonds latin bezeichnet; L. Pannier, welcher sich lange Zeit mit den Lapidarien beschäftigt hatte und bereits im Buchhandel die Veröffentlichung einer Schrift über diesen Zweig der Literatur angekündigt hatte, jedoch durch den Tod abberufen wurde, setzt dieselbe ohne Grund in die Mitte des 12. Jahrhunderts. Jünger ist die zweite Hs. 24870 des fonds français, welche der Verf. gleich der von P. Meyer in der Romania (1877) VI, p. 1—46 beschriebenen Londoner Hs. Addit. 15606 auf dem Boden des burgundischen Dialekts entstanden sein lässt. Was das Verhältniss der beiden Handschriften betrifft, so nimmt der Verfasser an, dass beide auf gemeinschaftlicher Quelle beruhen, dass aber diese nicht Original der französischen Uebertragung sei. Um hier ein endgültiges Urtheil zu fällen, muss jedoch erst eine kritische Ausgabe des lateinischen wie des französischen Lapidärs vorliegen; eine Ausgabe des französischen Textes wird von N. in Aussicht gestellt; mit dieser dürfte sich in Anbetracht des geringen Umfanges der lateinische Text wohl vereinigen lassen, zumal der von Migne in seiner Patrologia besorgte Abdruck nicht genügt und wenig zugänglich ist. Ausführlich wird sodann gehandelt über die Sprache in den beiden Handschriften, und mit Wahrscheinlichkeit angenommen, dass die Vorlage beider nicht in anglonormannischem, sondern in normannischem Dialekte abgefasst war. Betreffs der Entstehungszeit dieses Denkmals entscheidet sich N. dahin, dass er die französische Version des Lapidärs gleichwie den Bestiär des Philipp von Thaon dem ersten Drittel des 12. Jahrhunderts zuweist. Geoffroy-Château nimmt in seinem Buche: La Farce de Maistre Pierre Pathelin précédée d'un Recueil de monuments de l'ancienne langue fr., Paris 1853, p. XXXII, ohne Weiteres das Jahr 1123 an; derselbe theilt die ersten elf Zeilen mit. In seinen Thesen kommt der Verf. hierauf zurück und behauptet, dass die

frz. Version des Lapidärs an Alter dem Bestiär des Philipp nachstehe, sowie dass es bei dem jetzigen Stande der Wissenschaft unmöglich wäre, den Dialekt der frz. Version mit Sicherheit zu bestimmen. Suchier führt den Lapidär zweimal gelegentlich in seiner Bibliotheca Normannica I, p. XIII und XXII an, entscheidet sich jedoch nicht betreffs der Frage der Datirung. Zuletzt folgen noch Bemerkungen über das Versmass, den Reim, den Hiatus, die Elision und Aphärese, während die lexikalische Ausbeute auf spätere Zeit verschoben wird. Nicht berücksichtigt sind die Schwierigkeiten, welche der Text an einzelnen Stellen bietet, und das Verhältniss zu verwandten poetischen oder prosaischen Bearbeitungen. Von den durch H. Lambel und K. Vollmöller bekannt gemachten Bearbeitungen in deutscher und spanischer Sprache abgesehen, sind noch französische Prosabearbeitungen vorhanden, z. B. in der Hs. des Arsenals zu Paris No. 283, fol. 218, aus der zuletzt W. Förster das Minnegedicht De Venus la deesse d'amor herausgab und die von Monmerqué & Michel, Lai d'Inaugurès, en vers du XIIe siècle, par Renaut. Paris 1832, p. 39 beschrieben ist; ebendaselbst No. 108 (15. Jahrh.) enthält nach Ulysse Robert, Inventaire sommaire des manuscrits des bibliothèques de France p. 101: Les vertus des pierres précieuses. In der Laurentianischen Bibliothek befindet sich in Ms. Plut. LXXVI ein anderer franz. Prosalapidär; vgl. Romania (1880) IX, p. 335. (Eine Hs. aus dem 14. Jahrhundert zu Modena No. XXXIX nennt Paul Heyse, Romanische Inedita, p. 168, enthaltend: Gallica carmina de lapidibus pretiosis.) Die Sammlung Libri's enthielt sub No. 537 in einer angeblich aus dem 11.—12. Jahrh. stammenden Hs. Marbod's Gedicht mit dem Lapidär in altfranzösischer Prosa. Vgl. A Catalogue of the reserved and most valuable Portion of the Libri Collection ... sold by Auction on Friday, the 25th July 1862. In seinem Livre des légendes, Introduction p. 235 gab Le Roux de Lincy einen Auszug aus einem afz. Prosalapidarius. Nicht bekannt ist N. die Pariser Hs. der Nationalbibliothek fonds français 14969, alt 632/25 des Supplément français, welche der Bibliothek am 5. September 1878 mit der Aufschrift: „Restitution après décès" zurückgeliefert worden ist: Delisle führt sie als „en déficit" auf; diese Hs. enthält, nach dem unvollständigen Bestiär des Guillaume, den Lapidarius in achtsilbigen Reimpaaren, jedoch nicht ganz vollständig, indem der Copist bei dem Steine eliotropie aufhört: cil ki la porte le meuz en pot dire de chose celee e pistice est vermaile, si fet hume seur. Nach diesen Worten folgt am Rande: Amen. Marbod's lateinisches Gedicht findet sich noch in folgenden Handschriften, die bei einer neuen Ausgabe berücksichtigt werden müssen: Ms. latin 16079; Ms. latin 16699; Ms. latin 16702; Ms. latin 17293 der Pariser Nationalbibliothek: Ms. Royal 13 A XIV p. 217, Plut. XIV B fol. 107b 117 des British Museum zu London; in Tours No. 1040 unter Hildebert's Namen, vgl. Notices et extraits des mss. de la bibl. Nat. 28 p. 444; Pertz, Archiv 8 p. 436. Ueber zwei Handschriften mit einem lateinischen Lapidarius vgl. K. Bartsch in Pfeiffer's Germania (1878) 23 p. 110. Die Bibliothek der Kollegialkirche St. Paul in Lüttich enthielt im 15. Jahrh. unter No. 184: De lapidibus preciosis, in uno quinterno pergameno; vgl. Bibliophile belge 1866, p. 230 u. 243. Die Sammlung dieser Handschriften ist noch nicht vollständig; hoffentlich giebt die obige Arbeit Anregung, mit anderen Lücken auch diese auszufüllen.

Programme du collège royal français 1880. L'enseignement secondaire en France. Seconde partie. Par Ernest Friese. Berlin, J. F. Starcke, 1880. Progr. No. 48. 34 p.

Während im ersten Theile dieser Programmabhandlung von der durch die Ferry'schen Gesetze veränderten Organisation der Université de France

die Rede war, bezieht sich der vorliegende, ein Jahr später erschienene zweite Theil auf diejenigen Schulen, welche unsern Gymnasien und Realschulen entsprechen. In fünf Abschnitten handelt der Verfasser über den Organismus der französischen Gymnasien, über das Lehrerpersonal, über die Methode des Unterrichts, über die verschiedenen Unterrichtsgegenstände und über das Abiturientenexamen (baccalauréat). Die Schattenseiten der frz. Unterrichtsmethode werden sorgfältig erwogen und gelegentlich preussische Schulverhältnisse berührt. Während Jules Simon und Bréal das Internat verurtheilen, neigt der Verf. zu derselben Ansicht, wenn er meint, dass die Atmosphäre einer solchen, Kloster und Kaserne bildenden Anstalt schwer auf oft kaum zehnjährigen Knaben laste, dass da eine vernunftgemässe Erziehung unmöglich sei und dass man die armen Geschöpfe bedauern müsse, die dort ihre Entwicklungsjahre unter Leitung der maîtres d'étude zubringen müssten. Die Functionen der letzteren wie der surveillants généraux, des aumônier, des censeur und économe, endlich des proviseur werden im Einzelnen angegeben. Auf die Urtheile des Verf. über den Concours général der Pariser und Versailler Gymnasien, über die prix d'excellence, über die Unterrichtsmethode, über die Leistungen der frz. Abiturienten in den einzelnen Disciplinen etc. können wir an dieser Stelle nicht eingehen und müssen auf die Abhandlung selbst verweisen, die sich dem bekannten Buche von Hahn über das frz. Erziehungswesen wie dem Werke Bréal's „Quelques mots sur l'instruction publique en France“ würdig zur Seite stellt.

Miscellen.

Der Unterricht in neueren Sprachen an unseren Schulen.

An den Herausgeber des „Archiv".

Verehrtester Freund.

Sie werden sich erinnern, dass, als wir hier zusammen der im Jahre 1869 tagenden Philologen-Versammlung beiwohnten, ich den Antrag stellte, es möchten die Regierungen Deutschlands dafür sorgen, dass an allen deutschen Universitäten Lehrstühle für die neueren Sprachen errichtet werden, damit denjenigen Studirenden, die das Lehramt zu ihrem Berufe gewählt, Gelegenheit geboten werde, sich in ausreichender Weise auf die Prüfung im Englischen und Französischen vorzubereiten. Ich wurde zu diesem Antrage durch meine Erfahrung als Examinator für die englische Sprache bei der hiesigen Prüfungscommission veranlasst, ein Amt, welches ich acht Jahre lang bekleidete und worin ich mich überzeugte, dass die Candidaten des höheren Schulamtes, welche der Prüfung in jenen Fächern sich unterzogen, der grossen Mehrzahl nach ganz ungenügend vorbereitet waren. Was ich gewünscht, hat, wie Ihnen ja wol bekannt, seitdem sich erfüllt. Es giebt jetzt keine deutsche Universität mehr, wo nicht Lehrstühle für die neueren Sprachen, sei es durch ordentliche oder ausserordentliche Professoren besetzt, sich befänden. Wie es indessen trotzdem mit der Kenntniss der eigentlichen neueren Sprachen, d. h. der heutigen, bestellt ist, habe ich bereits vor zwei Jahren im „Im neuen Reiche", in aller Kürze zwar, aber ich hätte geglaubt, überzeugend genug an einem aus vielen mir bekannten Beispielen (es handelte sich dabei um eine Rostocker Doctor-Dissertation in englischer Sprache) nachzuweisen versucht. Von solchen ist mir seitdem, ausser einer oder einigen an hiesiger Universität von geborenen Engländern oder Amerikanern verfasst, keine wieder zu Gesicht gekommen. Augenscheinlich zieht es der hiesige Professor der engl. Sprache, wie viele andere, vor, die Dissertationen von deutschen Studirenden des Englischen in deutscher Sprache verfassen zu lassen. Ob das in der Ordnung ist, will ich hier nicht untersuchen. Wol aber muss ich nochmals meine Stimme gegen den Missbrauch erheben, der mit dem Unterricht zunächst, was mein Fach betrifft, des Englischen getrieben wird. Das Studium des Altenglischen ist ohne Zweifel sehr nützlich für den künftigen Lehrer des Neuenglischen, da eine Kenntniss der Geschichte der Sprache und ihrer Entwickelung bei etymologischen Fragen sowie für die ältere

Literatur unentbehrlich ist. Vorerst aber, wie auch Prof. Sweet oder Skeat, ich erinnere mich nicht mehr genau, welche von beiden Autoritäten, ohnlängst betont hat, muss die Kenntniss des Neuenglischen da sein, ehe man die des Altenglischen mit Nutzen verwenden kann. Sonst hat man zwar das Feuer auf dem Herde, aber keine Speise, um sie daran zu setzen. Die Schüler in Schulen aber, wo das Englische einen Unterrichtsgegenstand bildet, verlangen eben Speise, oder, um das Bild zu verlassen, die Sprache des Lebens, des heutigen Tages, zur praktischen Verwendung oder mindestens zum Verständniss der neueren und neuesten Literatur. Wenn nun die Lehrer selbst diese Sprache nicht beherrschen, wie sollen es die Schüler lernen? Dass aber eine grosse Zahl jener blosse Stümper darin sind, oder eine höchst mangelhafte Kenntniss derselben besitzen, das könnte ich aus unzähligen Lehrbüchern, die sie zu verfassen sich unterfangen und die mir zu Gesicht gekommen, erweisen. Die Schnitzer, denen man darin begegnet, sind oft haarsträubend. Die Unwissenheit, die darin zu Tage tritt, übersteigt alle Begriffe und ist eben so krass, dass sie sich ihrer gar nicht bewusst sind und daher die Dreistigkeit besitzen, Andere belehren zu wollen, ohne selbst etwas zu wissen. Ich glaube mich durch meine langjährige Mitarbeiterschaft an Ihrem Archiv, sowie durch meine Schriften und Lehrbücher, wie auch durch meine Beiträge zu den jüngst begründeten Zeitschriften „Anglia“ und „Englische Studien“ hinreichend dokumentirt zu haben, um ein solches Urtheil zu fällen. In letztgenannter Zeitschrift habe ich erst kürzlich (IV. Band 1. Heft) ein eklatantes Beispiel solcher Anmassung aufgezeigt und ich könnte deren in Fülle bieten, wenn es verlangt würde. Ich behaupte also ohne Widerrede zu fürchten, dass in zahlreichen Fällen die deutsche Schuljugend im Englischen von Lehrern unterrichtet wird, die durchaus incompetent dazu sind, und aus Lehrbüchern, die von Fehlern wimmeln, und hoffe, die Unterrichtsbehörden Deutschlands werden dafür sorgen, dass künftig 1) nur solche Candidaten zur Prüfung im Englischen resp. Französischen zugelassen werden, die sich über ihre erlangte ausreichende Vorbildung im Neuenglischen durch eine schriftliche Clausurarbeit auszuweisen vermögen, 2) zu Examinatoren nur solche Männer bestellt werden, welche im Stande sind, solche schriftliche Leistungen zu begutachten und bei der mündlichen Prüfung sich ausschliesslich des Englischen resp. Französischen als Medium zu bedienen und 3) keine anderen Lehrer mit dem Unterrichte in diesen Sprachen betraut werden, als solche, die mindestens die Censur 2 erhalten haben und zum Unterricht in allen Klassen befähigt befunden worden sind. Schliesslich wäre es wünschenswerth, dass eine besondere Inspection für den Unterricht in neueren Sprachen an den höheren Schulen des deutschen Reiches eingeführt werde, um ihn zu überwachen und darauf zu sehen, dass obige Punkte auch streng eingehalten werden.

Leipzig. Ihr treu ergebenster

Dr. David Asher.

Post hoc, ergo propter hoc.

Um falsche Ursachen für thatsächliche Wirkungen zu charakterisiren, haben die Engländer ein Sprüchwort: That's Tenterden steeple and Goodwin sands (das ist der Kirchthurm von Tenderden und die Untiefen von Goodwin). Als sich die Goodwin-Sands vor der Mündung der Themse zuerst für die Schifffahrt in unangenehmer Weise bemerkbar machten, wurden viele Küstenbewohner vernommen, um zu ermitteln, welche Ursachen die

Entstehung der Sandbänke herbeigeführt. Ein älterer Mann erklärte, die Schuld trage der Kirchthurm von Tenterden, denn vor seiner Erbauung habe es keine Sandbänke gegeben.

Alte Shakespeare-Ausgaben.

So selten auch die ältesten Drucke Shakespearescher Dramen geworden sind, namentlich die alten Quartos einzelner Stücke und die erste Folioausgabe (1623) der sämmtlichen Dramen, so kommen solche doch noch von Zeit zu Zeit bei Antiquariatsbuchhändlern vor. In einem ganz neuerdings von B. Quaritch in London (Picadilly) versendeten Katalog sind alte Quartausgaben (aber nicht die ersten) von Hamlet, Othello und Heinrich V. zu den Preisen von 15—36 Pfd. Sterl. angesetzt. Die sehr seltene erste Folioausgabe von 1623 steht mit 250 Pfd. Sterl. (etwa 5000 Mark) verzeichnet, die späteren drei von 1632, 1664 und 1685 mit 47 resp. 150 und 40 Pfd. Sterl.

Salamander.

Ad exercitium Salamandri! Alle, die einmal dem akademischen Leben angehörten, fühlen sich bei dem Worte wie berührt von einem Hauche aus der verschwundenen goldenen Zeit. Mit Freude begrüsste man daher die Untersuchung von Fr. Lichterfeld über die Herkunft und Entstehung dieses studentischen Lust- und Ehrenbrauches in Westermanns Illustr. deutschen Monatsheften 1875, S. 403 ff., deren Ergebnissen wenig zuzusetzen sein möchte.

Um so auffallender sind die Resultate einer neuen gelehrten Forschung, die statt in die vierziger Jahre unseres Jahrhunderts in das graue Alterthum führen möchte, von Lichterfelds Aufsatz freilich nichts ahnte. — In Ludwig Herrigs Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen, Bd. 64, S. 126 f., suchte Adalbert Rudolf unter Abweisung von *σάλεμ ἀνδρές* oder *ἀνδράσι* an die deutsche Mythologie heranzugerathen und möchte, an Salzsieden und Salzmahlen erinnernd, an „Minnesalz“, „Sal amandi“ denken, vielleicht auch „Salus amandi“, „Minneheil“.

Wenn an irgend ein Salz beim Salamander zu denken wäre, sal atticum zu Zeiten natürlich ausgenommen, so könnte das nur der gesalzene Häring des nächsten Morgens sein; und stände jene Erklärung statt in einer wissenschaftlichen Zeitschrift in einem Scherzblatte, so könnte man sie als „gelungene Kater-Idee“ vortrefflich finden.

So bleibt es indessen bei den Monatsheften von 1875, auf deren einen verwunderten Ausruf: der Salamander soll auch gesungen sein, ich nur noch betheurend aussprechen will: Das ist er auch!

In Göttingen habe ich seine Bekanntschaft zuerst im feierlichen Gesange gemacht 1842 oder 1843; bis dahin war er überhaupt dort unbekannt oder höchstens ganz einzeln geübt.

Ich kam Abends von Grossen Schneen zu Fuss in der langen Pappel-Allee von der Landwehr her zurück, vor dem „Kaiser“ standen Tische neben der Heerstrasse, und aus dem jubelnden Kreise kneipender Studenten schallten fremdartig feierliche Töne, die sich bald als eine am Biertisch höchst ungewöhnliche Melodie herausstellten: „God save the King“ oder „Der Grosse König lebt“, wie wir das hannoversche Nationallied nannten. Es ist bekanntlich genau die Melodie des „Heil Dir im Siegerkranz“. Man sang aber „Sa-alama-ander, Sa-alama-ander, Salamandérr“ etc., dabei

wurde gerieben oder auch aufgeklopft im Takte, am Ende des Verses ausgetrunken, und so unter Jubel in infinitum. Nachher habe ich öfter so mitgesungen und mitgerieben; man versuche es nur, es geht. Haben doch auch die Chemiker sich einen Gummi-Gesang ähnlich geschaffen: Gummi elasticum, Gummi arabicum, Gummi traganth etc.

Heute wissen schwerlich noch viele vom Salamander-Singen, es ist zur Antiquität geworden, wie wir damaligen jugendfrischen Sänger.

Rostock. R. E. H. Krause.

Beiträge zum deutschen Wörterbuch.

„Je mehr die Grafen sich mit französischen Sitten und französischen Anschauungen vereinselbigten.“ Wenzelburger, Geschichte der Niederlande I, 246.

„Die Kirche, welche sich mit dem ganzen Leben des Mittelalters vereinselbigt hat.“ Ders. I, 643.

„Der Umstand, dass er von seinen Gegnern stets mit Luther vereinselbigt wurde.“ Ders. I, 718.

„Das obligate Turnen ist bei der Classification bezüglich der zweiten und dritten allgemeinen Fortgangs-Classe nicht einzubeziehen.“ Programm des Gymn. zu Brünn 1879. p. 31.

„Frau Baumgartner, Chirurgenswitwe. — Herr Fragner Haiböck. — Fräulein Kaiser Casinorestauratrice. — Herr Bindermeister Prislmayr. — Frau Grundbuchführerswitwe Maria Scharizer. — Frau Grosstabackverlegerin Wuzlhofer, sämmtlich in Freistadt in Oberösterreich.“ Programm des Gymn. in Freistadt 1879.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

J. Storm, Englische Philologie. Anleitung zum wissenschaftl. Studium der engl. Sprache. (Heilbronn, Henninger.) 9 Mk.
O. Schneider, Lehrplan f. d. deutschen Unterricht in der Prima höherer Lehranstalten. (Bonn, Weber.) 1 Mk. 50 Pf.
Die neue deutsche Rechtschreibung und die Nothwendigkeit ihrer Verbesserung. (Berlin, Mühlbrecht & Puttkammer.) 80 Pf.

Grammatik.

K. Weinhold, Kleine mittelhochdeutsche Grammatik. (Wien, Braumüller.) 2 Mk.
M. Heyne, Uebungsstücke zur Laut- und Flexionslehre der altgerm. Dialecte. (Paderborn, Schöningh.) 1 Mk. 35 Pf.
R. Kynast, Die temporalen Adverbialsätze bei Hartmann v. Aue. (Breslau, Kern.) 1 Mk.
D. Sanders, Abriss der deutschen Silbenmessung und Verskunst. (Berlin, Langenscheidt.) 2 Mk. 50 Pf.
A. Maurer, Die Wiederholung als Princip der Bildung von Relativsätzen im Althochdeutschen. (Genf, Müller.) 1 Mk.
H. Cocheris, Origine et formation de la langue française. (Paris, Delagrave):
1) Notions d'étymologie fr. 2 fr. 50 ct.
2) Précis historique. 1 fr. 50 ct.
L. Lévy-Bing, La linguistique dévoilée. (Paris, Vieweg.) 2 fr.
E. Metzke, Der Dialect von Ile-de-France im XIII. u. XIV. Jahrhundert. I. Thl. Vocalismus. (Breslau, Köbner.) 1 Mk.
G. Reiche, Prosodie oder richtige Silbenbetonung der franz. Sprache, gegründet auf die Quantität der Silben. (Böhm.-Leipa, Künstner.) 1 Mk.
F. Lütgenau, Jean Palsgrave und seine Aussprache des Französischen. (Bonn, Behrendt.) 1 Mk. 50 Pf.
A. Leach, The Letter H, Past, Present, and Future: A treatise. With rules for the silent H, based on modern usage. (London, Griffith and Farran.) 1 s.

Lexicographie.

K. Schiller u. A. Lübben, Mittelniederdeutsches Wörterbuch. 29. Heft. (Bremen, Kühtmann.) 2 Mk. 50 Pf.
W. Liebknecht, Volks-Fremdwörterbuch. (Leipzig, Fink.) 1 Mk. 80 Pf.
J. Kelle, Glossar zu Otfried's Evangelienbuch. 2 Hefte. (Regensburg, Manz.) à 2 Mk. 50 Pf.
Manson's Pronouncing Dictionary, by J. Davis. (London, Mullan.) 1 s.

Literatur.

W. Scherer, Geschichte der deutschen Literatur. 3. Heft. (Berlin, Weidmann.) 1 Mk.
L. Salomon, Gesch. der deutschen Nationalliteratur. 8. Lfrg. (Stuttgart, Levy & Müller.) 1 Mk.
Hartmann v. Owe, diu maere vom armen Heinrich. Handschriften-Fcsm. Ausg. im Gewande des 12. Jahrh. (Kiel, Lipsius & Tischer.) 8 Mk.
A. Steiger, Hans Sachs. Ein Vortrag. (Zürich, Schmidt.) 50 Pf.
J. Nover, Ursprung und älteste Gestalt der Nibelungen-Sage. (Mainz, Diemer.) 75 Pf.
R. Heinzel, Beschreibung der indischen Saga. (Wien, Gerold.) 3 Mk. 40 Pf.
J. Pirig, Untersuchungen über d. sogen. jüngere Judith, mittelhochdeutsches Gedicht der Uebergangsperiode. (Bonn, Nolte.) 1 Mk. 50 Pf.
A. Sauer, Die Ramlerische Bearbeitung der Gedichte E. C. v. Kleist's. (Wien, Gerold.) 60 Pf.
J. Sarreiter, Ludwig Aurbacher. Ein Beitrag zur deutschen Lit.-Gesch. (München, Lindauer.) 50 Pf.
K. Fulda, Chamisso und seine Zeit. (Leipzig, Reissner.) 5 Mk.
O. Fr. Gensichen, Studienblätter. Cultur- und literarhistorische Skizzen. (Berlin, Graser.) 5 Mk.
K. Gödeke, Grundriss der Gesch. der deutschen Dichtung aus d. Quellen. 3. Bd. 6. Heft. (Dresden, Ehlermann.) 4 Mk.
M. Kaweczynski, Studien zur Literaturgeschichte des 18. Jahrh. Moralische Zeitschriften. The Tatler. (Leipzig, Matthes.) 5 Mk.
E. Cauer, Zum Andenken an G. E. Lessing. (Berlin, Grote.) 60 Pf.
Lessings Vermächtniss. (Reichenbach, Höfer.) 80 Pf.
H. Rüttig, Lessings Bedeutung f. unsere Zeit. (Torgau, Jacob.) 20 Pf.
P. H. Schneeberger, Das Urbild zu Schillers Jungfrau von Orleans. (Würzburg, Stahel.) 40 Pf.
B. Seuffert, Klein und Schiller. (Würzburg, Stahel.) 40 Pf.
O. Hammann, Zur Rettung Lessings. (Berlin, Luckhardt.) 60 Pf.
B. A. Wagner, Lessing-Forschungen, nebst Nachträgen zu Lessings Werken. (Berlin, G. W. F. Müller.) 3 Mk.
A. v. d. Velde, Zu Fritz Reuter. Anleitung z. Verständniss d. Plattdeutschen an d. Hand d. 1. Kap. des F. R.'schen Romanes „Ut mine Stromtid." (Leipzig, Koch.) 60 Pf.
W. Grimm, Kleinere Schriften hrsg. v. G. Hinrichs. I. Bd. (Berlin, Dümmler.) 11 Mk. 50 Pf.
G. Weidner, Der Prosa-Roman von Joseph v. Arimathia. Mit Einleitung über d. handschriftl. Ueberlieferung. (Berlin, Weidmann.) 2 Mk.
A. Serre, Le sublime Goethe et Victor Hugo. (Paris, Blériot.) 1 fr.
A. Houssaye, La comédie française. (Paris, Baschet.) 90 fr.
P. M. Lauras, Bourdaloue, sa vie et ses œuvres. 2 vols. (Paris, Palmé.) 15 fr.

A. Loiseau, Histoire de la langue française, ses origines et son développement jusqu'à la fin du XVIe siècle. (Paris, Thorin.)
W. Mangold, Molière's Tartuffe. Geschichte u. Kritik. (Oppeln, Franck.) 5 Mk. 60 Pf.
Molière und seine Bühne. Molière-Museum hrsg. von H. Schweitzer. 3 Hefte. (Leipzig, Thomas.) à 3 Mk.
F. Mistral, Mireia, Provenz. Gedicht, deutsch bearbeitet von Dorieux-Brotbeck. (Heilbronn, Henninger.) 5 Mk.
A. Reinbrecht, Die Legende von den sieben Schlafenden und der anglonormannische Dichter Chardri. (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.) 1 Mk.
A. Japp, German Life and Literature. In a series of biographical sketches. (London, Marshall Japp & Co.) 12 s.
W. Bryant, A biographical sketch with selections from his poems. (London, Blackie.) 2 s. 6 d.
C. Horstmann, Altenglische Legenden. Neue Folgen. (Heilbronn, Henninger.) 21 Mk.
E. Hermann, Weitere quellenmässige Beiträge zu Shakespeare's literarischen Kämpfen. (Erlangen, Deichert.) 5 Mk.
H. Varnhagen, Eine italienische Prosaversion der sieben Weisen. Nach einer Londoner Handschrift herausgegeben. (Oppeln, Franck.) 5 Mk.
J. Abert, Schlaf und Traum bei Calderon. (Würzburg, Stahel.) 80 Pf.
E. Dorer, Cervantes u. seine Werke nach deutschen Urtheilen. (Leipzig, Friedrich.) 5 Mk.
G. Brandes, Ein griechisches Liederbuch. Verdeutschungen aus griech. Dichtern. (Hannover, Hahn.) 2 Mk. 40 Pf.
Pypine et Spasovic. Histoire des littératures slaves. Traduit du russe par E. Denis. (Paris, E. Leroux.) 16 fr.

Hilfsbücher.

F. Martin, Schulgrammatik der deutschen Sprache. (Breslau, Hirt.) 1 Mk. 25 Pf.
G. Kuppler, Die Ausdrucksformen der neuhochdeutschen Sprache. Eine Elementargrammatik f. Mittelschulen. (Nürnberg, Ebner.) 2 Mk.
G. Fischer u. H. Hoppe, Erstes Lern- und Uebungsbuch für den Unterricht in der deutschen Sprache. (Dresden, Naumann.) 75 Pf.
W. Gebhardt, Die neue deutsche Rechtschreibung. (Leipzig, Rossberg.) 10 Pf.
F. Gelbe, Schulgrammatik der deutschen Sprache. (Dresden, Bleyl & Kämmerer.) 80 Pf.
R. Bechstein, Das höfische Epos. Auswahl aus den Erzählungen Hartmanns v. Aue, Wolfr. v. Eschenbach und Gottfr. v. Strassburg. Schulausgabe mit Einleitung, Anmerkungen und Wörterbuch. (Stuttgart, Cotta.) 1 Mk. 20 Pf.
W. Toischer, Ueber die Alexandreis Ulrichs v. Eschenbach. (Wien, Gerold.) 1 Mk. 50 Pf.
E. Sievers, Der Heliand und die angelsächsische Genesis. (Halle, Niemeyer.) 1 Mk. 50 Pf.
J. Minor, J. G. Hamann in seiner Bedeutung f. d. Sturm- und Drangperiode. (Frankfurt a. M., Literar. Anstalt.) 1 Mk. 60 Pf.
Lessings Laokoon f. d. Schulgebrauch bearb. und mit Erläuterungen versehen von J. Buschmann. (Paderborn, Schöningh.) 1 Mk. 20 Pf.
B. Auerbach, Die Genesis des Nathan. Gedenkworte zu Lessings hundertjährigem Todestage. (Berlin, Auerbach.) 1 Mk.

K. Brandt, Kurzgefasste franz. Grammatik für Tertia und Secunda. (Salzwedel, Klingenstein.) 75 Pf.

K. Kaiser, Franz. Lesebuch in drei Stufen. III. Theil. Oberstufe. (Mülhausen i. E., Bufleb.) 3 Mk. 60 Pf.

F. Schwarz, Ausgewählte Scenen aus Molière's Lustspielen. Zum Schulgebrauch zusammengestellt. (Basel, Bahnmeier.) 80 Pf.

E. d'Ollendon, Recueil des sujets de composition donnés aux examens de capacité et du brevet de sous-maîtresse dans les diverses académies. (Paris, Delagrave.) 2 fr. 75 ct.

F. Arago, James Watt, im Auszuge f. d. Schule bearbeitet von G. Geilfus. (Zürich, Schulthess.) 1 Mk. 40 Pf.

M. Guizot, La jeunesse de Washington, suivie d'un petit recueil de ses lettres à sa famille. Bearbeitet f. d. Schule v. G. Geilfus. (Zürich, Schulthess.) 1 Mk. 40 Pf.

T. de Banville, Petit traité de poésie française. (Paris, Charpentier.) 3 fr. 50 ct.

F. Ponsard, L'honneur et l'argent. Erklärt v. A. Lundehn. (Berlin, Weidmann.) 1 Mk. 20 Pf.

U. J. Rudolf, An abridgment of the history of english literature. (Solothurn, Jent & Gassmann.) 80 Pf.

Engl. Klassiker hrsg. v. I. Schmidt. II. Warren Hastings by Lord Macaulay. (Berlin, Haude & Spener.) 2 Mk.

The prisoner of Chillon, mit Einleitung u. Erklärungen von K. Meurer. (Köln, Römke & Co.) 35 Pf.

W. Bischoff, Englisches Lesebuch f. höhere Schulen. (Berlin, Parey.) 4 Mk.

Shakespeare's Hamlet erklärt von H. Fritsche. (Berlin, Weidmann.) 2 Mk. 40 Pf.

L. Herrig, Aufgaben z. Uebers. aus d. Deutschen ins Englische, nebst einer Anleitung zu freien schriftl. Arbeiten. 12. Aufl. (Iserlohn, Bädeker.) 2 Mk. 50 Pf.

Boyle, English lessons: serving as a key to L. Herrig's Aufgaben u. s. w. (Schlüssel, nur für Lehrer). (Iserlohn, Bädeker.) 2 Mk. 50 Pf.

K. Klöpper, Englische Synonymik. (Rostock, Werther.) 1 Mk.

Dr. F. J. Wershoven, The Scientific English Reader. Naturwissenschaftlich-technisches Lesebuch mit sprachl. und sachl. Erläuterungen. Theil II. (Leipzig, Brockhaus.) 1 Mk. 50 Pf.

D. L. Freifeldt, Elementarbuch der russischen Sprache. (Reval, Kluge.) 2 Mk.

Meister Hephästus-Lucifer.*

Von

Adalbert Rudolf.

Das überall bemerkbare Aufeinanderwirken und Widerstreiten der Naturkräfte hat die Sinne der Sterblichen seit grauesten Zeiten zum Grübeln angeregt und der Einbildung ein grosses Feld eröffnet. Es erschien von jeher den Menschen als ein Kampf verschiedener personificirter Naturgewalten, bei den Hellenen als Krieg der Uraniden (Olympier) gegen die riesischen Titanen und Giganten gefasst, bei den Germanen als Krieg des ansisch-wanischen Göttergeschlechtes gegen die Dursen (nordisch: Thursen). Diese riesischen Gegner der Götter galten ursprünglich durchaus nicht für unedel: sie erscheinen sogar vielfach als die Götter einer durch Einwanderung zurückgedrängten Urbevölkerung, woraus sich zum Theil auch die Feindschaft herleiten mag. Aber mehr und mehr bildete sich das gegnerische Verhältniss schroffer aus; das fromme Gemüth schuf die Feinde seiner gütigen Götter zu bösen Wesen um, und der Teufel mit seiner Sippe war auf dem besten Wege des Entstehens. „Von den indogermanischen Stämmen prägte dieser Gegensatz sich zuerst, und zwar sehr frühe, bei den Persern (Parsen) aus; in den Glaubensagen dieses Volkes traten die guten Geister unter ihrem

* Vgl. die Abhandlung „Der Name Mephistopheles“, Band LXII, Seite 289 bis 318.

Herrscher Ahuromazdao (Auramazda, neupersisch: Ormuzd) den bösen Geistern (Daeva) unter ihrem Obersten Angromainju (Agramainyus, neupers. Ahriman, d. i. der Arggesinnte) in einem fortwährenden Kampfe um Leben und Tod, Wohlsein oder Schaden des Menschen und um seine Seele nach dem Tode entgegen. Zoroaster (altpers. Zarathustra, neupers. Zerduscht), welcher etwa 1300 v. Chr. lebte, erfand wol diese Lehre nicht, sondern gab ihr in seiner Avesta (Gesetz) die feste Gestaltung; er war nicht Formator, sondern Reformator. — Jacob Grimm sagt (Mythologie): „Einen durchdringenden idealistischen Unterschied zwischen gutem und bösem Geist, Ormuzd und Ahriman, kennt weder die indische und griechische, noch die deutsche Götterlehre. Vor der Gewalt des einen allwaltenden Gottes verschwindet des Kakodämons Macht.“ Aber dieser Unterschied lag in der Luft und bildete sich allgemach und immer nachhaltiger aus; so wurden in jüngerer Zeit die Titanen und Giganten als böse Wesen gedacht, so auch die Dursen. Auch die slavischen Religionen weisen uns die göttliche Zweiheit (Zweiwesenlehre, Dualismus).

Einer der berühmtesten Titanen war der wegen seines Trotzes gegen Zeus bekannte Prometheus (wahrscheinlich sanskritisch: Pramathias, d. i. Räuber). Von ihm erzählt die Sage, dass er, nachdem er Menschen gebildet hatte, das Feuer vom Himmel gestohlen und Jene den Gebrauch desselben gelehrt habe; Zeus aber, über diese Verwegenheit und über die Entweihung der reinen Himmelskraft erzürnt, verhängte eine furchtbare Strafe über den Räuber: er liess ihn durch Hephaistos an einen Felsen schmieden, wo ihm täglich von einem Geier (Adler) die allnächtlich wieder nachwachsende Leber zerfressen ward. — Man hat, und wol mit Recht, dies titanische Feuerwesen für Eins mit dem Gotte des Feuers, Hephaistos (d. i. der Leuchtende), einem Sohne des Zeus, gehalten; innere und äussere Gründe sprechen dafür, dass Prometheus ursprünglich nur ein Beiname des Feuergottes ist. Auch dieser, welcher vielleicht irrthümlich als Olympier dargestellt ist, erregte Zeus' Zorn und erlitt harte Strafe; darüber wird berichtet: Als Hephaistos bei Gelegenheit eines Streites zwischen den himmlischen Eltern seiner Mutter Here

zu Hilfe kommen wollte, ergriff der zornige Vater ihn beim Fusse und schleuderte ihn vom Olympos zur Erde hinab; einen ganzen Tag fiel der Arme, bis er gegen Sonnenuntergang lahm auf dem Eilande Lemnos anlangte, wo er von den hilfreichen Einwohnern aufgenommen und in einer Grotte geborgen ward. Diese Sage muss — bis auf den kleinlichen Zug der Veranlassung — uralt sein. Die alte Hephaistos-Prometheus-Sage könnte in versuchter Herstellung also lauten: Nachdem die olympischen Herrscher unter Mitwirkung des Hephaistos (Prometheus) die Menschen erschaffen hatten, kam dieser Gott (oder Titane?) auf den Gedanken, den neuen Geschöpfen heimlich vom Himmel Feuer zuzutragen. Als Zeus dies erfuhr, gerieth er in Wuth, griff den Frevler und warf ihn zur Erde hinab, wo dieser gegen Abend gelähmt anlangte und sich vor dem Grolle des Himmelherrschers in unterirdischen Höhlen und unter Bergen verbarg. Als aber Zeus erfuhr, dass derselbe mit dem Leben davon gekommen, rastete er nicht, bis er ihn von Neuem in der Gewalt hatte; darauf liess er ihn an einen Felsen schmieden und ihm täglich von einem Geier die Leber abfressen. Aeschylos legt seinem gefesselten Prometheus die Worte in den Mund:

„Zeus kümmert mich weniger als nichts.
Mög' er walten, mög' er herrschen in der kurzen Zeit,
Wie ihm beliebt; lang' wird er nicht den Göttern gebieten.“

Diese Ansicht von dem einstigen Untergange der „unsterblichen“ Götter ist wichtig. — Die alte Sage in unserer muthmasslichen Gestaltung hatte keinen Bestand: Weil der Gebrauch des Feuers für die Götter nicht zu entbehren war, so kam Hephaistos bei Zeus wieder zu Gnaden und Ehren und in den Olymp zurück; demzufolge fand eine Spaltung der Sage statt in den Hephaistos und den Prometheus: Prometheus der Titane stahl das Feuer vom Olymp und ward zur Strafe (durch sein anderes Ich) an den Felsen geschmiedet; Hephaistos der Gott ward allerdings aus dem Olymp geschleudert, aber die Ursache nicht mit dem Feuer in Verbindung gebracht, und er gelangte später in den Himmel zurück.

Im germanischen Alterthum ist es der dem Titanen Hephaistos-Prometheus genau entsprechende Durse (Riese) Locho (nordisch: Loki, d. i. Lohe, Flamme), welcher unsere Aufmerksamkeit fordert. Seine Sage ist gegen das, was sie gewesen sein muss, sehr lückenhaft: Er hatte sich in Ansgart, die Götterwelt, einzustehlen gewusst, war bei der Erschaffung der ersten Menschen mitthätig und verlieh diesen „Blut und blühende Farbe“ (Bezug auf das Feuer?). Dass der Riese Locho den Menschen das Feuer verschafft hat, ist nicht zu ersehen, aber auf Grund der vergleichenden Mythologie zu vermuthen; dafür spricht auch, dass Locho „Bocksdieb“ genannt, und mit Donar's (Thorr's), des Gewittergottes Böcken der Blitz, also das zündende himmlische Feuer, bezeichnet wird. Auch die Strafe des Hinabwerfens aus dem Himmel durch den obersten Gott Wuotan (nordisch: Odhinn) wird nicht erwähnt; aber dies Geschick ist vom Vater auf seine Kinder in der jüngeren Sage, die Hella (nordisch: Hel) und den Mittgartwurm Jörmungandr übertragen. Daneben scheint die alte Sage noch von Locho's Lahmheit zu wissen, wenngleich dieselbe auf andere Ursache scheint zurückgeführt zu werden (Sage von Thiassi?); Donar droht einmal dem Locho, ihn zu lähmen, wie ja der Blitzstrahl Lähmens Kraft besitzt. Auch wird als Schmähung angeführt, dass Locho sich acht Winter lang unter der Erde verborgen gehalten habe. Locho kehrt zeitweilig nach Ansgart zurück, wie Hephaistos auf den Olympos. Zuletzt aber fiel er wegen seiner Schadenstiftungen dem Zorne der Himmlischen zur Beute, indem diese ihn fingen, in eine Höhle schleppten und auf Felsen banden; dann ward noch zur Erhöhung der Pein über seinem Antlitz eine Schlange so aufgehängt, dass deren giftiger Geifer auf ihn hernieder träufelte; vor Schmerzen aufzuckend erregt er die Erdbeben. So wird er in Banden liegen bis zum Weltende, wo er los werden und am Untergange der Weltordnung und der Götterwelt mitwirken wird. — Dieselbe Anschauung, welche bei den Hellenen zu einer Sonderung in den Gott Hephaistos, Zeus' Sohn, und in den Titanen Prometheus führte, veranlasste im Germanenthum eine spätere Unterscheidung zwischen einem

Gotte Locho, Wuotan's Bruder, und jenem riesischen Namenvetter.

Die griechische und germanische Sage gehören unmittelbar zusammen, sind in ihrem Urkerne Eins:

Es ist ein altes Buch zu blättern:
Vom Harz bis Hellas immer Vettern!

Der Knotenpunkt der beiden Geschwistersagen scheint in dem Kaukasus (Chauk-Ansa, d. i. Ansenberg, Götterberg) zu liegen. Dort soll den Prometheus die Strafe ereilt haben; dorthin auch wird die Fesselung des Locho zu legen sein, und das Gebirge führt den (verstümmelten) altdeutschen Beinamen „Glockensachsen", d. i. Lochosax, Locho-Fels oder -Berg. Man beachte, dass der Kaukasus eine Völkerscheide war, von welcher aus die Hellenen südwestlich, die Germanen nordwestlich wanderten. — Wir wollen noch einige Betrachtungen an die bedeutende, leider nur spärlich erhaltene griechisch-germanische Feuersage knüpfen: Die vergleichende Mythologie lehrt, dass alle Völker das Feuer vom Himmel gekommen wähnten; als himmlische Feuerstätte ward die Sonne angenommen, welche für einen gewaltigen Feuerball oder eine Feuerscheibe galt. Das Feuerwesen Hephaistos (Locho) nun, wie es innerhalb eines Tages vom Himmel zur Erde hernieder sinkt und gegen Abend dieselbe erreicht, ist ursprünglich als Sonnengott zu denken, welcher sich Abends gleichsam in den Bergen der westlichen Kimmung (Horizont) zu bergen scheint. Das ist ganz naturgemässe Anschauung. Aber damit pflegten die Sagen selten sich zu begnügen; indem ihre Verbreiter die freie Einbildungskraft ausschmückend walten liessen, suchten sie vor Allem nach mehr oder weniger wahrscheinlichen Gründen, wie wir bei Hephaistos sahen. Wie Hephaistos (Locho) wieder in den Olymp gekommen, wird nicht berichtet; die Thatsache aber beruht auf dem Sonnenaufgange, wie jene Schilderung auf dem Sonnenuntergange. Hephaistos wird zwar in den Ueberlieferungen nur noch als Feuer- und Schmiedegott erwähnt, nachdem Helios seine Stelle als Sonnengott eingenommen hat; aber die Schilderung, welche bei Homer von

seinem olympischen Schlosse gemacht wird, kann noch an seine einstige Würde erinnern:

Aber Hephaistos' Palast . . . . . .
Sternenhell, unvergänglich, der vorstrahlt unter den Göttern.

Von Locho wird erzählt: er habe, als die Götter auf ihn fahndeten, auf einem Berge sich ein Haus mit vier Thüren gebaut, dass er nach allen Seiten sehen und rechtzeitig entfliehen könnte. Dieser Gedanke enthält eine verdunkelte Schilderung des Sonnenhauses, und die vier Thüren entsprechen den hauptsächlichsten Sonnenständen. Man vergleiche damit noch das Kinderlied:

Reit, reit, Rösslein!
Da oben steht ein Schlösslein;
Da oben steht ein goldig Haus,
Lugen drei schöne Jungfrauen raus:
Die eine spinnt Seide
Und wickelt Goldweide;
Die andre blickt ins weite Land,
Hat einen Apfel in der Hand,
Die dritte geht ins Sonnenhaus
Und lässt die heilige Sonne 'naus.

Die drei Jungfrauen sind die Nornen (Zeit- und Schicksalgöttinnen), welche als Locho's (Mögthrasir's) Töchter gegolten zu haben scheinen. An des Sonnengottes Locho Stelle traten die Götter Paltar, Frouwo (nord. Baldr, Freyr). In den meisten erhaltenen Sagen tritt der Feuerherrscher Hephaistos ausschliesslich als kunstvoller Schmied auf; seine Werkstätten sind die feuerspeienden Berge, seine Gehilfen die zwergischen Kabiren, welche für seine Kinder gehalten wurden. Mit ihm berührt sich auch der berühmte Daidalos. Von Locho ist zwar nicht bekannt, dass er selber kunstreich gewesen; er liess aber von seinen Geschöpfen, den Zwergen, Kleinode arbeiten, und besonders scheinen Züge von Locho auf den Zwerg Regino (Regin), den Lehrer Siegfrieds, übergegangen zu sein. Auch Berührung mit dem sagenberühmten Riesenverwandten Wiolant (Wieland, nord.: Völundr) ist wahrscheinlich. Diese erwähnte Eigenschaft der beiden Feuerherrscher lässt ebenfalls mythische

Deutung zu: Der untergegangene, in die Berge gegangene Sonnengott, einmal als Feuergott gefasst, versinnlicht die Triebkraft der Erdwärme, welche Pflanzen und Bäume, die kunstreichen Naturerzeugnisse, hervortreibt. — Das furchtbar-schöne Element des Feuers konnte in zwiefacher Hinsicht, als wohlthätig und als verderblich, genommen werden, und diese Doppelseitigkeit vorzugsweise hat die Spaltung in Hephaistos und Prometheus, in den Gott und Dursen Locho, in das himmlische und irdische Feuer bewirkt; während ersteres, das reine Element (Heilfeuer, Nothfeuer) in erhabener Ruhe gedacht ward, flackert letzteres (Wildfeuer), das entweihte Element, mühsam empor, wie ohnmächtig zur himmlischen Heimath strebend. Aus der Betrachtung der lahmen, zuckenden Lohe kann alsdann das Hinken ihrer Verleiblichung (Personification), des Hephaistos (Locho's), welches mit dem Sturze aus dem Himmel in Verbindung gebracht ward, hergeleitet werden; auch der berühmte Schmied Wieland ist lahm. Die Sinne der Menschen kamen ganz allmählich, aber unwiderstehlich, darauf hin, das unheimliche tückische Element des irdischen Feuers als eine feindliche Macht anzusehen; so ward der Feuergott allgemach zum Teufel und, als später anstatt der alten Beerdigung das Verbrennen der Leichen Eingang fand, und man sich demzufolge die unterirdische Todtenwelt mit Flammen erfüllt dachte (was ganz zu Hephaistos-Locho passte), zum Todtengotte, wie noch der Volksmund Tod und Teufel stabreimend zusammenhält. Hephaistos (lateinisch: Vulcanus) allerdings war im classischen Heidenthum noch nicht eigentlicher Unterweltgott, dafür galt Pluton, Hades, dessen Name dem des deutschen Hadu (nordisch: Hödhr), Gottes der Dunkelheit, entspricht; erst beim Uebergange zum Christenthum scheint man dem Götzen, welcher aus den Kratern der Vulcane seine feurigen Ergüsse schleudert, die Rolle eines Höllenfürsten zugeschrieben zu haben. Während Hephaistos nur gelegentlich sich in Schabernacken äussert, steht sein germanischer Vetter, der alte Schadenstifter Locho der Riese, dem Teufel schon viel näher. Ihm scheint der Name Utgartilocho (Utgardhiloki, d. i. Aussenwelt-Locho) ursprünglich als Beiname zuzugehören. Der späterhin als selbständiges Wesen auftretende Riese Utgardhiloki

wird von dem Gewittergotte Donar gefesselt, und so findet ihn der Held Thorkill in finsterer Höhle mit ungeheuren Ketten belastet. Locho's Verhältniss zur Unterwelt ist auch dadurch ausgedrückt, dass die germanische Unterwelt- und Todtengöttin Hella (neudeutsch: Hölle, nordisch: Hel) in den jüngeren heidnischen Sagen seine Tochter genannt wird, und dass er beim Weltuntergange, nachdem seine Ketten gesprengt sind, die Todten zum Kampfe gegen die Götter führt.* Als das Römerthum das deutsche Volksthum bekämpfte und auf einige Zeit unterjochte, erhielt dieses ein fremdes Gewand; so ward Wuotan zu Mercurius, Donar zu Jupiter, und so ward auch Locho zu Hephästus (latinisirt aus Hephaistos, anstatt Vulcanus), und unter diesem Namen muss er als Teufel christianisirt worden, seine Sage in die Kirchenlegende übergeflossen sein.

Merkwürdiger Weise finden wir die Sagengebilde des Hephästus-Locho nach der grossen Kluft vieler langer Jahrhunderte im Christenthum wieder, ein Beweis, dass der neue Glaube sie nicht zu vertilgen vermocht haste, sondern dass sie lebenskräftig fortgewuchert hatten. Man höre, was das Volksbuch von Dr. Joh. Faust (1587) über den Teufel Lucifer, den „gefallenen Engel", anführt; der böse Geist Mephostophiles berichtet an Faust: „Mein Herr Lucifer, der jetzunder also genennt wird, wegen der Verstossung aus dem hellen Licht des Himmels, der zuvor auch ein Engel Gottes und Cherubin war, der alle Werk und Geschöpf Gottes im Himmel gesehen hat — Er war in solcher Zierd, Gestalt, Pomp, Autorität, Würde und Wohnung, dass er über alle andere Geschöpf Gottes, über Gold und Edelgestein und von Gott also erleuchtet, dass er der Sonnen Glanz und Stern übertreffen thäte. Denn so bald ihn Gott erschuf, setzte er ihn auf den Berg Gottes und in ein Amt eines Fürstenthums, dass er vollkommen war in allen seinen Wegen. Aber so bald er in Uebermuth und Hoffart stieg und über Orient sich erheben wollte, ward er von Gott aus der Wohnung des Himmels vertilget, und von seinem Sitz gestossen in einen

* Eine nähere Berührung mit dem räthselhaften Feuerwesen Surt (Surtr, Muspill), welches am jüngsten Tage die Welt durch Feuer vernichtet, ist nicht augenscheinlich nachweisbar.

Feuerstein, der ewig nit erlischt, sondern immerdar quellet." Ferner: „Er war gezieret mit der Kronen aller himmlischen Pomp. Und dieweil er also wissentlich und vermessentlich wider Gott gewesen ist, hat sich Gott auf seinen Richterstuhl gesetzt und ihn auch gleich zur Hellen, daraus er in Ewigkeit nit mehr entrinnen mag, verurtheilet und verdammet." Ist das nicht eine auffällige Wiederkehr der Hephästus-Sage? Aber man höre weiter: „Ob wohl der verstossen Lucifer aus Hoffart und Uebermuth sich selbst zu Fall gebracht,* hat dieser eine Legion und ihr viel der Teufel ein Regiment aufgericht, den wir den orientalischen Fürsten nennen; denn seine Herrschaft hatte er im Aufgang. Also ist auch eine Herrschaft in Meridie, Septentrione und Occidente." Aufgang, Mittag, Mitternacht und Abend! Ist das nicht unbestreitbar die Sonne in ihren verschiedenen Ständen? Lucifer, dessen Name „Lichtbringer" bedeutet, entspricht auf das Genaueste dem Hephästus-Prometheus und dem Locho. Er ist anfänglich allgemein Beherrscher der Sonne, darauf ausschliesslich der untergehenden Sonne;** denn von einer Wiederaufnahme in den Himmel, also einem Sonnenaufgange, kann bei der christlichen Legendenrichtung keine Rede sein. Der Vermittler dieser Lucifer-Legende muss noch genaue Kenntniss und genaues Verständniss der alten Sage gehabt haben. Wenn die Sage von Lucifer vollständig wäre, würden wir ihn auch als Feuerbringer oder Aehnliches kennen lernen; dass er ein Feuerwesen ist, erhellt besonders aus dem Feuerstein (-berg), in welchem er hausend gedacht ward. Wann für Hephästus der neue Name Lucifer entstanden, ist unbekannt. Nachgewiesen ist er zuerst etwa 1300 bei dem Dichter Hugo von Trimberg, in dessen Sammelwerke „Der Renner" die Stellen begegnen:

Daz Lucifer ein Duvel wart,
Daz quam von siner hovart.

* Man denke an das Sprichwort: Hochmuth kommt vor dem Fall.

** Die frühere Ansicht, dass der Lucifer der christlichen Legende (gleich dem Namenvetter Phosphorus der hellenischen Mythologie) den Morgenstern bedeute, und die Stelle des Propheten Jesaias „Wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern!" Beziehung zu jenem Licht- und Feuerwesen habe, kann als überwundener Standpunkt angesehen werden.

ferner:

Da Lucifer sin liep geselle
sin wartet mit allen sinen genozen
die von Himel sint gestozen.

Wahrscheinlich ward der Name von einem peinlichen Geistlichen, welcher den alten Heidengott nicht in der christlichen Kirchensage gelten lassen wollte, gebildet, und dadurch allmählich der alte volksthümliche Name Hephästus verdrängt. Gang und gäbe ist dem Mittelalter auch die Ansicht, dass der Teufel lahm sei gleich seinen heidnischen Vorgängern, und dass er in der Hölle gebunden liege bis zum Anbruche des jüngsten Tages (nach der Ueberlieferung durch Christus bei der Höllenfahrt gefesselt), dann aber ledig werden und in Gemeinschaft mit dem Antichristen auftreten werde. Der Widerspruch, dass der Teufel gefesselt sei und dann doch wieder in der Hölle als Unheilstifter herrsche, darf nicht befremden: Die Sagen, in frühesten Zeiten bei verschiedenen Völkern und Stämmen entstanden oder umgebildet, konnten nicht über Einen Leisten ausfallen und tragen viele Widersprüche an sich. In späterer Zeit suchte man dem Verständniss dadurch nachzuhelfen, dass man mehre höllische Fürsten neben einander bestehen liess (Lucifer, Satan, Beelzebub); aus demselben Grunde geschahen schon in der hellenischen und germanischen Sage jene Spaltungen, und neben dem Dursen Locho trat sogar noch als drittes Feuerwesen der Riese Loho (nordisch: Logi) auf.

Der Fesselung des Hephästus-Prometheus, des Locho und des Teufels vergleicht sich die des arisch-persischen Ahriman; dieser Vertreter der bösen Urkraft liegt tausend Jahre in Ketten. Auch die indische Mythologie bietet Anklänge: Die indischen Arier bezeichneten den Blitz und das durch denselben vom Himmel niedergefahrene Feuer als einen Gott, welchen sie Agni nannten; der hochheilige Blitzgott Agni — so dachten sie — holt das Feuer vom Himmel herunter. Aber er ward ausschliesslich als ein wohlthätiges Wesen dargestellt und verehrt. Daneben besteht die indische Sage, dass ein räuberischer Dämon die Sonne geraubt hat und in Verwahrsam hält, dann aber durch den Blitzstrahl des Gottes Indra (d. i. Bezwinger) erlegt, und so die Sonne wieder befreit wird. Ein-

gehenderes Studium würde vielleicht auch dort irgendwo die Strafe der Fesselung und noch sonstige Bezüge entdecken lassen. Es ist merkwürdig, wie die vergleichende Mythologie in scheinbar sich fremden Sagen den Kern der indogermanischen Ursage erkennen lässt.

Eine eigenthümliche Stellung nimmt das uns stammlich ganz fremde, culturgeschichtlich aber nahe getretene Judenthum dem Indogermanenthum gegenüber ein: Obwohl vor Moscheh (Moseh, Moses) der Vielgötterei ergeben,* scheint es doch einen durchschlagenden Unterschied zwischen gutem und bösem Element nicht gekannt zu haben. J. Grimm (Myth.) sagt darüber: „Der jüdische Monotheismus gewährte dem Satan bloss die Nebenrolle eines Versuchers, Lästerers, wie sie das Buch Hiob deutlich zeigt. Seit dem Exil waren aber die Juden mit der Idee des Dualismus bekannter, und zur Zeit des N. T. hatte sich die ganze Dämonologie vielfach ausgebildet.“ David Friedländer bemerkt in einem Briefe an Goethe's Freund Zelter: Die Dämonologie der Juden habe sich erst nach dem Exil ausgebildet; „die Mosaisten wissen von keinem Engel, noch von einem Teufel.“ Meine Ansicht ist die: Der Teufelgedanke ist den Juden, wenigstens in der gereinigten mosaischen Religion, nicht eigenthümlich gewesen; dafür spricht, dass derselbe einzig in der Hiob-Sage ausgesprochen ist. Aber durch den Verkehr mit den Persern kam schon frühe die Kenntniss der Ahriman-Sage zu den Juden und floss trotz des Eiferns der Rabbinen in das Volksthum über. Die Gefangenschaft in dem halbindogermanisirten Babylon leistete Dem noch Vorschub und brachte die Juden in nächste Berührung mit den Persern, und die Zweiwesenlehre prägte sich ebenso scharf im Judenthum (und später in dem auf jenem fussenden Christenthum) aus, wie in dem Glauben der Perser, der Indogermanen.

Wir kommen nun zu einer flüchtigen Besprechung der in engster Beziehung zur Ahriman-Locho-Hephästus-Lucifer-Sage stehenden Faust-Sage. In grossen Zügen betrachtet, wiederholt

* Die Erzväter, Richter u. s. w. sind ursprünglich Heidengötter und in der mosaischen Religion gegenüber Jehovah, dem jüdischen Allvater, in derselben Weise geduldet worden, wie im Christenthum viele deutsche Heidengötter zu Heiligen gemacht wurden.



sich in dieser nur jene: Der Mensch, welcher von der göttlichen Macht seine auf Leibliches oder Geistiges gerichteten Wünsche nicht gewährt sieht, wendet sich an die entgegengesetzte Macht, welche sich ihm willfähriger zeigt, macht sich dadurch des Dursen- oder Titanenfrevels von Neuem schuldig und fällt zur Strafe der bösen Macht anheim. Seltsam sind in der uralten persischen Sage von Zohak (Sohak, Dohak, d. i. Uebel) beide grosse Sagen verschmolzen.* Danach gesellte sich der böse Geist Iblis zum Königssohne Sohak als schmeichlerischer Freund und versprach, ihn zum Herrscher der Erde zu machen, wenn er seinen frommen Vater tödte. Sohak weigert sich dessen, lässt aber zu, dass Iblis dies ausführe. Dieser setzt hierauf, als Leibkoch, dem jungen Könige Blut und scharfe Gewürze vor, durch welche er grausam und lasterhaft wird. Im Freudentaumel wird Iblis gestattet, Sohak's Schulter zu küssen, wonach an dieser Stelle zwei Schlangen hervorwachsen. Der böse Geist verschwindet, kehrt aber als fremder Arzt zurück und verordnet, die Schlangen täglich mit Menschenhirn zu füttern. Sohak stürzt den früher frommen, aber hochmüthig gewordenen Dschemschid vom Thron, wird aber zuletzt durch dessen Enkel getödtet und an einen Felsen geschmiedet. — Das ist Prometheus und Faust in Einer Person! Allerdings vermissen wir an Sohak das Selbstbewusstsein und die Strebsucht unseres Faust; er trägt mehr das morgenländische Gepräge des Sich-gehen-lassens an sich. Ob in der Zohak-Sage die Urfaust-Sage oder wo diese zu finden ist? vielleicht im Sanskrit, welcher in seinen Erzählungen Diebessagen und Zaubersprüche in Menge bietet? Sie ist unstreitig dem gesammten Indogermanenthum ureigenthümlich, und alle einschlägigen Aeusserungen sind nur Gestaltungen desselben Gedanken. Eine wichtige Rolle spielt die vielbesprochene Heiligengeschichte von Theophilus (d. i. „Gottesfreund"), welche in erster Reihe als Wurzel der eigentlichen, engeren Faust-Sage gelten kann, obgleich sie leider dem Volksgeiste entgegen allzusehr in Weihrauchnebel gehüllt ist und daher des frischen, erquickenden

* Nach Julius Bode, Die Faustsage. 56. Band des Neuen Lausitzischen Magazins.

Waldesduftes, welcher die Faust-Sage durchzieht, entbehrt. Sie hat von der alten Fassung des Sagenstoffes die künstliche Abweichung der belehrenden, bekehrenden Kirche erhalten, dass der Held der Erzählung nicht der ewigen Strafe verfällt, sondern durch Reue und die himmlische Gnade gerettet wird. Beweggrund der Teufelverschreibung ist bei Theophilus nicht Wissendurst, sondern ausschliesslich Rachsucht. Es ist bedauerlich, dass wir anstatt oder neben der Legende nicht die ursprüngliche volksthümliche Theophilus-Sage besitzen; vielleicht würde auch der deutschen Strebsucht, dem Wissendrang Rechnung getragen sein. Aus dem Theophilus entwickelte sich der echtgermanische und echtdeutsche, selbst auf Gefahr des Leibes und der Seele nach geistiger Vollkommenheit ringende Johannes Faust, von welchem das Volksbuch sagt: Er „nahme an sich Adlers Flügel, wollte alle Gründ am Himmel und Erden erforschen." Ganz im Gegensatze dazu steht der wiederum den Nationalcharakter aussprechende spanische Don Juan (d. i. Johann), welchem es nur um leibliche Genüsse zu thun ist. Beide verfallen der höllischen Strafe, wie es der Sagenrichtung gemäss ist. Der Verkehr zwischen Faust und dem Höllenfürsten Hephästus-Lucifer geschah nicht unmittelbar, sondern vermittelt durch einen Untergeist, welcher den Namen Hephästophilus (d. i. Hephästus' Freund, Teufelsfreund; verstümmelt in Mephistophilus und Mestostophiles) führt* und dem persischen Iblis entspricht. In der überlieferten Don-Juan-Sage fehlt die persönliche Einwirkung des Bösen; sie muss aber in der alten echten Sage, welche vielleicht durch Gothen oder Sueben in Spanien vermittelt worden ist, vorhanden gewesen sein.

Zum Schlusse komme ich noch einmal auf das Judenthum zurück. Die in den jüdischen Religion-Ueberlieferungen vereinzelt dastehende Hiob-Legende kann, vollständig wie sie vorliegt, oder doch der Hauptsache nach, den Persern entnommen sein; sie hat mit der Faust-Sage nur eine äussere Aehnlichkeit: Hiob ist ein passiver Faust! Nun aber wird von unserem Religionstifter, dem weisen Jeschua (Jesua, Jesus) die wunderliche

* Vergl. Band LXII, Seite 306 ff.

Legende berichtet, dass der Teufel ihn auf einen sehr hohen Berg geführt und ihm „alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit“ gezeigt und dieselben ihm versprochen habe, wenn er ihm anhange, ihn anbete. Das lässt unbestreitbar auf eine Kenntniss der persischen Zohak-Sage schliessen, wie ja gerade das Christenthum mehre heidnisch-indogermanische Anklänge, auch den Christos-Gedanken selber, in sich aufgenommen hat. Indem nun Jeschua den Versucher von sich abweist, sagt er sich mit Entschiedenheit von der fremden, heidnischen Ueberlieferung los, welche wie ein Schmarotzer auf den Baum des Judenthums gekommen war, und — man verstehe das Sinnbildliche der Fabel — ward kein Zohak, kein Faust; und wenn die Legende von ihm weiss, dass er in die Hölle „niedergefahren“ sei, so geschieht es lediglich, um Christos' Sieg über jene, den Sieg seiner Lehre über das Heidenthum, zu bekunden.

Richard III.

Die Zeitbestimmung über dieses bedeutende Stück der neunziger Jahre ist in der neuesten Zeit schwankend geworden. Früher liess man es, des Stoffes wegen, ziemlich unmittelbar auf Heinrich VI. folgen und setzte es also gleichzeitig mit Romeo und Julia in die Jahre 1591—1593.* Liest man das Stück aber unmittelbar nach Heinrich VI., Love's Labour's lost und Romeo und Julia, so tritt Einem denn doch ein so gewaltiger Unterschied der Behandlung und Sprache entgegen, dass es mit den Stücken der italianisirenden Manier unmöglich in einer Reihe stehen kann. Die tändelnde, kokettirende, mit Witzen und Conzepten spielende Manier hat völlig aufgehört, der sachliche Ernst einer furchtbaren Tragödie, wie er mit dem Stoffe gegeben, kommt in einer Gewaltigkeit zum Durchbruch, die einen neuen Styl verkündigt, die realistische Auffassung und Darstellung des echten Historikers prävalirt durchaus über die mit eigenem Reichthume scherzend spielende Phantasie des Dichters. Wir besprechen das Stück daher als das erste in der Reihe der Histories, um diesen Gegensatz der beiden Manieren an der Grenze der zweiten und dritten Periode recht scharf hervortreten zu lassen. Aber wir machen darauf aufmerksam, dass das Drama erst 1597 zum ersten Male gedruckt ist, noch ohne den Namen des Verfassers, der erst in der zweiten

* Delius nimmt mit Malone das Jahr 1593 an, „schwerlich viel später." (Einl. VIII.)

Quart-Ausgabe vom Jahre 1598 hinzugefügt wurde: und es erscheint uns nicht wahrscheinlich, dass ein nach Stoff und Form so gewaltig ergreifendes Stück vier bis fünf Jahre hat warten müssen, ehe sich ein Buchhändler fand, der mit dem Druck glaubte ein gutes Geschäft machen zu können. Ferner erschien schon 1594 ein Trauerspiel gedruckt unter dem Titel:

„The true tragedy of Richard III.",

welches schon früher, aber nicht von Shakespeare gedichtet war (vor 1588). So völlig unbedeutend dieser Versuch nun auch Shakespeare gegenüber erscheint, so kann ich mich doch der Ueberzeugung nicht entschlagen, dass Shakespeare, seiner ersten Gewohnheit in historischen Stücken folgend, diesen Druck von 1594 zur Bearbeitung für sein Blackfriars-Theater vorgenommen, aber nun freilich mit der reiferen Kraft des bereits durch Romeo und Julia und den Kaufmann von Venedig hoch berühmten Dichters gezeigt hat, was sich denn doch noch ganz Anderes aus diesem Stoffe machen liess. Eine lateinische Stylübung in der Manier Seneca's von Dr. Legge, vor 1583 schon in Cambridge aufgeführt und in den Schriften der Shakespeare-Society wieder abgedruckt, scheint mir weniger Einfluss auf Shakespeare's Behandlung gehabt zu haben. Dagegen ist der Dichter offenbar von der ihm vorliegenden Bearbeitung wieder auf die geschichtliche Quelle in den Chroniken Holinshed's (1577, 2 Bände) und Hall's zurückgegangen und hat aus diesen den Reichthum von Einzelzügen entnommen, der sein Drama so eigenthümlich auszeichnet.

Unzweifelhaft ist das Stück also zwischen den Jahren 1593—96 entstanden. Wenn aber noch Malone und Collier das Jahr 1593 als Entstehungszeit, ohne genügende Gründe, annehmen, so sehe ich mich also jetzt veranlasst, das Stück etwa ein bis zwei Jahre später anzusetzen, 1594—95. Es stimmt diese Zeit zugleich sehr wohl mit der sonstigen Chronologie der Stücke dieser Jahre:

Romeo und Julia 1592.
Kaufmann von Venedig 1593—94.*

---

* Wenn Professor Edward Dowden in seinem sonst so sehr werthvollen und brauchbaren kleinen Buche über Shakespeare (1879) das

Sommernachts-Traum 1594.
Richard III. 1594—95 } beide gedruckt im Jahre 1597.
Richard II. 1595—96 }
König Johann 1596.
Heinrich IV. 2 Theile, 1597 und 1598.
Heinrich V. 1599.

Nur das letzte historische Stück, Heinrich VIII., gehört der späteren Lebenszeit des Dichters an (aufgeführt erst 1613): es steht an Werth bedeutend tiefer, scheint auf Bestellung als Hofceremonie geschaffen zu sein und charakterisirt so bereits die abnehmende Kraft des um diese Zeit noch so herrlich aufstrebenden dichterischen Genius.

Was mich zuletzt noch am meisten bestimmt, Richard III. in das Jahr 1595 zu setzen, ist der Umstand, dass die Zeit-Lücke zwischen dem 1594 geschriebenen Sommernachtstraum und dem erst 1597 begonnenen Heinrich IV. mir nicht hinreichend durch die beiden Stücke ausgefüllt erscheint, welche unzweifelhaft in diese Jahre fallen: Richard II. und König Johann. Denn die Produktivität des Dichters in allen diesen zehn Jahren von 1590—1600 ist eine so grossartige gewesen, dass er auch nicht ein einziges Jahr hat verfliessen lassen, ohne wenigstens ein oder zwei Stücke zu liefern. Richard III. bildet also die Ergänzung und zwar offenbar den einleitenden Anfang zu all diesen durchaus selbstständigen historischen Dramen: und es ist sehr wohl zu erklären, dass die mildere und reifere Form Richard's II. eine unmittelbare Frucht der künstlerischen Kraft ist, die ihre strotzende Ueberfülle soeben gleichsam hatte völlig austoben lassen in Richard III.* Jedenfalls bieten diese beiden Stücke also die entscheidenden Uebergangsformen dar, mit welchen der eigentlich

---

Jahr 1596 für den Kaufmann von Venedig ansetzt, so ist diese Jahreszahl durchaus willkürlich von ihm angenommen. Die von ihm selbst angeführte Notiz über die Aufführung der „Venetianischen Komödie“ am 25. August 1594 kann nicht ohne hinreichende Gründe beseitigt werden. Die Histories sind nicht durch eine Komödie unterbrochen worden.

* Der hinreissende Erfolg, den R. III. damals muss gehabt haben, hat offenbar den Dichter veranlasst, die ganze Reihe der historischen Stücke unmittelbar darauf folgen zu lassen und jedes folgende immer feiner auszuarbeiten.

historische und realistische Styl der dritten Periode unseres Shakespeare beginnt.

Gleich der Beginn des Stückes enthält einige überaus grossartige Scenen, die man einmal von einem Dessoir muss spielen gesehen haben, wenn man ihrer dramatischen Wirkung auf der Bühne sich völlig bewusst werden will: Richard's Monolog, in welchem er uns selbst die Grundzüge seines Charakters und seiner Gestalt und äusseren Erscheinung angibt — die Werbung um Lady Anna an der Leiche ihres Gatten — dann das Eintreten des blutgierigen Ungeheuers in die erschreckende Hofgesellschaft — endlich die Ermordung seines Bruders Clarence im Tower — das ist der Inhalt des ersten Aktes, der uns die Verhältnisse völlig klar exponirt, wie sie der beginnenden Tragödie zu Grunde liegen. Der Bruder also des regierenden Königs, Eduard's IV., der Herzog von Gloster zunächst nur, später als Richard III. den Thron besteigend, Anhänger und Hauptrepräsentant der weissen Rose, tritt auf mit den Worten:

„Jetzt ward der Winter unsres Missvergnügens
Glorreicher Sommer durch die Sonne York's,
Und all die Wolken, die dies Haus bedrohten,
Sind in dem tiefen Ozean nun begraben.
Die Stirnen sind geschmückt mit Siegeskränzen,
Die schart'gen Waffen aufgehängt zum Denkmal.
Der wilde Lärm der Schlachten ist verstummt,
Ist ausgetauscht mit fröhlicher Gesellschaft,
Und unsre Kriegesmärsche wandeln sich
In lust'ge Melodien, zum Tanz gespielt.
Der grimme Krieg entrunzelt nun sein Antlitz,
Und statt die Berber-Rosse zu besteigen,
Furchtsamer Feinde Seelen zu erschrecken,
Hüpft zierlich er in einer Dame Zimmer
Und freut sich an der Laute üpp'gem Spiele.

Doch Ich, für eitle Freuden nicht gemacht,
Geschaffen nicht, verliebt mich zu bespiegeln,
Ich, rauh gebildet, Liebesreiz entbehrend,
Unfähig, einer üpp'gen Nymphe höflich
Den Hof zu machen, neben ihr stolzirend,
Ich, um das schöne Ebenmass verkürzt,
Betrogen durch Missbildung der Natur,

Entstellt, unfertig, vor der Zeit gesandt
In diese Welt des Athmens, halb vollendet,
Dazu so lahm, so ungeformt, so hässlich,
Dass Hunde bellen, wenn ich geh vorbei —
Fürwahr, in dieser weichen Friedenszeit
Hab' ich nicht Lust, die Zeit so hinzutändeln,
Da keine Freude meinen Weg erhellt,
Als meinen Schatten in der Sonn' zu spähen,
Und über eigne Missgestalt zu klagen!
Und deshalb — da ich nicht den Liebling spielen
Noch wohlgesetzte Reden halten mag,
Zu unterhalten diese Weichlingszeit —
Bin ich gewillt, ein Bösewicht zu werden
Und Feind den eitlen Freuden dieser Tage."

Und in diesem Tone erzählt er weiter, wie er Komplotte angestiftet, den Verführer zu gefährlichen Dingen gespielt, Prophezeiungen ausgeheckt und Schmähschriften verbreitet, seine beiden Brüder Clarence und den König Eduard gegen einander zu hetzen zu tödtlichem Hasse: „denn G. sollte der Mörder sein von Eduard's Erben!" so lautete eine Prophezeiung; und der König hatte dieses auf George Clarence (statt auf Gloster) gedeutet. Und schon hat es gewirkt; denn eben kommt Clarence heran, um ins Gefängniss geführt zu werden. Sein Bruder Richard stellt sich nun ganz unschuldig ihm gegenüber, verhöhnt ihn aber wegen seiner Einfalt, sobald er abgegangen. Lord Hastings, der auch bereits im Gefängnisse gewesen, bringt darauf Nachricht, dass es schlecht mit dem Könige stehe: er liege krank zu Bett. Gloster heisst ihn vorangehen und spricht dann kurz seinen Entschluss aus, Clarence zu beseitigen, König Eduard ruhig sterben zu lassen und dann die königliche Wittwe Anna aus dem Hause Lancaster zur Gemahlin zu nehmen, obwohl er ihr den Gatten (Eduard v. Wales) und den Vater des Gatten (Henry VI.) erschlagen hat. So hofft er alle Ansprüche in seiner Person zu vereinigen.

Diese Werbung nun um die junge Wittwe Anna am Sarge des eben zum Begräbniss getragenen Henry VI. (in der zweiten Scene) ist ein bedenkliches Wagestück von Seiten des Dichters, welches nur durch das geschickteste Spiel der Darstellerin kann erträglich und wahrscheinlich gemacht werden. Der

Dichter hat freilich seine ganze Kunst angewandt, um der Scene ihren peinlichen Eindruck zu nehmen: und wenn es der Darstellerin gelingt, die Uebergänge der verschiedenen Stimmungen von den Flüchen des wildesten Hasses bis zum zögernden Nachgeben möglichst leise und unmerklich hervortreten zu lassen, wenn es eben so dem Darsteller gelingt, die dämonische Mannesnatur des absoluten Bösewichtes derartig zur Erscheinung zu bringen, dass das offenbar eingeschüchterte schwache Weib unter dem Zauberbann seiner drohenden Augen einer ähnlichen Gewalt unterliegt, wie der kleine Vogel, der in den Rachen der Schlange fällt — dann kann allerdings die bedenkliche Scene von grosser Wirkung werden. Richard selbst fasst die hindernden Umstände seiner Werbung in triumphirendem Hohne zuletzt in die Worte zusammen:

„Ward je ein Weib in dieser Laun' gefreit?
In dieser Laune je ein Weib gewonnen?
Ich will sie haben — doch nicht lang' behalten!
Wie, Ich, der ihr den Gatten und den Vater
Getödtet, in des Herzens tiefstem Hasse
Sie überraschend, Flüche auf den Lippen,
Im Auge Thränen und der blut'ge Zeuge
Für ihren Hass im Sarge dicht dabei,
Gott, ihr Gewissen, diese Bahr' entgegen,
Und keinen Freund, die Werbung fördernd, als
Den baaren Teufel und die Heuchlerblicke —
Und dennoch sie gewinnen? Eine Welt dem Nichts?
Ha! —
Hat sie den tapfren Prinzen schon vergessen,
Den Eduard, ihren Gatten, den vor kaum
Drei Monat' ich erstach zu Tewksbury
In meinem Grimme? Einen Herrn, so lieblich
In der Verschwendung der Natur geformt,
Jung, tapfer, klug, von königlichem Stamme —
Die weite Welt hat seines Gleichen nicht!
Und jetzt erniedrigt sie ihr Aug' auf mich,
Der dieses Prinzen holde Frühlingsblüthe
Vernichtet, ihr ein Wittwenbett zu schaffen?"

Und aufs Neue gibt er nun die abschreckenden Züge seines Wesens in solchen Bildern, dass wir das blutige Ungeheuer dieser schauerlichen Revolutionszeit in seiner ganzen Grässlichkeit vor uns sehen, wie es den Hohn gegen sich selbst

und seine eigene Missgestalt mit der Verhöhnung all der Anderen verbindet, die trotz alledem seiner dämonischen Gewaltigkeit erliegen müssen.

Man muss es auf der Bühne gesehen haben, wie in der folgenden Scene (I, 3) alle Anhänger der Königin Elisabeth in unwillkürlichem Entsetzen vor dem blutigen Mörder zurückweichen, um sich den Eindruck völlig zu vergegenwärtigen, den eine solche Erscheinung in der Geschichte ihrer Zeit überall gemacht haben muss, wo ihre Macht zur Wirksamkeit kam. Die Klagen der Frauen, die schwachen Versuche, dem Dämon zu begegnen und Stand zu halten, die Flüche der Margareth, der Wittwe Heinrich's VI., Alles das ist meisterhaft vom Dichter gezeichnet, um den entsetzlichen Eindruck dieses Krieges der beiden Rosen in voller Potenz als die Grundlage der nachfolgenden Tragödie zur Wirkung kommen zu lassen. Und wie sie alle abgegangen, die Königin mit ihren Rittern Rivers, Vaughan, Grey, ihm allein das Feld überlassend, da höhnt er, an seine letzten frommen Redensarten erinnernd, hinter ihnen her:

„Und so bekleid' ich meine nackte Bosheit
Mit alten Fetzen, aus der Schrift gestohlen,
Und schein' ein Heil'ger, wo ich Teufel bin!"

Gleich darauf folgt der Auftrag an die Mörder — dann die Ermordung des Clarence im Gefängniss — und mit diesem Probestücke seiner Bosheit schliesst der erste Akt — ein erschütterndes Bild der wilden Zeit, die der Herrschaft der Tudors vorangegangen.

Der zweite Akt beginnt mit einer scheinbaren Versöhnung der feindlichen Elemente. Der kranke König Eduard glaubt ein gutes Tagewerk gethan zu haben, als er Lord Rivers und Hastings, die Königin und Buckingham, den besten Anhänger Richard's, endlich auch diesen, den Herzog von Gloster selbst, mit der Königin zum freundschaftlichen Händeschütteln bewogen hat. Nun bittet die Königin denn auch für den Bruder Clarence. Aber da bricht der wilde Richard hervor:

„Wie, Kön'gin, bot ich darum Liebe Euch,
Verhöhnt zu werden in des Königs Beisein?

Wer weiss nicht, dass der edle Herzog todt ist?
Ihr thut ihm Unrecht — spottend seiner Leiche!"

Niemand wusste noch davon, Alle sind entsetzt und fahren zurück vor dem neuen Schlage, der König selbst fragt bestürzt:

„Wer weiss nicht, dass er todt ist? — Ja, wer weiss denn? —

Und die Königin, ebenso unschuldig an dem entsetzlichen Brudermorde, fügt hinzu:

„Allseh'nder Himmel! Welche Welt ist dies!"

Lord Buckingham selbst fragt:

„Seh ich so bleich, Lord Dorset, wie Ihr Alle?"

Dorset. Ja, theurer Lord, und Niemand ist zugegen,
Dem nicht die Röthe von den Wangen wich!"

Noch einmal betheuert der König, dass er die Ordre widerrufen habe, aber Gloster macht ihm noch Vorwürfe darüber, dass sein Bote nicht so rasch gewesen, wie der Todesbote. Und als nun der schlaue Lord Stanley hereintritt, um für einen seiner Diener zu bitten, der im Zorne einen Anhänger des Norfolk erschlagen, da klagt der gute König um den zu früh verlorenen Bruder, der doch so tapfer für ihn gekämpft hatte:

„Darf meine Zung' des Bruders Tod verkünden,
Und einem schlechten Sklaven Gnade geben?
Mein Bruder tödtete Niemand, sein Gedanke
War all sein Fehlen: und doch starb er dafür!
Wer sprach bei mir für ihn? Wer, meinem Zorne
Begegnend, kniete hier und warnte mich?
Wer sprach von brüderlicher Liebe mir?
Wer sagte mir, wie diese arme Seele
Den mächt'gen Warwick einst verliess, für mich?
Wer sprach davon, dass einst bei Tewksbury
Er mich gerettet vor dem wilden Oxford
Und dann gesagt: ‚Du sollst der König sein!'
Wer hat mich dran erinnert, als wir beide
Im Feld einst lagen, fast zu Tod erfroren,
Wie er in seinen Mantel mich gewickelt
Und gab sich selbst, nur dünn bekleidet, hin
Der eisig kalten Nacht? Das Alles hatte
Der grimme Zorn mir sündlich schon gelöscht
In der Erinnrung tiefen Seelenkammern —

Und Keiner von Euch Allen hatte so viel
Erbarmen, die Erinnrung aufzufrischen . . . . . .
O Gott, ich fürchte, dass Gerechtigkeit
Von deiner Hand an mir und Euch und Allem,
Was unser ist, dafür noch wird uns zücht'gen!
Komm, Hastings, bring' zu Bett mich! Armer Clarence!"

Damit geht der König, die Königin und ihr ganzer Anhang ab (Rivers, Dorset, Grey). Und wieder hat Richard die Frechheit, vor seinem Partisan Buckingham die Rache Gottes auf die Anhänger der Königin herabzurufen wegen des Mordes, den doch er selbst begangen hat. Damit schliesst diese erste Scene des zweiten Aktes — auf der Bühne offenbar wieder von grösster Wirkung!

Die zweite Scene beginnt mit einer nochmaligen Erregung des Mitleidens über diesen Tod des Clarence zuerst, indem seine Mutter und seine beiden Kinder klagend und weinend vorgeführt werden: selbst diesen Kindern hat Richard's Heuchelei vorzuspiegeln verstanden, dass der König den Tod ihres Vaters befohlen. Aber die Mutter, die alte Herzogin von York, durchschaut ihn völlig und warnt den kleinen Sohn. Gleich darauf kommt die Königin wieder herein: der König Eduard ist gestorben. Die Klagen Aller vereinigen sich jetzt auf ihn. Aber die alte Herzogin-Mutter gibt schon hier Andeutungen über den letzten noch übrig bleibenden Sohn, den Richard, die das Schlimmste von ihm befürchten lassen. Und als er selbst darauf hereintritt und knieend um ihren Segen bittet, da bittet sie um Milde, Liebe, Gehorsam und treue Pflichterfüllung für ihn. Er aber fügt höhnend hinzu:

„Amen! Und lass als guten alten Mann mich sterben —
Das ist der递Haupttheil eines Muttersegens!
Mich wundert, dass sie dies vergessen hat."

Dann wird zunächst festgesetzt, dass der Königin Sohn, Prinz Edward von Wales, Edward V., als König gekrönt werden soll: sie wollen ihn feierlich von Ludlow nach London holen. Buckingham aber bespricht heimlich noch mit Richard den Plan, die Verwandtschaft der Königin zunächst von dem Prinzen fernzuhalten.

In der kurzen Zwischenscene kommt schon das bedeutende Wort vor:

„Woe to that land that's governed by a child!"

Die Bürger von London sprechen damit ihre Befürchtungen über den Thronwechsel aus. Sie erinnern an den ähnlichen Zustand, als Heinrich VI. schon als unmündiges Kind gekrönt wurde und ebenfalls unter die Regentschaft seiner Oheime gerieth. Der dritte Bürger ermahnt die Anderen deshalb zur äussersten Vorsicht, eine vortreffliche Zeichnung der Stimmung, die bei solchen Regierungswechseln in der Hauptstadt des Landes zu herrschen pflegt:

„Bei wolk'gem Himmel legen kluge Männer
Die Mäntel an. -- Wenn grosse Blätter fallen,
So ist der Winter nahe — wenn die Sonne sinkt,
Sieht man sich um nach einem Nachtquartier —
Unzeit'ge Stürme künden Theurung an:
Noch kann ja Alles gut gehn, wenn Gott will;
Doch wär' es mehr, als wir es wohl verdienen,
Und als ich es für jetzt erwarten mag!"

Zweiter Bürger:

„Die Herzen aller Menschen sind voll Furcht:
Ihr könnt mit Keinem reden, der nicht ernste Blicke
Zur Schau trägt, voll Besorgniss um die Zukunft."

So fühlen die Bürger bereits im Voraus den herannahenden Sturm — für die Stimmung, in die der Dichter uns versetzen will, wie bei der Stille vor ausbrechendem Gewitter, ein meisterhafter Zug.

Die letzte Scene dieses zweiten Aktes deutet der Königin bereits an, was nun kommen soll. Noch scherzt sie mit ihrem jüngsten Sohne, dem Herzog Richard von York, und der alten Herzogin — da kommt die Nachricht durch einen Boten, dass ihre Anhänger Rivers, Grey und Vaughan ins Gefängniss geworfen seien — durch Gloster und Buckingham. Sie flüchtet ins Heiligthum, um sich persönlich zu retten: damit schliesst der zweite Akt. Clarence ist todt, der König ist todt, die Anhänger der Königin gefangen — wer will den Herzog noch hindern, die Krone zu ergreifen und zu behalten?

Der dritte Akt zeigt uns zunächst den jungen Prinzen Eduard als König in London einziehen. Buckingham und Gloster geleiten ihn. Der Lord-Mayor von London macht seine Aufwartung, ihm entgegenkommend in feierlichem Zuge — da bringt Hastings die Nachricht, die Königin mit ihrem Sohne Richard sei in die Kirche geflüchtet, als ob sie dort Schutz suchen müsse. Hastings und der Cardinal Bourchier werden darauf abgesandt, den Prinzen zu holen; und dieser erscheint denn auch bald darauf, seinen Bruder zu begrüssen. Die beiden Knaben sind sehr hübsch mit wenigen Worten charakterisirt: der jüngere Richard erscheint frühreif, vorwitzig und geistreich, so dass er einen kecken Einfall nicht leicht zurückhalten kann, selbst auf die Gefahr hin, seines bösen Onkels Zorn zu erregen; der ältere Eduard erscheint reservirter, verständiger, ruhiger, voll Zartgefühl und Bescheidenheit, aber dennoch schon den künftigen Helden in sich fühlend, der bei der Erwähnung des Tower an Julius Cäsar denkt und „einst, wenn er erst ein Mann sein wird, sein gutes Recht in Frankreich zurückerobern oder wie ein Soldat sterben will, nachdem er als ein echter König gelebt habe." Als die Prinzen darauf abgegangen, um vorläufig im Tower zu logiren, sprechen Buckingham und Gloster bezeichnende Worte über die beiden:

„O, 'tis a parlous boy,
Bold, quick, ingenious, forward, capable
He's all the mothers, from the top to toe!" *

So spricht Gloster selbst über den kleinen Richard. Dann überlegen beide mit Catesby den weiteren Plan, wie der Herzog von Gloster die Krone gewinnen will: wenn Hastings nicht mithelfen will, so soll auch er den Kopf verlieren. Dem Buckingham aber verspricht Richard III. die Grafschaft Heresford, wenn er erst König sein werde.

Noch erhält Hastings eine Warnung von Lord Stanley, ohne sie freilich zu beachten. Dann bringt Catesby ihm die Nachricht von Richard's Entschluss: Hastings will nicht darauf

* „'s ist ein geschwätz'ger Bursche,
Kühn, rasch, talentvoll, fähig, vorwärts dringend —
Ganz, wie die Mutter, sie vom Kopf zu Fuss!"

eingehen, freut sich aber in seiner falschen Sicherheit über die Beseitigung der Anhänger der Königin Elisabeth. Nun kommt Stanley selbst, voll Besorgniss über Alles, was er vorgehen sieht. Aber Hastings' Ohren sind wie verschlossen für Alles: der Zuhörer vernimmt indessen schon aus den drohenden Andeutungen des jetzt hinzutretenden Buckingham, was ihm bevorsteht im Tower, wohin beide jetzt zum Speisen sich verfügen.

In der dritten Scene führt Sir Richard Ratcliffe die Anhänger der Königin Elisabeth zum Tode. Die vierte Scene zeigt die Berathung im Tower über die Krönung: der verblendete Hastings führt noch das grosse Wort, bis Gloster dazwischen tritt und mit drohenden Worten sein Haupt fordert: da fällt es ihm plötzlich wie Schuppen von den Augen und er ruft „Wehe!“ über England, in dem solche Dinge möglich:

„O, blut'ger Richard! Unglücksel'ges England!
Ich prophezei' dir eine Schreckenszeit,
Wie niemals noch ein sterblich Aug' sie sah!“ —

So watet das Scheusal immer tiefer in Blut und Mord hinein: wer wird ihm zunächst als Opfer fallen?

Die Verhandlungen, welche Buckingham und Richard darauf mit dem Lord-Mayor von London führen, sollen theils die rasche Hinrichtung rechtfertigen, theils die Stimmung der Bürger zur Krönung Richard's vorbereiten; sie bringen es denn wirklich so weit, dass die Bürger selbst Richard bitten, die Krone anzunehmen, was er denn am Ende des Aktes wirklich thut, nachdem er scheinbar eine Zeit lang widerstrebt hat. So ist das Ziel erreicht: morgen soll die Krönung stattfinden.

Der vierte Akt führt das erreichte Ziel und all seine furchtbaren Consequenzen vor: Richard III. ist König von England. Nachdem in der ersten Scene die Frauen vorgeführt sind, auf dem Wege, um die jungen Prinzen im Tower zu besuchen, was ihnen aber auf Befehl des Königs vom Lieutenant Brakenburg versagt wird, erscheint in der zweiten Richard auf dem Throne im Pallast, Buckingham, Catesby und all seine Anhänger zur Seite; seine ersten Gedanken verrathen schon sei

Pläne auf des jungen Prinzen Eduard Leben. Buckingham wagt es, sich einige Bedenkzeit auszubitten und geht hinaus. Da lässt Richard durch seinen Pagen einen gewissen James Tyrrel rufen, der für gutes Geld zu jeder That bereit ist. Unterdessen bringt Stanley die Nachricht, dass Dorset zum Herzog von Richmond geflohen — auf Befehl der Königin-Wittwe, wie in der ersten Scene angedeutet wurde: so bereitet sich hier bereits die Lösung vor. Richard gibt dann Catesby den Befehl, die Nachricht zu verbreiten, dass sein Weib Anna todtkrank sei: auch ihr Schicksal ist beschlossen; sie hat wenig Glück in der neuen Ehe genossen, wie sie selbst in der ersten Scene erzählt hat. Des todten Clarence junge Tochter aber soll an irgend einen Mann tief unter ihrem königlichen Stande vermählt werden: so sucht sich der Usurpator allseitig zu sichern. Zuletzt sagt er für sich:

„Des Bruders Tochter muss zur Eh' ich nehmen,
Sonst steht mein Königthum auf schwachen Füssen,
Die Brüder morden, dann zur Frau sie nehmen —
Unsichrer Weg zum Siege! Doch ich bin
So tief im Blute schon, dass, wenn auch wider Willen,
Die Eine Sünde andre nach sich zerrt,
Und thränenreich Erbarmen hat noch niemals
In diesem Aug' geschimmert.“ —

Demgemäss gibt er dem mörderischen Tyrrel seine Befehle, droht dem Stanley wegen des entflohenen, ihm verwandten Dorset, will von Buckingham nicht an sein Versprechen wegen der Grafschaft Hereford erinnert sein:

„Ich bin nicht in der Gebe-Laune heut'!“

ruft er ihm mürrisch zu — kurz, wir sehen, wie er sich schon im Beginn seines Königthums von allen Seiten isolirt, um zuletzt in dieser grauenhaften Einsamkeit des Bösen seinem Schicksal zu erliegen.

Die folgende dritte Scene enthält die berühmte Erzählung von der bereits geschehenen Ermordung der Söhne Eduard's, durch die Malerei (Delaroche) in glänzendem Bilde verewigt. Tyrrell tritt auf und spricht für sich:

„Die blut'ge That ist ausgeführt, so grässlich,
Wie niemals noch erbarmungsloser Mord
Dies Land mit unsühnbarer Schuld befleckt.
Dighton und Forrest, denen ich den Auftrag
Zu dieser rohen Schlächterei gegeben,
Obwohl sie eingefleischte Schurken sind,
Bluthunde, die vor keiner That erschaudern,
Sie weinten wie die Kinder, ganz zerschmolzen
In Zärtlichkeit und Mitleid, als sie eben
Die traurige Geschichte ihres Todes
Mir hinterbrachten: ‚Sieh, da lagen sie,
Die süssen Knaben, noch einander gürtend
Mit den unschuld'gen Alabaster-Armen,
Und ihre Lippen schienen gleich vier Rosen,
Die sich in ihrer Sommerschönheit küssten.
Auf ihrem Kissen lag noch ein Gebetbuch,
Das fast mir' — sagte Forrest — ‚meinen Sinn
Hätt' umgewandelt! Und dennoch — o Teufel!'
Hier stockte dieser Schurke. Dighton aber
Fuhr also fort: ‚Und doch erstickten wir
Das süsse Werk vollkommenster Natur,
Das jemals seit der Schöpfung sie gebildet.'
Fort gingen beide mit Gewissensbissen,
Dass kaum sie sprechen konnten: so verliess ich
Die beiden, um dem blut'gen König nun
Zu melden, wie die That ward ausgeführt!"

Richard tritt ein, hört, was geschehen, verspricht dann d Belohnung und summirt nun für sich, wie weit er gekomme der Sohn des Clarence ist eingesperrt, die Tochter niedrig ve heirathet, die Söhne Eduard's ruhen in Abraham's Schoosse, d Königin Anna hat ebenfalls schon der Welt „Gute Nacht!" g sagt — jetzt will er nun die junge Elisabeth freien, d Tochter der Königin-Wittwe; denn nach dieser, das weiss wohl, strebt auch Graf Richmond (als König spä Henry VII., Begründer des Hauses Tudor).

Aber schon bringt Catesby schlimme Nachrichten: Jo Morton, Bischof von Ely, ist ebenfalls zu Richmond gefloh und Buckingham hat Truppen ausgehoben unter den tapfe Wallisern und steht im Felde gegen Richard. So zieht es s bereits drohend von allen Seiten gegen ihn zusammen. Al der König Richard ist entschlossen, allen Feinden tapfer begegnen und den Kampf heroisch zu wagen.

Die vierte Scene dieses Aktes, bedenklich lang und für eine gute Wirkung auf der Bühne wohl zu sehr ausgedehnt, führt den aufmerksam Lesenden in den Flüchen der Frauen, in der Verwünschung der Herzogin von York über den eigenen Sohn, endlich in der Unterredung der Elisabeth mit Richard noch einmal alle Motive vor, die den Sturz des einsamen Ungeheuers vorbereiten — erschütternde Worte, vom Dichter mit grosser Sorgfalt und ausführlich ausgearbeitet, um uns ein düsteres Bild der ganzen Zeit und des traurigen Gemüthszustandes aller betheiligten Personen zu hinterlassen, bevor das Gericht der Geschichte über Alle hereinbricht. Selbst Richard erscheint ergriffen davon, gibt unklare Befehle, widerspricht sich selbst und gesteht endlich selbst:

„Mein Geist ist wie verwandelt!" —

Nun kommen die Nachrichten von Richmond's Landung, vom Aufstand der Provinzen, von Buckingham's Abfall — dann wieder scheinbare Glücksnachrichten: und nun rafft der tapfere Held in König Richard sich auf, den Kampf um seine Krone zu wagen. Der Marsch geht nach Salisbury: dahin soll auch Buckingham gebracht werden, der unterdessen gefangen genommen.

Noch eine kurze Schlussscene zeigt uns den klugen Stanley in seinem Hause: er sendet einen Boten an Richmond, der ihn entschuldigen soll, dass er nicht gleich zu ihm eile, weil er seinen Sohn George habe in des Tyrannen Händen zurücklassen müssen. Wir hören dabei, dass er mit seinen Anhängern bereits auf London losrückt. Stanley lässt ihm im Namen der Königin die Hand ihrer Tochter Elisabeth versprechen, wenn er sein Unternehmen glücklich durchführe. Damit schliesst der vierte Akt.

Der fünfte Akt (1) beginnt mit der Hinrichtung Buckingham's zu Salisbury: es wird ihm nicht einmal mehr vergönnt, König Richard zu sprechen, dem doch er vorzugsweise zu seinem Königthume verholfen hat. Dann treten in den folgenden beiden Scenen die Streitkräfte der Gegner auf, wie sie bei Bosworth gegen einander rücken. Die Scene wird dann so

arrangirt, dass die Zelte der beiden Heerführer auf den entgegengesetzten Seiten der Bühne sichtbar sind, so dass der Zuschauer abwechselnd beobachten kann, was in beiden vorgeht. Als die Nachtruhe eingetreten, steigen die Geister der Ermordeten zwischen den beiden Zelten auf, wünschen Richmond Heil und Segen und glücklichen Erfolg, Richard fluchend dagegen und Rache am Tage der Schlacht verheissend. In solchem furchtbaren Traume erwacht König Richard III., und es ist eine der grossartigsten und furchtbarsten Scenen, die jemals ein Dichter geschaffen, wenn er jetzt, aus dem Schlafe auffahrend, noch halb im Traume, den berühmten Monolog beginnt:

„Ein andres Pferd! — Verbindet meine Wunden!
O Gnade, Jesu! — Still — ich träumte nur!
Feigling Gewissen, was bedrängst du mich? —
Das Licht brennt blau! — Schon ist es Mitternacht
Und tiefe Todtenstille rings umher!
Auf meiner Stirn stehn kalte Schweissestropfen
Und bleiche Angst durchwühlt mein zitternd Fleisch!
Was fürcht' ich nur? Mich selbst! Niemand sonst da!
Richard liebt Richard: das heisst ‚*Ich bin Ich!*‘
Ist da ein Mörder? Nein! — Ja doch — ich bin es!
So fliehe doch! Wie, vor mir selbst? Warum?
Dass ich nicht Rache nehme — an mir selbst?
Ich liebe nur mich selbst. Weshalb? Weil Gutes
Ich selber mir gethan? O nein, ich hasse
Vielmehr mich selbst — für grauenhafte Thaten,
Die ich gethan! Ich bin fürwahr ein Schurke!
Doch nein, ich lüge — nein, ich bin es nicht! —

Narr, sprich doch gut von dir! — Narr, schmeichle nicht!
Denn mein Gewissen hat wohl tausend Zungen,
Und jede Zunge bringt verschiedne Meldung,
Und jede Meldung nennt mich einen Schurken
Und spricht Verdammniss über meine Thaten! —

Meineid'ger Mörder, höchst meineid'ger Schurke,
Der jede Sünde jeder Art begangen,
Und alle drängen zu den Schranken hin,
Und alle rufen: Schuldig — schuldig — schuldig!
Ich soll verzweifeln! — Niemand liebt mich mehr —
Und bin ich todt, wird Niemand um mich klagen! —
Und warum sollen sie denn mich beklagen?

Find' ich doch in mir selbst kein Mitleid mehr
Gegen das eigne Selbst: die Seelen Aller,
Die ich gemordet, kamen, schien es mir,
Zu meinem Zelt und jede drohte Rache
Auf Richard's Haupt für morgen in der Schlacht!"

Dies ist der berühmte Monolog, der Höhepunkt der Katastrophe des Dramas, in welchem der grosse Dichter die feinste Sonde des Arztes und des Philosophen in die Seele des königlichen Verbrechers einsenkt, um uns in dem grauenhaft verwüsteten Selbstbewusstsein die Stelle zu enthüllen, wo auch dieser eiserne Bösewicht sterblich ist. Wenn der masslose Ehrgeiz selbst diejenigen vernichtet, welche die Stufen seiner Erhebung sind und das stolze Gebäude seines blutgekitteten Thrones mühsam tragen und aufrecht erhalten, so entzieht er sich selber die einzigen Stützen der eigenen Stellung und isolirt sich auf jener höchsten Spitze bis zu einem Punkte, wo die Menschheit aufhört und die Gottheit daher den Verlassenen nicht mehr trägt: diese entsetzliche Einsamkeit des absolut Bösen ist das innere Gericht, welches selbst den grössten Helden innerlich zerbricht und vernichtet, noch bevor die äussere Zerschmetterung und Zermalmung durch das gewaltige Schicksal der Geschichte eingetreten.

Als Ratcliffe darauf eintritt, um ihn zur Schlacht zu wecken, klagt er ihm seine Stimmung:

„Schatten warfen
Zu Nacht mehr Schrecken in die Seele Richard's,
Als wohl zehntausend Krieger es gekonnt,
In undurchdringliche Panzer eingehüllt,
Und angeführt von dem einfältigen Richmond.
Noch ist es Nacht! — Komm, folge mir, wir wollen
Die Horcher spielen an den Zelten hin,
Zu hören, ob wohl ein Verräther kund thut
Die schlechte Meinung, feig zurückzuweichen,
Wenn Schlachtgefahr das Riesenhaupt erhebt."

Solche Spionage ist schon nicht mehr königlich, ist die feige Zuflucht eines Verzweifelnden, der sich von den eigenen Leuten muss verrathen und verlassen glauben, weil er sie nicht

richtig zu behandeln versteht, weil sich Niemand sicher fühlt vor seinen Geier-Griffen, selbst die besten Freunde nicht, die ihm am meisten geholfen haben, seine hohe Würde zu erreichen!

Wie ganz anders der edle Richmond! Er tritt aus seinem Zelt heraus offen den Truppen entgegen und hält eine feurige Anrede an die Tapferen, die das gefährliche Unternehmen mit ihm wagen wollen:

„Gott und die gute Sache sind bei uns!
Und heilige Gebete, all die Seelen,
Die Unrecht litten, stehn wie hohes Bollwerk
Zum Schutz vor unsrer Front. Und ausser Richard,
Dem blut'gen Schlächter, möchten alle die,
Die uns entgegen, lieber uns gewinnen,
Als solchem blut'gen Feldherrn länger folgen.
Denn was ist der, dem noch sie folgen müssen?
Ein blutiger Tyrann, ein Menschenmörder,
In Blut erhöhet und durch Blut befestigt,
Nein, Einer, der die Mittel, zu erreichen,
Was er besitzt, selbst wieder hat vernichtet,
Ja, die erschlagen, die ihm selbst geholfen!
Ein schlechter Stein, kostbar nur durch die Folie
Von Englands Thron, auf den man fälschlich ihn
Gesetzt hat, da er Gottes Feind stets war.
Da Ihr denn kämpfet gegen Gottes Feind,
Wird der gerechte Gott Euch selbst beschützen
Als seine Krieger!" — — — — — —

In dieser Weise ermuthigt, schreiten die Soldaten tapfer zur Schlacht: der Feind weicht zurück; aber Richard selbst kämpft tapfer bis zum letzten Augenblick, erschlägt fünf nach einander, die er für Richmond gehalten, und als sein Pferd ihm unter dem Leibe getödtet, ruft er aus:

„Ein Pferd, ein Pferd! Mein Königreich für'n Pferd!"

um nochmals den Kampf zu versuchen. Endlich fällt er im Kampfe gegen Richmond selbst und damit entscheidet sich der Ausgang und Erfolg. Stanley bringt dem neuen König die Krone und übergibt sie ihm mit den besten Wünschen, sie zum Heil des Landes zu tragen. Und Richmond vereinigt endlich die weisse und die rothe Rose, indem er als König

Heinrich VII. sich vermählt mit der schönen Tochter der Elisabeth.*

---

* In Bezug auf die Charakteristik der einzelnen Rollen des Stückes verweise ich auf Gervinus I, 331.

Was die ältesten Ausgaben Richard's III. betrifft, so hat der letzte Jahrgang des Jahrbuches der deutschen Shakespeare-Gesellschaft (1880) darüber eine vortreffliche Abhandlung von unserem Lexikographen Alexander Schmidt gebracht, unter dem Titel: „Quartos und Folio von Richard III." Der gelehrte Verfasser, dessen (in englischer Sprache geschriebenes) Shakespeare-Lexikon in keiner Privatbibliothek fehlen sollte, geht darin von der bereits anderswo aufgestellten Behauptung aus, dass die Quartos aus Theater-Nachschriften entstanden seien, nicht aus Abschriften des Original-Manuskriptes — wie denn schon die Vorrede der ersten Folio-Ausgabe die sämmtlichen Quarto-Ausgaben als „stolen" und „surreptitious copies" bezeichnet.

Er gibt den Titel der ersten Quart-Ausgabe (1597) genau an und benutzt die weitschweifige und marktschreierische Form desselben zu einem ferneren Beweise, dass die Ausgabe unmöglich aus dem Original-Manuskript des Dichters herstammen könne. Von derartigen Einzel-Ausgaben erschienen im Ganzen sechs Auflagen, von der vierten an bei einem neuen Verleger, Mathew Lawe. Von der dritten an haben sie den Zusatz: „Newly augmented" — was sich indessen nur auf so unbedeutende Correcturen bezieht, dass im Ganzen, wie beim King Lear, der Quarto-Text als ein einheitlicher dem Folio-Texte gegenübersteht.

Doch ist schon die erste Quart-Ausgabe von 1597 bedeutend sorgfältiger redigirt, als die von Hamlet, von Heinrich V. und Heinrich VI., und es macht sich nur hie und da leise bemerklich, dass das Ohr und nicht das Auge die erste Arbeit besorgte. So sagt Anna (I, 2) in der Quart-Ausgabe: „Set down your honourable lord" — statt load, wie es in der Folio steht.

Alex. Schmidt gibt ferner eine Reihe von Stellen an, in welchen die kleinen Abweichungen der Folio-Ausgabe von den Quart-Ausgaben deutlich zu Tage treten — wie das auch Delius in seiner Ausgabe bereits gethan. Viele Lesarten erscheinen dabei völlig gleichwerthig. Dass diese Verschiedenheiten von Shakespeare's Correctur selbst herrühren sollen, hat bereits Delius mit schlagenden Gründen widerlegt: die Folio-Editoren erwähnen ausdrücklich, dass sich in des Dichters Manuskript kein ausgestrichenes Wort gefunden habe. Die Art und Weise, wie die Cambridge-Herausgeber diese Streitfrage ansehen, wird gebührend widerlegt, mit kurzer Berufung auf die treffliche Abhandlung unseres Delius im 7. Bande des Jahrbuches. Dass die Folio-Ausgabe also den eigentlichen Text enthalte, wie er handschriftlich in Shakespeare's Theaterbibliothek aufbewahrt wurde, kann jetzt als ausgemacht gelten. Die Abweichungen, die stets sich vermehrenden Druckfehler und die etwaigen Verbesserungen und viel zahlreicheren Ver-

schlechterungen oder wenigstens willkürlichen Veränderungen des Textes in den Quart-Ausgaben rühren von jenem anonymen ersten Herausgeber her, der das Stück bei wiederholtem Hören im Theater nachgeschrieben, nachträglich ergänzt und dann selbst mit Zusätzen versehen hat, wie sie ihm passend erscheinen mochten.*

Der weitere Beweis dieser uns sehr wahrscheinlich erscheinenden Hypothese in Bezug auf den Text von Richard III. muss in der trefflichen Abhandlung selbst gelesen werden. Für uns hier genügt es, auf den hervorragenden Werth derselben für die höhere Text-Kritik hiemit hingewiesen zu haben.**

---

* Anm. des Verf. (Bibliothek in Weimar). Von solchen Zusätzen, die vielleicht auch von den Schauspielern herrühren, ist der bedeutendste bereits von Delius hervorgehoben worden: er findet sich in der zweiten Scene des IV. Aktes und beträgt etwa 20 Zeilen. Höchst wahrscheinlich ist der Schauspieler, der den Buckingham spielte, die Veranlassung gewesen. In Pope's Ausgabe ist diese Stelle zuerst aus den Quartos in den Text aufgenommen. (Siehe Delius' Richard III., pag. 101, Note 25.)

** Ich habe in der obigen Darstellung nur das Chronologische und die gewandte Composition des Stückes nach Akten und Scenen betont, weil ich in der letzteren einen neuen Beweis dafür sehe, dass das Stück nicht gerade einen Anfänger in der dramatischen Kunst verräth. Für alles Uebrige, was sonst noch in dem interessanten Stücke beachtenswerth erscheinen möchte, verweise ich auf den ausführlichen Essay von Wilh. Oechelhäuser im III. Bande des Shakespeare-Jahrbuches (pag. 27—150), Jahrgang 1868: das Verhältniss des Stückes zu Heinrich VI. und den übrigen Histories, die Charaktere, die Sprache des Dramas und zuletzt auch alle Fragen, welche die Aufführung auf der Bühne betreffen — Alles wird hier so weitläufig besprochen, dass nur das Chronologische und die Composition nach Akten und Scenen noch einer Ergänzung bedurfte, welche ich denn im Obigen zu geben versucht habe.

Die metrischen Untersuchungen, welche im letzten Jahrzehnt von Herzberg, Dowden und Furnivall angestellt worden sind, sprechen ebenfalls für das Jahr 1594—95. Richard III. hat nur 170 gereimte Verse, während Romeo und Julia 486. Jener enthält 570 oder etwa 18% Hendecasyllaben, während dieses Stück nur 118 elfsilbige Verse oder 7,26% darbietet. Aehnlich steht es mit den Enjambements oder Run-on-Lines. Danach gehört Richard III. in der entschiedensten Weise mit Heinrich IV. und Heinrich V. in dieselbe Periode. Furnivall setzt sogar Richard II. nach solchen „Metrical Tests“ vor Richard III., was ich vorläufig dahingestellt sein lasse, obwohl auch diese Ansicht dafür spricht, dass Richard III. mindestens 2—3 Jahre später anzusetzen ist, als Romeo und Julia. (Vgl. Furnivall's Einleitung zum Leopold-Spakespeare, und Herzberg's Abhandlung im XIII. Bande des Shakespeare-Jahrbuches: „Metrisches, Grammatisches und Chronologisches zu Shakespeare's Dramen.“)

Berlin. Dr. B. T. Sträter.

Über die Anordnung der Vokale.

Die nachfolgende Zusammenstellung der verschidenen neueren Methoden, die Vokale anzuordnen, ist veranlasst worden durch das Erscheinen der neuen Bearbeitung von E. Sievers' Phonetik. Der Hauptinhalt derselben wurde in der Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen am 26. April 1881 vorgetragen. Es schin mir zweckmäßig das Verhältnis des englischen Vokalvierecks zu unserm deutschen Vokaldreieck etwas näher auseinanderzusetzen, und zugleich über die früheren Versuche der Anordnung der Vokale namentlich in den jezt seltenern und schwer zugänglichen Werken etwas nähere Nachweisungen zu geben, als solche sich in den neueren Werken über Lautlere meist finden, damit der Leser im stande sei one zu große Schwirigkeiten sich ein selbständiges Urteil über die Auffassungen der betreffenden Autoren zu bilden.

So weit im folgenden von Vokalen gesprochen wird, sind darunter immer nur die oralen Vokale verstanden; die nasalen Vokale mit in den Bereich der Betrachtung zu ziehen, lag nicht in der Absicht diser Arbeit.

Die uns von den Römern her mit der lateinischen Schrift überkommene Ordnung der Vokale **a, e, i, o, u** hat in doppelter Beziehung ire physiologische Begründung: einerseits entspricht sie den allmählichen Veränderungen in der Weite der Mundöffnung, und andrerseits dem allmählichen Vorrücken der Hauptartikulationsstelle von dem hinteren Teile der Mundhöle bis zu den Lippen hin. Doch sind vilfache Versuche gemacht, teils die Reihe der Vokale zu erweitern, teils inen eine andere Anordnung zu geben.

Zu dem Drucke des folgenden bemerke ich im allgemeinen, dass wo die zuſammengeſetzten Zeichen in der Druckerei nicht vorhanden waren, die in den Originalwerken über oder unter die Buchſtaben geſetzten Nebenzeichen nach rechts abgerückt ſind, ſo dass man ſich ſolche leicht wird als über oder unter den Buchſtaben ſtehend vorſtellen können.

Althochdeutſche Zeit.

Indem ich für die Entwicklung der aus der lateiniſchen hervorgegangenen Schriftarten wärend des Mittelalters im allgemeinen auf Wattenbachs Anleitung zur lateiniſchen Paläographie, 3. Aufl. 1878, verweiſe, will ich hier nur ein par eigentümliche und bedeutſame Erſcheinungen hervorheben.

In den deutſchen Kloſterſchulen bemühte man ſich ſchon früh die Vokale ſo genau wie möglich zu bezeichnen; am hervorragendsten wirkte in diſer Beziehung das Kloster Sanct Gallen, beſonders zu der Zeit als die Schule von Notker Labeo († 1022) geleitet wurde. „Otfrid, ſagt W. Wackernagel, hatte nur noch die ſtärkeren Vershebungen angegeben, die Sanct Galler bezeichnen, als wenn ſie griechiſch ſchriben, ja noch genauer als im Griechiſchen geſchiht, die deutſchen Längen und Töne Wort für Wort.“ (Geſchichte der deutſchen Litteratur § 37.) Notker wendet für den betonten kurzen Vokal den Acut, für den betonten langen den Cirkumflex an: *máhtigo*, *gesézzet*, *frído*; *âne*, *getân*, *becherêt*.

Zwölftes Jarhundert.

Eine Ergänzung der lateiniſchen Vokalzeichen treffen wir ſchon früh in Island, wohin etwa um 1000 mit dem Christentum die lateiniſche Schrift gekommen war. Im ersten Viertel des 12. Jarh. ſtellten hier Ari hinn frodi (geb. 1068, geſt. 1148) und Þóroddur runameistari neun Vokale auf:

a ǫ e ę ı o ø u y,

von denen jeder lang oder kurz, rein oral oder naſalirt ſein kann.

Über diſe Lautzeichen handelt ein Traktat, der warſcheinlich von Thóroddur herrürt und der in der Edda Snorra Sturlusonar, Tomus II, continens tractatus philologicos et additamenta, Hafniae 1852, in altnordiſcher und in lateiniſcher Sprache abgedruckt ist.

In der vorangeschickten Vorrede, welche warscheinlich aus dem 14. Jarh. herrürt, wird gesagt, dass Ari und Þóroddur für die einheimische Sprache zuerst ein Alphabat konstruirt hätten, welches einerseits an die 16 Zeichen der alten Runenschrift, andrerseits an das lateinische Alphabet, wie man es bei Priscian fand, sich angelent, jedoch ungleich zalreichere Lautzeichen als dises leztere enthalten habe. (Vgl. Konrad Maurer, Zeitschrift für deutsche Philologie I, S. 46 f.)

In dem Traktate selbst, von welchem A. Holtzmann in seiner altdeutschen Grammatik I, 55 ff. eine deutsche Übersetzung gibt, heißt es: „Zu den fünf Vokalen, welche zuvor in dem lateinischen Alphabete enthalten waren: a, e, i, o, u, habe ich die hier folgenden vier Buchstaben hinzugefügt: ǫ, ę, ø, y. — ǫ hat den Haken des a und den Ring des o, denn es ist aus dem Laute diser beiden gemischt und mit weniger offenem Munde als a, aber mit offnerem als o ausgesprochen. — ę ist geschriben mit dem Haken des a und mit dem ganzen Körper des e, wie es aus disen beiden gemischt ist, ausgesprochen mit weniger offenem Munde als a, aber mit offnerem als e. — ø ist zusammengesetzt aus den Lauten des e und o, ausgesprochen mit weniger offenem Munde als e, aber mit offnerem als o, daher geschriben mit dem Aste des e und mit dem Ringe des o. — Im y sind die Laute des i und des u zu einem Laute vereinigt, ausgesprochen mit weniger offenem Munde als i und mit offnerem als u, und daher soll es den ersten Zweig des großen U haben, weil dises den früheren Platz im Alphabete erhalten hatte."

Aus jedem diser Elemente wird ein anderes, wenn es durch die Nase gesprochen wird. Dann erhalten die Zeichen einen übergesetzten Punkt: a· ǫ· e· ę· i o· ø· v· y·

Darauf heißt es: „Aber obwol ich nicht mer Vokale schreibe als in unserer Sprache vorhandenen Lauten entsprechen, nämlich 18, die aus den 5 lateinischen Vokalen abgeleitet sind, ist es doch gut zu wissen, dass noch ein Unterschid in den Vokalen besteht, sowol in denen, die schon vorher im Alphabete waren, wie auch in den neu hinzugefügten: ein Unterschid, der verschidene Bedeutungen hervorbringt: nämlich ob der Vokal lang oder kurz ist. So bezeichnen die Griechen den langen Vokal mit einer andern Figur als den kurzen, nämlich das kurze e durch *ε* und das lange durch *η*, ebenso das kurze o durch *o* und das lange durch *ω*."

Es werden dann die langen Vokale durch den übergesetzten ′ von den kurzen unterschiden: á ǫ́ é ę́ í ó ǿ v́ ý, z. B. far, fár etc.

Über das Zeichen ę vergleiche man Wattenbach a. a. O. p. 39. — ǿ für oe findet sich seit der Mitte des 14. Jarh. vilfach auch in niderdeutschen Handschriften, Wattenbach p. 47. Für ǫ kam später å auf.

In einem zweiten Traktate, um 1200 von einem unbekannten Verfasser geschriben (Edda Snorra Sturl. II, p. 49 ff.), von welchem Holtzmann a. a. O. S. 65 f. einen Auszug gibt, wird eine eigentümliche Anordnung der Schriftzeichen besprochen, bei welcher dise in Kreise geordnet sind. Es heißt da: „In dem dritten Ringe befinden sich 12 Buchstaben, welche Lautstäbe (Vokale) heißen. Die erste Abteilung derselben sind die einfachen Vokale, die so zu schreiben sind: a, e, i, o, u, y. Die zweite Abteilung derselben sind die, welche Umlaute (conglutinatae, límingar) genannt werden, und die so zu schreiben sind: æ ꜹ ꜵ. Dise drei Buchstaben bestehen aus je zwei zusammengeleimten Vokalen, denn jeder diser Buchstaben hat einen Teil des Lautes der beiden, aus welchen sie bestehen. Die dritte Abteilung bilden die Buchstaben, welche lausaklofar (Diphthonge) heißen, die zu schreiben sind: ey, ei.“

Die Anordnung, wonach å, ä, ö erst die lezten Stellen des Alphabetes einnemen, hat sich in den schwedischen Wörterbüchern bis zu unserer Zeit erhalten, und eben dis ist der Fall mit æ und ø in den dänischen Wörterbüchern.

Sechzehntes Jarhundert.

Dem sechzehnten Jarhundert lagen im ganzen die hier zu besprechenden Bestrebungen noch zimlich fern, doch darf ich hier einen Mann nicht unerwähnt lassen, der, wenn er sich auch seinen Hauptrum als Dichter in lateinischer Sprache erworben hat, doch auch für die deutsche Litteratur bedeutsam geworden ist. Es ist dis **Paul Schede** (*Melissus*), geboren zu Melrichstadt in Franken 1539, gestorben als Bibliothekar zu Heidelberg 1602. Wir haben von ihm selbst herausgegeben nur ein Werk in deutscher Sprache:

> Die Psalmen Davids. In Teutische gesangreymen, nach Französischer melodeien ůnt sylben art, mit sönderlichem fleise gebracht von *Melisso*. Heidelberg 1572.

Er suchte zunächst die lateinische Schrift für den Druck des Deutschen

einzufüren, was ihm, der überwigend in lateiniſcher Sprache dichtete, nahe ligen musste, und worin bereits 30 Jare vor ihm ein Pariſer Druck:

Clarissimi viri Alciati Emblematum libellus, uigilanter recognitus et jam recèns per Wolphgangum Hungerum Bauarum, rhytmis Germanicis verſus. Parisiis. Apud Christianum Wechelum. Anno M.D.XLII

vorangegangen war.

Dabei machte er wol den ersten in neuhochdeutſcher Zeit ans Licht getretenen Verſuch, durch ſich einerſeits an Otfrid, andrerſeits an Notker anſchließende Accentuationen ſowol den Klang, wie die Quantität und Betonung der Laute gleichzeitig mit dem Versrhytmus möglichst genau dem Auge vorzufüren.

Der Grundgedanke, von welchem er bei der Feſtſtellung ſeiner Schreibung ausging, ist derſelbe, der auch die Merzal der neuen Orthographiereformer, wie Klopſtock und W. Frikke, beherſcht hat, dass die Verdoppelung des konſonantiſchen Auslautes zur Bezeichnung der Kürze des betonten Stammvokales wider zu beſeitigen und die Quantität des Vokales an diſem ſelbst zu bezeichnen ſei, dass alſo ſtatt *ross*, *schiff* wider *ros*, *schif* zu ſchreiben ſei.

Als Probe der Schreibung, wie ſie in dem ſelten gewordenen Werke angewandt ist, hat W. Wackernagel in ſeinem Leſebuche II³, 201 den 38. Psalm abdrucken lassen. Ich lasse hier einige Beiſpile der verſchidenen Vokalbezeichnungen folgen.

a: *da*, *das*, *hab*, *adelich*. *à*: *màn*, *dàs*, *dràt*. *á*: *ha há*, *ál*, *hás*, *hát*, *kráſt*, *ábmẹen*, *metál*, *palást*. *â*: *wâl*, *tâl*, *bân*, *darân*, *mâs*, *bewârt*, *bezâlt*, *altâr*. — *ạ*: *zwạr*, *ạs*, *gnạd*, *hạt*, *rạt*, *ạrm*, *wolſạrt*. *ạ́*: *mạ́s*, *ſtrạ́s*, *erbạ́rm*. *ậ*: *ſchậr*, *ſpậrn*, *bewậrt*. — *a°*: *tribſa°le*, *ma°cht*.

ai: *ain*, *klain*, *hail*, *aid*, *aigen*, *wais*, *allerlai*, *Baiern*, *fraide*, *zerſtraien*, *ſaigamme*. *aí*: *aínhorn*, *haíland*, *haídniſch*, *verjaícht*. *aî*: *zerhaît*. *au*: *ſchauen*, *vertrau*, *Saul*, *baum*, *kraut*. *aù*: *laùt*. *aú*: *daúrhaft*, *ſaúſend*, *braúſend*.

œ: *wœr*, *wœrden*, *œr*, *œs*, *dœnn*, *gebœt*, *ſchwœrd*. *œ′*: *gœ′rn*, *iœ′merlich*, *bœ′rwamme*. *œ^*: *wœ^rn*, *geſœ^r*, *gebœ^rn*, *begœ^rn*.

e: *weg*, *Her*. *è*: *ès*, *wèggeſchanzet*. *é*: *héld*, *bét*, *féld*, *kléglich*, *gnédiglich*, *émſiglich*, *regént*. *ê*: *ſtên*, *gên*, *mêr*, *vernêmlich*. *ẹ*: *sẹën*, *stẹ*, *mẹr*, *ẹwig*, *ẹrb*, *tẹt*, *ẹrst*, *beschwẹrde*, *ſtẹrke*, *prophẹt*. *ẹ́*: *ẹ́renbilde*, *gerẹ́t*, *ẹ́rbgu°t*. *ệ*: *bequệm*, *beſchệrt*, *verhệrt*. *ë*: *dingë*, *bringën*.

ȩ: ſȩl, ſchȩl, beſȩlen, verhȩlen, hȩr, begȩrn, ſtȩrn, gewȩrtig. *ȩ́: belȩ́dest.* *ȩ̂: verhȩ̂lt, gequȩ̂lt.* — *e°: le°w, e°lend, re°den, re°tten, ze°len, erze°len, sche°lm, ve°st, gebre°sten, erhe°ben, ſche°rben, he°ld, beze°ben.*

ei: ein, eiſer, leien, bleiben, neid, zeit. *éi: éilend, verwéilend.* *eí: weíshait.* *eî: ſchreît, geweît, beweîs.* — *eu: teuer, treu, leunisch, leut, scheub.* *eú: entzeúch, befreúnd, geſeúbert.*

i: di, ni, ſih, ſig, gib, liben, geniſſen. *í: stíl, ímmerzu°.* *ì: zwìtrachte.* *ī: haupthengīg.* *î: gewîn, ſhîr, bîs, nîrn, ſtîlt.* *ie: gewies, verdries, viel, ziel, Stiel, lied, biegen, triegen, ſiechbet.* — *ı°: lı°g.* — *y: nymals, yr, yn, ym, erbytig, enflyen, zyën, gebyrg, kyrche.* *y′: by′derlant.* *y^: zy^n, thy^r.*

o: zorn, ort, brot, etwo. *ó: hohó, són, rót, gótloshait, wólfart.* *ô: wôl, entbôr entpôr, grôs, kôſet, erbôſet, verſchlôs, wônt, hôch.*

o°: bo°ſe, ſchno°de, beko°mt, o°pfelein. *æ^: erhæ^n.*

ù: zù. *u°: u°nt, u°f, du°, ru°, zu°, tu°n, wu°nder, wu°rzel, reichtu°m, uberdru°s, mu°nd, flu°x, mu°ter.* — *ui: hui.*

ụ: ſụndflu°t, ụber, fụrchten, mụssen, glụk, tụk, rụkken. *ụ́: wụ́nderlich, fụ́l, dụ́r, gerụ́ſt.* *ụ̂: herfụ̂r, darụ̂m, volfụ̂rt, gebụ̂rt.*

Bei Majuskeln ist der ſonst untergeſetzte Punkt daneben geſetzt. *E., A.rm.*

Leider ist uns von Melissus eine motivirende Erlaüterung ſeiner Lautbezeichnungen nicht erhalten. Was er ſelbst darüber geſchriben hat, ſeine Introductio in linguam Germanicam ſowol wie ein von im unternommenes Dictionarium Germanicum ſcheinen hoffnungslos verloren gegangen zu ſein. Vgl. Otto Taubert, Paul Schede (Melissus) Leben und Schriften, Torgau 1864 und die eingehende Anzeige diſer Schrift von E. Höpfner in der Zeitſchrift für das Gymnaſialweſen, 1865. Sicher ſind jene beiden Schriften, welche Melissus ſelbst in dem Vorworte zu ſeinen Psalmen anfürt, nie gedruckt worden. Höpfner wird wol darin recht haben, „dass beide deutſch-philologiſche Werke warſcheinlich irer orthographiſchen Excentricität wegen keinen Verleger gefunden haben, wie denn auch die Psalmen wol ſchwerlich mit dem Riſico eines Buchhändlers zum Druck gelangt wären." Gibt es doch noch heute Drucker und Verleger genug, denen ſelbst das ß, welches Melissus im allgemeinen dem damals in lateiniſchen und romaniſchen Drucken herſchenden Gebrauch gemäß dem Deutſchen anzupassen verſuchte, als eine orthographiſche Excentricität erſcheint, auch nachdem Österreich das ß in den allgemeinen Schulunterricht eingefürt

hat. (Man vergleiche hierüber meinen auf der Stettiner Philologen-verſammlung gehaltenen Vortrag über das ß, im Archiv 1881.)

Manches ist allerdings bei Melissus noch ſchwankend und bei einer weiteren Durcharbeitung würde ſich wol manches vereinfacht haben.

Am ausfürlichsten hat ſich bis jezt **Philipp Wackernagel** in dem Programm: „Über deutſche Orthographie, Wisbaden 1848“ über Melissus Schreibung ausgelassen. Er fasst ſeine orthographiſchen Eigentümlichkeiten in folgender Weiſe zuſammen.

„Dass er *ai* und *ei* rein unterſcheidet und keine Denungs-*h* zulässt, darf in diſer Zeit und Gegend nicht als Eigenheit geltend gemacht werden; eher dass ſich nirgend *v* für anlautendes *u* findet und dass er noch alle Subſtantiva, die göttlichen Namen abgerechnet, mit kleinen Anfangsbuchſtaben ſchreibt. Er unterſcheidet ſibenerlei *e* und viererlei *a*; alle *u* one Ausname haben überſchribenes *o*; ich glaube nicht, dass man dafür aufgelöſtes *uo* ſetzen darf, weil dis gegen die Mundart wäre. Der wirkliche Diphthong *ie* wird *i* geſchriben: *di*, *wi*, *ſi*, *licht*, *tiffer*, *libt*, auch *ider*, *imal*; dagegen ſteht *ie* in *wiel* (*will*), *ziel* (*ſchisziel*), *viel*, *gewies*; *y* in den Pronominibus *ym*, *yn*, *yr*. In Beziehung auf *ſ*, *ſſ* und *ß* teilt er die Verwirrung der Zeit: ſeltene *ß* in *rißig*, *flißig*; meist bloßes *s* oder *ſ*: *gros*, *er mus*, *er wais*, *weſre* (für *wäßre*); inlautend *ſſ*: *freſſen*, *auſſen*, *haiſſen*, *groͤſſe*. Im Auslaut hinter Vokalen nirgend doppelte Konſonanten: *gluk*, *al*, *flam*, *Got*, *auf*, *hinauf*; auch vor und hinter Konſonanten kein *ck*: *glukt*, *gerukt*, *krank*, *volk*, *ſtark*; *tz* dagegen nach Vokalen und *l*, *n*, *r*: *ſitz*, *geitz*, *boltz*, *gantz*, *hertz*, aber *lefzen*, *seufzen*. Einfaches *f* auslautend (nach jener Regel) in *auf*, *tif*, *hilf*, *ſcharf*; auch inlautend nach kurzen Vokalen und bei vorausgehenden oder nachfolgenden Konſonanten: *harfe*, *wolf*, *opfer*, *tapfer*, *haft*, *heftig*, *huͦfte*, *treflich*, *hofnung*, *lefze*; *ff* nach langem Vokal, wenn wider Vokal folgt: *hauffen*, *ſchwaiffen*, *ruffen*, *tiffen*, *ſtraffen*, aber *ſtreflich*.“

Zu bemerken wäre dazu namentlich noch, dass Melissus auch das vorzugsweiſe bei Luther aufgekommene intervocale *h* wider beſeitigte: Er ſchreibt: *na.en*, *fa.en*, *verſa.e*, *ne.ër*, *ſe.ën*, *fle.ën*, *ábme.ën*, *ſchme.ën*, *je.ën*, *ge.ën*, *ſte.ën*, *vorſe.uͦng*, *auferſte.uͦng*, *reie*, *verleien*, *weien*, *gedeien*, *zeien*, *verzeien*, *zyen*, *enflyen*, *erhoͤest*, *erhoͤung* (aber *hoche*), *ruͦe*, *ruͦig*, *blu.en*, *klu.en*. Ganz vereinzelt ſteht *na.h*, *na.he* (XXXVI, 12).

Hier ſcheint es fast als ob eine beſtimmte Reaction gegen **Luther**

ſich habe geltend machen wollen. Man vergleiche darüber meine Beiträge zur Geſchichte der deutſchen Rechtſchreibung, Heft II, S. 118 bis 134. Auch hierin hat es Melissus zu keiner Zeit an Nachfolgern gefelt.

Welchen Wert Melissus ſelbst auf ſeine Orthographie gelegt hat, zeigt das vorangeſchickte Privileg, in welchem es heißt: „ac proinde uná cum privilegio ſalvo etiam orthographia mea, quæ me non imitatorem alterius cujuspiam, ſed primum ſané autorem agnoſcit agnoſcatque oportet, et qua cum in hac pſalmorum tralatione rhytmica, tum etiam in INTRODUCTIONE IN LINGVAM GERMANICAM uſus ſum, et quam denique in DICTIONARIO meo GERMANICO, ut optimo jure, ita equidem ſtricté retinendam evicero, ſarta tecta eſto. Qui ſecus faxit et mulcta et pœna mulctator, quas irrogat violatori diploma Cæſareum etc.“

Das Schickſal der Psalmenlider war wol ein ganz änliches wie etwa zwei Jarhunderte ſpäter das der von Klopſtock veranſtalteten phonetiſchen Ausgabe ſeines Messias.

Ich kann hier nicht näher auf das Schriftſystem des Melissus eingehen, möchte aber doch den Wunſch ausſprechen dass das Vokalſystem desſelben, wie es wol auf ſeinem fränkiſchen Dialekte beruhte, noch einmal von einem gründlichen Kenner diſes Dialektes genauer unterſucht werde. W. Wackernagels Urteil über Melissus, dass er nur „wie zu allen Zeiten die Pedanten getan, orthographiſche Grillen gefangen habe“ (Fischart von Straßburg, 2. Aufl., S. 94), ſcheint mir doch in keiner Weiſe zutreffend, und auch Höpfners Bezeichnung der Orthographie des Melissus als einer abenteuerlichen und H. Rückerts Urteil über Melissus würden doch auch wol eine Einſchränkung unterligen müssen. Immer wird die Schreibung der Psalmen als ein erster Verſuch auf einer neuen Ban denkwürdig bleiben.

Sibzehntes Jarhundert.

Wir treffen hier zuerst auf einen Verſuch, die Vokale nach ihrer akustiſchen Natur anzuordnen, welcher zur Zeit des dreißigjärigen Kriges durch den Hallenſer Archidiakonus und Schulmeister Tilemann Olearius (geb. zu Halle 1600, geſt. daſelbst 1671) in dem Buche: Deutſche Sprachkunſt, Halle 1630, gemacht wurde.

Der Verfasser verlässt die gewönliche alphabetiſche Anordnung a, e, i, o, u und ſetzt an deren Stelle die Reihe:

i, e, a, o, u,

„denn diese Ordnung (sagt er) weiset uns die Natur".

Wie primitiv freilich bei ihm noch die Vorstellungen über die Natur der Sprachlaute waren, zeigen seine folgenden Erläuterungen:

„i. ist der kleinste, hellste und subtileste Schall der jungen Kinder, welchen sie am meisten brauchen, und ist der Mundt, Wann das i ausgesprochen wird, allein, oder mit den Consonantibus, ein klein wenig aufgetan, wie die Sperlinge zitschen.

e. erfordert, daß der Mund weiter aufgethan werde, und ist gröber als das i der weinenden Stimme wie die Schaffe bläen, sonderlich die kleinen Lämmer.

a. muß ausgesprochen werden mit erhobenem Munde, ist noch gröber, eine Stimme derer, die sich verwundern, wie die Esel schreien, ia.

o. wird mit gantz rundem Munde ausgesprochen, die Stimm des Ruffenden, wie die Bawren den Pferden zuruffen.

u. wird geredet mit zum theil gespitzten Lippen, vnd ist das allergröbste, eine Stimme der vngedültigen . der Kühe . muh."

Hier ist die Anordnung lediglich nach der Skala der Klanghöhe gemacht, obwol der Verfasser auch schon die verschidene Weitung und Rundung der Mundspalte mit in Betracht gezogen hat. Er hat bereits den Schritt getan, *a* zum Mittelpunkte, *i* und *u* zu den Enden des Vokalismus zu machen. Er erkennt bereits gewisse Analogien in der Bildung der Stimme der Tiere und des Menschen, die heute allerdings vil weiter verfolgt sind, wie jedes neuere Lerbuch der Physiologie (z. B. Grützner in Hermanns Handbuch) zeigt.

Wie ist aber jezt die Skala angewachsen: zwischen unserm *i* und *u*, wie zwischen der hellen Stimme des Sperlings und der tiefen der Kuh, und darüber hinaus nach beiden Seiten hin, welch eine unermessliche aufs mannigfachste modifizirte Reihe von Klängen!

Ph. v. Zesens fabelhafte Vier-Elementen-Theorie der Vokale in seinem Rosenmånd 1651 darf ich wol hier übergehen und den wissbegierigen Leser darüber auf meine Beiträge zur Geschichte der deutschen Rechtschreibung I, 37 f. verweisen.

Einen bedeutsamen Schritt zu einer figurativen Vierecksanordnung der Vokale machte der berümte Mathematiker Johann Wallis zu Oxford (geb. zu Ashfort in Kent 1616, gest. 1703). Er gehörte mit

William Holder und John Wilkins zu den Männern, aus deren wissenſchaftlichen Beſtrebungen die Gründung der engliſchen Societät der Wissenſchaften hervorgegangen ist.

Von ihm erſchin ſeine weltbekannte Grammatica Linguæ Anglicanæ, 1653 (2. Ausg. 1664, 3. Ausg. Hamburg 1672, 4. Ausg. 1674, 6. Ausg. 1699). Vorangeſchickt ist ein Tractatus grammatico-physicus de Loquela.

Wallis teilte die Vokale änlich wie die Konſonanten nach der Hauptartikulationsſtelle in drei Klassen: *gutturales*, *palatinæ* und *labiales*, und unterſchid in jeder diſer Gruppen, je nach der Weite der Mundöffnung (oris apertura) drei Stufen.

Aperturâ.

	majori	media	minori
Gutturalis	â ŏ aperta	e fœmin.	ŭ ò obscurum
Palatinæ	á exile	e mascul.	ee ĭ exile
Labiales	ô rotund.	oo û pingue	ú exile

Zur Erläuterung diſer Tabelle lasse ich hier folgen, was Wallis über die Vokale ſagt, und zwar nach der 3. Ausg. von 1672.

Sect. II. *De Vocalibus.*

Vocalium numerus apud diversas gentes (saltem si Characteres spectamus) omnino idem non est. Plures autem audiri Vocalium sonos, quam sunt Characteres vulgo adhibiti, apud omnes fere in confesso est. Ego illas omnes in tres omnino classes destinguendas esse judico: *Gutturales*, *Palatinas* et *Labiales*; prout in Gutture, Palato aut Labiis formantur. Quibus respondent totidem Arabum Vocales: *Phatha*, *Kesra*, *Damma*; iisdem sedibus formatæ: Hebræorum item tres literæ ו י א, quas *Matres lectionis* vocant; atque olim omnium vocalium instar, ante inventa puncta vocalia, fuisse creditur.

Si vero pro numero Sonorum vocalium, qui nunc dierum audiun-

tur, Vocalium Numerus (ut par est) censeatur, omnino *Novem* esse, dicendum erit: tres in Gutture, tres in Palato et in Labiis totidem; pro triplici nimirum, in singulis sedibus, oris aperturâ *Majori*, *Mediocri*, *Minori*.

Gutturales in summo Gutture formantur, seu posteriori linguæ et palati parte, aëre moderate compresso.

Et quidem si *aperturâ Majori*, seu pleno rictu, spiritus exeat, formatur Germanorum *â* vel *ŏ* apertum. Neque Germani solum, sed et Galli, aliique non pauci, eodem sono suum *a* plerumque efferunt. Angli sonum illum correptum, per *ŏ* breve, productum verò plerumque per *au* vel *aw*, rarius per *â* exprimunt. Nam in *fâll*, *folly*; *câll*, *collar*; *lawes*, *losse*; *cause*, *cost*; *aw'd*, *odd*; *saw'd*, *sod*, aliisque similibus; idem prorsus Vocalium sonus auditur in primis syllabis, nisi quod illic producatur, hic corripiatur.

Eodem loci, sed apertura faucium *Mediocri* formatur Gallorun *e* fœmininum, sono nempe obscuro. Non aliter ipsius formatio differt a formatione præcedentis *â* aperti, quam quod magis contrahantur fauces, minus autem quam in formatione Vocalis sequentis. Hunc sonum Angli vix uspiam agnoscunt: nisi cum vocalis *e* brevis immediate præcedat literam *r* (atque hoc quidem non tam quia debeat sic efferri, sed quia vix possit aliter; licet enim, si citra molestiam fieri possit, etiam illic sono vivido, hoc est masculo, efferre), ut *vertue*, virtus; *liberal*, liberalis; *liberty*, libertas etc.

Ibidem etiam, sed *Minori* adhuc faucium aperturâ sonatur *ò*, vel *ŭ* obscurum: Differt a Gallorum *e* fœminino non aliter quam quod ore minus aperto labia propius accedant. Eundem sonum fere efferunt Galli in postremâ syllabâ vocum *serviteur*, *sacrifateur* etc. Angli plerumque exprimunt per *ŭ* breve, in *turn*, verto; *burn*, uro; *dull*, segnis, obtusus; *cut*, seco etc. Nonnumquam *o* et *ou* negligentius pronuntiantes eodem sono efferunt, ut in *come*, venio; *some*, aliquis; *done*, actum; *company*, consortium; *country*, rus; *couple*, par; *covet*, concupisco; *love*, amo; aliisque aliquot, quæ alio tamen sono rectius efferri debent. Cambro-Britanni ubique per *y* scribunt, nisi quod hanc literam in ultimis syllabis plerumque ut *i* efferant.

Vocales *Palatinæ* in *Palato* formantur; aëre scilicet inter palati et linguæ medium moderate compresso: Dum nempe concavum palati, elevato linguæ medio, minus redditur, quam in gutturalibus efferendis. Suntque hæ in triplici gradu, prout concavum magis minusve contra-

hitur: quæ quidem diversitas duobus modis fieri potest, vel fauces contrahendo, manente linguâ in eodem situ; vel, faucibus in eodem situ manentibus, linguæ medium altius et ad anteriores palati partes elevando: utrovis enim modo fiat, vel etiam si utroque, perinde est.

Majori aperturâ formatur Anglorum *a*, hoc est *á* exile. Quale auditur in vocibus *bat*, vespertilio; *bate*, discordia; *pal*, palla Episcopalis; *pale*, pallidus; *Sam* (Samuelis contractio), *same*, idem; *lamb*, agnus; *lame*, claudus; *dam*, mater (brutorum); *dame*, domina; *bar*, vectis; *bare*, nudus; *ban*, exsecror; *bane*, pernicies etc. Differt hic sonus a Germanorum *â* pingui seu aperto, eò quod Angli linguæ medium elevent, adeòque aërem in Palato comprimant; Germani vero linguæ medium deprimant, adeòque aërem comprimant in Gutture. Galli fere sonum illum efferunt ubi *e* præcedit literam *m* vel *n* in eâdem syllabâ, ut *entendement* etc. Cambro-Britanni hoc sono solent suum *a* pronunciare.

Ibidem item, sed *mediocri* oris aperturâ, formatur Gallorum é masculinum: Quo modo Angli, Itali, Hispani aliique hanc literam efferre solent; vivido et acuto sono. Est enim sonus medius inter vocalem præcedentem et eam quæ mox sequetur. Hunc sonum Angli non modo per *e*, sed et (ubi producitur) non rarò per *ea* et aliquando per *ei* exprimunt. Ut *the* (articulus); *there*, ibi; *these*, hi; *sell*, vendo; *seal*, sigillum; *tell*, nuncio, numero; *teal*, querquedula; *steal*, furari; *set*, sisto; *seat*, sella; *best*, optimus; *beast*, bestia; *red*, rubicundus; *read*, lego; *receive*, recipio; *deceive*, decipio etc. Quanquam reverâ voces per *ea* scriptae rectius pronunciarentur, si præter sonum ipsius *e* producti, etiam sonus Anglici *a* (raptissime pronunciati) adjungeretur: prout olim pronunciatas fuisse veresimile est, atque in aliquibus locis, præsertim septentrionalibus, etiamnum pronunciantur. Quæ verò per *ei* scribuntur, rectius item per cunjunctum utriusque literæ sono efferri possent.

Ibidem etiam, sed *minori* adhuc oris aperturâ, formatur *i* exile, Gallis, Hispanis, Italis et plerisque aliis familiare. Hunc sonum, quoties correptus est, Angli per *i* breve exprimunt; quum vero producitur, scribunt ut plurimum per *ee*, non rarò tamen per *ie*, vel etiam per *ea*. Ut *sit*, sedeo; *see't*, id video; *fit*, idoneus; *feet*, pedes, *fill*, impleo; *feel*, tactu sentio; *field*, ager; *still*, semper, quietus; *steel*, chalybs; *ill*, malus; *eel*, anguilla; *in*, in; *inne*, hospitium; *sin*, peccatum; *seen*, visum; *friend*, amicus; *fiend*, cacodæmon; *near*, prope; *dear*, charus;

hear, audio etc. Quanquam reverâ eorum quæ per *ea* scribuntur, nonnulla etiam (et quidem melius) scribuntur per *ee*, alia potius per ê masculum efferuntur, adjuncto etiam si libet exilis *â* sono raptissimè pronunciati. Cambro-Britanni sonum hunc non modo per *i* et (in ultimâ syllabâ) per *y*, sed et per *u* scribunt, quam literam hoc sono semper efferunt, adeòque diphthongos *au eu* omnino ut *ai ei* pronunciant.

Vocales Labiales in ipsis *Labiis* (in rotundam formam collectis) formantur; aëre ibidem moderatè compresso. Suntque hæ etiam in triplici gradu seu differentiâ.

Majori laborum aperturâ formatur *ô* rotundum, quo sono plerique efferunt Graecorum ω. Hoc sono Galli plerumque efferunt ipsorum *au*. Angli ita fere semper efferunt *o* productum, vel etiam *oa* (ipso *a* nimirum, nunc dierum, quasi evanescente; de quo idem hic judicium ferendum est, ac supra de *ea*). Ut *one*, unus; *none*, nullus; *whole*, totus; *coal*, carbo; *boat*, cymba; *oat*, avena; *those*, illi; *chose*, elegi etc. At ubi *o* breve est, ut plurimum per *ŏ* apertum (de quo supra) rarius per *ô* rotundum pronunciatur.

In labiis item, aperturâ *mediocri*, formatur Germanorum û pingue: quo sono etiam Hispani, Itali aliique non pauci utuntur. Galli per *ou*: Cambro-britanni per *w*: Angli plerumque per *oo* (rarius per *u* vel *ou*) exprimunt; ut *foot*, pes; *shoot*, arcū vel bombardâ projicio, *full*, plenus; *fool*, stultus; *pull*, vello; *pool*, piscina; *good*, bonus; *stood*, steti; *wood*, lignum; *woo'd*, procatus sum; *mood*, modus; *mourn*, lamentor; *course*, cursus; *source*, scaturigo; *could*, possem; *would*, vellem; *should*, deberem etc. At *doe*, ago; *goe*, eo, et si quæ sunt similia, rectius per ô rotundum quam per û pingue efferuntur.

Ibidem etiam, sed *minori* adhuc aperturâ formatur ú exile, Anglis simul et Gallis notissimum. Hoc sono Angli suum ū longum ubique efferunt (non nunquam etiam *eu* et *ew* quæ tamen rectius pronunciantur retento etiam sono *e* masculi:) Ut *muse*, musa; *tune*, modulatio; *lute*, barbitum, *dure*, duro, *mute*, mutus, *new*, novus, *brew*, misceo (cerevisiam) coquo, *knew*, novi etc. Hunc sonum extranei ferè assequentur, si diphthongum *iu* conentur pronunciare; nempe ĭ exile literæ *u* vel *w* præponentes (ut in Hispanorum *ciudad*, civitas). Non tamen idem est omnino sonus, quamvis ad illum proximè accedat; est enim *ĭu* sonus compositus, at Anglorum et Gallorum *ú* sonus simplex. Cambro-britanni hunc ferè sonum utcunque per *iw*, *yw*, *uw* describunt; ut in *lliw*, color, *llyw*, gubernaculum navis, *Duw*, Deus, aliisque innumeris.

ea in *seal* etc. hat danach noch die Ausſprache, wie heut noch in *great*, ú die des franzöſiſchen u, aus welchem dann das engliſche iu herauskrystalliſirt ist. Vgl. Ellis Early English Pronunciation p. 28. Das *ŭ* in *turn*, *come* etc. ſcheint nach dem angegebenen ſchon damals one beſonders merkliche Lippenrundung geſprochen zu ſein, einigermaßen ſich dem nähernd, wie es die heutigen Phonetiker Bell, Sweet u. ſ. w. auffassen.

Dr. William Holder, *Elements of Speech*, *London* 1669 (geſchriben merere Jare früher) gibt folgende Skala. „As to the *number* of vowels, they, being differenced by the shape of the cavity of the mouth, may be reckoned very many, if small differences be allowed. But those which are remarkably distinguished, and reasonably suffice to express the pronunciation in use, that we know of, may be reduced to these eight: *α*, a, e, i, o, oo, u, ȣ; the sounds whereof, according to the vulgar pronunciation, are thus.

Long, or accented in the *Vowel*	*α*	ā	ē	ī	ō	o͞o	ū	ȣ
	fall,	*fate*,	*seal*,	*eel*,	*cole*,	*fool*,	*rule*,	*two*
Short, or accented in the *Consonant*	*folly*,	*fat*,	*sell*,	*ill*,	—	*full*.		

There is so much space between *a* and *e*, that there may be a vowel inserted between them, and a fit character for it may be *æ*, and perhaps some languages may have a distinct use of such a vowel."

Isaac Pitman bemerkt dazu im Phonetic Journal 1865: „It appears that Dr. Holder pronounced *fate* as fa^{2}t and *seal* as sa^{1}l. Then, and down to the time of Pope the improper diphthong *ea* was generally pronounced a^1; thus *tea* was ta^1, *leave* was la^{1}v etc. Fashion would have carried this uncalled-for refining or sharpening of the vowels into the words *break* and *great*; but *break* (bra^{1}k) could not be broken-in to *brik*, and *great* (gra^{1}te) was so much more expressive of the idea of greatness than *grĭt* that it could not be altered.

The Doctor's explanation of the sounds of his scheme of vowels seems to point to the French *û* (heard also in the Devonshire dialect) as the sound meant by *u* in *rule*. By ȣ is probably meant ŏŏ; but there appears to be some confusion in the Doctor's mind here. The short vowel now heard in *but*, *son*, *sup*, is not noticed. Had it existed then, it would certainly have been noted by so discriminating an ob-

server as Dr. Holder. ŭ (ʊ) in *but* and *zh* (j) in *pleasure* are not given in Hart's phonetic „Orthography“, 1569, nor in Sir Thomas Smith's phonetic alphabet, 1542. They have therefore been developed in English since 1569, and the vowel since 1669.“

Indes ſahen wir ſchon oben, dass ſchon Joh. Wallis 1653 warſcheinlich den heutigen engliſchen Laut des *ŭ* gekannt hat.

Holder erkennt bereits die weſentlich dorſale Bildung der Vokale. „To discover how much the middle and inward boss of the upper surface of the tongue is used here, and how little the end of it (except only to conduct and give way), you will upon trial find yourself able to pronounce all the vowels, holding the end of your tongue all the while steady against your teeth. And you may come very near, doing the same without altering the posture of your lips: which evinceth, that all vowels are formed by the tongue, though in some the lips concur, and in some, the throat.“

Zur Erläuterung der einzelnen Vokale bemerkt Holder:

„We may imagine the vowel *α* to be made by the freest and openest passage of the throat through the mouth, and so to have a kind of natural articulation without art, only by opening the mouth: *a* to be a little straitened by the boss of the tongue near the throat; and therefore if you try to pass from *α* to *a* you will find that you thrust the end of your tongue something forward to raise the boss of the tongue towards the palate to straiten the passage.

In *e* the middle of the palate is straitened, by the breadth of the tongue, and therefore the end of the tongue carried yet forwarder.

And in *i* still more after the same manner, but with a stronger and firmer tension of the muscles of the tongue bearing it stiffly very near the palate, and resting the sides of the tongue against the side-teeth.

In *o* the larynx is depressed, or rather drawn back by contraction of the aspera arteria. And the tongue likewise is drawn back and curved; and the throat more open to make a round passage: and though the lips be not of necessity, yet the drawing them a little rounder, helps to accomplish the pronunciation of it, which is not enough to denominate it a labial vowel, because it receives not its articulation from the lips.

oo seems to be made by a like posture of the tongue and throat with *o* but the larynx somewhat more depressed.

And if the lips at the same time be contracted, and borne stiffly near together, then is made ȣ (*ü*) with the tongue in the posture of i, but not so stiff, and the lip borne near the upper lip by a strong tension of the muscles, and bearing upon it at either corner of the mouth.

Thus it seemes, in *oo* and *o* the throat, in *a* the mouth, is more opened: in *a*, *e*, *i* the straitenings of the cavity of the mouth, between the tongue and palate, are gradually both forwarder and nearer the roof.

ȣ is made by the throat, and tongue, and lip; *u* by the tongue and lip; in ȣ the tongue being in the posture which makes *oo*; and in *u* in the same posture which makes *i*, and in this ȣ and *u* are peculiar, that they are framed by a double motion of organs, that of the lip, added to that of the tongue; and yet either of them is a single letter, and not two, because the motions are at the same time, and not successive, as are *eu*, *pla* etc.

Nach den Artikulationen teilt Holder die Vocale in

Guttural oo, o, *a*
Palatic a, æ, e, i
Labio-guttural ȣ
Labio-palatic u.

Sein Hauptverdienst aber besteht darin, dass er über das Verhältnis der stimmhaften zu den stimmlosen Konsonanten zuerst unter den neueren Forschern eine klare Ansicht gewonnen hat.

Gleich verdient wie Wallis und Holder machte sich um die Sprachphysiologie John Wilkins (geb. 1614 in Northamptonshire, Dean of Ripon, zulezt Bischof von Chester, † 1672) durch sein monumentales Werk:

An Essay towards a real Character and philosophical Language. London 1668.

Er teilt die Laute in apert und intercepted; die ersteren according to degrees:

Greater; stiled most properly *Vowels*, which may be distinguished into
Labial, being framed by an emission of the breath through the Lips contracted
less (o),
more, with the help of the Tongue put into a concave posture long ways, the Whistling or French (u)

Lingual; the breath being emitted, when the Tongue is put in a posture
more concave, and removed at some distance from the palate (α)
less concave or plain, and brought nearer the palate (a)
somewhat convex towards the palate (e)

Lesser; being either
Sonorous . . . These may be distinguished into
Labial; by an emission of the breath through the Lips more contracted (ȣ)
Lingual; when the breath is emitted betwext de middle of the Tongue in a more *convex* posture, and the palate (ι)
Guttural; by a free emission of the breath from the Throat (y)
Mute; when the breath is emitted through the Organs of speech, being in the same position as before; but without voice, to be distinguished as their three preceding correspondents, into
Labial (hȣ) or (ȣh)
Lingual (hi)
Guttural (h).

In dem Kapitel „Of Vowels“ pag. 362 heißt es dann:

There are (I conceive) eight simple different speeies of Vowels, easily distinguishable, whose powers are commonly used. I cannot deny, but that some other intermediate sounds might be found; but they would, by reason of their proximity to those others, prove of so difficult distinction, as would render them useless, these eight seeming to be the principal and most remarkable periods, amongst the degrees of Apert sounds.

As for the third of the *Labials*, the *u Gallicum*, or *whistling u*, though it cannot be denied to be a distinct simple vowel; yet it is of so laborious and difficult pronunciation to all those Nations amongst whom it is not used (as to the English) especially in the distinction of long and short, and framing of Dipthongs, that though I have enumerated it with the rest, and shall make provision for the expression of it, yet shall I make less use of it, than of the others; and for that reason, not proceed to any further explication of it.

It will be difficult to express the several powers of these Vowels by writing; Pronuntiation being such a thing, *quæ non scribitur, nec pingitur, nec hauriri eam fas est, nisi vivâ voce.* (Lipsius de rect. Pronuntiatione L. Lat. cap. 3.) And therefore the best way for the explaining

of them, is by such known words as may be given for the instance of each of them. And as for the figure or writing of those four, which are not commonly esteemed to be distinct species of Vowels, I shall make choice to represent them by such Characters, as may seem least strange. What kind of power or sound that is, which is peculiar to each of these seven vowels, may be easily understood by these following instances:

α	Short	Bot-*tom*	Fol-*ly*	Fot	Mot	Pol	Rod
	Long	Bought	Fall	Fought		Paule	Rawd
a	Short	Batt	Val-*ley*	Fatt	Mat	Pal	Rad-*nor*
	Long	Bate	Vale	Fate	Mate	Pale	Trade
e	Short	Bett	Fell	Fet	Met	Pell	Red
	Long	Beate	Veale	Feate	Meate	Peale	Reade
i	Short	Bitt	Fill	Fitt	Mit-*ten*	Pill	Rid
	Long	Beete	Feele	Feete	Meete	Peele	Reede
o	Short						
	Long	Bote	Foale	Vote	Mote	Pole	Rode
ȣ	Short		Full	Fut		Pul	
	Long	Boote	Foole	Foote	Moote	Poole	Roode
y	Short	But	Full	Futt	Mutt-*on*	Pull	Rudd-*er*
	Long						

Amongst these, the Vowels not commonly owned by us in writing, are these four α. ι. ȣ. y. But that they are distinct species of Vowels, and have peculiar powers of their own, not expressible by any other Letters (supposing every Letter, as it ought, to be determined to one particular sound), may sufficiently appear from the above mentioned, and several other Instances. And that those two which are commonly used with us for distinct Vowels; namely, the third and the fifth, *I* and *V*; as in the words *Light*, *Lute*, are not simple vowels, but *Dipthongs*, I shall shew afterwards.

Though the Vowel *o* do not admit of any instance in our Language, wherein it is used *Short*, nor the Vowel *y* wherein it is used *Long*; yet there are naturally such differences of these Vowels, as well as of the rest. Suppose a long Vowel to be divided into two parts; as *Bo-ote*, pronounce it then with half the time, and it must make the short Vowel *bote*. And thus on the contrary, doubling the time of a

short Vowel, as By-yt, will render it *Long*: which may serve to explain how these Vowels naturally are capable of being made both long and short; though by reason of general disuse amongst us, such differences would at first seem somewhat difficult, and not easily distinguishable.

The Vowel *α* is placed first; partly partly in conformity with other Alphabets, and because 'tis the most Apert amongst the *Lingua-palatal* Vowels. 'Tis expressed by this Character, because being one of the *Greek* Letters, 'tis more commonly known. 'Tis framed by an emission of the Breath, betwixt the Tongue and the Palate; the tongue being put into a more concave posture, and removed further off from the palate.

The Vowel *a* is framed by an emission of the Breath, betwixt the tongue and the concave of the palate; the upper superficies of the tongue being rendered less concave, and at a less distance from the palate.

The Vowel *e* is framed by an emission of the Breath, betwixt the tongue and the concave of the palate, the upper superficies of the tongue being brought to some small degree of convexity.

The Vowel *ı* is expressed by this Character, because 'tis the most simple figure; and therefore doth best suit with the most acute Letter; as likewise, because this Letter, amongst many other Nations is already used and pronounced according to the sound which is here intended. 'Tis framed by an emission of the Breath betwixt the tongue and the concave of the palate, the upper superficies of the tongue being put into a more convex posture, and thrust up near the palate.

The Vowel *o* is the first, and most apert of the *Labials*; being framed by an emission of the Breath, betwixt the Lips, a little drawn together and contracted.

The Vowel ȣ is the second of the *Labials*, requiring a greater contraction of the Lips. 'Tis expressed by this Character, which is used in Greek for *ov* Dipthong; because commonly that Dipthong, as also the French *ou* is pronounced in the sound of this simple Vowel.

The Vowel *y* is wholly *Guttural*, being an emission of the breath from the throat, without any particular motion of the tongue or lips. 'Tis expressed by this Character which is already appropriated by the Welsh for the picture of this sound.

Ich laſſe hier noch *The Lords Prayer* nach Wilkins phonetiſcher Darſtellung folgen.

Yȣr fàdher hȣitſh art in héven, halloëd bi dhyi nàm, dhyi cingdym cym, dhyi ȣill bi dyn, in erth az it iz in héven, giv ys dhis dai yȣr daili bred, an fαrgiv ys yȣr treſpaſſez az ȣi fαrgiv dhem dhat treſpaſ againſt ys, and lèd ys nαt intȣ temptaſiαn, byt deliver ys frαm ivil, fαr dhyin iz dhe cingdım, dhe pyȣër and dhe glαrı, fαr ever and ever. Amen.

In Bezug auf die verſchidene Ausſprache des û in der Übergangsperiode von 1650—1700 bemerkt H. Sweet, *History of English Sounds*, Transact. of the Phil. Soc. 1873/4 p. 525: „Long *yy* both in English words such as *nyy*, and French such as *tyyn*, was diphthongized into *iu*, *nyy* and *tyyn* becoming *niu*, *tiun*. The older *yy* was, however, still preserved by some speakers, and we have the curious spectacle of the two contemporaries Wallis and Wilkins ignoring each others pronunciation, Wilkins asserting that the sound of *yy* is 'of laborious and difficult pronunciation especially to the English', while Wallis considered this very yy-sound to be the only English pronunciation of long *u*."

Von den drei Hauptbegründern der engliſchen Lautphyſiologie wenden wir uns wider nach dem Kontinent.

Samuel Reyher (geb. zu Schleuſingen 1635, geſt. zu Kiel 1714), *Mathesis Mosaica*, Kiel 1679, bemerkte dass die Mundhöle beim Flüstern der Vokale eine verſchidene Abſtimmung zeige. S. 432 ſagt er: „Observavi, vocales non tantum figurâ oris et linguæ, sed etiam ratione toni differre, si suppressâ voce et quasi halitu solo pronuncientur, ita tamen ut ab uno vel plurimis maximè vicinis exaudiri queant. Si igitur ex. gr. A brevissimum seu clarissimum respondet clavi $\bar{\bar{c}}$, respondebit A longum, quod tamen melius medium appellaretur, clavi $\bar{c}$, quia longissimum sive obscurissimum effertur per clavem *a*. Huic succedit O respondens clavi *g*. Denique V quæ auditur per clavem *c*. Acuti vocales acutiores quoque sonos efficiunt et quidem E respondet $\bar{a}$ et I producit clavem $\bar{\bar{c}}$. Præterea dantur vocales mixtæ, nempe a' Francorum, quod respondet $\bar{f}$, ut et æ sive sægol Hebræorum, cujus clavis est $\bar{g}$ et sic porrò."

Seine Reihe ist danach aufſteigend: U, O, A, Ä, Ö, E, Ü, I.

Nach Reyher haben erst Grassmann, Donders (1857) und

Helmholtz die Abstimmung der Mundhöle für die verſchidenen Vokale genauer zu unterſuchen angefangen.

1680 erſchin Meninski Thesaurus linguarum orientalium in drei kolossalen Foliobänden. Hier war der Verſuch gemacht das lat. Alphabet durch diakritiſche Zeichen auf das Arabiſche, Perſiſche und Türkiſche auszudenen.

An der Scheide des 17. und 18. Jarhunderts treffen wir den Mann, der wie P. Ponce und J. P. Bonet für Spanien, Wallis und Holder für England, ſo für Deutſchland den Taubſtummenunterricht auf phyſiologiſcher Baſis begründet hat: Joh. Conr. Amman (geb. zu Schaffhauſen 1669, geſt. in Holland 1724). Von ihm erſchin: Surdus loquens, seu Methodus, qua qui surdus natus est, loqui discere possit. Amst. 1692, und darauf ſein größeres Werk: Dissertatio de loquela, qua non solum vox humana et loquendi artificium ex originibus suis eruuntur: sed et traduntur media, quibus ii, qui ab incunabulis surdi et muti fuerunt, loquelam adipisci, quique difficulter loquuntur, vitia sua emendare possint. Amst. 1700 (Ins Deutſche überſetzt von L. Grasshoff, Berlin 1828).

Amman teilte die Vokale in:

simplices { gutturalis: a, / dentales: e, i, j; / labiales: o, u, w;

mixtæ: ä, ö, ü.

Er vervollkommnete die Methode des Taubſtummenunterrichtes namentlich dadurch dass er das Hilfsmittel der Betastung des Kelkopfs zur Unterſcheidung von ſtimmhaften und ſtimmloſen Lauten ausbildete. Er ſagt darüber p. 82:

„Id autem, quo *Surdi*, à quibus ego me didicisse non diffiteor, *vocem* à *spiritu non sonoro* ipsi in se discernunt, est revera magnum hujus artis *Mysterium*, et *Surdorum*, si ita loqui fas est, *Auditus*, aut ei saltem quid analogum, nimirum *tremulus* ille motus et titillatio, quam, dum *vocem* sponte sua, quod sæpissime fit, edunt, in proprio percipiunt *Gutture*. Quomodo enim intelligeret *Surdus*, quid velim, cum pro *Litera* aliqua pronuncianda os aperio, eumque eandem *repetere* jubeo? Nesciret, inquam, utrum simpliciter hiarem, *mutumve* expromerem *spiritum*, an *veram vocem* ederem, ipsi imitandam: quare manum ipsius

Gutturi meo admoveo, ut *tremulum* ejus motum, dum *vocem* edo, persentiat; tum eandem manum proprio Gutturi adhibere, meque imitari eum jubeo; et sic tanquam habena *vocem* ejus manu flectere possum, ut et levissimos tandem accentus observet. Non terreor, si vox ab initio scabra fuerit et difficilis, magis enim ac magis tempore et organorum exercitatione ea politur et lævigatur. Hoc enim modo *Pipitum* illum, *surdis* plerisque familiarem, et multum à genuina *voce* discrepantem, facile dedoceo, et ejus loco *vocem humanam* cum *Laryngis tremore* elaboratam, elicio."

Achtzehntes Jarhundert.

Die Franzosen haben um Aufklärung der allgemeinen Fragen über die Stimmbildung vil geleistet; die speziellen Untersuchungen dagegen über die Bildung und Natur der einzelnen Sprachlaute haben sie lange fast ganz den Deutschen und den Engländern überlassen. Doch haben wir hier einen zu nennen: Pierre-Louis-Marie Maloet (geb. zu Paris 1730, † 1810). Von ihm erschin: *Ergo, ut ceteris animalibus, ita homini sua vox peculiaris.* Paris 1757, in 4.) Haller bemerkt über ihn (sihe unten), dass er 12 Vokale unterschid. Die Schrift ist mir nicht zugänglich. Sollte einer der geehrten Leser über Maloets Vokalsystem nähere Auskunft geben können, so würde dis gewiss mit Dank anerkannt werden. (Vgl. La France Litt. und Liscovius Physiologie der menschlichen Stimme, S. 82.)

Lambert, Neues Organon 1764 unterschid 18 Vokale „und villeicht noch mer", und behielt dabei im ganzen die gewönliche Ordnung.

In den sibziger Jaren des 18. Jarhunderts standen neben Adelung an der Spitze der deutschen Sprachforschung die beiden Schwaben K. F. Fulda (geb. zu Wimpfen 1724, gest. als Prediger zu Ensingen 1783) und Joh. Nast, der berümte Lerer Schillers (geb. 1751, gest. zu Plochingen 1822), die ersten Vorboten einer tieferen historischen Sprachforschung.

Fulda, Sammlung und Abstammung germanischer Wurzelwörter, herausgegeben von Joh. Georg Meusel, Halle 1776, p. 51 sagt: „Der Vocal, der Selbst-Ton steigt aus der tiefen Kele und kömmt bis vor die Spize des Mundes, oder tönt aus vollem Hals und offenem Munde, bis in dessen engsten Spalt. Er ist eine musikalische Octav:

a, ä, e, ö, o, u, ü, i.

a ist der Hauptton. Er ligt auch immer den Wurzeln zum Grund. Man kan ihn den eigentlichen, und gegen andere den niederen nennen. o ist seine Quint, und stimmt mit ihm. Das Nordische und die Teutsche Provinzialsprachen haben ein a° und ø, welches man in den einen und den andern Ton beliebig übersezen kan. Vom hohen o zu u ist ein ser gemeiner Übergang: forcht, furcht; sohn, son, sun. — Und diß sind die Vokale, welche den einfachsten, ganz ungemischten für sich bestehenden, reinsten und graden Ton gewähren. Alle andern Nebenlieger sind teils von zweifelhafter, teils von offenbarer Mischung. Es geschehen offenbare Beugungen von a in ä; o in ö und u in ü. Und so rein e und i im abstrakten oder abgezogenen gedacht werden mögen, so sind sie doch nicht nur unwurzelhaft und unselbstständig, oder von keiner eigenen Bedeutung, sondern auch ihres Ursprungs wegen selbsten, zweifelhaft."

Fuldas Werk war ein erster Verſuch unſerer Etymologie neue Banen zu brechen, in welchem ſich Warheit und Irrtum noch in buntester Weiſe miſchten.

Joh. Nast, Grundſätze der teutſchen Rechtſchreibung, der teutſche Sprachforſcher 2. Th. 1778, S. 42 ff. ſagt: „Ich werde zuerst die Selbstlaute ... vornemmen, und dabei nicht der gewönlichen alphabetischen Ordnung, sondern der Ordnung der Natur folgen, nämlich wie die Buchstaben nach der Leiter der Natur von der tiefsten Kele biß zu den äussersten Lippen auf einander folgen. Hier ist dise Naturleiter unserer Buchstaben

a, ä, e, i, o, ö, u, ü.

a ist der erste Ton der Natur. Das zärteste Kind, kaum noch mer als Maschine, bringt ihn one sein Wissen hervor, die blose animalische Natur erzeugt ihn bei ihm. Er ist der tiefste Menschenlaut, d. i. er steigt aus der tiefsten Kele, mit mererer oder minderer Eröffnung des Mundes, one daß ein einziges Sprachorgan eine Bewegung machen dürfte ...

Der Pöbel in Schwaben und Franken macht in vilen Wörtern aus dem a einen Ton, der zwischen a und o das Mittel hält, und dem schwedischen a, das sich in dem Worte Abo findet, völlig gleicht, und der Schwed mit a°, der Dän aber mit aa zeichnet ...

Der nächste Vokal in unsrer Schriftsprache ist das ä. Man nennt ihn unschicklich ae, dann man spricht ihn nicht so aus. ... In Schwaben und villeicht noch in mereren Provinzen Teutschlands klingt das ä in

vilen teutschen Wörtern wie das hohe e ... Das ä formirt sich oben in der Kele, und wenn bei der Aussprache des a alle Sprachwerkzeuge ruig ligen, so erhebt sich beym ä die Zunge von der Spize biß über die Mitte sanft gegen den Gaumen, so daß der Canal im Mund, durch welchen die tönende Luft geht, enger ist als bei a.

Das e wird auf zweierleiweise ausgesprochen, nider, und hoch. Das nidere e ist mit dem Ton des ä vollkommen gleich, und eben das, was die Franzosen e ouvert nennen; das hohe e aber, welches die Franzosen e fermé nennen, ist das eigentlich helle, heitere e, welches dem ö sich nähert, aber nicht so hohl wie dises klingt.... Das hohe e hat seinen Siz im vordern Mund und die Zunge geht näher gegen den Gaumen, und nähert sich zugleich den Zänen. Das nidere e sizt tiefer im Mund, und schallt mer in der Mundhöle, weswegen auch sich der Mund mer öfnen mus, als beim hohen.

Der Vokal i tönt noch weiter vorne im Munde als das hohe e, und schallet durch die Zäne. Dise schliesen sich enger als beim hohen e und die Höle des Mundes ist auch enger.

Der Lautbuchstab o erfordert eine weitere Mundhöle als das i; die Lippen ziehen sich verlängernd vorwärts, und machen eine Hölung vor den Zänen. Der Ton selbst schallet nicht nur mer ausser- als innerhalb der Zäne, sondern ist auch nebst dem a des stärksten und lautesten Tones fähig.

Was die Aussprache des ö betrifft, so kommt es dem hohen e ser nahe, nur daß der Ton des ö mer hol klingt. Dises kommt von der Gestalt des Mundes her, welche erforderlich ist, disem Vokal seinen eignen Laut zu geben. Dann hier machen die Lippen die Hölung vor den Zänen noch etwas enger als bei o, die Zunge aber hat die nemliche Lage wie bei dem hohen e, mithin ist die Mundhöle innerhalb der Zäne auch enger als beim o.

U tönt ganz vor den Lippen haussen. Die Lippen verengern und verlängern sich noch mer als bei o, mit einiger Erhebung gegen die Nase.

Das ü ist von dem u darin unterschiden, daß die Unterlippe sich etwas hinter die Oberlippe sezt, und eine enge Öffnung wie einen Spalt oder Schliz läßt, durch welchen der Ton geht. Diser Ton ist eigentlich der Laut des i, der aber dadurch, daß er durch die Mundhöle, die zum Laut des u erfordert wird, durchgeht, zum ü wird."

Albrecht von Haller, *de partium corporis humani fabrica et functionibus*, Tom. VII, 1778, knüpfte im ganzen an Amman an. S. 360 will er nicht über acht lange und reſp. kurze Vokale hinausgehen. „Etsi linguas paucas calleo, vocales tamen non crediderim his octo quas recensebo, plures esse. Eas octo vocales claras, sive longas reperio esse (*a*, *eta*, *e*) clarum *epsilon* græcorum, (*i*, *o*, u, ö, ü). Novem etiam facit *Wallis* p. 4, octo *Ammannus* p. 62 seq. similes nostris. Duodecim D. *Maloet* p. 17. Sed vere octo ſunt. Totidem vero, quot veræ vocales, etiam aliæ surdæ, brevesque sunt, quæ fere in gutture pronuntiantur."

(Über Maloets Werk ſihe oben.)

Fr. G. Klopſtock, Über deutſche Rechtſchreibung, Leipzig 1778, Über Sprache und Dichtkunſt. Fragmente, Hamburg 1779, S. 194 unterſcheidet zwiſchen offnem, gedentem und abgebrochenem Tone. „Unſre lange Silbe hat dreierlei Töne, den ofnen, den gedenten und den abgebrochenen. Wir wollen ſie mit allen Selbſtlauten hören:

Ofner Ton (Ein Selbſtlaut endet die Silbe)	gedenter (Ein Mitlaut)	abgebrochner (Ein Mitlaut)
Ka=ne	Kan	kan
Le=re	ler	Weſt
Ae=re	Bär	(ä kan in nicht haben)
Rö=re	ſchön	gön=te
Fli=ſen	Fliſ=ſen	befliſ=ſen
Drü=ſen	ſüſ	müſ=ſen
Tro=ne	Tron	kon=te
Spu=ren	Ur	mur=ten

Das heißt mit andern Worten: die (betonte) offne Silbe ſteht für die richtige Ausſprache des Vokals ein; die geſchlossene dagegen kann gedenten oder nicht-gedenten, abgebrochenen Vokal (von Spätern gewönlich geſchärft genannt) haben, und bedarf daher einer Unterſcheidung, und zwar ſoll (außer bei *ä*) die Denung durch ein beſonderes (untergeſetztes) Längenzeichen bezeichnet werden.

Damit war Klopſtock für die geſchlossene Stammſilbe im weſentlichen auf den Ausgangspunkt des Melissus zurückgekommen. Klopſtocks Einteilung der Silben zeugt von einem feinen Gefüle für die Quantität der Laute. Nach Sievers Beobachtungen (Phonetik

S. 195), denen Kräuter (Anzeiger für deutſches Altertum III, 21) zuſtimmt, hat z. B. *tote* ein kürzeres *o* als *tot*.

Ein nicht zu rechtfertigender Missgriff war dabei freilich Klopſtocks Schreibung Fliſ=ſen für fließen. Dass er ſich nicht zu einer klaren Anſicht über die Ausſprache der S-Laute erhoben hat, zeigen auch ſeine Worte: „Das ſſ zwiſchen zwei Selbſtlauten wird ausgeſprochen. Fliſſen, befliſſen. Diſ können gleichwol in gewiſſen Gegenden ſogar die Grammattiker nicht von Fli=ſen unterſcheiden. Ich hoffe diſen wenigſtens begreiflich zu machen, daß es ausſprechbar iſt, wann ſi es auch nicht ausſprechen können. (Ich weiſ nicht, ob ſie etwa ſ ſchon ſo ſtark ausſprechen, daſſ ſſ Herte ſein würde.)“

Es ist zu bedauern, dass Klopſtock dem, was ſchon Zeſen ſeit 1640 und dann Gottſched in ſeinen Grammatiken ſeit 1748 über ss und ß gelert hatte, und dem was dann Nast weiter darüber lerte, nicht die genügende Beachtung geſchenkt hat, sonst würde er wol auf einen besseren Weg für die Schreibung diſer Laute gekommen ſein. So ſer auch Klopſtock als Dichter der Liebling der deutſchen Nazion war, ſo wenig Beifall konnte er mit ſeinen orthographiſchen Neuerungen finden. Mit den bloßen phonetiſchen Grundſätzen ist wenig gewonnen, ſo lange man nicht die Laute ſelbst genau unterſcheidet und ſo lange man ſelbst mit ſeiner Sprache auf einem einſeitigen mundartlichen Standpunkte ſteht. Klopſtock verwarf mit Recht Hemmers mundartlichen Standpunkt, aber ſein eigener war von dem gerügten Feler keineswegs vollkommen frei. Immer aber bleibt es eine achtungswerte Erſcheinung, dass ſich der Dichter der Messiade mit ſo warmer Liebe der Unterſuchung der Lautverhältnisse ſeiner Mutterſprache zugewandt hat.

Die Petersburger Akademie der Wissenſchaften ſtellte für das Jar 1780 die Preisaufgabe:

1) Qualis sit natura et character sonorum litterarum vocalium a, e, i, o, u, tam insigniter inter se diversarum. 2) Annon construi queant instrumenta ordini tuborum organicorum sub termino vocis humanæ noto similia, quæ litterarum vocalium a, e, i, o, u sonos exprimant.

Christian Gottlieb Kratzenstein (geb. zu Wernigerode 1723, geſt. zu Kopenhagen 1795) erhielt den Preis. Einen Auszug

aus ſeiner Schrift geben die Acta Acad. Scient. imper. Petropolitanæ 1780 und die Observations sur la Physique par Rozier, Supplément 178. Es war ihm gelungen unſern Vokalen änliche Klänge hervorzubringen, indem er an ein Zungenwerk, wobei er mit Glück zum ersten Male durchſchlagende Zungen anwandte, verſchiden geſtaltete Anſätze befestigte. Vgl. Grützner, Phyſiologie der Stimme und Sprache, 1879. S. 171 f.

Im Jare 1781 wurde dann ein großer Schritt vorwärts getan durch Christoph Fridrich Hellwag (geb. zu Calw in Würtemberg 1754, geſt. zu Eutin 1835) in ſeiner Dissertatio inauguralis physiologico-medica de formatione loquelæ. Die XXII MAII MDCCLXXXI, Tubingæ. Hier tritt uns zum ersten Male ein Vokaldreieck entgegen, und zwar in der Stellung, dass a die untere Spitze bildet. Es heißt darin § 57:

„Princeps vocalium, reliquarum basis, vel in scala positarum centrum est *a*: ex hac duplex ascendit scala, in gradus extremos *i* et *u* terminata; gradibus his extremis et homologis inferioribus termini interjacent intermedii. Graduum et terminorum intermediorum ad basin relatio sub hoc schemate concinno potest repræsentari

u		ü		i
o		ö		e
	a°		ä	
		a		

Vocalis *o* medium tenet inter *u* et *a*°, *a*° inter *o* et *a*; similiter *e* inter *i* et *ä*, ä inter *e* et *a*; per ü fit transitus ex *u* ad *i*, per *ö* ex *o* ad *e*: exprimi potest terminus, per quem ex *a*° ad *ä* transitur. Gradibus hisce scriptione designatis infiniti alii possunt interpolari, quos gentes linguis et linguarum varietatibus differentes inter loquendum constanter exprimunt. Nonne sic omnes, quas unquam edidit humana lingua, vocales ac diphthongi quasi mathematice secundum gradus poterunt determinari?

§ 58. Hos graduum ordines non auditus solum probat, sed attenta quoque mutationum oris contemplatio confirmat.

Vocalis *a* pronunciatur labiis et lingua quiescentibus ore simpliciter aperto, sed amplius quam in reliquis vocalibus maxilla inferior abducitur. Apertura inter maxillas et labia pronunciationem literæ *a* impeditura esset, si justo arctior fuerit, nisi transversim aucta com-

pensetur angulis labiorum retrorsum tractis. Ita quoque obest elevatio linguæ, nisi medium illius secundum longitudinem eo fortius deprimatur, ut crena servetur, quæ est in lingua quiescente, depressa.

§ 59. Vocalis *u* pronunciatur maxilla inferiore minime abducta, linguæ radice maxime retrorsum elevata, lateribus contractis, apice quiescente, apertura labiorum arctissima, brevissima, angulis ad se invicem adductis. Maxillis vero et labiis solito amplius hiantibus et relaxatis labiorum angulis litera *u* edi nequit, nisi lingua crassior et brevior reddita simul magis retrorsum ducatur, ut angustia pone radicem linguæ servanda compensetur. Annon ideo labiorum anguli contrahuntur, ut firmati basin præbeant constrictoribus pharyngis superioribus mediate per buccinatores uno fine sibi, altero istis insertos? ita pharynx constrictus radici linguæ retrorsum tendenti obviam venit, quo facilius angustia efficienda obtineatur: denegato vero ab angulis labiorum fulcro radix linguæ majori labore ad pharyngem accedere debet, ut vocalis *u* sistatur. Augetur illa suspicio eo, quod, si anguli labiorum digitis prehensi antrorsum tendantur, hiatu oris ceterum satis aperto, vocalem *a* dicturus semper å dicat, quæ vocalis ad *u* tendit.

Vocalis *o* maxillam inferiorem plus abducit quam *u*, minus vero quam *a*°; minus quam *u* radicem linguæ retrorsum elevat, plus quam *a*°; labiorum anguli minus tensi, apertura minus arcta quam in *u*, utrumque plus quam in *a*°.

Vocalis *a*° cum *o* aliquam similitudinem retinet quoad situm organorum, sed proxime accedit ad vicinam basin quæ est vocalis *a*.

§ 60. Vocalis *i*, extremum scalæ, uti *u*, maxillam inferiorem minime abducit; labia quiescunt pallulum hiantia; corpus linguæ proxime ad apicem explicatum, latera linguæ adversus dentes molares superiores quinque nituntur, ut inter apicem linguæ et palatum anterius proxime ad gingivas brevis et arctus supersit hiatus. Maxilla inferior longius abducta elevationem et explicationem linguæ difficiliorem reddit, ut tamen litera *i* obtineatur. Ex situ linguæ antrorsum elevatæ conjicio, maximum hiatum inter radicem linguæ et pharyngem patere, dum hæc litera pronunciatur, eumque decrescere in gradibus inferioribus usque ad statum naturalem in *a*, ubi dein ultra illum coarctari incipit usque ad extremum in *u*.

Vocalis *e* maxillam inferiorem plus abducit quam *i*, minus quam *ä*; labia quiescunt; corpus linguæ in regione, quæ magis est media, explicatur, latera linguæ tribus ad minimum molaribus posterioribus

superioribus applicantur; hiatus inter linguæ dorsum et palatum medium latior, amplior.

Vocalis *ä* corpus linguæ proxime ad basin explicat, cujus latera tribus ad minimum molaribus inferioribus incumbunt; hiatus inter linguæ dorsum et palatum molle denuo latior, amplior et posterior quam in *e*; lingua parum antrorsum elevatur: in cæteris *ä* multum habet de *a*.

§ 61. Vocalis *ü* labia disponit ut *u*, linguam ut *i*, maxillam inferiorem, ut in *u* et *i* communiter antea illa fuit.

Vocalis *ö* labia disponit, ut *o*, linguam ut *e*, maxillam inferiorem, ut antea fuit illa communiter in *o* et *e*.

Similis est ratio vocalis mixtæ ex *a*° et *ä*.

Indem hier bei Hellwag die Gerade *u-a-i* in einen Winkel gebrochen wurde, war damit die Einſeitigkeit der Auffassung der Vokale nach der bloßen Klanghöhe, wie wir ſie bei Tilemann Olearius und noch bei Fulda und Nast fanden, überwunden, und zugleich hatte die ö-ü-Reihe ire in jeder Beziehung passende Stellung zwiſchen der *a-u*- und der a-i-Reihe gefunden.

Wolfgang von Kempelen (geb. zu Presburg 1734, geſt. zu Wien 1804), Mechanismus der menſchlichen Sprache, nebst Beſchreibung ſeiner ſprechenden Maſchine, Wien 1791 (auch eine Ausgabe desſelben Jares in franzöſiſcher Sprache), hebt hervor, dass die Vokalbildungen von der Weite zweier Öffnungen abhangen, der der Lippen und des Kanals zwiſchen der Zunge und dem Gaumen. Denkt man ſich die größte Weite jeder diſer beiden Öffnungen in fünf Teile geteilt, ſo ist nach ſeinen Angaben

bei	i	die Weite	der Lippenöffnung	3,	des Kanals	1
„	e	„	„	4	„	2
„	a	„	„	5	„	3
„	o	„	„	2	„	4
„	u	„	„	1	„	5

So ungenügend und ungenau diſe Auffassung namentlich in Bezug auf die Zungenſtellung ist, ſo erſcheinen doch auch hier die drei Vokale a, i, u als die Kardinalpunkte, indem danach a als das Maximum der Mundöffnung, i als das Minimum der Kanalweite, u als das Minimum der Lippenöffnung auf eine für alle Zeiten unverlierbare Weiſe be-

ſtimmt ſind. Vgl. Th. Jacobi, Beiträge zur Deutſchen Grammatik, 1843, S. 39.

Auf die vilen ſchon früh beginnenden und ununterbrochen aufeinander folgenden Verſuche der Engländer, in Wörterbüchern die Ausſprache der einzelnen Wörter möglichst genau zu markiren, kann ich hier nicht eingehen. Es gehört das in eine Spezialgeſchichte der engliſchen Lexikographie. Hauptbanbrecher wurde auf diſem Gebiete John Walker (geb. zu Colney Hatch, Middlesex 1732, geſt. zu London 1807) durch ſein *Critical Pronouncing Dictionary*, *London* 1791. Seine Methode der Bezeichnung kann hier als allgemein bekannt angenommen werden. Sowol die Einleitung, wie ſeine Bemerkungen zu einzelnen Wörtern ſind, wenn auch bereits manches veraltet und durch ſeine Nachfolger überholt ist, doch meist ſo ſcharfſinnig, dass der angehende Phonetiker immer noch vil von ihm wird lernen können.

Über die Nachfolger Walkers, namentlich Knowles, Smart, Nuttal, Donald, Cooley, Cull, Stormouth, Phelp muss ich mich begnügen auf Storm, Engliſche Philologie, Bd. 1, S. 104 ff. und Muret, Die Bezeichnung der engl. Ausſprache, Progr. 1868 zu verweiſen.

Neunzehntes Jarhundert.

An dem Hellwagſchen Vokaldreieck hat ſich in unſerm Jarhundert die phyſiologiſche Vokallere in Deutſchland weiter emporgearbeitet.

Der große deutſche Akustiker Ernst Florens Fridrich Chladni (geb. zu Wittenberg 1756, geſt. zu Breslau 1827) ſchloss ſich in Bezug auf die Vokallere im weſentlichen an Hellwag an, und gab nur dem Dreieck eine etwas andere Stellung, indem er a zur oberen Spitze machte.

In dem *Traité d'Acoustique*, *Paris* 1809 heißt es p. 69 f.:

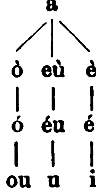
Le nombre possible de voyelles est dix. La voyelle *a* se forme en laissant ouvert tout l'extérieur et l'intérieur de la bouche. A compter de cette voyelle il y a trois séries:

1° Où l'extérieur reste ouvert et l'intérieur se reserre peu à pen (sic!): *a* — *ò* (*o* ouvert, comme dans quelques mots anglais, et comme *aa* en danois et *a*° en suédois); — *ó* (*o* ordinaire, qu'on pourrait appeler *o* fermé); — *ou* (qui s'exprime en italien, en espagnol, allemand etc. par *u*, en hollandais par *oe*);

2° où l'extérieur reste ouvert, et l'intérieur se reserre peu à peu:
a — *è* (*e* ouvert, qui s'exprime aussi en français par *ai*, en allemand par *ä*, — *é* (*e* fermé); — *i*;

3° où l'extérieur et l'intérieur se reserrent ensemble:
a; — *eù* (ouvert, comme dans le mot *bonheur*, intermédiaire entre *ò* et *è*); — *éu* (fermé, comme dans le mot *affreux*, ou comme *ö* en allemand, danois et suédois, et comme *eu* en hollandais, intermédiaire entre *ó* et *é*); — *u* (qui s'exprime en allemand par *ü*, en danois et suédois par *y* et en hollandais comme en français par *u*; intermediaire entre *ou* et *i*).

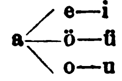
Pour les voir d'un coup d'œil, il faût les ranger de la manière suivante:



Dieſelbe Stellung hat Chladni auch 1824 „Über die Hervorbringung der menſchlichen Stimme", im 76. Bande von Gilberts Annalen der Phyſik und Chemie beibehalten.

Die meisten neueren Schriftſteller, wie Jakob Grimm (Grammatik I³, 33), Brücke, Lepsius, Haldeman, Rumpelt, Prinz Louis Lucien Bonaparte, haben an der Chladniſchen Stellung des Dreiecks festgehalten. Indem aber Jakob Grimm *i* den Gipfel und *u* den Abgrund des Vokalismus nennt, deutet er eigentlich doch auf eine andere Stellung des Dreiecks hin, da man ſich den Gipfel doch immer nur oben, und den Abgrund unten denken wird.

Schon 1812 hatte F. H. Du Bois-Reymond (geb. zu Saint-Sulpice, Val-de-Travers 1782, geſt. 1865 zu Berlin) in den Muſen, norddeutſche Zeitſchrift, redigirt von de la Motte-Fouqué, eine neue Stellung des Dreiecks vorbereitet, bei welcher von dem mittleren *a* nach dem hohen *i* hinaufgeſtigen, nach dem tiefen *u* hinuntergeſtigen wird. Dis fürt zu dem Schema:



Du Bois-Reymond ſah in ſeinem Schema gewissermaßen die aufgeſperrte Mundhöle. Man vergleiche darüber ſeinen Kadmus, oder allgemeine Alphabetik, Berlin 1862. Brücke, Grundzüge [2] 155.

Ich habe ſeit der Gründung meiner Zeitſchrift für Stenographie und Orthographie für diſe Stellung des Dreiecks zu wirken geſucht, und kann es nur billigen, dass Böhmer, romaniſche Studien I und F. Techmer, Phonetik zur vergleichenden Phyſiologie der Stimme und Sprache, Leipzig 1880, dieſelbe aufrecht erhalten haben.

Dass die von Franz Bopp und Jakob Grimm begründete hiſtoriſche Grammatik der indogermaniſchen Sprachen in dem Vokaldreieck in gewisser Hinſicht eine Beſtätigung fand, ist leicht erklärlich und bedarf keiner weiteren Ausfürung. Auch die Forſchung auf dem Gebiete der ſemitiſchen Sprachen hat ſeit langer Zeit an das Vokaldreieck angeknüpft und daran iren Blick geſchärft. Indes kommt es dabei im weſentlichen nicht auf das Dreieck als ſolches an, ſondern auf die Unterſcheidung verſchidener Höhenſtufen und Zwiſchenglider.

Von großem Einfluss auf die Ausbildung der Theorie der Stimme wurden die von Wilhelm Weber (geb. zu Wittenberg 1802) angeſtellten Unterſuchungen über die Zungenpfeifen. Aus dem großen Werke: Wellenlehre von den Brüdern Ernst Heinrich Weber und Wilhelm Weber, Leipzig 1825, hebe ich hier folgende über die Zungenpfeifen handelnde Stelle hervor. § 287. „Was den Vorgang in der Pfeife anlangt, durch den ſie tönt, ſo glauben wir aus unſern Verſuchen folgendes ſchließen zu müssen. Die Bewegung der Zunge verſchließt abwechselnd der in dem hölzernen Kanale befindlichen verdichteten Luft den Zugang in der Pfeife und öffnet ihr denſelben wider. Die Zunge ist nicht ein ſelbsttönender Körper, der durch Stöße der benachbarten Luft den Ton mitteilt (denn wenn ſie in die Höhe gezogen und dann losgelassen wird, ſo gibt ſie nur einen ſchwachen Ton, der die Luft in der Pfeife nicht zum Selbsttönen bringen kann); ſondern es ist ein Körper, der, indem er die Pfeife abwechselnd ſchließt und öffnet, die äußere verdichtende Luft in dem hölzernen Kanale nötigt, die Luft in der Pfeife in regelmäßigen Intervallen zu ſtoßen und nicht zu ſtoßen. Folgen diſe Stöße ſchneller aufeinander als ungefär 32 mal in einer Sekunde, ſo entſteht ein hörbarer Ton.“

Dis alles findet ſeine volle Anwendung auf unſer Stimmorgan.

An die Arbeiten von Wilhelm Weber ſchlossen ſich die von Robert Willis (geb. zu London 1800, geſt. zu Cambridge 1875): On the Vowel Sounds and on Reed Organ Pipes. Transactions of the Cambridge Philosophical Soc. Vol. III. (Poggendorffs Annalen 1832, Bd. 29) und On the mechanism of the Larynx. Transact. of the Cambridge Phil. Soc. Vol. IV.

Willis unterſuchte Pfeifen mit durchſchlagender Zunge und mit einem Anſatzor von veränderlicher Länge, und fand dass ſich mit der Länge des Anſatzrores die Klänge wie die Reihe der Vocale *i*, *e*, *a*, *o*, *u* ändern.

Ebenſo fand er, dass eine Urfeder, welche an die Zäne eines ſich drehenden gezanten Rades anſchlug, bei veränderlicher Länge der Einſpannung Klänge in derſelben Ordnung der Vokale erzeugte. Vgl. Brücke [2]16 ff. Helmholtz Tonempfindungen [4]189.

Er fand dabei für die Vokale folgende Tonhöhen:

o (*no*),	å (*nought*),	(*paw*),	a (*part*),	(*paa*),	e (*pay*),	(*pet*),	i (*see*).
c^2	es^2	g^2	des^3	f^3	d^4	c^5	g^5

C. Wheatstone berichtete in der London and Westminster Review, 1837 Oct. 27 über die Verſuche von Willis und wis dabei auf die verſchidene Abſtimmung der Mundhöle für die verſchidenen Vokale und auf deren Nachweis durch vorgehaltene Stimmgabeln hin.

Zu den auch um den Taubſtummenunterricht verdienten Männern gehört Ch. Edw. H. Orpen, dessen *Pestalozzian Primer*, Dublin 1829 nach Ellis' Essentials of Phon. p. 228 eine beachtenswerte Darſtellung der Lautbildungen enthält. Er ſetzt den Laut des kurzen ŭ zwiſchen a und o. Das Werk ist mir nicht zugänglich geweſen.

Sir John Herschel (geb. zu Slough bei Windsor 1792, geſt. zu London 1871) gab 1830 in dem Artikel „Sound" in der Encyclopædia Metropolitana eine Scala von 13 (eigentlich 15) Vokalen, denen er s als den 14. Vokal und ersten Konſonanten hinzufügte, nemlich:

1) { ‒ rook, Julius, rude, poor, womb, wound, fr. ouvrir.
   { ˘ good, cushion, cuckoo, germ. rund, ital. gusto.

2) spurt, assert, dirt, virtue, dove, double, blood.

3) hole, toad.

4) ⎰ ¯ all, caught, organ, sought, broth, broad.
   ⎱ ˘ hot, comical, germ. kommen.

5) hard, germ. braten, fr. charlatan.

6) laugh, task.

7) lamb, fan, that.

8) hang, bang, twang.

9) hare, hair, heir, were, pear, fr. hier, germ. lehren.

10) lâme, tame, crane, faint, layman, fr. même, germ. ſtädtchen.

11) lemon, dead, said, any, *e*very, friend, germ. besser, fr. *é*loigner.

12) l*i*ver, diminish, pers*e*vere, *b*elieve.

13) peep, leave, believe, germ. sieben, fr. coquille.

14) s, sibilus, cipher: the last vowel and the first consonant.

True diphthongs.

1) life: the sounds no. 5 and no. 13 slurred as rapidly as possible.

2) brow, plough, germ. laufen. The vowel sound no. 5 quickly followed by no. 1.

3) oil, germ. käuen; no. 4 succeeded by no. 13.

4) rebuke, yew, you; no. 13 succeeded by no. 1.

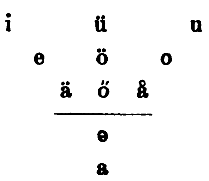
5) yoke; no. 13 succeeded by no. 3.

6) young, yearn, hear, here; no. 13 succeeded by no. 2 more or less rapidly.

Herschel meinte, dass wenn noch etwa zwei oder drei Vokale hinzugefügt würden, ſich damit die ſämtlichen Vokale aller bekannten Sprachen genau würden darſtellen lassen. Heute würde er auch wol mer verlangen. Die Hinzufügung des s zu den Vokalen beruhte auf einem Verkennen des eigentlichen Weſens der Vokale; dasſelbe Recht müssten dann die übrigen Spiranten und in vil höherem Maße die liquidæ in Anſpruch nemen dürfen. Auch die aus jener Stellung des s ſich ergebende Folgerung, dass bei Herschel das System der Konſonanten mit s anfangen musste, kann nicht als vorteilhaft angeſehen werden. Damit hat der berümte Phyſiker und Astronom nirgends Anklang gefunden.

B. H. Smart, Walker remodeld, London 1836, hob namentlich ein Element in der Betrachtung der engliſchen Laute hervor, welches von da ab eine ſer bedeutſame Rolle geſpilt hat, nämlich, dass die engliſchen é und ô eigentlich diphthongiſcher Natur ſeien.

K. M. Rapp (geb. zu Stuttgart 1803, gest. zu Tübingen 1878), Physiologie der Sprache, erweiterte das Hellwagsche Dreieck dadurch, dass er in dasselbe, B. 1, 1836, noch das von Schmeller mit glücklicher Hand eingefürte ə für das unbestimmte (tonlose) e, welches er zum Indifferenz- oder Urvokal erhob, aufnam



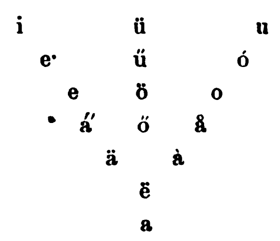
Er bemerkte dazu, dass dises ə in betonter Silbe zum kurzen englischen *ŭ* (wie in *but*, *nut*) werde. Man vergleiche damit die Stellung von $e^{\cdot 1}$ und a^1 in dem weiter unten zu besprechenden Bell-Sweetschen Vokalschema.

Rapps eigentümliche Begründung diser Stellung des ə aus der Götheschen Farbenlere kommt uns freilich nach unsern heutigen Anschauungen zimlich phantastisch vor. Auch seine Bezeichnung der *a-i*-Reihe als einer positiven und der *a-u*-Reihe als einer negativen gehört einem längst überwundenen Standpunkte der damaligen naturphilosophischen Verirrungen an. Dise Eigentümlichkeiten verhinderten, dass Rapps Werk zu einer eingreifenderen Geltung kommen konnte, doch enthalten die vier Bände desselben immerhin vil anregendes.

Dass Rapp in seiner vergleichenden Grammatik Bd. I, 1852, an dem Vokaldreieck festgehalten hat, ist natürlich. Er sagt daselbst S. 22: „Ich nenne das *a* den Indifferenzvokal, das *o* seine negative, das *e* seine positive Ausweichung; dise drei Laute können sich abschwächen in den farblosen Laut, den wir unter dem stummen *e* verstehen, den ich aber den Urlaut nenne und ihn durch *ë* bezeichne; er ist dem *a*, *o*, *e* gleich verwandt, das lezte Residuum, wenn man die individuelle Färbung abzieht. Nun kann sich aber das *o* steigern in *u*, so wie *e* in *i* und somit hätten wir *a*, *u* und *i* als die drei Grenzpunkte des Vokalsystems. Es ligen aber zwischen *a* und *u* und *a* und *i* noch verschidene Mittel- oder Halbtöne. Auf der ersten Reihe kann man unterscheiden, dem *a* zunächst ein *à*, das nur wenig abweicht, dann *a°*, das im engl. *all* lautet, dann *o*, dann *ó* zwischen *o* und *u* und endlich *u*; auf der zweiten Reihe vom *a* ab zuerst *ä* wie im engl. *at*, dann unser *ä*, dann das reine *e*, dann etwa *e·* zwischen *e* und *i* (das pol-

nische y), endlich das scharfe *i*. Alle dise Laute werden namentlich in Volksmundarten berürt. Die genannten Vokale sind die natürlichsten, gewönlichsten; es gibt aber noch zwei andere Klassen. Die nächsten nenne ich Zwischenlaute; sie ziehen sich zwischen der negativen und positiven Reihe hindurch, nämlich zwischen *o* und *e* ligt *ö* und zwischen *u* und *i* unser *ü*. Außer disen bekannten sind aber auch hier Mittel- oder Halblaute, namentlich ligt in der Tiefe zwischen *a* und *ó*, oder nach der Quere gerechnet zwischen *ä* und *a°* ein Laut *ő*, der im Plattdeutschen, Holländischen, Englischen, Französischen, Skandinavischen und Schweizerdialekt vorkommt, aber in der Schrift nicht vom *ö* unterschiden wird, mit Ausname des heutigen Isländisch; ein andrer Mittellaut ligt zwischen *ö* und *ü* oder zwischen ó und e˙ in der Mitte, den wir ű bezeichnen wollen, er findet sich im Schwedischen, im Neuisländischen und im Elsässerdialekt. Endlich eine lezte Vokalklasse bilden die nasalen."

Rapps Dreieck der oralen Vokale würde danach mit der Vervollständigung von 1852 sechzehn Stellen enthalten und so aussehen:



Für die Durchfürung eines gleichmäßigen Schreibsystems innerhalb der Grammatik macht Rapp p. VIII geltend: dass die vergleichende Grammatik keine wissenschaftliche Form gewinnen könne, so lange sie nicht alle Sprachen nach Einem Systeme schreibe; denn Dinge Einer Art könne man nur warhaft vergleichen, wenn sie in demselben Maßstabe gezeichnet seien. So große Schwirigkeiten auch der geeigneten Vervollständigung des lateinischen Alphabets entgegenstehen, so wird es doch hoffentlich gelingen, dafür mit der Zeit einen festen Boden zu gewinnen.

In Frankreich förderte Gentelet, Mécanisme de la Prononciation française, Lyon 1838, die Methode der Lautbetrachtung durch die Anwendung von Durchschnittszeichnungen.

In England hatte **Isaac Pitman** 1837 ſein System der phonetiſchen Kurzſchrift (*shorthand*) ausgearbeitet, dem er als Vokalſystem eine nach der Klanghöhe geordnete Skala von 6 langen und 6 kurzen Vokalen zugrunde legte, wie ſie der Reihe nach in ſolgenden engliſchen Wörtern:

eel, *ale*, *alms*, *all*, *ope*, *food*;
pit, *pet*, *pat*, *not*, *nut*, *foot*

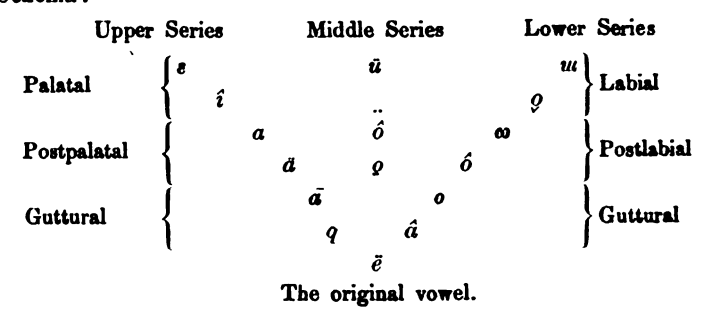
gehört werden.

Pitman arbeitete dann in den Jaren 1843—47 in Verbindung mit **Alexander John Ellis** für das Engliſche, ſowoľ für die gewönliche Schreibſchrift (*longhand*), wie für den Typendruck (*phonotypy*) ein phonetiſches Alphabet aus. Die den lateiniſchen Buchſtaben hinzugefügten Ergänzungen ſind mit bewundernswertem techniſchen Geſchick aufgeſtellt und das ganze System hat für die phonetiſche Darſtellung des Engliſchen im ganzen recht bedeutendes geleistet. Die nach demſelben gedruckten phonetiſchen Ausgaben engliſcher Werke werden für alle Zeiten ein lebhaftes Interesse in Anſpruch nemen dürfen. Das Hauptwerk, welches in diſem Systeme gedruckt ist, ſind **Ellis'** *Essentials of Phonetics*. *London* 1848.

Für **Pitman**, der von den Bedürfnissen der Stenographie ausging, und daneben bei ſeinem Longhand-System beſonders den Elementarunterricht im Auge hatte, und der dabei weſentlich auf möglichste Einfachheit des ganzen Systemes bedacht ſein musste, lag die Anlenung an eine einfache lineare Skala mit nicht zu weit gehender Spaltung der Laute nahe; doch wurde in dem *Phonetic Journal*, indem man die Sache immer besser machen wollte, ſo vil herumgedoktort, dass man dadurch der guten Sache oft genug ſchadete.

Die neuere deutſche Stenographie wusste mit richtigem Verſtändnis der ir zu Gebote ſtehenden Mittel an die Verhältnisse der Vokale, wie ſie in dem Vokaldreieck iren Ausdruck finden, anzuknüpfen und daraus in reichem Maße ire Konſequenzen zu ziehen. Ich verweiſe in diſer Beziehung auf den linguistiſchen Teil meiner *English Stenography* vom Jare 1863. Villeicht kommt noch einmal die Zeit, wo auch auf diſem Felde die Engländer und die Deutſchen einander näher treten werden. Kunst und Wissenſchaft werden es ja verſtehen auch hier ire Brücken zu bauen. Es ist das jedoch ein Gegenſtand, auf den ich hier nicht näher eingehen kann.

Ellis, der ſich dem Studium einer großen Zal fremder Sprachen zugewandt hatte, hat in den *Essentials of Phonetics*, 1848 das System weiter für die fremden Sprachen vervollſtändigt, wobei er für die Vokale noch im weſentlichen an der Hellwag-Chladniſchen Pyramide anknüpfte. Er ſtellte dabei den ſogenannten unbeſtimmten Vokal Rapps und Schmellers *ə* (*ĕ*), welchen er als Urvokal (original vowel) anſah, an die Ausgangsſpitze des Dreiecks und erhielt p. 23 ſo folgendes Schema:



The original vowel.

Über diſe Stellung des unbeſtimmten oder Urvokals, die ſich an die Rapps anſchloss, ſprach namentlich **Brücke** [1]108, [2]159 ſeine Bedenken aus. Er ſagt daſelbst: „Die Vokaltafel von **Ellis** ist der von du Bois und von Chladni analog gebildet, indem 17 Vokale in drei Reihen zu einer Pyramide angeordnet ſind, deren Baſis die drei Vokale *i*, *ü*, *u* bilden; aber an der Spitze der Pyramide, noch über den A-Lauten ſteht der unbeſtimmte Vokal, oder, wie ihn Ellis nennt, der Ur-(Original-)Vokal. Dis ist ein offenbarer Missgriff, denn der unbeſtimmte Vokal ist ebenſo weit von *a*, wie von jedem anderen Vokale entfernt. Will man ihn in einem figurirten Vokalſystem unterbringen, ſo muss die Figur körperlich ſein. Er muss in der Spitze einer dreiſeitigen Pyramide ligen, deren Baſis die Vokaltafel mit den drei Ecken *i*, *a* und *u* bildet, ſo dass der unbeſtimmte Vokal mit ſteigender Deutlichkeit in jeden der beſtimmten und vollkommen gebildeten Vokallaute übergefürt werden kann, one den Ort eines anderen derſelben zu berüren. In einer ſolchen Vokalpyramide, die ſich aber auf dem Papier, d. h. in der Ebene, nicht wol darſtellen lässt, würden auch die früher von mir beſprochenen unvollkommen gebildeten Vokale untergebracht werden können. Der Missgriff, den unbeſtimmten Vokal in die Vokaltafel einzureihen, rürt übrigens eigentlich von Rapp her, der ihn zwi-

schen *a* und *ö* stellte, und den Ellis, wie er selbst sagt, vilfältig benutzt hat."

Dise Einwände Brückes scheinen indes doch nicht durchschlagend zu sein, und wir werden später sehen, dass auch die neueren englischen Physiologen Bell und Sweet den Vokalen, welche Brücke als unvollkommen gebildete ansiht, ire bestimmten Stellen in der allgemeinen Vokaltafel angewisen haben.

Das Zeichen ë findet sich schon bei Melissus für tonloses e.

Später, wo sich Ellis hauptsächlich der Geschichte der englischen Aussprache zuwandte, wurde ihm seine frühere Grundlage zu eng und er wandte sich der Bellschen Theorie zu. Vgl. Ellis Early English Pronunciation p. 24.

Die 1854 bei Ritter von Bunsen abgehaltenen alphabetischen Konferenzen haben zu keinem hervortretenden Ergebnis gefürt, da man sich über die Grundsätze der Zeichenauswal nicht einigen konnte, doch war das Interesse für die Aufstellung eines auf physiologischer Basis aufgebauten Alphabetes so rege geworden, dass Sir Walter Trevelyan 1857 einen Preis für die beste Lösung der Aufgabe aussetzte.

1854 erschin von Max Müller „*The Languages of the war in the East*". Der Verfasser schloss sich der Ansicht an, dass *e*, *o* und *a*° Diphthonge seien.

Dagegen trat Brücke, Grundzüge (1856) S. 116 f. ser energisch auf: „Es ist kaum begreiflich, wie ein Mann von Max Müllers Geist, nachdem er die Untersuchungen von Willis gelesen hatte, noch einen solchen, wenn auch noch so verbreiteten Irrtum verteidigen konnte."

Doch fand die Diphthongentheorie auch in Deutschland einen warmen Verteidiger. Reinhold Hoppe in Berlin trat in der Zeitschrift für Sten. u. Orth. VI (1858) für dieselbe ein.

„Achtet man beim Sprechen der Vokale allein auf die zu irer Unterscheidung wesentlichen und notwendigen Mundbewegungen, so ist die darauf gegründete systematische Zusammenstellung aller möglichen Vokale höchst einfach. Es sind nur zwei Bewegungen, welche sämtliche Unterschide bedingen. Der Weg, welchen der Luftstrom von der Kele bis zur Mundöffnung zu durchlaufen hat, kann nämlich an zwei

Stellen gekrümmt werden: hinter den Zänen durch Emporheben der Zunge und vor den Zänen durch Annäherung der Unterlippe an die Oberzäne. Der nicht gekrümmte Strom gibt keinen andern Laut als a. Bei allmählichem Heben der Zunge geht der Laut durch verſchidene Abſtufungen des è in das Extrem i über; bei Anziehen der Unterlippe durch Abſtufungen des ò in das Extrem u; bei gleichzeitiger Anwendung beider Bewegungen durch Abſtufungen des ŏ in das Extrem ű. Man kann demgemäß die genannten ſiben einfachen Vokale in folgendes Schema ſtellen:

i u
è ò
a
ŏ
ű

Offenbar kann ein einfacher Vokal mit unveränderter Mundſtellung beliebig gedent werden. Ist alſo zur Hervorbringung eines Vokallautes eine Bewegung wärend derſelben erforderlich, ſo ist dis ein Beweis, dass er nicht gleichartig von Anfang bis zu Ende tönt, ſondern anders aufhört als er beginnt. One eine Bewegung ist es aber nicht möglich die Laute *é*, *ó*, *ő* zu ſprechen, wie jeder leicht beobachten kann, beſonders wenn er ſie zweimal nacheinander zu ſprechen verſucht: es wird vilmer gleichzeitig die Zunge gehoben, reſp. die Unterlippe angezogen; die drei Laute beginnen demgemäß mit irgend welchen Nüancen des *e*, *o*, *ö* und ſchließen mit dem entſprechenden Extrem *i*, *u*, *ü*, ſind alſo Diphthongen."

Die Frage ist hier eben: halten wir wärend der Dauer des langen Vokals die Mundſtellung fest, oder verändert ſich dieſelbe? In den meisten Dialekten ſcheint wol allerdings die Mundſtellung gegen Ende des langen Vokales eine etwas geſchlossenere zu werden.

G. S. Haldeman, Prof. in Delaware College, *Analytic Orthography*. Philadelphia 1860, erhielt den von Sir Walter Trevelyan ausgeſetzten Preis. Sein Vokaldreieck ist folgendes:

A *arm*, *father*
Fr. *âme* å — ɐ *urn*, *up*
awe ɒ — ᴀ Suabian?
odd ɔ — ᴀ *add*
It. *o* aperto ɔ — —
Fr. *o* Q — Q̈ Fr. *œu* — ɛ Suabian?
owe O — ε *there*
obey Ŏ — Ö Fr. *eux* — ε *ebb*
— — — ε Gudjarat'hi?
It. *o* chiuso ω — Ŭ Germ. *ü* — e *eight*
? V — Ụ ? — ə -*ment*
Swed. *sol* ω — ꞁI Swed. *u* — e Fr. *é*?
fool U — ɥ Russ. Ы — ı *pit*
full Ŭ — Y Fr. *u* — I *marine*
Ս Welsh *u*

Vgl. Haldeman p. 83 und Ellis E. E. Pr. 1288.

Das Werk ſcheint bald nach ſeinem Erſcheinen, wenigstens in England, durch M. Bells Visible Speech einigermaßen in den Hintergrund geſchoben zu ſein.

Ich will hier gelegentlich noch bemerken, dass Haldeman in ſeinem Werke bereits die Kelkopflaute, über deren Benennung eine große Controverſe zwiſchen Brücke, der ſie *gutturales veræ* nannte, und Lepsius, der ſie *faucales* nannte, in Kuhns Zeitſchr. Bd. XI gefürt worden ist, als *laryngales*, engl. *laryngals*, bezeichnet hat: eine Benennung, welche ich, unabhängig von ihm, in meiner English Stenography 1863 und in meiner Abhandlung „über die lateiniſche Benennung der Kelkopflaute" Zeitſchr. für Stenogr. und Orthogr. XI, 1863 eingefürt habe. H. B. Rumpelt, Das natürliche System der Sprachlaute 189 S. 22. 102, und H. Sweet haben diſe Benennung angenommen. Da man den Kelkopf in der Wissenſchaft überall nie anders als *larynx* nennt, ſo ligt diſe Benennung jedenfalls am nächsten und es wäre wol zu wünſchen dass durch allgemeine Anname derſelben dem Schwanken hierin ein Ende gemacht würde. Es ist auch durchaus kein Grund vorhanden, mit Techmer auf *laryngeus* ſtatt *laryngalis* zurückzugehen, da die Endung -*alis* in unſer ganzes Nomenklaturſystem weit besser hineinpasst als die Endung -*eus*.

In Deutſchland waren inzwiſchen Lepsius und Brücke beſonders tätig. Beide kamen in dem glücklichen Gedanken zuſammen, für die phonetiſche Schreibung, änlich wie ſchon Rapp, die curſive Schrift zugrunde zu legen, ſtatt der der Schreibſchrift ferner ſtehenden Antiqua. (Die Miſchung von antiqua und cursiva wie ſie Ellis' Palæotype, Max Müller, Sweet, Storm u. a. angenommen haben, ſcheint mir keineswegs zweckmäßig zu ſein, ebenſowenig möchte ich Wintelers Miſchung von Fett- und Magerdruck empfelen.)

Lepsius und Brücke ergänzten die von *a* ausgehenden Vokalreihen; aber Brücke tat einen weſentlichen Schritt über Lepsius hinaus, indem er die mittlere ö-ü-Reihe des Dreiecks in einen Winkel öffnete, ſie in eine ſich der a-i-Reihe nähernde und in eine ſich der a-u-Reihe nähernde ſpaltete, wodurch ſtatt der drei vom Centrum *a* ausgehenden Reihen deren vier entſtanden.

Lepsius fürte dagegen eine andere Nebenreihe ein, welche die Zungenſtellung des *u* mit der Lippenſtellung des i verbindet. E. Sievers hat in der neuen Ausgabe ſeines Werkes S. 70. 79 die betreffenden Laute mit den mixed vowels des Bell-Sweetſchen Systems zu vereinigen geſucht. Die Unterſuchung hierüber ist wol als noch nicht ganz abgeſchlossen anzuſehen.

Über die durch die verſchidenen Stellungen der Mundteile bedingten Klänge der Vokale haben dann Donders, Archiv für die holl. Beiträge zur Natur- und Heilkunde I, 1857 und namentlich Helmholtz in ſeinem großen Werke „Die Lere von den Tonempfindungen“ 1862, 2. Ausg. 1866, 3. Ausg. 1870, 4. Ausg. 1877, die umfassendsten Unterſuchungen angeſtellt und damit uns die Vokale in einem neuen Lichte kennen gelert. Helmholtz' Unterſuchungen hierüber bilden zugleich im prägnantesten Sinne eine Vermittelung zwiſchen dem rein akustiſchen und dem phyſiologiſchen Standpunkte, und widerlegen am besten den Vorwurf, den die Engländer den Deutſchen machen, dass ſie bei irem Vokaldreieck nur den einen diſer beiden Standpunkte im Auge gehabt hätten.

Helmholtz unterſchid zwiſchen ein- und zweitönigen Vokalen.

Eintönig: u = f, ou = f', o = b' (Geſtalt der Mundhöle: Flaſche one Hals). a = b'' (Geſtalt der Mundhöle trichterförmig).

Zweitönig: ä = d' + g''', e = f' + b''', i = f + d'''', ö = f' + as''', ü = f + g''' (Geſtalt der Mundhöle: Flaſche mit Hals).

Auch für eine genauere Einteilung der Konſonanten ſcheinen die Klangverhältnisse nicht ganz one Bedeutung zu ſein. Man vergleiche darüber die Bemerkungen am Schlusse diſer Schrift.

C. L. Merkel, Prof. der Medicin in Leipzig (geb. 1800, geſt. zu Leipzig 1876) ſchrib dem muldenförmigen Zwiſchenraum zwiſchen dem hinteren Teile der Zunge und dem Keldeckel, welchen er sinus glosso-epiglotticus nannte, einen beſondern Einfluss auf den Klang der Vokale zu. Er ſagt in ſeiner Phyſiologie der menſchlichen Sprache (phyſiologiſche Laletik, Leipzig 1866) S. 65: „Durch die Vorſchiebung der Zunge wird, wie ich mittels des Kelkopfſpiegels genauer beobachtet und erforſcht habe (Die Functionen des menſchlichen Schlund- nnd Kelkopfs, Leipzig 1862, S. 145 ff.), der *Sinus glosso-epiglotticus* (Valleculæ nach Tortual) geöffnet und erweitert; durch Rückwärtsſchiebung wird diſer Sinus geſchlossen oder zugeſchoben. Dis bewirkt einen ſer bedeutſamen und charakteriſirenden Unterſchid in der Klangfärbung der Vokale, der gerade hinreicht, um darauf ein Einteilungsprinzip für die Vokale zu begründen, nämlich in hell- und dunkelgefärbte; bei den hellen *ä*, *e*, *ö*, *i*, *ü* ſteht jener Sinus offen, bei den dunkeln *a*, *o*, *u* ist er geſchlossen oder zugeſchoben. — Gleichzeitig wird bei der Verſchiebung der Zunge und Öffnung des Sinus-glosso-epigl. der Keldeckel gehoben, ſo dass dem ſich des Kelkopfſpiegels bedienenden Auge der Einblick ins Innere des Kelkopfs geſtattet ist. Der Keldeckel wird bei den Vokalen in verſchidenem Grade gehoben, am meisten (nach meinen Beobachtungen) bei *ö*, fast ebenſo hoch bei *e*, *i*, *ü*, etwas weniger bei *ä*, und vil weniger oder eigentlich gar nicht bei *a*, *o*, *u*. Diſe Verſuche wurden flüsternd angeſtellt, alſo auf der Eigenſchwingungszal der Vokale."

S. 103: „Der wichtigste mechaniſche Unterſchid, den die Vokale aufweiſen, bezieht ſich auf das Vorhandenſein oder das Felen des *Sinus glosso-epiglotticus*. Die Apertur desſelben ist natürlich nicht bei allen Vokalen, bei welchen ſie vorkommt, von gleicher Tiefe und Breite. Man hat diſe in den Fällen, wo uns die Laryngoſkopie im Stiche lässt, aus dem Betrage der Vor- und Aufwärtsbewegung des Zungenbeins zu berechnen. Nach diſen Vorlagen findet die größte Tiefe diſes Sinus bei

i ſtatt, die übrigen Vokale folgen dann in abſteigendem Grade in folgender Ordnung: *ü*, *e*, *ö*, *ä*, *u*, bei welchem lezteren der Sinus glosso-epiglotticus wenigstens ein wenig geöffnet ſein muss, und welches daher in diſer Hinſicht den Übergang zu den gedeckten oder tiefen Vokalen bildet, bei welchen in folgender Ordnung die Zuſchiebung des Sinus a minori ad majus ſtattfindet *u*, *o*, *a*°, *a*."

Das wäre eine Ordnung, in der *u* die Mitte bildete.

Die Einteilung der Vokale in hell- und dunkelgefärbte hat man von jeher gekannt; für ire Erklärung genügt die Vor- und Rückſchiebung der Zunge, one dass es nötig wäre, dabei den Merkelſchen Sinus glosso-epigl. mit in Rechnung zu ziehen, der daher auch bei den andern Sprachphyſiologen wenig Beachtung gefunden hat. Ich weiß nicht, ob ſeine Angaben über den Einfluss des Sinus glosso-epigl. von Andern nachgeprüft ſind.

Ich bin dann in meinen zuerst für die Philologenverſammlung in Wisbaden 1877 aufgeſtellten Theſen über die Schreibung der Dialekte (2. Aufl. 1878) wider einen Schritt weiter gegangen als Brücke, indem ich zwiſchen die beiden Brückeſchen mittleren Vokalreihen widerum eine mittelste eingeſchaltet habe, wodurch ich gewissermaßen einen Fächer mit fünf von *a* als Centrum ausgehenden Stralen erhalten habe.

Ich möchte an der dort gegebenen Darſtellung nur eine kleine Änderung vornemen, indem ich in der Reihe *u*, *u*ⁱ, *ü*, *i*ᵘ, *i*, das franzöſiſche *u* (*lune*) nicht mer dem tieferen *u*ⁱ, ſondern dem mittleren *ü* = unſerm deutſchen ü (*mühe*) zuweiſen möchte, wärend dem tieferen *u*ⁱ das ſchwediſche und norwegiſche u (*hus*) zuzuweiſen ist. Man vergleiche über diſes J. A. Lundell, det svenska landsmålsalfabetet. Nyare bidrag till kännedom om de svenska landsmålen ock svenskt folklif. I. Stockh. 1878. p. 105 f. Noch etwas weiter als ich in der Scheidung des Dreiecks ist der Prinz Louis Lucian Bonaparte gegangen. Man vergleiche darüber Ellis E. E. Pr. p. 1289. Ein Mangel bei Techmer ist, dass er die mittleren Vokalreihen nicht genügend berückſichtigt hat.

Ed. Sievers in der neuen Ausgabe ſeines epochemachenden Werkes über die Phyſiologie der Laute, S. 65 wirft mit den Engländern dem Dreieck vor, dass es auf die Artikulationsform ſo gut wie

keine Rückſicht neme, und ſiht es als eine entſchidene Verbesserung an, dass J. Winteler (die Kerenzer Mundart des Kantons Glarus, 1876) den Winkel zwiſchen der a-i-Reihe und der a-u-Reihe wider, wie es ſchon Tilemann Olearius und dann änlich M. Thausing (das natürliche System der menſchlichen Sprache, 1863) u. a. getan haben, in eine gerade Linie, u-a-i in einen ſogen. geſtreckten Winkel ausgereckt, das Dreieck gewissermaßen in ein Zweieck verwandelt hat.

Ich kann indes diſe Streckung doch nicht gerade als eine Verbesserung anſehen. Allerdings kann man zugeben, dass das mittlere *a* nicht ein ſo abſolut fester Grenzpunkt ist wie *u* und *i*, welche die äußersten Grenzen des Vokalismus bilden, wärend *a*, wie Sievers ſagt, eine mer neutrale Mitte innehält; aber indem wir die Reihen a-i und a-u nicht gerade als diametrale Gegenſätze hinſtellen, wird gerade dadurch besser auf die Verſchidenheit der Artikulationsform, auf die Verſchidenheit der Veränderung in der Zungenlage und in der Lippenſtellung, hingewiſen als durch den diametralen Gegenſatz. Das ſuccessive Aufſteigen von u durch a nach i kommt bei der Dreieckſtellung
i
a
u
ebenſo gut zum Ausdruck, wie in der geraden Skala
i
a.
u
Jede Sprache hat einen der idealen Mitte, dem einfachsten und reinsten *a* ſich am meisten annähernden Vokal, von dem ire Vokalreihen ausgehen, und auch bei der Dreiecksanordnung können wir ebenſo gut wie bei der Geraden von den Endpunkten *u*, *ü*, *i* nach dem mittleren *a* zu gehen. Das weſentlichste bei allen diſen Anordnungen ist, dass *a* überhaupt als eine Art Centrum des Vokalismus angeſehen wird und es hängt von den augenblicklichen ſpeziellen Zwecken ab, ob wir besser von *u*, *ü*, *i* nach *a* hin gehen, oder umgekert.

Besser ist die Anordnung bei Humperdinck (Die Vokale und die phonetiſchen Erſcheinungen ires Wandels, Sigburg 1874), doch ſcheint auch ſie mir dem Dreieck gegenüber ein Rückſchritt zu ſein.

Dabei lässt es ſich allerdings nicht läugnen dass die lineare Anordnung für den Typenſatz bequemer und raumerſparender ist als die Dreiecksanordnung, und für lexikaliſche Zwecke ist man genötigt die Laute in eine laufende Reihe zu bringen. Für die allgemeine Betrachtung der Laute ist indes diſer Standpunkt doch nur ein ſer untergeordneter.

Wärend ſich nun in Deutſchland die Vokaldreieckstheorie allmählich weiter ausbildete, ist in England eine neue Viereckstheorie aufgeſtellt durch Alex. Melville Bell (jezt in Canada), den Vater des Alex. Graham Bell, Prof. an der Univerſität Boston, des Erfinders des Telephons.

Bells System erſchin, voll ausgearbeitet 1867 in ſeinem Visible Speech. Eine Anzeige des bei uns ſer ſeltenen Werkes habe ich 1868 im 16. Jargang meiner Zeitſchrift für Sten. u. Orth. gegeben.

Bells Anordnung der Vokale unterſcheidet ſich von der Wallisſchen dadurch dass er die Lippenbewegungen als etwas unabhängiges von den Zungenbewegungen trennte. Er fasste zunächst die Horizontal- und die Vertikalbewegungen der Zunge ins Auge und unterſchid nach jeder diſer Richtungen drei Stufen:

back, mixed, front;
high, mid, low.

Dadurch kam er zu einem $3 \times 3 = 9$ glidrigen Grundſchema, welches ſich, indem man für jede Zungenſtellung eine offenere und eine weitere Bildung unterſchid:

wide — narrow (*primary*),

zu 18 Vokalen verdoppelte; und indem man weiter für jede diſer 18 Bildungen eine Modifikation mit und one Rundung der Lippen unterſcheidet:

unrounded — round,

werden daraus $2 \times 18 = 36$ Vokale, die ſich in 6 in ein Viereck geordnete Hexaden glidern.

Mit den diphthongiſchen Vokalbildungen ſtig das Bellſche Vokalſystem auf 59. In Bezug auf die diphthongiſche Natur von ê und ô ſchloss ſich Bell der Anſicht Smarts an.

Der gelerte langjärige unermüdliche Vorkämpfer auf dem Gebiete der Phonetik in England Al. John Ellis gab, als Bell mit ſeiner Theorie aufgetreten war, ſeine eigenen früheren Theorien auf und folgte der Fane Bells; doch trat er ihm darin entgegen, dass er é und ó für einfache Vokale erklärte.

Als rüstiger Mitarbeiter neben Ellis und Bell trat dann Henry Sweet auf. Von ihm erſchin *The History of English Sounds*. Transactions of the Philological Society 1873/4. Ich hebe daraus namentlich folgendes hervor.

P. 530 heißt es: „The most prominent feature of our present

English is its tendency to diphthongization. The diphthongic character of our *éé* and *óó* has been distinctly recognized by our leading phoneticians, especially Smart and Bell. Mr. Bell analyses the two diphthongs as *éi*, *óu*, but I find, as regards my own pronunciation, that the second elements are not fully developed *i* and *u*. In pronouncing *óu* the tongue remains throughout in the mid-position, and the second element only differs from the first in being formed with greater closure of the lips, so that it is an intermediate sound between *oo* and *uu*. In *éi* the tongue seems to be raised to a position half way between *é* and *i* in forming the second element, not to be the full high position of *i*.

This indistinctness of the second elements of our *éi* and *óu* explains the difficulty many have in recognizing their diphthongic character. Mr. Ellis, in particular, insists strongly on the monophthongic character of his own *ee*s and *oo*s. I hear his *ee* and *oo* as distinct diphthongs, not only in his English pronunciation, but also in his pronunciation of French, German, and Latin.

The observation of existing pronunciations has further revealed a very curious and hitherto unsuspected fact, namely that our *ïi* and *uu* are no longer pure monophthongs in the mouths of the vast majority of speakers, whether educated or uneducated. They are consonantal diphthongs, *ïi* terminating in the consonant *y*, *uu* in *w* = *iy*, *uw*. The distinction between *bit* and *biit* (written *beat*) depends not on the short vowel being wide and the long narrow, but on the former being a monophthong, and the latter a diphthong. The narrowness of *ïi* (or rather *iy*) is therefore unessential, and we find, accordingly, that the first element of both *iy* and *uw* is generally made wide. These curious developments are probably the result of sympathetic imitation of *éi* and *óu*; and the tongue being already in the highest vowel position the only means of further contraction of the lingual passage left was the formation of consonants.

The only long vowels left are *aa* and *ɔ̀ɔ̀*. Are these genuine monophthongs? I believe not, although their diphthongic character is certainly not nearly so strongly marked as in the case of the vowels already considered. Nevertheless these two vowels always seem to end in a slight vocal murmur, which might be expressed thus — *aaə*, *ɔ̀ɔ̀ə*. I find that *aa* and *ɔ̀ɔ̀*, if prolonged ever so much, still have an abrupt unfinished character if this vocal murmur is omitted. The

difference between *lòò* (written *law*) and *lòòə* (*lore*) is that in the former word the final ə is strictly diphthongic and half evanescent, while the ə of the second word is so clearly pronounced as almost to amount to a separate syllable. The distinction between the words written *father* and *farther* is purely imaginary.“

1877 erſchin dann *Sweets Handbook of Phonetics. Oxford*, welches großen Anklang fand.

Auch die Skandinavier ſchlossen ſich zum großen Teil der Bellſchen Richtung an. J. A. Lundell bewarte ſich indes in dem ſchon oben angefürten Werke in viler Beziehung eine ſelbſtändige Stellung; ſein phonetiſches Alphabet ist nach dem früheren Pitman-Ellisſchen der großartigste bis jezt gemachte Verſuch das lateiniſche Alphabet in der Form ſelbſtändiger Buchſtaben zu einem allgemein linguistiſchen zu vervollſtändigen.

Johann Storm in Christiania, Engliſche Philologie 1878, deutſche Ausgabe 1881, ſchloss ſich an Bell an und ſuchte einige Vokale noch etwas genauer zu beſtimmen.

Das Schema der Vokale, nach der Fixirung, wie Sweet und Storm ſie ihm gegeben haben, ist folgendes:

	Narrow			wide		
	back	mixed	front	back	mixed	front
			unrounded			
high	V	ih	i	A	*ih*	*i*
mid	ʚ	eh	e	a	*eh*	*e*
low	*v*	æh	æ	*a*	*æh*	*æ*
			round			
high	u	uh	y	*u*	*uh*	*y*
mid	o	oh	ɵ	*o*	*oh*	*ɵ*
low	ɔ	ɔh	œ	*ɔ*	*ɔh*	*œ*

(Vgl. den angehängten Schlüssel.)

Die weiten (offenen) Vokale ſind dabei im allgemeinen durch curſive Schrift (einige durch Umkerung) von den engen (geſchlossenen) unterſchiden. Die mixed vowels haben alle ein zugefügtes h erhalten; das ist konſequent, aber ſchwerlich werden die Engländer diſen Gebrauch des h für die Dauer aufrecht erhalten können. ɔ, wenn man es zum Vokalzeichen machen will (ich habe es früher als Konſonanten-

zeichen für ch gebraucht) ist ein recht charakteristisches und bequemes Zeichen für den offenen *o*-Laut: ein links offenes *o*. Je einfacher ein Zeichen ist, um so besser eignet es sich im allgemeinen zur Umkerung; die Antipathie, welche Jakob Grimm im Anhange zu meiner Schrift über die Anordnung des Alphabets 1856 gegen umgekerte Zeichen und speziell gegen ɔ ausgesprochen hat, scheint mir durch nichts gerechtfertigt. Schon der Berliner Kalligraph E. Schütze hob es als eine Eigentümlichkeit und einen Vorzug der Grundzüge der lateinischen Schrift hervor, dass sie der Umkerung fähig sind. Bedenklich scheint mir an dem Bell-Sweetschen Systeme der Vokale, dass die als unrounded angesetzten back- und mixed vowels doch nicht ganz one jede Rundung der Lippen zu sein scheinen; obwol die Engländer darüber für sich die erste Stimme haben müssen. Die Skandinavier, namentlich Lundell, unterscheiden mit Recht noch verschidene Grade der Rundung.

Die größte Schwirigkeit hat für uns die Unterscheidung von eng und weit (*narrow* and *wide*). Bell legte die Bildung der geschlossenen Laute in den Pharynx. Sweet ist darüber anderer Ansicht geworden. Ich lasse daher hier folgen, was Sweet § 24 darüber sagt.

„These are very important general modifications of all sounds produced or modified in the mouth. They depend on the shape of the tongue. In forming narrow sounds there is a feeling of tenseness in that part of the tongue where the sound is formed, the surface of the tongue being made more convex than in its natural 'wide' shape, in which it is relaxed and flattened. This convexity of the tongue naturally narrows the passage — whence the name. This narrowing is produced by raising, not the whole body of the tongue, but only that part of it which forms, or helps to form, the sound. Thus, starting from the mid-wide vowel (*e*) we may narrow the passage either by raising the whole body of the tongue to the high (*i*) position, or else by contracting the muscles in the front of the tongue so as to make it more convex, without otherwise changing its height. We may then raise this narrow-mid (e) to the high (i) position. Although in (i) the tongue is nearer the palate than in the wide (*i*), we can never change (*i*) into (i) by simply raising the tongue: we must alter its shape at the same time from wide to narrow. If (*i*) is raised so high as to produce a distinct consonantal hiss, it will remain wide in sound."

S. 110: „The narrowness of all English vowels is uncertain, especially the diphthongs (ij), (e*i*h), (u w) and (o*o*[1]), which may all be pronounced wide, although they seem generally to be intermediate between narrow and wide. The narrowness of (e*i*h) is especially doubtful.“

Zu bedauern ist es, dass Sweet ſeinem Werke nicht die Zungenſtellungen erläuternde Durchſchnittszeichnungen beigefügt hat, da di Bellſchen Werke, auf welche er in diſer Beziehung verweiſt, den Nichtengländern doch nur ſer ſchwer zugänglich ſind. Man vergl. di Zeichnungen in Ellis E. E. Pr. p. 14, die aber doch wol noch einige Berichtigungen bedürfen.

Ich komme nun zu E. Sievers neuer Bearbeitung der Phonetil 1881. Sievers hat ſchon in der erſten Auflage ſeines Werkes (187 darauf hingewiſen dass die Vokale alle durchaus dorſale Bildunge ſeien; back, mixed, front bezeichnen die verſchidenen Stellen d Zungenrückens. Mit der Zungenſpitze artikulirte Laute, von m apical, von Sievers oral, in der neuen Auflage coronal genann kommen nur bei den Konſonanten vor. Ich ſollte doch meinen, dass m allgemein, wo von der Zungenſpitze (apex linguae, F. M. v. Helmo hatte ſie mucro linguae genannt, bei Hellwag finden ſich die drei Au drücke: apex, mucro und cuspis, Purkiňe hat ſie cuspis linguae g nannt) die Rede ist, nicht bloß an einen Punkt der Zunge, ſonde an den vorderſten Saum derſelben denke; doch gebe ich gern anhei welcher Benennung man den Vorzug geben wolle.

Ser erfreulich ist es, dass Sievers in der neuen Bearbeitu eine ausfürliche Darſtellung des neu-engliſchen Vokalſystems gege hat. Er hat dabei eine die Überſicht erleichternde Verbesserung dem Sweet-Stormſchen Vokalviereck angebracht, indem er die wei (offenen) Vokale überall unmittelbar neben die entſprechenden en (geſchlossenen) geſtellt hat. Zugleich hat er die engen und die wei Vokale, ſtatt durch antiqua und cursiva durch die Ziffernindices 1 unterſchiden, und die mixed vowels ſtatt durch h durch einen ül geſetzten Punkt gekennzeichnet. Mir ſcheinen die Sieversſchen zeichnungen in der Tat besser zu ſein als die Sweet-Stormſchen.

In den Sieversſchen Zeichen wird dann das engliſche Schema

Unround

	back	mixed	front
high	A^1 A^2	ï^1 ï^2	i^1 i^2
mid	a^1 a^2	e·^{1} e·^{2}	e^1 e^2
low	ɐ^1 ɐ^2	æ·^{1} æ·^{2}	æ^1 æ^2

Round

	back	mixed	front
high	u^1 u^2	u·^{1} u·^{2}	y^1 y^2
mid	o^1 o^2	o·^{1} o·^{2}	ə^1 ə^2
low	ɔ^1 ɔ^2	ɔ·^{1} ɔ·^{2}	œ^1 œ^2

Ich behalte im folgenden vorläufig die Sieversſchen Bezeichnungen bei, um die Vergleichung mit ſeinem Werke zu erleichtern.

Sweet in der Vorrede ſeines Handbuchs wirft den deutſchen Sprachphyſiologen vor dass ſie in irem Dreieck die Vokale bloß nach dem Laute one Rückſicht auf die Artikulationsform geordnet hätten, und färt dann fort:

> The confusion is made worse by the assumption that all vowel-sounds must necessarily fit in as intermediates between the supposed primitive vowels *a*, *i*, *u* — whence that unfortunate triangular arrangement of the vowels which has done so much to perpetuate error and prevent progress.

Ich glaube indes, dass wir durchaus nicht nötig haben mit unſerer Dreiecksanordnung vor der engliſchen Vierecksanordnung demütig die Segel zu ſtreichen. Unſer Dreieck ist, wie ſchon oben bemerkt, keineswegs bloß nach den Lauten geordnet, und wir können es leicht ſo vervollſtändigen, dass es die ſämtlichen 36 Vokale des neu-engliſchen Vierecks enthält, und zwar ſo dass die Beziehungen der einzelnen Vokale zu einander ſowol in Bezug auf die Zungen- und Lippenſtellungen, wie auch auf ire akustiſchen Verhältnisse, die doch auch ire Bedeutung haben, darin, wie es mir ſcheint, deutlicher und besser hervortreten als in der engliſchen Anordnung. Natürlich kann eine äußere Anordnung nicht das ganze Weſen einer Sache erſchöpfen, und durchaus maßvoll ſagt Ellis (E. E. Pr. p. 51) über unſer Dreieck: „It is a favorite, and occasionally convenient theory, to suppose that there are three principal vowels (a, i, u), as that there are three principal colours, or rather pigments, blue, red and yellow, whence the rest are

formed by mixture. Neither theory must be taken literally, or be supposed to represent a fact in nature. Both partake of the same degree of partial truth and complete error, as the still older theory of the four elements. But as earth, water, air, fire, still represent solids, liquids, gases and chemical action, so the (a, i, u) represent the most open position of the mouth with respect both to tongue and lips, and the two most closed positions with respect to tongue and lips respectively through which a vowel sound can be produced.“

Auch hebt Ellis p. 1289 treffend eine Reihe von Beziehungen zwiſchen dem Bonaparteſchen Dreieck und dem Bellſchen Viereck hervor.

Trage ich die Sieversſchen Zeichen, vorläufig mit Fortlassung der Gutturale (back) in der Ordnung von den weiteren nach den engeren Artikulationen in die fünf Stralen meines Dreiecks, wobei ich die a-Spitze vorläufig fortlasse, ſo erhalte ich fünf Reihen, welche den fünf Sweet-Bellſchen Hexaden: front, mixed, front-round, mixed-round und back-round genau entſprechen, nemlich

æ²	æ¹	e²	e¹	i²	i¹	front
æ·²	æ·¹	e·²	e·¹	ï²	ï¹	mixed
œ²	œ¹	ə²	ə¹	y²	y¹	front-round
ɔ·²	ɔ·¹	o·²	o·¹	u·²	u·¹	mixed-round
ɔ²	ɔ¹	o²	o¹	u²	u¹	back-round.

Es felt alſo nur die ſechste (gutturale) back-hexade. Wo ist diſe gebliben? Die Spitze des Dreiecks ist abgebrochen, entſprechend der Anſicht der Engländer dass es überhaupt kein abſolut reines a im Sinne unſeres Dreiecks gebe, und das a hat ſich in eine neue ſechste Hexade (in Sievers Anordnung die erste) aufgelöſt, welche die Laute enthält, die der Reihe

ɔ² ɔ¹ o² o¹ u² u¹

entſprechen, wenn wir die Rundung der Lippen unterdrücken.

In Sievers Zeichen ist dis die Reihe

ɐ² ɐ¹ a² a¹ A² A¹.

Wir könnten diſe Reihe, welche lauter einander ſer nahe ligende Differenzirungen des mittelsten a enthält, als eine Nebenreihe zu der back-Reihe ordnen, und das würden die Engländer wol vorziehen;

doch würde dadurch die Symmetrie unſerer Anordnung geſtört, und da die ſechs in Rede ſtehenden Laute ſämtlich nur Modifikationen unſeres urſprünglich an der Spitze ſtehenden a ſind, ſo wurde ich dahin geleitet ſie widerum in eine Spitze zu ordnen, und zwar:

a^1
ɐ^1
a^2 [a^1] A^2
ɐ^2
A^1

Ich habe hierbei ɐ^1 und a^1 (den ſchottiſchen und den engliſchen Laut des ŭ: *but*) in die obere a-i-Reihe geſetzt, wie es auch Haldeman getan hat, weil von den Engländern mit beſonderem Nachdruck hervorgehoben wird, dass diſe Laute ganz one Rundung der Lippen geſprochen werden, obwol diſe Auffassung für die Nicht-Engländer immer etwas ſer befremdendes haben wird; ſie ſprechen es gewönlich zwiſchen a^2 und œ^2 mit ſchwacher Rundung. Auch habe ich ſonst noch Zweifel, ob ich diſe ſechs Laute richtig zu einander geordnet habe, da ich A^2 (high-back-wide) und A^1 (high-back-narrow) nie zu hören Gelegenheit gehabt habe, und mein Gehör ſchwerlich ausreichen würde, diſe einander ſo nahe ligenden Vokale ſicher zu unterſcheiden. Hier wird erst eine genaue akuſtiſche Analyſe uns eine größere Sicherheit geben können.

So erhalten wir folgendes alle 36 Stellen der Engländer enthaltende Dreieck:

		a^1	æ^2	æ^1	e^2	e^1	i^2	i^1	front
	ɐ^1		æ·^{2}	æ·^{1}	e·^{2}	e·^{1}	ï^2	ï^1	mixed
back a^2		A^2	œ^2	œ^1	ə^2	ə^1	y^2	y^1	front-round
	ɐ^2		ɔ·^{2}	ɔ·^{1}	o·^{2}	o·^{1}	u·^{2}	u·^{1}	mixed-round
		A^1	ɔ^1	ɔ^1	o^2	o^1	u^2	u^1	back-round.

Somit erhalten wir ein Dreieck, welches uns die sechs Hexaden der Engländer mit unſerer Auffassung vermittelt.

Sievers übergeſetzter Punkt gewinnt damit die charakteriſtiſche Bedeutung der Annäherung der Laute der äußeren Reihen nach der mittelsten hin.

Nun lässt es ſich allerdings nicht läugnen dass für den Letternſatz diſe Dreiecksanordnung etwas unbequem ist. Wie man aber einen Fächer, um ihn bequem in der Taſche tragen zu können, zuſammenklappt, ſo werden wir es auch mit unſerm Dreieck machen können. Lassen wir nur die back-Spitze als ſolche und klappen das übrige zuſammen, ſo erhalten wir folgende Anordnung:

			æ^{2}	æ^{1}	e^{2}	e^{1}	i^{2}	i^{1}	front
	ɐ^{1}	a^{1}	æ·^{2}	æ·^{1}	e·^{2}	e·^{1}	ï^{2}	ï^{1}	mixed
back a^{2}		A^{2}	œ^{2}	œ^{1}	ɵ^{2}	ɵ^{1}	y^{2}	y^{1}	front-round
	ɐ^{2}	A^{1}	ɔ·^{2}	ɔ·^{1}	o·^{2}	o·^{1}	u·^{2}	u·^{1}	mixed-round
			ɔ^{2}	ɔ^{1}	o^{2}	o^{1}	u^{2}	u^{1}	back-round
	resp.		(ɐ^{2}	ɐ^{1}	a^{2}	a^{1}	A^{2}	A^{1}	back).

Statt der Sieversſchen Zalenindices, von denen übrigens nur je einer notwendig wäre, haben Brücke und ich in meinen Theſen Vokalindices angewandt; will man diſen den Vorzug geben, ſo würde ſich das zu den 36 Stellen erweiterte Schema villeicht etwa folgendermaßen geſtalten lassen:

			æ^{e}	e^{a}	e	e^{i}	i^{e}	i
	a^{æ}	æ	œ^{æ}	ö^{e}	e^{o}	e^{ö}	i^{œ}	i^{u}
a		œ^{a}	œ^{u}	ö^{a}	ö	ö^{u}	ü^{a}	ü
	ɔ^{a}	ɔ	œ^{ɔ}	ö^{o}	o^{e}	o^{ö}	u^{o}	u^{i}
			a^{o}	o^{a}	o	o^{u}	u^{o}	u

Zur Erlaüterung füge ich folgenden Schlüssel ein.
(Sw. = Sweet. H. = Humperdinck. M. = Michaelis, Theſen.)

Front.

æ^{2}, Sw. *œ*, low-front-*wide*, M. a^{e}. H. a·: engl. *man*, *hat*. H's Salon-a. Frz. häufig *Paris*.

æ^{1}, Sw. æ, low-front-narrow, M. e^{a}, H. ä: engl. *air*, ſchwed. *lära*, d. *väter*, *leben*, *werden*, kurz *echt*, *vetter*, fr. *père*, *faire*, H. è it. *bene*, *levo*, *era*.

e^{2}, Sw. *e*, mid-front-wide: dän. *træ*, *sted*, engl. *men*, nordd. *ende*, *felle*.

e^{1}, Sw. e, mid-front-narrow, M. e: fr. *été*, d. *see*, *sele*, *ewig*, it. *temo*, *meco*, engl. mit einem Anklange von i *name*, *paper*.

i^{2}, Sw. *i*, high-front-wide, M. i^{e}: engl. *bit*, d. *mit*, *hirt*, dän. *fik*, holl. *ik*.

i¹, Sw. i, high-front-narrow, M. i: fr. *fini*, engl. *green*, d. *bine*, *wider*, holl. *bier*, dän. *hvile*, schw. *hvila*.

Mixed.

æ·², Sw. *æh*, low-mixed-wide: engl. *how*.

æ·¹, Sw. æh, low-mixed-narrow: engl. *bird*, *her*.

e·², Sw. *eh*, mid-mixed-wide, M. e°: engl. *eye*, *earl*, ndd. *twelf*, fr. *le*.

e·¹, Sw. eh, mid-mixed-narrow, M. ə: d. *gabe*, dän. norw. *gave*, ſchwed. *gosse*.

ï², Sw. *ih*, high-mixed-wide: geleg. engl. *pretty jist*.

ï¹, Sw. ih, high-mixed-narrow, M. iᵘ: nordd. *phyſik*, *myrte*, nordwelsh *tagu*, *hun*, russ. *syn*.

Front-round.

œ², Sw. *œ*, low-front-wide-round: M. ä°: ndd. *bræſi* (vgl. Müllenhoffs Glossar zum Quickborn).

œ¹, Sw. *œ*, low-front-narrow-round: fr. *peur*, *mœurs*, *un*, ſchw. *för*.

ə², Sw. *ə*, mid-front-wide-round: fr. *peuple*, d. *Völker*.

ə¹, Sw. ə, mid-front-narrow-round, M. ö: fr. *peu*, d. *schön*.

y², Sw. *y*, high-front-wide-round, M. ü°: d. *schützen*, *würde*, dän. *lyst*.

y¹, Sw. y, high-front-narrow-round, M. ü: fr. *lune*, d. *über*, dän. *lys*, holl. *zuúr*.

Mixed-round.

ɔ·², Sw. *ɔh*, low-mixed-wide-round: nach Bell Cockney *ask*.

ɔ·¹, Sw. ɔh, low-mixed-narrow-round: (Nach Ellis österr. *Euer Gnaden?*)

o·², Sw. *oh*, mid-mixed-wide-round: fr. *homme*.

o·¹, Sw. oh, mid-mixed-narrow-round: —

u·², Sw. *uh*, high-mixed-wide-round: schwed. *upp*, norw. *huska*.

u·¹, Sw. uh, high-mixed-narrow-round, M. uⁱ: schwed. *hus*.

Back-round.

ɔ², Sw. *ɔ*, low-back-wide-round, M. a°, H. å: engl. *not*, *folly*, fr. *tort*.

ɔ¹, Sw. ɔ, low-back-narrow-round, M. oᵃ: engl. *saw*, kurz horse, it. *cosa*, bove, *rosa* (Roſe).

o², Sw. *o*, mid-back-wide-round, M. o: nordd. *stock*, fr. *mon*, dän. *aar*, ſchwed. *a°r*.

o¹, Sw. o, mid-back-narrow-round, M. oᵘ: d. *so*, fr. *seau*, it. *dolore*, *Roma*, dän. ſchwed. *stor*, engl. mit Anklang an uo: *shoulder*, *hope*, ſchwed. moder, *bo*.

u^2, Sw. *u*, high-back-wide-round, M. u^{o}: engl. *full*, *could*, d. *mutter*.

u^1, Sw. u, high-back-narrow-round, M. u: fr. *sou*, it. *lupo*, d. *du*, engl. *rule*, *room*.

Back.

$ɐ^2$, Sw. *a*, low-back-wide: ſchott. *man*, *hat*, ſchwed. *fader*, *fara*, nach Storm ſüdd. *vater*, fr. *lâche*.

$ɐ^1$, Sw. *ɒ*, low-back-narrow: geleg. schott. *but*.

a^2, Sw. a, mid-back-wide, M. a: engl. *father*, *calf*, *aunt*, *papa*, A. *padre*.

a^1, Sw. ɐ, mid-back-narrow, M. $ö^{a}$: engl. *but*, *sun*, *son*.

A^2, Sw. A, high-back-wide: nach Bell Cockney *no* (?)

A^1, Sw. ɣ, high-back-narrow: nach Bell gael. *laogh* (?) [Ellis: try to pronounce *oo* with open lips.]

Wir dürfen wol hoffen, dass aus unſerm phyſikaliſchen Inſtitute, dem Tempel der Wissenſchaft, dem Helmholtz vorſteht, eine genaue akustiſche Analyſe der ſämtlichen 36 von den Engländern aufgeſtellten Vokale hervorgehen werde, die uns vor der Hand noch felt, die aber doch zur vollen Einſicht in die Sache nötig ist.

Mit unſerer Anordnung ſtimmt auch die Kräuters: Über mundartliche Orthographie, Frommanns deutſche Mundarten Bd. 7 (1877), S. 316—20 und zur Lautverſchiebung (1877) in der Einleitung, in weſentlichen Punkten überein, nemlich:

i	i^{c}	e	e^{c}	ä	$ä^{c}$	·
y	y^{c}	ŏ	$ŏ^{c}$	$ŏ^{c}$	ə	
u	u^{c}	o	$ŏ^{c}$	$å^{c}$	a,	

wenn wir die drei Reihen von rechts nach links leſen, die mixed-Reihe und die mixed-round-Reihe fortlassen, und ſtatt des Sieversſchen Index 2 uns Kräuters Rückſchiebungszeichen ᶜ oder ˋ geſetzt denken.

So fein und weitgehend nun auch die Unterſcheidungen gemacht ſind, ſo deuten doch die Sprachphyſiologen der engliſchen Schule bereits vilfach darauf hin, dass immer noch weitere Zwiſchenſtufen vorhanden ſeien; ſo hebt z. B. Storm hervor dass das norwegiſche zwiſchen unſerm *u* und *ü* ligende u^1 dem reinen *u* wider noch etwas näher lige als das ſchwediſche u^1. Änlich ſagt Sievers S. 79 über das engliſche System: „Wie man ſiht ermöglicht diſes System eine weit genauere Überſicht der Vokalbildung als das ältere deutſche System. Gleichwol verlangt auch diſes System in ſeiner praktiſchen Anwen-

dung noch eine weitere feinere Ausbildung.“ Allein, wie es uns möglich war die 36 engliſchen Typen in unſerm Dreieck unterzubringen, ſo würde uns nichts hindern, etwa noch hervortretende Zwiſchenſtufen in dasſelbe einzuſchieben. Das geſtattet das Dreieck genau ebenſo gut wie das Viereck. Am meisten zu wünſchen ist wol noch in Bezug auf die ſichere Feststellung der dem Centrum *a* am nächsten ligenden back-vowels. Ein genaueres Studium der Actionen der einzelnen Mundmuskeln, welches mir namentlich auch für die Lippenkonſonanten noch erforderlich zu ſein ſcheint, wird villeicht in Bezug auf die verſchidenen Grade und Formen der Mundrundungen (Lundell unterſcheidet bereits fünf Grade der Mundrundung) noch eine weitere Einſicht und damit eine genauere Kentnis der feinen Unterſcheidungen der back-vowels bringen. Eine genaue anatomiſche Unterſuchung der Mundmuskeln gibt die Abhandlung: „Die Muskulatur der menſchlichen Mundſpalte“, von Prof. Dr. Ch. Aeby in Bern. Archiv für mikroſkopiſche Anatomie, Bd. 16, S. 651—64. Schon Franz Merc. ab Helmont hatte 1667 recht gute Abbildungen von der Formation des Mundes für die einzelnen Vokale gegeben, änlich Olivier 1804, aber heute muss die Unterſcheidung doch um viles weiter gehen.

Übrigens haben ja auch Bell und Sweet (§ 56 des *Handbook*) eine Anordnung der Vokale nach der Tonhöhe gegeben. Dieſelbe würde in den Sieversſchen Zeichen folgende ſein:

u^1, u^2; o^1, o^2; ɔ^1, ɔ^2 { ʚ^1, ʚ^2; a^1, a^2; A^1, A^2; æ·^{2}, æ·^{1}; e·^{2}, e·^{1}; ï^2, ï^1
 ɔ·^{1}, ɔ·^{2}, ȯ^1, ȯ^2; u̇^{1}, u̇^{2}; œ^2, œ^1; ə^2, ə^1; y^2, y^1 } æ^2, æ^1; e^2, e^1; i^2, i^1

Ein jeder wird hierin ſofort wider die sechs Hexaden, geordnet nach der Klanghöhe, erkennen:

back-round { back; mixed
 mixed-round; front-round } front.

So beſtätigt ſich von neuem die nahe Verwandtſchaft (ich möchte fast ſagen die Identität) des deutſchen Dreiecks und des engliſchen Vierecks.

Es ist mit großem Danke anzuerkennen, dass die Engländer ſeit dem Zuſammenwirken von Wallis, Holder und Wilkins bis zu Ellis, Bell und Sweet hin auf dem Gebiete der Sprachphyſiologie unausgeſetzt mit rüstigster Kraft gearbeitet haben. Durch die vilen Zwiſchenlaute, die ſich in irer Sprache entwickelt haben — durch ire (wie Jakob Grimm ſich ausdrückt) nicht einmal lerbare, nur lernbare Fülle freier Mitteltöne — wurden ſie beſonders auf diſe Unterſuchungen hingewiſen,

und wir freuen uns, dass durch die neue Ausgabe von Sievers trefflichem Werke uns ire neuesten Forschungen um ein gutes Stück näher gebracht worden sind: aber wir brauchen darum unser eigenes Licht nicht unter den Scheffel zu stellen, und dürfen wol hoffen, dass die Engländer den deutschen Untersuchungen über die Klangverhältnisse der Vokale auch ferner die verdiente Beachtung schenken werden. Wir glauben dise Erwartung um so sicherer hegen zu dürfen, als schon Bell, und dann Sweet in seinem schönen *Handbook of Phonetics* einen beachtenswerten Anfang gemacht haben, auch die stimmlosen spirantischen Konsonanten nach irer Klanghöhe zu unterscheiden und in eine Skala zu ordnen.

Sweets § 162 lautet:

„The following table shows the pitch of the chief open consonants according to Bell (f and th I have added myself):

wh khw kh ,kh kh f { ph / kh } rh sh s ,jh th jh ,jh.“

[wh (lip-back-open) engl. *which.* — khw (back-lip-open) d. *auch.* — kh (laryngal wheeze) dänisch. — ,kh (inner back-open) schweiz. ch. — kh (back-open) schott. d. *loch.* — f (lip-teeth-open) engl. *fife.* — ph (lip-open) griech. φ. — ,kh (outer back-open) scot. exclamation *fikh.* — rh (point-open) breathed r. — sh (blade-point-open) engl. *she.* — s (blade-open) engl. *see.* — ,jh (inner front-open). — th (point-teeth-open) engl. *think.* — jh (front-open) isl. *hjarta,* norw. *kenna.* — ,jh (outer front-open)].

Ich bitte dise Bestimmungen der Engländer zu vergleichen mit denen, welche ich, unterstützt durch das feine Gehör des Dr. H. Schwebsch, in meiner Schrift „Zur Lere von den Klängen der Konsonanten, Berlin 1879“ nidergelegt habe, und hoffe dass auch dise Untersuchungen, deren Tragweite sich für den Augenblick wol noch nicht beurteilen lässt, dazu beitragen werden, dass die Deutschen und die Engländer sich einander immer mer nähern und mit vereinten Kräften auf dem Gebiete der Lautphysiologie weiter arbeiten werden.

Berlin. G. Michaelis.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Frédéric Godefroy, Dictionnaire de l'ancienne langue française et de tous ses dialectes du IXe au XVe siècle composé d'après le dépouillement de tous les plus importants documents manuscrits ou imprimés qui se trouvent dans les grandes bibliothèques de la France et de l'Europe et dans les principales archives départementales, municipales, hospitalières ou privées. Paris, F. Vieweg, 1880. Fascicule 1. II u. 64 p.

Das erste bis acolure reichende Heft eines in der französischen Lexikographie epochemachenden Werkes liegt hier zur Beurtheilung vor. Ein staunenswerther Fleiss gehörte dazu, die gewaltige Masse von weit zerstreutem Material zu sammeln und zu ordnen; einzelne bisher unbekannte Dokumente finden sich hier zum ersten Male benutzt. Dass natürlich eine so umfassende Arbeit wie dies Wörterbuch der altfranzösischen Sprache nicht Anspruch auf Vollständigkeit macht, liegt auf der Hand, aber im Vergleich zu seinen Vorgängern bildet dies Werk einen bedeutenden Fortschritt. Dasselbe ist auf 10 Quartbände berechnet, die diejenigen Worte der ältern Sprache enthalten sollen, welche die neufranzösische Sprache nicht bewahrt hat; von den in letzterer erhalten gebliebenen Worten werden nur die verzeichnet, bei denen im Nfz. die eine oder andere Bedeutung verschwunden ist. Die verschiedenen Formen eines und desselben Wortes finden sich hier unter einer Hauptform vereinigt ohne Rücksicht auf die verschiedenen Dialekte des Altfranzösischen und mit zahlreichen Beispielen belegt, die entweder direct aus Handschriften europäischer Bibliotheken oder aus den besten Textausgaben entnommen sind; auch lateinische Handschriften, in welche altfranzösische Worte eingestreut worden sind, hat der Herausgeber benutzt. Die Orthographie auch der gedruckten Texte ist möglichst vereinfacht, indem der accent aigu auf die e fermés gesetzt wird, bei denen am Ende kein s oder z steht. Wir kommen nach Erscheinen der nächsten Lieferungen des Nähern auf dies Buch von F. Godefroy zurück, welcher als ein Schüler E. Littré's hiermit, wie es scheint, den Meister hat übertreffen wollen.

Recueil général et complet des Fabliaux des XIIIe et XIVe siècles imprimés ou inédits. Publiés avec notes et variantes d'après les manuscrits par Anatole de Montaiglon et Gaston Raynaud. Tome IV. Paris, Librairie des Bibliophiles, 1880. 338 p.

Der erste Band des Recueil général et complet des fabliaux erschien 1872 und wurde von Anatole de Montaiglon veröffentlicht; vom zweiten

Bande an, welcher 1877 erschien, figurirt auf dem Titelblatt als Mitherausgeber Gaston Raynaud; der dritte Band verliess die Presse im Jahre 1878 und enthielt fabliau LV—LXXXVIII. Jetzt liegt der vierte Band vor, ohne dass hiermit die Sammlung abgeschlossen ist. Dieser Band enthält an erster Stelle das Fabliau No. LXXXIX: „Du prestre qu'on porte ou de la longue nuit", welches hier nach zwei Pariser Handschriften, Ms. fr. 1553 und 12603 veröffentlicht wird, nachdem bereits Méon im vierten Bande seiner Sammlung eine Ausgabe veranstaltet hatte. Zu bedauern ist, dass die Herausgeber die Verszahl im Text vergessen haben anzugeben; so ist das Citiren ausserordentlich erschwert. Der Text des folgenden zuerst von Méon im dritten Bande S. 210 veröffentlichten Fabliaus XC: „De la male bonte" ist den zwei Handschriften der Pariser Nationalbibliothek 2173 und 19152 entnommen. Seite 41 wie in den Varianten Seite 234 wird als Verfasser dieses Stückes Guillaume le Normand genannt, der angeblich schon durch das Fabliau vom Prestre et Alison im II. Bande S. 8—23 bekannt wäre. Ohne Zweifel haben die Herausgeber hier die vorsichtige Behauptung Méon's zu Vers 150 unbedachtsam hingenommen. Uebrigens fehlt die Angabe, dass schon E. Martin (1869) in seiner Ausgabe des Besant de Dieu dem Guillaume dies Fabliau abspricht; diese Ansicht wird ausserdem bestätigt durch die Abhandlung von Ad. Schmidt, Guillaume, le clerc de Normandie, insbesondere seine Magdalenenlegende: in Böhmer's Romanischen Studien. Bonn 1880. Heft XVI (IV. Band, 4. Heft), p. 493—542. Beiläufig bemerkt, Schmidt giebt mit dem Text der gleichzeitig im Archiv erschienenen Magdalena einen ausführlichern Nachweis für Thatsachen, die von seinen Vorgängern bereits ausgesprochen waren, ohne alle einschlägigen Fragen zu erschöpfen; so ist nicht geprüft die Autorschaft der Vie de S. Alexi, welche von Gaston Paris in der Romania VIII (1879) No. 30 p. 163 fg. herausgegeben worden ist.

Das nächste Fabliau XCI: „Du clerc qui fu repus deriere l'escrin", welches in einer Hs. der Nationalbibliothek 1446 und des Arsenals zu Paris 3524 erhalten ist, und bereits von Méon und A. Scheler herausgegeben worden war, wird Jean de Condé zugeschrieben.

Fabliau XCII: „Du provoire qui menga les meures", XCIII: „De Berengier au lonc cul", XCIV: „Des Tresces" waren bereits veröffentlicht. Zum grössten Theile neu ist XCV: „Le vilain de Farbu"; von diesem in zwei Handschriften erhaltenen Fabliau hatte Le Grand d'Aussy eine Analyse gegeben; die Herausgeber schreiben es S. 82 Jean de Boves zu, unter dessen Namen auch No. XCVII und CIX aufgeführt ist. No. XCVI: „Estula" und XCVII: „De Barat et Haimet" waren bereits durch Barbazan und Méon bekannt gemacht. Bisher nur handschriftlich vorhanden war CXVIII: „De Jouglet"; der Text steht S. 112—127, die Varianten S. 262 bis 274. Die Herausgeber benutzen hierzu die Abschrift der Pariser Hs. 837 fol. 116—118 und der Londoner Hs. Addit. 10289 fol. 175—178 von Gaston Paris und Paul Meyer; aber zu bemerken ist, dass die Copie der Londoner Hs. (B) viel Lesefehler zeigt. Zu V. 11 fehlt in der Anmerkung: B sagez; V. 21 B hat dou statt du. Zu V. 31 fehlt die Lesart von B: viengies (Hs. uiègies) und 'Ermenjart; 32: diex statt dieus; 32 steht fetes in der Hs., wo feres als Lesart verzeichnet wird; 33 wird comment gelesen, wo die Hs. B coment hat; 35 A hat lib: fehlt in der Anmerkung; B 36: uouleis; B 38 comfaitement; B 39 devreis vallant: fehlt in der Note; B 41: fiz; B 44 seit; B 45: tavernes; B 46: die Hs. hat: parler'oit; B 49 le vavasor; B 50—53: diroi, nicht dirai, wie in den Varianten steht; B 55 charia d. i. charja; B 56: A un menestreil inglet; B 57: mostier; B 58: ensegnast; B 61: Juglet; B 63: rien; B 64: einz; B 65: plesseiz; 66: estrangleiz; B 73: meins; 81: roeve; 82 troeve; B 92: espouse; B 94 miex. poet. Zu Anmerkung V. 103—108 ist zu bemerken, dass 103 und 104 richtig ist, aber dann folgt: „Cel jor furent a grant plente. (Le vers

rimant au précédent manque)"; allerdings fehlt dieser Vers in der Copie, aber nicht in der Hs., wo zu lesen ist:

Cel jor furent bien atorne:
Quar il orent a grant plente.

V. 107 steht das zweite Mal auch boens. V. 110 steht ce in B statt je; B 117: lesast . pou. 118: d'un chou; B 121: couche; B 122: n'iert . costumiers; B 124: biau. B 126: Par foi, fet J. B 131: voidier. A 132: set. B 140: seit; B 143: vilain; B 151: donee; B 153: vet; B 154: d'angoise; B 157: n'out somellier; B 158: sot. B: bel feindre. B 170: donc . mi sire. 174—176: si n'en statt s'en. B 178: sout; B 180 = 181: seint; B 184: chaitive; B 186: sifaitement; B 189: commencha; B 193: si vos a eissi. B 196: chevez; B 197: cel statt cil; B 199 fait st. feit. B 200: sanz st. sans; B 202: s'asist; B 212: ains . marriz; B 216: dame dex; B 218: brace; B 219: reson; B 220: destroiz st. desroiz; 225—230: mot st. moz; B 230: le st. li; 232 Hs. q' = que (vorhergeht si); B 232: iessir; B 253: Cel st. cil; A 236: qu'onques (Hs. q̄s); B 238: oncore; A 243: Jouglet; B 245: jetees; B 246: obliees; B 249: meins; B 260: gariz; B 263—269: tant st. quant, ceste st. cele; A 276: voidier; B 278: oncore; B 282: le . ou f; B 284: seint; B 285: gariz; B 286: dou . estoie marriz; B 292: soi; B 293: bisnars; B 294: Hermengars; B 296: q̄ femme; B 300: pout; B 301: XL; B 302: ivres; 307—318: B le mont . Maheut st. Mahaut; estez (Hs. estrez mit unterpung. r); B 319: perechous . lent; B 323: le cuer . soslieve; B 327: en la merde (geändert im Text in à la m.); 328: seint; B 329: conchie; B 330: chevez . chie; B 332: Mahaut; B 341: qui m'a ci a este; B 346: corocier; B 351—352: ceu: ceu; B 353: einsi: 355 lies out st. ont; B 356: lui st. hui; B 357—359: braees; B 360: les bones s.; B 361: vos; B 367: malballi; B 368: salli; B 379: maudit l'ore . nez; B 380: einsi atornez; B 393: soi mollier; B 394: attollier; 396: esclabouter; B 399: li maufez soient; B 403: solement; B 404: alasse iustement (gelesen ist vistement); B 314: beneet; B 430: genoz; B 431: desnoe; B 432: emboe; B 440: encientre; B 441: hochier. — No. XCIX: „Des III dames" ist entnommen der Londoner Hs. Harl. 2253 und war bisher nicht veröffentlicht. Von C: „De la dame qui fist batre son mari" war schon im ersten Bande ein fast wörtlich übereinstimmender Text publicirt. No. CI: „De porcelet", CII: „De celui qui bota la pierre", CIII: „De Brifaut", CIV: „De pré tondu", CV: „De la sorisete des estopes", CVI: „De Constant du Hamel", CVII: „De la pucele qui abevra le polain", CVIII: „De la pucele qui vouloit voler" und CIX: „Du vilain de Bailluel" waren schon durch Barbazan, Méon und Jubinal bekannt. Wir werden auf einzelne Fabliaux zurückkommen, sobald der fünfte Band erschienen sein wird.

Hermann Seeger, Ueber die Sprache des Guillaume le Clerc de Normandie und über den Verfasser und die Quellen des Tobias. Halle, E. Karras, 1881. 43 S. (Dissertation).

Diese wohlgelungene Erstlingsarbeit behandelt einen Dichter, dessen Werken in neuerer Zeit von verschiedenen Seiten Untersuchungen gewidmet worden sind. Der Verfasser vorliegender Dissertation untersucht in 34 §§ auf Grund der Ausgaben von E. Martin, Besant de Dieu, R. Reinsch, Les Joies N. D. in Gröber's Zeitschrift und La vie de Tobie im Archiv für neuere Sprachen, Ad. Schmidt, Guillaume's Magdalenenlegende in Böhmer's Studien, sowie der Ausgaben des Bestiaire von Cahier und Hippeau die Sprache des Guillaume le Clerc de Normandie, die er S. 23—25 mit derjenigen der Marie de France vergleicht. S. 25—30 folgt ein Abschnitt über Sprache und Verfasser des Tobiasgedichts, welcher hier nochmals als

mit Guillaume le Clerc de Normandie identisch erwiesen wird. Der letzte Abschnitt S. 30—43 erörtert ausführlich die Quellen des Tobias: auch dieser Theil ist dem Verfasser gelungen. Eine Bemerkung S. 25—26 ist nicht zutreffend: Seeger meint, dass die Verse bei de la Rue, Essais historiques 3, 8 nicht aus der Hs. Arundel 292 entnommen sind, sondern sie fänden sich nach de la Rue „dans la bibliothèque de la société royale de Londres, parmi les manuscrits du duc de Norfolk No. 292." Nun fragt S. ob dies vielleicht dieselbe Hs. wäre, die die englische Uebersetzung von Guillaume's Bestiaire enthalte. Letztere solle nach de la Rue, Ess. hist. 3, 23 sich in einer Hs. Norlk No. 292 befinden. Auch Martin, Besant S. XXIII habe Norfolk vermuthet. Diese Verse seien allerdings denen der Hs. A sehr ähnlich, jedoch verschieden genug, um über ihre Identität Zweifel zu erwecken. Was zunächst die Hs. selbst betrifft, so weiss jeder, der dieselbe in den Händen gehabt, dass sie heute die Bezeichnung Arundel 292 führt, früher der Royal Society in London gehörte und von dem Herzog von Norfolk geschenkt worden ist. Die Bezeichnung Norlk No. 202 bei de la Rue ist eine Ungenauigkeit dieses Gelehrten wie so viele andere. Auch enthält diese Hs. keineswegs eine englische Uebersetzung von Guillaume's Bestiaire, wie S. nach de la Rue, Essais 3, 23 vermuthet, sondern fol. 4 bis fol. 10^b enthält nur einen kurzen englischen Bestiaire, welcher nach dem Lateinischen des Tebaldus bearbeitet und zuerst von Th. Wright 1837 in den Altdeutschen Blättern, dann in den Reliquiae antiquae, weiter von E. Mätzner in seinen Altenglischen Sprachproben, endlich von Rev. Rich. Morris, An Old English Miscellany. London, E. E. T. S. 1872, p. 1—25 herausgegeben ist. Einen Hinweis auf Wright gab zuletzt Suchier, Bibl. Normannica I, p. LVI beim Abdruck der Predigt Deu le omnipotent aus dieser Hs. Aus eben derselben Hs. fol. 38 entnahm Wright, Biographia Britannica Literaria, Anglo-Norman Period, London 1846, p. 446 fg. den Sermo magistri Stephani de Languedune, archiepiscopi Cantuarensis de sancta Maria und ernannte auf Grund dieser Stelle nach de la Rue, Essais hist. 3, 10 den Erzbischof Stephan de Langton zum anglonormannischen Dichter. Doch gebührt Langton keineswegs das Verdienst, dies kleine Gedicht, beginnend: Bele Aaliz men se leva etc., wie auch Victor Le Clerc in Histoire littéraire de la France au XIVe siècle, II édition, Paris 1865, I, p. 401—402 annimmt, verfasst zu haben, höchstens dürfte er es in Frankreich kennen gelernt haben. Eine zweite Hs. hiervon fand P. Heyse in der Vaticana, Chr. 1490, aus welcher er in einem unbewachten Augenblick 21 Lieder abschrieb, darunter No. 8; vgl. sein Werk: Romanische Inedita auf ital. Biblioth. gesammelt. Berlin 1856. p. 52. In dieser Hs. fehlt, wie es scheint, die paraphrastische Exposition des Liedes. Noch ist eine dritte der Nationalbibliothek zu Paris gehörige Hs. hinzuzufügen: Ms. lat. 15170 (fonds St. Victor 500) fol. 14^b, wo das Stück nur fragmentarisch in Schrift des 12. Jahrh. erhalten und schwer lesbar ist, ausserdem ist das Ende der Zeilen durch den Einband verdeckt; darin eingeschoben ist ein als Prosa geschriebenes lat. Gedicht auf Maria, beginnend:

Ecce, mundi gaudium,
Ecce, salus omnium etc. —

Noch sei die Bemerkung zu S. 30 gestattet, dass die vier Schlusszeilen des Tobias nach L'estorie est definee ici unecht sind, indem sie einen schleppenden Zusatz enthalten und der Relativsatz zu weit vom vorhergehenden Substantiv entfernt steht; auch ist avon und das zweimal folgende me auffällig. Die Schwierigkeit in der Angabe Guillaume's: Kenilworth en Ardene ist übrigens nicht beseitigt; S. nimmt den Ort in Warwickshire als die Heimath der Tobiade an.

F. Stehlich, Les Moines. Comédie satirique écrite par les PP. Jésuites du collège de Clermont, dit de Louis-le-Grand à la fin du XVIIe siècle. Publiée d'après un manuscrit de la Bibliothèque Sainte-Geneviève. Rouen 1880. VIII u. XIII u. 55 p.

Das vorliegende Buch gehört zu einer Sammlung von Curiosités bibliographiques, welche in Rouen bei Lemonnyer erscheint. In derselben figuriren noch die folgenden in beschränkter Anzahl gedruckten Werke: 1) Vadé. La pipe cassée, poème épitragipoissardi-héroïcomique. 2) Dissertation sur les idées morales des Grecs et sur le danger de lire Platon, par M. Audé. 3) J. J. Rapsaet. Les Droits du Seigneur. 4) J. De Born. La Monacologie, ou Histoire naturelle des Moines, trad. de l'original latin, par Broussonnet. 5) Fantaisie scatologique (Parodie curieuse de l'Art poétique de Boileau). 6) Vivant-Denon. Point de lendemain, conte. 7) Éloge burlesque de la seringue. 8) Histoire de la prostitution en Chine, par le docteur Schlegel. 9) La confession d'Audinot. 10) La descouverture du style impudique des courtisanes de Normandie à celles de Paris.

Das ein Bild fröhlich zechender Mönche darbietende Lustspiel Les Moines ist von Dr. Stehlich, von welchem soeben im Osterprogramm der Realschule zu Kassel eine Studie über „die Sprache in ihrer Beziehung zum Nationalcharakter" erschienen ist, nach der Hs. No. 40 z—f 7 der Bibliothèque St. Geneviève zu Paris zusammen mit einer eine Satire gegen die Jünger Loyola's bildenden Lettre à un amy, in welcher das in Rede stehende Stück von einem unbekannten Verfasser nach dem Exemplar eines Freundes der Jesuiten geistvoll analysirt wird, herausgegeben worden. In der aus der Feder des bekannten Bibliothekars von Évreux, A. Chassant, herrührenden Vorrede ist das Wissenswertheste beigebracht; doch ist es entschieden zu tadeln, dass des Herausgebers und Entdeckers dieses hübschen die Mönche verspottenden Stückes hier mit keiner Silbe gedacht ist.

In dem Lustspiele werden die Mönche von ihrer menschlichen Seite geschildert als Freunde einer guten Flasche Wein, und zwar verspotten sich hier die Mönche selbst in drei Acten, die durch Zwischenspiele unterbrochen werden. Verfasser des Stückes ist wohl nicht ein einzelner, etwa der P. Du Cerceau, sondern die Mitglieder des Jesuitencollegs Louis-le-Grand zu Clermont, welche alljährlich in den Septemberferien zur Erholung nach ihrem Landhaus in Gentilly pilgerten, scheinen insgesammt dazu Beiträge geliefert zu haben. Gespielt wurde das Stück in Clermont, wie der Titel angiebt, vor einem zahlreichen Publicum, unter welchem sich der Beichtvater Ludwigs XIV. P. La Chaise befunden haben soll. Nur die eine von Stehlich veröffentlichte Copie dürfte erhalten sein, da die Jesuiten es mit königlicher Erlaubniss durchsetzten, dass die auf Kosten des ihnen feindlichen Erzbischofs Letellier von Rheims gedruckte Ausgabe in ihren Besitz gelangte. Wie in der Lettre à un amy, so war in dem Stück selbst nichts zu erklären. Der Abdruck ist correct, die Ausstattung des Buches recht hübsch; nur S. 51 im III. Act steht Fon statt Non; S. 29, Sc. 3, Zeile 7 fehlt nach pour nous Punct; S. 40, Zeile 2 ist in Kommata zu schliessen; Act III, Sc. 1, Zeile 5: jetté, besser jette.

Noch sei bemerkt, dass E. Boysse in seinem zu Paris 1880 erschienenen Werke: Le Théâtre des Jésuites diese Mönchskomödie, eines der besten Werke der Jesuiten, denen Molière so viel verdankte, nicht kennt; überhaupt behandelt derselbe in seinem aus Artikeln in der Revue contemporaine hervorgegangenen Buche die Komödie auf drei Seiten viel zu wenig eingehend; auch das Capitel Les commencements du collège de Clermont (S. 16—22) ist ziemlich dürftig; kurz, Boysse geht nicht viel über die von seinem Vorgänger Eug. Despois, Théâtre français sous Louis XIV erreich-

ten wissenschaftlichen Ergebnisse hinaus. Vgl. Félix Hémon, La comédie chez les Jésuites in der Revue politique et littéraire. Gannée, 2 série. No. 23, 6 décembre 1879, p. 529—534, und No. 37, 13 mars 1880, p. 867 bis 874.

Hermann Hormel, Untersuchung über die Chronique Ascendante und ihren Verfasser. Marburg, N. G. Elwert, 1880. 33 Seiten.

Die vorliegende Schrift, welche sich als Marburger Dissertation bekundet, hat Maistre Wace's Chronique ascendante des ducs de Normandie zum Gegenstand und verdankt offenbar ihre Entstehung einer von H. Andresen in seiner Ausgabe des Roman de Rou I, p. 205—206 gegebenen Anregung. Nachdem der Verf. Gründe für Wace's Autorschaft vorgebracht, gelangt er erst mit S. 21 zu dem Resultate, dass die Chron. asc. weder ein Prolog noch ein Epilog, sondern eine kurze Geschichte Heinrichs IV. sei, eine Angabe, die mehrmals wiederholt wird. Zum Ueberfluss werden zuletzt noch die Verse der Chron. asc., welche mit dem Roman de Rou übereinstimmen, zur Vergleichung gegenübergestellt und aus Andresen zur Ausfüllung der 32 Seiten ausgeschrieben; doch wird die Vergleichung nicht sehr weit ausgedehnt, weil der Roman de Rou „zu ausführlich ist." Wir wären hier mit einer blossen Angabe der Verse ohne Wiederabdruck derselben wohl zufrieden gewesen. Ueberhaupt hat der Verf. seinen deutschen und französischen Quellen zu sehr das Wort gelassen; ungefähr die ersten 20 Seiten bilden nichts als Excerpte; dabei werden fremde Ansichten zum Ueberdruss wiederholt. S. 13 kehrt ein Citat aus Du Méril wörtlich wieder, das schon S. 6 angeführt war; aus demselben Autor kehrt S. 16 theilweise eine Stelle wieder, die schon S. 5 citirt ist; S. 6 stehen 5 Zeilen Text aus Wace, die mit einem Citat aus Du Méril auf S. 16 und 17 noch zwei mal wiederholt werden; ebenso ist S. 17 das von Du Méril über pastiche littéraire Gesagte, was schon S. 6 stand, nochmals fast wörtlich aufgeführt. Was Andresen über die 315 Zeilen der Chron. asc. beibringt, ist hier zum grössten Theil wiederholt; S. 19 und S. 24 steht dieselbe Stelle aus dem Roman de Rou III, V. 11487—11490, zuletzt fehlerhaft, wie es denn an Druck- und Accentfehlern nicht fehlt, deren Aufzählung überflüssig ist. Auch das Verhältniss der Chron. asc. zum Roman de Rou hat der Verf. nicht erkannt, und erst G. Paris war es vorbehalten, das Richtige zu treffen; vgl. Romania, Oct. 1880, No. 36, p. 592 fg. Kurz, die ganze Arbeit gehört zu den schwächeren Producten, welche in Marburg das Licht der Welt erblickt haben.

Advokat Patelin. Lustspiel in drei Acten von Brueys, für die deutsche Bühne bearbeitet von Anton Bösch. Frankfurt a. M. 1879. VI u. 48 Seiten.

Es ist ein glücklicher Gedanke, das von Brueys (1640—1723) im Jahre 1700 modernisirte alte Lustspiel vom Advokaten Pathelin einem grösseren Publicum durch eine Uebersetzung zugänglich zu machen; denn als Meisterwerk der mittelalterlichen dramatischen Kunst wird es vermöge seines urkomischen Inhaltes für alle Zeiten eine Erheiterung bleiben. Die Bearbeitung des Brueys, welche sich auf die 1656 in Rouen erschienene Komödie „Tromperies, finesses et subtilités de maître Pierre Patelin, avocat à Paris" stützt, wurde im Jahre 1706 im Théâtre Français aufgeführt und mit grossem Beifall aufgenommen. Die älteste datirte Ausgabe des ursprünglichen Lustspiels vom Maître Pathelin stammt aus dem Jahre 1490, während die Brüder Parfaict eine solche vom Jahre 1474 in ihrer Geschichte des französischen

Theaters erwähnen; nach Brunet's Manuel du libraire stammen aus dem 16. Jahrhundert allein 20 Ausgaben, ein Beweis, wie beliebt das Stück gewesen ist; dasselbe ist auch in das Lateinische übersetzt worden durch Reuchlin und durch Alexander Connibert. Herausgegeben ist das alte Lustspiel von Pathelin im Jahre 1723 von dem Buchhändler Coustelier und im 19. Jahrhundert zweimal, zuerst von Geoffroy-Château u. d. T.: La Farce de Maistre Pierre Pathelin précédée d'un recueil de monuments de l'ancienne langue française, depuis son origine jusqu'à l'an 1500. Paris, Amyot, 1853. p. 1—102; im Jahre 1854 folgte die Ausgabe von Génin; endlich reproducirte den Text der ersten Ausgabe P. L. Jacob (Bibliophile), Recueil de farces, soties et moralités du quinzième siècle réunies pour la première fois et publiées avec des notices et des notes. Paris, Ad. Delahays, 1859. In diesem Buche (Préface p. 6) schreibt Lacroix, welcher als Abfassungszeit etwa 1470 annimmt, indem er dem Vorgange des Godard de Beauchamps, des Verfassers der Recherches sur les théâtres de la France (1735) folgt, die Autorschaft des ursprünglichen Maître Pathelin Pierre Blanchet aus Poitiers zu, während Génin als Verfasser Antoine de La Sale annimmt; andere, darunter A. Bösch, theilen das Stück Guillaume de Lorris zu, eine Ansicht, deren Urheber der Graf de Tressan ist; auch Villon und Clément Marot werden ohne Grund als Verfasser genannt. Wo das Stück entstanden ist, steht nicht mit Sicherheit fest; den Schauplatz setzt Lacroix zwischen Meaux und Brie-Comte-Robert, in dessen Nähe die Abtei Hyvernaux lag. Dass das alte Stück nicht durch die Bearbeitung des Brueys gewonnen, geben die Literarhistoriker zu; in der modernisirten Fassung ist die Colette, die Magd des Pathelin und das Liebesverhältniss zwischen Henriette, der Tochter des Advokaten und dem Sohne des Tuchhändlers Guillaume eingefügt worden.

Die vorliegende deutsche Uebersetzung, welche der Bühne Dienste leisten kann, schliesst sich hier und da frei, aber meist getreu dem Wortlaut im Lustspiele des Brueys an; an wenigen Stellen ist der Lustspielton durch unzutreffenden Ausdruck verwischt. Zusätze des Uebersetzers sind nur die zwei Lieder im zweiten Act, Auftritt 4: „Du, du liegst mir im Herzen" und: „Wart nur Bäbili, wart nur Bäbili"; ausserdem sind im dritten Act noch die Schlusszeilen sowie das Gedicht: „Bestimmung der Damen" hinzugekommen, welches ebensowenig wie die zwei früheren passend gewählt ist. Dadurch nimmt die Uebersetzung mehr den Charakter einer freien Bearbeitung an. Möge dieselbe dazu beitragen, dieses Meisterwerk französischer Komik auf der deutschen Bühne einzubürgern! R.

Zur Gralsage. Untersuchungen von Ernst Martin. Strassburg, Trübner, 1880.

Diese kurze aber sehr inhaltsvolle und geistreich geschriebene Abhandlung, welcher, nach Angabe des Verfassers, ein auf der Philologenversammlung zu Trier 1879 von ihm gehaltener Vortrag zu Grunde liegt, dürfte bei allen jenen Aufsehen erregen, welche sich mit der Gralsage und ihrer Entwickelung beschäftigt oder die einschlägigen Veröffentlichungen der jüngeren Jahre aufmerksam verfolgt haben; denn sie versucht darzulegen, dass die durch die neuesten Untersuchungen gewonnenen und ziemlich allgemein als richtig angesehenen Resultate nicht haltbar seien. Bekanntlich hat Zarncke in seiner Abhandlung: „Zur Geschichte der Gralsage" (s. Paul Braune. Beitr. III p. 304 ff.) und ihm folgend A. Birch-Hirschfeld in seinem Buche: „Die Sage vom Gral, ihre Entwickelung etc." (Leipzig, Vogel, 1877) die Behauptung aufgestellt und ziemlich glaubwürdig bewiesen, dass es nicht möglich sei, dass Wolfram ausser dem Conte de graal des

Chrestien irgend eine andere altfranzösische Quelle gekannt habe, und d der von ihm angeblich benützte Provenzale Kyot eine fingierte Person s eine Ansicht, welche schon früher A. Rochat geäussert hatte. Dieser B hauptung nun tritt Martin in dem I. Kapitel seiner Abhandlung, „Wolfr von Eschenbach und seine Quellen“ betitelt, entgegen, indem er im A schluss an San Marte und Bartsch zu beweisen sucht, dass uns nichts b rechtige, jene Quelle zu bezweifeln und für eine Erdichtung zu erklär da erstens unter der Menge von Eigennamen, die man für eigene Erfindu Wolfram's ausgeben wollte, nachweisbar eine überwiegende Anzahl sei, welchen W. sich an überlieferte Namen hielt (M. selbst führt (p. 5 deren nicht wenige auf eine ganz bestimmte lat. Quelle, Solin's Polyhist zurück), so dass man den Schluss ziehen dürfe, er habe auch die übri bis jetzt noch nicht bestimmbaren Eigennamen nicht erfunden, sondern einer uns nicht bekannten Quelle geschöpft; ferner begegne man grössten Schwierigkeiten durch die Annahme, als habe W. den Anfang den Schluss des Parzival, die er in Chrestien's Werk, wäre dies s Quelle, nicht vorfand, selbst hinzugefügt; Beweis: „die Art, wie im I. u Buch die handelnden Personen ausser Gahmuret eingeführt oder vielm nicht eingeführt werden“, ferner der Umstand, dass die Anknüpfung Schwanrittersage durchaus kein sicheres Beispiel für die durch W. statt fundene Erweiterung der Gralsage ist, sondern sich auch in der Gerb schen Fortsetzung des Perceval findet, also bestimmt schon in der beiden Dichtern benutzten Ueberlieferung vollzogen war, da eine ge seitige Benützung dieser beiden Gedichte undenkbar ist.

Im II. Kapitel beschäftigt sich der Verf. mit der Krone Heinrich's dem Türlin, einem bisher nur wenig beachteten Gedicht, an dem er einen sehr festen Stützpunkt für seine Behauptung gefunden hat, d „uns gerade die von W. im Parzival behandelten Sagen wieder in weichender Gestalt zeigt und so einen Beweis dafür giebt, dass n Cretiens Perceval noch andere Ueberlieferungen zu Wolfram's Zeit umlie (p. 20). Es wird uns nämlich, nach einigen Worten über den Dichter, zeigt, dass er selbst angiebt, er habe den Inhalt seines Gedichtes aus e französischen Buche, dass er zwar auch Chrestien von Troies als Gew mann nennt, dass er aber sehr häufig sich neben diesen und Wolfram einer dritten Version hinstellt; man könne jedoch Heinrich nicht, wie es bei Wolfram gethan, wo er von beiden abweicht, ein freies Umdic seiner Quellen zuschreiben, da dem seine eigene Versicherung, er über aus einem Buche, einem exemplar, entgegenstehe, sowie der Umstand, er sich öfters in seinen Namen und anderen Angaben widerspricht, sich auch ein Theil der in seinem Gedicht zusammengefügten Stück späteren franz. und engl. Quellen wiederfindet, die doch sicher nicht ihm schöpften, sondern wol zweifellos mit ihm aus einer gemeinsamen Q Diese, schliesst M., mochte etwa eine Compilation gewesen sein, welche Inhalt von Chrestien's Perceval mit anderen Erzählungen verknüpft würde dies dann auch mit der Angabe Wolfram's stimmen, dass ihm derartiges von Kyot verfasstes Werk vorgelegen sei. Wir sehen, M. wegt sich in dieser seiner Beweisführung möglichst auf sicherem Bode sehr grossem Geschick und gutem Erfolg, denn wenn er auch die nach der Richtigkeit der Wolfram'schen Angabe nicht löst, so brin doch sicher zu deren Lösung sehr wichtige Faktoren bei, und mehr er nicht, wie er bescheiden selbst bemerkt.

Im III. Kapitel seines Büchleins: „Die Gralsage und ihr Ursp wendet sich der Verfasser der vielbehandelten Frage nach der He der Gralsage zu, indem er, auch hier wieder gegen Zarncke und Hirschfeld, behauptet, es sei die Sage von dem wunderthätigen eine ursprünglich rein celtische ohne jeden christlichen Zug, aus d Robert de Boron eine fromme Legende geworden sei. Bekanntl

diese Behauptung nicht neu, sondern schon La Villemarqué legt der Gralsage gleich der mit ihr so eng verbundenen Artursage celtischen Ursprung bei; allein weder er noch einer seiner Anhänger — es sind Heinrich: „Etude sur le Perzival de Wolfram v. E.“, Potoin: „Perceval le Gallois“ und Hucher: „Le St. Graal“ — vermochten diese Annahme glaubhaft zu beweisen. Ist nun Martin glücklicher als seine Vorgänger? Ich glaube dies verneinen zu müssen, denn wenn es ihm auch in seiner höchst scharfsinnigen Erörterung gelingt, mit Hilfe der bretonischen Heldensage, des germanischen Mythus und celtischer nach Sicilien übertragener Sagen von Artur diesen als den Gralkönig selbst hinzustellen, so enthalten doch seine weiteren Ausführungen, so geistreich sie auch sein mögen, manches Unwahrscheinliche und führen ihn kaum zu dem gewünschten Ziele, denn seine Ansicht, es könne der Gral in seiner Eigenschaft als eine Art Tischlein deck dich, als wunderbarer Spender von Speise und Trank, die er schon nach der bekannten Stelle bei Heliand und noch bei Chrestien und seinem ersten Fortsetzer besitzt, gewiss der Artursage ursprünglich schon angehört haben, ist eben nur eine zweifelhafte Hypothese, der, abgesehen von dem, was schon Zarncke und Birch-Hirschfeld geäussert haben, die, wie es scheint, weniger bekannte Erklärung eines bedeutenden Kenners der celtischen Sagen, Dr. Nash schwerwiegend entgegensteht. Dieser Gelehrte führt in der Vorrede zu der von Furnivall für den Roxburghe Club besorgten und 1861 erschienenen Ausgabe des „Seynt Graal“ * genau aus, dass die Legende vom h. Gral offenbar nicht, wie die Artursage, bretonischen Ursprungs sei, und sagt (preface p. VII): „There is nothing in the genuine remains of Irish or Welsh „story“ which can be taken as the germ of the legend“ und dann in Betreff der Verbindung der Legende mit der Artursage (p. VIII. a. a. O.): „The subsequent addition of the legend of the San Graal seems never to have taken root in Wales and never to have been incorporated with the genuine Welsh or Arthurian romances by the native minstrels or storiawr of Wales.“ Obgleich also noch immer die von Zarncke und Birch-Hirschfeld vertretene Ansicht, es gehöre der Gral in die Legende von Joseph von Arimathia, die grössere Wahrscheinlichkeit für sich hat, so hat doch gewiss Martin durch seine vortreffliche Abhandlung sich ein Verdienst auch um die Lösung dieser Streitfrage erworben, möge sie nach der einen oder anderen Seite gelingen; auch in der Beweisführung seiner Gegner fehlt noch ein wichtiges Glied, konnten sie ja noch nicht genügend erklären, wie die Legende vom Gral mit der Artursage verknüpft wurde.

Augsburg. Wolpert.

S. de Chiara, Saggio d'un comento alla Comedia di Dante Allaghieri, Inferno Canto quinto. Napoli 1880 (‚Finito di stampare il Febbraio del 1881;‘ prezzo l. 1, vendibile in Cosenza, presso il Libraio Cesare Altomare), 79 pp.

Dantes Commedia in der Art mit einer Auslegung herauszugeben, dass wir nicht sowol einen, den Herausgeber, als vielmehr die eigenen Worte aller besten Ausleger von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten vor uns

* Da die für den Roxburghe Club herausgegebenen Bücher nur in der für dessen Mitglieder nötigen Anzahl gedruckt werden, so sind sie selbstverständlich sehr selten. Unser „Seynt Graal“ erschien nur in 25 oder 26 Exemplaren und ist, meines Wissens, in Deutschland nur in einem Exemplare zu finden, das Herr Stiftsprobst Dr. v. Döllinger besitzt.

haben, ist in neuerer Zeit besonders durch Eugenio Camerinis Ausgaben mit Recht zu hoher Anerkennung und Beliebtheit gelangt. Auch S. de Chiara beabsichtigt in dieser Weise das grosse Gedicht herauszugeben und nach dem vorliegenden Probestücke, der fünfte Gesang des Inferno mit ausführlicher Erklärung ausgewählt aus dem besten was es hier giebt, und zwar neu und in eigener Arbeit des Urteils, können wir nur wünschen, dass diesem Probestücke bald die Veröffentlichung des ganzen folge, welches der Verf. bereits vollständig beisammen hat. Das Schriftchen beginnt mit einem Widmungsbriefe an G. B. Giuliani und dessen Antwortschreiben. Die Vermutung, welche sich hieran schliesst, dass dieses grossen Dantisten Grundsatz, wesentlich darauf bedacht zu sein, Dante durch Dante zu erklären, in diesem Schriftchen hervorleuchten werde, findet ihre Bestätigung, wie man an mehreren Stellen mit Befriedigung sieht. Die Eröffnung macht die Inhaltsangabe des Gesanges in Versen von Boccaccio und auch des Jacopo Allighieri (so, warum nun nicht auch Allaghieri?). Nur wenige, ein bis drei, Zeilen Text des Dante enthält dann jede Seite, darunter die Auslegung und unter dieser noch wieder die genaue Angabe der hier zu Rate gezogenen Schriften, sowie noch erweiternde Zusätze zu denselben. In der Sorgfalt der Quellenbenutzung scheint der Verf. musterhaft, so dass er selbst falsche Citate seiner Quellen berichtigt. Auch in Bezug auf andere Werke Dantes fallen dabei Belehrungen und Berichtigungen ab, wie z. B. dass nach Wittes stichhaltiger Beweisführung das grosse philosophische Werk Convivio und nicht Convito heisst. Zu der von neuem vorgenommenen Durchsuchung und Prüfung der ältesten und älteren und neueren Ausleger kommt die der neuesten und macht gewissenhafte vorurteilsfreie Prüfung und Zurechtweisung derselben, wie z. B. des De Sanctis, das Büchelchen angenehm und wertvoll. Sehr selten wird man finden, dass vom Ausleger selbständig eins fürs andere gesetzt, die Erklärung also wertlos ist, wie zu V. 33, wo es zu den Worten über den Wind, welcher die Sünder herumreisst, Voltando e percotendo gli molesta nur lautet: Li molesta, cioè li tormenta. In der Gestaltung des Textes ist fast durchweg Witte befolgt, nur hin und wieder mit Berufung auf Sinn und andere Stellen Dantes wird mit anderen Ausgaben gelesen. Auch durch Berufungen auf anderer, auch neuester Dichter Worte wird die Erklärung nicht selten in unerwarteter und erwünschter Weise gefördert, wenngleich auch zuweilen und selten das zu sehr selbstverständliche in der Weise der alten Philologen Hollands durch Belegstellen verbreitert scheint. Als ein Fortschritt dürfte es noch zu bezeichnen sein, dass die Aeneide sowie andere alte in ausgedehnterem Masse als bisher zur Auslegung herangezogen sind. Schliesslich will ich bemerken, dass der Ausspruch der Erklärer, in der Zeile E caddi come corpo morto cade werde das Fallen im Klange dargestellt, ohne dass sie doch ihre Meinung begründen, wenig Wert hat. Das caddi cade haben sie nicht einmal hervorgehoben oder bedacht, wie die Vergleichungen von collapsaque corpore toto est und procumbit humi bos beweisen. Nicht zu übersehen ist meines Erachtens, dass der Vers aus lauter trochäischen Worten bestehend die Vorstellung der Mattigkeit begünstigt.

Berlin. H. Buchholtz.

Methodische Grammatik der französischen Sprache. Von Dr. Q. Steinbart. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin 1880. H. W. Müller.

Die Aenderungen, welche der Verf. in dieser neuen Ausgabe vorgenommen hat, bestehen besonders darin, dass der eigentlichen Syntax ein Abriss der Formenlehre vorgedruckt ist (p. 1—55), dass die Tempuslehre

durch einzelne Zusätze, die Tempora in den Relativsätzen betreffend, eine Erweiterung erfahren hat und dass dem Abschnitte über die Präpositionen eine Tabelle „Zur Uebersetzung deutscher Präpositionen“ beigegeben wurde. Diesen Zusätzen gegenüber ist aber die Moduslehre dadurch gekürzt und vereinfacht, dass die umfangreichen Vorbemerkungen und eine Anzahl längerer Auseinandersetzungen, die für eine Schulgrammatik zu doctrinärer Art waren, ausgeschieden sind.

Wenn wir, nun auf den Inhalt der Grammatik im Einzelnen eingehend, hier und da eine von den Ansichten des Verf. abweichende Meinung zu äussern oder einen Zusatz zu machen uns veranlasst sehen, so geschieht dies, um auch unsererseits einen, wenn auch ungefügen, Baustein zum wissenschaftlichen Lehrgebäude der französischen Grammatik zu liefern, indem wir kundigen Baumeistern die Entscheidung überlassen, ob sie denselben verwerthen können oder nicht.* — Steinbart's Syntax wird eingetheilt in 1) Tempuslehre (p. 56 bis 75), 2) Moduslehre (p. 75 bis 104), 3) Die Mittelformen des Verbs (p. 105 bis 123), 4) Kasus und Präpositionen (p. 124 bis 194), 5) Die Rection des Infinitivs (p. 195 bis 216), 7) Die Konstruction nebst der Koncordanz (p. 216 bis 248). Hieran schliessen sich zwei Anhänge, welche die Interpunktion und die Versification behandeln.

Diese Eintheilung scheint uns mit einigen Unzuträglichkeiten verbunden zu sein, weshalb wir der in Schmitz' französischer Grammatik befolgten Gliederung den Vorzug geben möchten. Schmitz unterscheidet: A. Die allgemeine Syntax (Konstruction, Kongruenz oder Koncordanz und Rection = Steinbart 7 A, 7 B und 5, Kap. 1 bis 3) und B. Die besondere Syntax der einzelnen Redetheile (I. Die Begriffswörter, A. Das Verb = Steinbart 2, 3, 4, 6; B. Das Nomen, 1. Hauptwort, Artikel, 2. Das Eigenschaftswort, 3. Die Fürwörter, 4. Die Zahlwörter; II. Die Partikeln, 1. Adverbien, 2. Präpositionen, 3. Konjunctionen. Welche Gründe St. veranlasst haben, von einer weiteren, sonst wohl üblichen Theilung des Stoffes abzusehen, können wir nicht wissen. Jedenfalls aber wäre dadurch ermöglicht worden, eine Reihe von Erscheinungen, welche, weil sie mit den Materien der einzelnen Kapitel in keinem logischen Zusammenhang stehen, dem Erfassen des jedesmaligen Lernstoffes nur hindernd entgegentreten, unter einen besonderen Titel zu bringen.

§ 91 findet sich unter „Moduslehre“ die Regel über Auslassung des pas nach il y a que und depuis que; § 92 ist der Unterschied zwischen pendant que und tandis que angegeben; § 83 wird berichtet, dass nach den Zeitbestimmungen maintenant, à présent, un jour als nur durch que übersetzt wird und dass nach aujourd'hui, au moment und dès l'instant hierfür gewöhnlich où steht. Erst § 94 wird die Moduslehre, die sich nicht einmal durch den Druck von den eingeschalteten Bemerkungen abhebt, wieder fortgesetzt. So steht auch § 392, der von dem Unterschiede zwischen den grammatischen Subjecten il und ce handelt, in keinem Zusammenhange mit den vorgehenden und nachfolgenden Regeln über Wortstellung. Diese und andere** Abschweifungen wären zu vermeiden gewesen, wenn es besondere Kapitel über Pronomen, Adverb (Negation) und Konjunction gäbe.

§ 151 wird der englische resp. lateinische Satz: Cæsar ordered his soldiers to be killed und Cæsar milites occidi jussit verglichen mit dem französischen César fit tuer les soldats. Ebenso gut hätte auch an anderen Stellen auf den übereinstimmenden oder abweichenden lateinischen und englischen Sprachgebrauch aufmerksam gemacht werden können nach dem

* In Bezug auf den ersten Abschnitt verweisen wir auf unsere Recension des Elementarbuches von St., in Herrig's Archiv.

** Cf. § 68, § 131 b (tomber wird auch mit avoir gebraucht), § 134 bis 139 und § 145.



Grundsatze: „Alles muss in einander greifen, und eins durch das andere gedeihen und reifen.“ Dagegen freut uns die Thatsache konstatiren zu können, dass die Etymologie, wo sie das Verständniss zu erleichtern geeignet ist, wohl überall zu Hilfe gezogen wurde.

Was die Behandlung des Stoffes in den verschiedenen Abschnitten betrifft, so ist anzuerkennen, dass die französische Syntax nicht als ein Netzwerk „conventioneller“ Regeln, sondern als ein Ausfluss und eine praktische Anwendung der dem französischen Sprachgeiste innewohnenden logischen Gesetze dargestellt wird. Fast überall wird ein bestimmtes Princip, ein centraler Punkt gefunden, worauf die Einzelerscheinungen als Radien zurückweisen, wohl geeignet, die formalbildende Kraft des französischen Sprachunterrichts darzuthun. Auch ist die knappe und präcise Fassung der Regeln als für ein Schulbuch besonders empfehlenswerth hervorzuheben. Dies schliesst nicht aus, dass im Einzelnen unseres Erachtens hier und da die bessernde Hand für eine spätere Auflage angelegt werden könnte. § 3 des zweiten Abschnitts heisst: „Soll eine Handlung der Vergangenheit recht lebhaft dargestellt werden, so dehnt der Erzähler den Zeitraum der Gegenwart so weit zurück, dass jene Handlung in denselben fällt.“ Dieses Verfahren scheint uns in § 10 besser ausgedrückt zu sein durch die Worte: „wenn man durch Hineinlegung der Handlung in die Gegenwart der Erzählung grössere Lebhaftigkeit geben will.“

Zu § 29 wäre noch hinzuzufügen: lorsque, quand, après que und à peine que. — Die Lehre vom Gebrauch der Modi, die 27 Seiten umfasst, liesse sich nach unserer Ansicht wesentlich vereinfachen und verkürzen, wenn man, statt alle Arten der Nebensätze auf den Gebrauch des Indicativ oder Konjunctiv hin zu prüfen, bloss die Fälle erwähnte, wo der Konjunctiv zu stehen hat, und nur dann auf den Gebrauch des französischen Indicativs aufmerksam machte, wenn die deutsche und lateinische Sprache, wie in der oratio obliqua, abweichend den Konjunctiv gebraucht. Wir würden auch mit dem Hauptsatze beginnen und dann die Nebensätze folgen lassen.

Moduslehre. § 74 erklärt den Gebrauch des Konjunctivs nach verneinten Verben des Sagens und Denkens durch den zwischen der Aussage, dem Denken, der Wahrnehmung des Subjectes des Hauptsatzes und dem Inhalte des Nebensatzes stattfindenden Gegensatz. Wir glauben aber, dass das Verhalten des Subjects des Hauptsatzes zum Nebensatze bei einer Aenderung der Modalform in dem letzteren ganz dieselbe bleibt (Il ne croit pas que vous avez raison und il ne croit pas que vous ayez raison). Dagegen drückt der Gebrauch des einen oder des anderen Modus nur aus das Verhältniss des Redenden zu der Aussage, denn, wie Mätzner, franz. Gr. p. 383 bemerkt, der Träger des Konjunctiv ist stets der Redende, welcher dem Inhalte das Gepräge bewusster Reflexion aufdrückt. § 68 und § 75 ist der Grund der Anwendung des ne im Nebensatze nach den Verben des Fürchtens, des Zweifelns etc. nicht angegeben. Auch auf die lateinische Sprache hätte bei dieser Gelegenheit hingewiesen werden können. § 84, 4. Nach den Verben des Beschliessens steht das Futur und Conditionel, weil die Ausführung des Beschlusses in der Zukunft liegt. Zu den die Nachzeitigkeit bezeichnenden Konjunctionen (§ 88, II) rechnen wir auch das erst § 114 erwähnte en attendant que. Dass nach tout que vorwiegend der Indicativ steht, ist nicht auffallend (§ 94), weil der Redende hier die Eigenschaft als im hohen Grade wirklich vorhanden ansieht. Analog wird auch öfter nach malgré que der Indicativ gebraucht.

Vierter Abschnitt. Die Mittelformen des Verbs. § 147 und 148. Dass das mit être verbundene zweite Particip, weil adjectivischer oder passiver Natur, mit dem Subject übereinstimmt, ist leicht erklärlich. Aber warum hat nur ein vorangehender Accusativ Einfluss auf das mit avoir conjugirte zweite Particip? Da diese Erscheinung, so viel wir wissen, bislang noch nicht genügend erläutert ist, so sei es uns gestattet, eine Erklä-

rung zu versuchen. Wir bemerken zunächst, dass das adjectivisch und passivisch gebrauchte Particip seinem Substantive als dem grammatischen Subjecte und logischen Objecte nachsteht:* une ville attaquée = une ville qui est attaquée; trois dames exceptées. Steht dagegen ein Particip vor dem Substantiv, so ist dieses das grammatische und logische Object des Particips, das active Bedeutung hat: excepté trois dames = on a excepté trois dames. Man sieht, dass, wenn auch das logische Verhältniss des vor- oder nachstehenden Substantivs zu dem Particip dasselbe ist, das grammatische Verhältniss, dem die Veränderlichkeit des Particips allein Rechnung trägt, in dem einen oder anderen Falle ein verschiedenes ist. Am klarsten ist dies ersichtlich in Sätzen, die aus Schriftstellern des 17. Jahrhunderts entlehnt sind: Aucun étonnement n'a leur gloire flétrie. Corneille, Horace III, 5. Combien de fois la lune a leurs pas éclairés, Lafontaine. Avoir erscheint hier gleichsam als selbständiges Verb, von dem ein objectiver Accusativ (la gloire, leurs pas) und ein prädicativer Accusativ (flétrie und éclairés) abhängen (vgl. Je trouve la mère guérie). Ebenso kann ich sagen: Je la trouve guérie und la mère que je trouve guérie. Aehnlich heisst es: la ville que l'ennemi a prise und l'ennemi l'a prise, wenn man auch heutzutage nicht mehr, wie früher, schreiben kann: On a la ville prise. Um eine Eigenschaft eines Körpertheils zu bezeichnen wird das Particip jetzt noch in dieser Weise verwendet: Elle avait la tête baissée et les mains jointes. Wenn man seit dem 17. Jahrhundert das Particip mit dem nachfolgenden Accusativ nicht mehr übereinstimmen lässt, so geht man von der richtigen Annahme aus, dass das Particip nur active Bedeutung haben kann in Bezug auf das nachstehende Object und mit dem Verb avoir die temps composés des Activs bildet. Der Satz: on avait battu le chien ist ganz dasselbe wie: on bat le chien, nur in eine andere Zeit gesetzt. § 151 Anm. 1. Der Grund der Unveränderlichkeit des Particips von faire scheint uns darin zu liegen, dass faire nur dazu dient, dem nachfolgenden Infinitiv die Bedeutung eines factitiven Verbs zu geben und mit demselben zu einem Begriffe verschmilzt: faire voir = montrer.

Der Infinitiv. Die Lehre vom Infinitiv findet sich p. 121 bis 123 und in einem späteren Kapitel, betitelt die Rektion des Infinitiv. Abgesehen davon, dass Recensent diese Trennung nicht billigt, möchte er auch den Ausdruck Rektion des Infinitivs beanstanden, da es ihm fraglich erscheint, ob Rektion auch im passiven Sinne üblich ist.

Fünfter Abschnitt: Kasus und Präpositionen. Die Bezeichnung „Unabhängiger Accusativ" möchten wir durch „Adverbialer Accusativ" ersetzen, z. B. in dem Satze: J'ai toujours rêvé que je vous rencontrerais quelque part; denn unter einem unabhängigen oder absoluten Accusativ verstehen wir die dem lateinischen Abl. abs. nachgebildete Konstruction, z. B. Paris tombé, l'expérience a prouvé que la France tombe (Chateaubriand). Auch § 129 ist in einzelnen Sätzen (périr, les armes à la main) eher an die lateinische Analogie als an die Ellipse eines Particips zu denken. § 195, Anm. 2. Das Subject eines Satzes, dessen Prädicat aus être mit einem Substantiv besteht, kann auch absolut nachgestellt werden. . . . que vertritt nur die Stelle eines Kommas. Besser bezeichnet Mätzner, Frz. Gr. p. 344 dieses que als ein das logische Subject einleitendes relativisches Correlat zu dem grammatischen Subject ce. Am plausibelsten erscheint uns die Annahme, dass c'est . . . que auch in diesem Falle als die periphrastische Formel aufzufassen ist, welche hier das Prädicat hervorzuheben bestimmt ist. (Vgl. Une grande fortune est une belle chose und C'est une belle chose qu'une bonne fortune.) § 216. In dem Ausdrucke l'histoire du Portugal möchten wir nicht von einem possessiven Genitiv reden (le Portugal a une histoire). Denn da der

---

* Auf prétendre, ci-joint und ci-inclus brauchen wir wohl hier nicht einzugehen.

possessive Genitiv immer den Artikel verlangt, so wäre nicht einzusehen, warum es heisst l'histoire de France. Vielmehr ist in beiden Fällen der Genitiv qualitativ. Der Artikel steht im ersteren Falle nur, um das bei Ländernamen seltene männliche Geschlecht anzuzeigen. (Vgl. venir du Portugal, du Danemark, l'empereur du Brésil, du Mexique, de la porcelaine du Japon mit venir de France etc.) § 233. Der partitive Genitiv, den Steinbart von dem artikellosen Quantitätsgenitiv unterscheidet, steht nach bien, sehr viel. Wir vermissen die Anführung des Grundes, warum bien, sehr viel, mit dem Artikel gebraucht wird, während beaucoup, viel, das Substantiv ohne Artikel nach sich hat. In dem Satze „Il a beaucoup de pain" ist beaucoup (coup = Substantiv) directes Object des Verbs avoir, und de pain hängt als Genitiv von beaucoup ab (nom. und acc. du pain, gen. de pain, dat. à du pain). Gebrauche ich aber das ursprünglich auch hier qualitative Adverb bien (lat. bene), so heisst der Satz: Il a bien du courage eigentlich so viel wie il a certainement du courage. Du courage hängt als acc. vom Verb avoir ab, ein Verhältniss, das durch die Einschiebung eines Adverbs der Art und Weise, auch wenn es quantitative Bedeutung angenommen hat, nicht geändert werden kann. Die Redensart bien d'autres erklärt sich leicht dadurch, dass autres als Adjectiv zu einem aus dem Vorigen zu ergänzenden Substantiv angesehen werden muss. § 231, Anm. 3. Die Regel über jamais, personne, rien, aucun ist zweideutig, da allein auch heissen kann ohne Verb, während es hier bedeuten soll ohne Negation ne (cf. Qu'avez-vous vu? — Rien). Der Satz: Personne n'en sait rien, p. 146, passt nicht einmal zu der Regel in der ersten Bedeutung. Besser könnte man sagen: Unser deutsches etwas, jemand, irgend einer, jemals in Sätzen mit negativem Sinne wird übersetzt durch rien, personne, aucun, jamais. Sans rien voir = ohne etwas zu sehen. § 248 a wird der Genitiv nach Komparativen ein Genitiv der Ursache genannt. Wir möchten hier lieber von dem Genitiv als Bezeichnung des Ausgangspunktes sprechen. Wie kann in dem Satze: Cette maison est plus grande de huit pieds, der angelegte Massstab die Ursache des Ueberschreitens dieses Masses sein? In der Reihe der Fusse von 1 bis n wird 8 als ein fester Punkt gedacht, und die Ausdehnung eines Gegenstandes entfernt sich in positiver (oder negativer) Richtung von diesem Punkte. Auch der Genitiv nach plus und moins begreift sich auf dieselbe Weise. Il y a plus de cent personnes dans cette salle, d. h. die wirkliche Anzahl geht über 100 hinaus. Es ist bekannt, dass man früher de statt que nach allen Komparativen setzen konnte, wie man noch jetzt im Italienischen sagt: Più ricco di me, wo das Quantum meines Reichthums als das Mass angesehen wird, über welches der Reichthum eines anderen hinausgeht. Ebenso fasst Wölfflin (Lat. und rom. Komparation, Herrigs Archiv LXIII, Heft 3 und 4, p. 443) den lateinischen Ablativ der Vergleichung (me doctior) im Gegensatze zu Reissig, Gossran, Madvig, Näger nicht als instrumental, sondern als den des Gegensatzes auf. Bezüglich der Präpositionen hätten wir gewünscht, dass dieselben nicht in alphabetischer Reihenfolge, sondern nach zusammengehörigen Gruppen geordnet vorgeführt würden, z. B. devant, avant; chez, près de, auprès de, wie denn schon parmi neben entre steht. § 340. Zur Uebersetzung deutscher Präpositionen ist ein werthvoller die practische Verwendbarkeit des Buches erhöhender Zusatz. — Zu den § 376 aufgezählten Ausdrücken, in denen Verben mit folgendem Infinitiv adverbiale deutsche Wendungen ersetzen, gehört nicht ne faire que rire, nur (beständig) lachen; denn nur ist hier, wie gewöhnlich, durch ne — que bezeichnet. Faire wird überall zu Hilfe genommen, wenn das Verb selbst hervorgehoben werden soll: Il ne fait que travailler.

§ 420. Beim nicht verneinten Imperativ stehen alle pron. conjoints hinter dem Verb. Vielleicht ist diese Erscheinung auf folgende Weise zu begründen. Da der französische Satzton auf das Ende des Satzes fällt, so

muss auch in dem Satze Il le donne das zu betonende Verb nach dem unemphatischen Pronomen stehen. Beim bejahenden Imperativ jedoch hat das Pronomen den Ton, das deshalb hinter das Verb gesetzt wird, wobei me und te unter der Wucht des Tones zu moi und toi zerdehnt werden. Ist der Imperativ aber verneint, so ist die Negation zu betonen, und das Pronomen tritt somit wieder an die unemphatische Stelle vor dem Verb. Folgen zwei Imperative auf einander, so kann das von dem zweiten abhängige Pronomen auch nachstehen. Ursprünglich galt diese Regel wohl nur in dem Falle, wenn dasselbe Pronomen bei dem zweiten Imperative wiederkehrte und durch diese Wiederholung in seiner Bedeutung abgeschwächt wurde. Erst als man diesen Grund ausser Acht liess, wurde die Regel auch auf ein zum ersten Male beim zweiten Imperative vorkommendes Fürwort angewendet. Auf dieses die Stellung der Pronomina regelnde Accentuationsprincip meinen wir auch die verschiedenen Regeln über die Stellung des Adjectivs zurückführen zu können. Die Wohllautsregel, dass das längere Adjectiv dem kürzeren Substantiv nachzustehen hat, würde sich hierdurch leicht erklären. Denn da der Ton bei der Aussprache eines mit einem Adjectiv verbundenen Substantivs auf die letzte volle Silbe des zweiten Worts fallen wird, so ist anzunehmen, dass das kurze Substantiv des hervorhebenden Tones leichter entbehren kann, als das mehrsilbige Adjectiv (man spreche: ŭne cŏnsĭdèrāble sómme und ŭne sŏmme cŏnsĭdérāble). Ist die Eigenschaft im Wesen eines Gegenstandes begründet, also eine solche, welche mit Nennung des Substantivs zugleich mitgesetzt ist, so leuchtet ein, dass das diese Eigenschaft bezeichnende Adjectiv nur an die unemphatische Stelle vor das Substantiv treten kann. Wenn dagegen das Adjectiv unterscheidend wirken und nachdrücklich hervortreten soll, so steht es an der Tonstelle hinter dem Substantiv.

Dies sind die Punkte, die uns eine Erwähnung und Beleuchtung zu verdienen schienen, und die in einer dritten Auflage auf die eine oder andere Weise berücksichtigt zu sehen uns grosse Freude machen würde. Sie sind jedoch an Zahl und Bedeutung verschwindend gering gegenüber denjenigen, mit welchen wir unsere volle Uebereinstimmung aussprechen müssen.

Goslar. Dr. Hilmer.

---

1) Adolf Kressner, Grundriss der französischen Litteratur nebst einem Anhange über französ. Metrik. Frankfurt a. O., G. Harnecker & Co., 1879. II u. 68 S. 8°.

2) Adolf Kressner, Leitfaden der französischen Metrik nebst einem Anhange über den altfranzösischen epischen Stil. Leipzig, Teubner, 1880. I u. 116 S. 8°.

Das erste Buch des durch mehrere Publicationen bekannten Verfassers enthält in 31 Paragraphen eine gedrängte Uebersicht der französischen Literatur von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart und soll, wie das Vorwort besagt, beim Vortrage und bei Repetitionen gebraucht werden. So erklärt sich die knappe, Details vermeidende Darstellung, in welcher mehr das bibliographische als historische Moment berücksichtigt ist. Vorangehen zwei einleitende Paragraphen über die Bildung der französischen Sprache und über die provenzalische Literatur; mit dem dritten Paragraphen über die ältesten französ. Sprachdenkmäler beginnt die Uebersicht über die Literaturgeschichte, welche dem Studirenden neben H. Breitinger's Grundzügen der französ. Literaturgeschichte einige Dienste leisten kann. Nicht gekannt hat der Verfasser ein mehr in Frankreich als in Deutschland verbreitetes hübsches Compendium, das allerdings nur zum kleinern Theil auf

eigenen Forschungen beruht, aber eine anregende Zusammenstellung der wichtigsten Thatsachen enthält: Ch. Gidel, Histoire de la littérature française. Paris, Alphonse Lemerre. Auf Seite 9 musste wenigstens die grosse Histoire littéraire de la France mit genannt sein, auf die Frankreich stolz sein kann, da ihr kein ähnliches Werk einer andern Nation an die Seite zu stellen ist. Der Druck zeigt mehrere Flüchtigkeiten; so Seite 7: das st. dass; S. 10 fg. findet sich als Abkürzung bald ed. bald éd.; S. 11: inedirt neben unedirt; S. 12, Zeile 8 fehlt in, ebenda Zeile 12 steht Roman du Rou statt de R.; S. 13 heisst es uncorrect: des Callisthenes, ein Zeitgenosse Al.; bibliotheque st. bibliothèque; S. 18: Monmarqué st. Monmerqué; S. 19, Zeile 19 fehlt benannt nach La Vire; S. 23 Tristen st. Tristien; S. 25 seine Art poétique st. sein, ebenso S. 32; S. 31. 47. 66 Démogeot st. Demogeot; S. 39. 66 Didérot st. Diderot; S. 41: Genie st. Génie; S. 66: Fénélon st. Fénelon. Dem Anhange Seite 49—64, welcher in 7 Paragraphen vom Scandiren der Verse, von der Cäsur, vom Hiatus, von den Versarten, vom Reime, von deren Aufeinanderfolge und zuletzt von den poetischen Freiheiten handelt, folgt Seite 65—68 ein Namenregister. Ausführlicher kommt der Verfasser wieder zurück auf die französische Metrik in seinem oben angeführten Leitfaden, welcher eine Uebersicht der metrischen Gesetze alter und neuer Zeit für Studirende bilden soll. Das Werkchen soll dem Vorwort zu Folge „dazu dienen, die in Deutschland noch immer verkannte französische Verskunst zu besserem Ansehen zu bringen.“ Inzwischen jedoch sind neuere Arbeiten über französische Metrik erschienen von F. de Gramont, Becq de Fouquières, K. Foth, E. O. Lubarsch und Ad. Tobler.

Nachdem der Verf. die Hauptunterscheidungsmerkmale des französischen Verses von der Prosa angegeben, handelt er in § 1 bis § 10 von der Silbenmessung, vom Hiatus und von der Elision, von der Cäsur, von den verschiedenen Versarten, vom Reime, von der Aufeinanderfolge der Reime, vom Enjambement, von poetischen Freiheiten, vom Rhythmus, von der Strophe. Während der obige Anhang nur einen kurzen Abriss der Metrik enthielt, ist die Darstellung hier erweitert und sind die gegebenen Regeln durch ausführliche Beispiele erläutert; mehrere Stellen des Anhangs stimmen mit dem Leitfaden wörtlich überein, namentlich die §§ 1, deren Ueberschriften nur verschieden sind; § 2 des Anhanges entspricht § 3 des Leitfadens, § 3 des Anhanges § 2 des Leitfadens; § 4, 5 und § 6 entsprechen sich gegenseitig; § 7 des Anhanges stimmt zu § 8 des Leitfadens. Also sind im Leitfaden neu hinzugefügt § 7 vom Enjambement, § 9 vom Rhythmus und § 10 von der Strophe.

Zwar werden hier keine neuen Thatsachen und Theorien aufgestellt, aber für Anfänger bildet der Leitfaden ein brauchbares Compendium. Zuletzt ist S. 87—116 dem Leitfaden als Anhang der Wiederabdruck einer bekannten im Jahre 1878 nur in beschränkter Anzahl von Exemplaren gedruckten Frankfurter Programmabhandlung über die Eigentümlichkeiten des altfranzösischen epischen Stiles beigefügt, in welcher die Zusammenstellung der im Epos gebrauchten epitheta ornantia und deren Vergleichung mit anderen Literaturen von besonderem Interesse ist.

La langue française. Première partie. Poésie von J. Lebierre, ordentlicher Lehrer am Gymnasium zu Mülhausen im Elsass. Beilage zum Programm des Gymnasiums für das Schuljahr 1878—1879. Mulhouse, Veuve Bader & Cie 1879. (Programm 1879 No. 412.) 43 p.

Der erste Theil dieser Abhandlung hat die Technik des französischen Versbaues im Vergleich mit dem deutschen, englischen und italienischen

Verse zum Gegenstande, während der zweite von der französischen Poesie in den Hauptdaten ihrer Geschichte handelt. Von Werken über die französische Metrik hat der Verf. namentlich Quicherat, Weigand (nicht Wiegand), Gramont, Ackermann benutzt; doch hat das letzte Jahr gründlichere Untersuchungen gebracht. Die ganze Arbeit zeugt von ausgedehnter Belesenheit; aber der grösste Theil besteht aus historisch geordneten Citaten, die auf ein geringeres Mass hätten beschränkt werden müssen. Auch gehört, was in dem kürzern zweiten Theile über Cäsur, Enjambement und Hiatus gesagt ist, in den ersten Abschnitt. In beiden Theilen war es nicht überall nöthig, die Worte einzelner Autoren wörtlich anzuführen. Möge der zweite Theil knapper und ohne Ueberladung geschrieben sein!

Martin Schneider, Französisches Lesebuch zum Gebrauch an deutschen Lehrerbildungsanstalten. Köthen, O. Schulze, 1880. XLVII u. 311 S.

Von dem Grundsatze Fénelon's ausgehend, dass dem Schüler Abwechslung geboten werden muss, giebt der Herausgeber in diesem Buche eine Zusammenstellung von 122 prosaischen und poetischen Stücken; unter diesen ist nichts Dramatisches aufgenommen worden, da genug brauchbare und billige Einzelausgaben existiren. In der Auswahl finden sich vorzugsweise Stoffe berücksichtigt, welche das Gebiet der Pädagogik, der deutschen Geschichte und Literatur berühren, also dem Gesichtskreise des Seminaristen am nächsten liegen. Als Zuthat des Herausgebers geht den Lesestücken eine anregende Abhandlung über die Entwicklung der französischen Pädagogik von Rabelais bis Rousseau voran (S. IX—XLVII); als Anhang folgt ein alphabetisches Wörter- und Schriftstellerverzeichniss, welches den Gebrauch eines Lexikons entbehrlich macht. Möge dieses Lehrmittel an den Seminarien zur Förderung des Unterrichts im Französischen beitragen!

R.

Widerruf.

In meiner Besprechung des „Englische Philologie von Joh. Storm“ im 65. Bande dieses Archivs habe ich auf Seite 328, Zeile 22 von unten, eines „Herrn Minde, Agenten des Bibliographischen Instituts“, in einer Weise Erwähnung gethan, die ich heute als vollkommen unbegründet erklären muss. Der betreffende Herr heisst nicht Minde; er ist von seinem Posten, den er seit vier Jahren inne hat, nicht entlassen worden; er steht nicht in schlechtem Rufe, im Gegentheil: sein Ruf ist vollkommen makellos.

Indem ich meinen Irrthum lebhaft bedaure, füge ich um so lieber hinzu, dass ich auch die Ausdrücke „Vorspiegelungen“ und „malitiöse Weise“, in Bezug auf jenen Herrn gebraucht, nicht aufrecht erhalte.

Bei dieser Gelegenheit sei auch ein Druckfehler auf S. 326, Z. 27 v. u., wo es statt „Alfred“ „Dean Alford“ heissen muss, berichtigt.

Leipzig, den 14. Juli 1881. Dr. D. Asher.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

A. de la Calle, La glossologie; essai sur la science expérimentale du langage. I. Partie. Physiologie du langage. (Paris, Maisonneuve.) 10 fr.
A. Mahn, Ueber die Entstehung der italiänischen Sprache aus den lateinischen, griechischen, deutschen und celtischen Elementen und die dabei wirkenden Principien und Ursachen. (Berlin, Dümmler.) 1 Mk.
H. Steinthal, Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft. Zusätze zur 1. Aufl. (Berlin, Dümmler.) 50 Pf.

Grammatik.

Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte. Hrsg. v. W. Braune. 2. Bd. Mittelhochdeutsche Grammatik v. H. Paul. (Halle, Niemeyer.) 1 Mk. 20 Pf.
W. Neumann, Ueber die Betonung der Fremdwörter im Deutschen. (Kiel, Lipsius & Tischer.) 80 Pf.
Fr. Bischoff, Der Conjunctiv bei Chrestien. (Halle, Niemeyer.) 3 Mk. 60 Pf.
L. Adam, Les patois lorrains. (Paris, Maisonneuve.) 10 fr.

Lexicographie.

Grimm's Deutsches Wörterbuch. 6. Bd. 7. Lfrg. bearb. von M. Heyne. (Leipzig, Hirzel.) 2 Mk.
Fabre d'Envieu, Le dictionnaire allemand enseigné par l'analyse étymologique des noms propres etc. (Paris, Thorin.) 5 fr.

Literatur.

R. Prölss, Geschichte des neueren Dramas. II. Bd. 1. Hälfte. Das neuere Drama in Frankreich. (Leipzig, Schlicke.) 13 Mk. 50 Pf.
W. Creiznach, Die Bühnengeschichte des Goethe'schen Faust. (Frankfurt a. M., Literar. Anstalt.) 1 Mk. 50 Pf.
W. Scherer, Geschichte der deutschen Literatur. 4. Heft. (Berlin, Weidmann.) 1 Mk.
P. Cassel, Der Grâl und sein Name. II. Ausg. (Berlin, Wohlgemuth.) 75 Pf.
Fr. Reinhardt, Zur Charakteristik des Nibelungenliedes: Vergleich des epischen Stiles der Nibelungen mit dem der Kudrun. (Aschersleben, Huch.) 80 Pf.

Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. u. 17. Jahrh. 30. Der verlorene Sohn, Fastnachtsspiel, hrsg. v. B. Waldis. 32. Dreizehn Fastnachtspiele v. Hans Sachs, hrsg. v. E. Götze. Ergänzungsheft: Burkard Waldis. Nebst einem Anhang: Ein Lobspruch der alten Deutschen von B. Waldis. Hrsg. v. G. Milchsack. à Heft 60 Pf.

R. Müller u. H. Höppe, Ulfilas, Evangelium Marci, grammatisch erläutert. (Berlin, Grieben.) 1 Mk. 50 Pf.

J. B. Trenkle, Die alemannische Dichtung seit J. P. Hebel. (Tauberbischofsheim, Lang.) 3 Mk.

F. Sintenis, Ueber Gustav Freytag. Ein Vortrag. (Dorpat, Karow.) 80 Pf.

W. Beste, Ueber den Geist der romantischen Dichterschule. (Braunschweig, Grüneberg.) 60 Pf.

J. Fürst, Lessing's Nathan der Weise. Historisch und philosophisch erläutert. (Leipzig, Friedrich.) 1 Mk.

Goethe-Jahrbuch. II. Bd. hrsg. v. L. Geiger. (Frankfurt a. M., Literar. Anstalt.) 11 Mk.

E. Bergius, Lessings Nathan und der Mönch vom Libanon. (Barmen, Klein.) 1 Mk. 20 Pf.

W. Toischer, Lotte Schiller. Vortrag. (Wien, Braumüller.) 60 Pf.

Della-Rocca, Souvenirs de la vie intime de Henri Heine, recueillis par sa nièce. (Paris, Lévy.) 3 fr. 50 ct.

K. Vollmöller, Sammlung franz. Neudrucke. No. 1. Inhalt: De Villiers, le festin de Pierre ou le fils criminel. Neue Ausg. v. W. Knörich. (Heilbronn, Henninger.) 1 Mk. 20 Pf.

Beiträge zur Kritik der franz. Karlsepen. Von H. Perschmann, W. Reimann u. A. Rhode. (Marburg, Elwert.) 5 Mk.

Ch. Fierville, Documents inédits sur Philippes de Commynes. (Paris, Champion.) 5 fr.

F. Brenthel, André Chénier als Dichter und Politiker. (Döbeln, Schmidt.) 2 Mk. 50 Pf.

R. Kerviler u. E. de Barthélemy, Valentin Conrart, premier secrét. perp. de l'Académie fr.; sa vie et sa correspondance. (Paris, Didier.) 8 fr.

H. Monin, Monuments des anciens idiomes gaulois. Textes. Linguistique. (Paris, Thorin.) 4 fr.

P. Sébillot, Littérature de la Haute Bretagne. (Paris, Maisonneuve.) 7 fr. 50 ct.

Christ. de Pizan, le livre du chemin de long estude, publié pour la première fois p. R. Püschel. (Berlin, Damköhler.) 6 Mk.

A. Szczepkowski, Esquisse de la poésie satirique en France du temps de la renaissance. (Hamburg, Jenichen.) 1 Mk. 20 Pf.

C. Coquelin, Molière et le Misanthrope. (Paris, Ollendorf.) 2 fr.

H. Lewin, Das mittelenglische Poema morale. (Halle, Niemeyer.) 2 Mk.

L. Scharf, Literary impressions. (Aschersleben, Schlegel.) 1 Mk. 50 Pf.

E. Hermann, Weitere Mittheilungen über Shakespeare's literarische Kämpfe II. (Erlangen, Deichert.) 4 Mk.

J. Jusserand, Le théâtre en Angleterre, depuis la conquête jusqu'aux prédecesseurs immédiats de Shakespeare. II. Ed. (Paris, Leroux.) 4 fr.

W. Steuerwald, Lyrisches im Shakspere. (München, Ackermann.) 3 Mk.

Ariost's rasender Roland. Illustrirt von Doré; metrisch übersetzt von H. Kurz. Lfrg. 20—26. (Breslau, Schottländer.) à 1 Mk. 50 Pf.

Durante, Il Fiore. Poëme italien du treizième siècle en 232 sonnets. Imité du Roman de la Rose. Texte inédit, publié p. Ferd. Castets. (Paris, Maisonneuve.) 9 fr.

Klassische Bühnendichtungen der Spanier, hrsg. u. erklärt v. Max Krenkel. I. Calderon. Das Leben ein Traum. Der standhafte Prinz. (Leipzig, Barth.) 4 Mk. 50 Pf.

E. Dorer, Die Calderon-Literatur in Deutschland. Bibliogr. Uebersicht. (Leipzig, Friedrich.) 1 Mk. 20 Pf.

J. Fastenrath, Calderon de la Barca. Festgabe. (Leipzig, Friedrich.) 1 Mk. 50 Pf.

M. Lehmann, Sentenzenschatz aus Dichtern und Denkern aller Zeiten. II. Aufl. (Berlin, Haude & Spener.) 2 Mk.

Hilfsbücher.

O. Schmeckebier, Abriss der deutschen Verslehre und der Lehre von den Dichtungsarten. (Berlin, Salewski.) 50 Pf.

Bandow, Uebungsaufgaben zur deutschen Grammatik f. d. Unter- und Mittelklassen höherer Lehranstalten von W. Wilmanns. 2. Heft f. Quarta und Tertia. (Berlin, Klönne & Müller.) 50 Pf.

Normann, Neue Materialien zu deutschen Stilübungen f. d. oberen Klassen höherer Lehranstalten. (Kattowitz, Siwinna.) 3 Mk. 50 Pf.

J. Meyer, Methodischer Leitfaden f. d. Unterricht in der deutschen Rechtschreibung. (Leipzig, Dürr.) 1 Mk. 20 Pf.

L. Frauer, Neuhochdeutsche Grammatik mit besonderer Berücksichtigung auf den Unterricht an höheren Schulen, zugleich als Leitfaden f. akad. Vorträge. (Heidelberg, Winter.) 6 Mk.

T. Seemann, Grundriss der Poetik. (Berlin, Bohne.) 3 Mk.

Aus deutschen Lesebüchern. Dichtungen in Poesie und Prosa, erläutert f. Schule und Haus. I. 2. Lfrg. (Berlin, Hofmann.) 60 Pf.

C. Gude, Erläuterungen deutscher Dichtungen. Nebst Themen zu schriftl. Aufsätzen. 7 Hefte. (Leipzig, Brandstetter.) à 3 Mk.

T. Frieh, La grammaire enseignée par les exemples. Cours élémentaire. Livre du maître. (Paris, Hachette.) 1 fr. 50 ct.

A. Profillet, Nouveau cours pratique de langue française. (Paris, Ollendorff.) 2 fr. 50 ct.

J. Kaiser, Hilfsbüchlein zu K. Plötz' Elementarbuch der franz. Sprache. (Essen, Silbermann.) 50 Pf.

P. C. Pontis, Petite grammaire de la prononciation. (Paris, Hetzel.) 1 fr. 50 ct.

M. Hönigsberg, Neueste theoret.-prakt. Methode die franz. Sprache in 45 Lectionen zu lernen. (Wien, Steckler.) 3 Mk.

Voltaire's ausgewählte Dramen. Erklärt von E. v. Sallwürk. I. Sémiramis. (Berlin, Weidmann.) 2 Mk. 10 Pf.

Cuvier, Discours sur les révolutions de la surface du globe. Erklärt von P. Wassidlo. (Berlin, Weidmann.) 1 Mk. 50 Pf.

Jäger, Die ägyptische Expedition der Franzosen 1798—1801. (Aus Thiers.) (Köln, Römke & Co.) 1 Mk. 40 Pf.

Jäger, Die Gründung des britisch-ostindischen Reiches. (Nach Macaulay.) (Köln, Römke.) 1 Mk. 60 Pf.

R. Boyle u. A. Brehme, Lehrbuch der engl. Sprache. I. Laut- u. Wortlehre. (Petersburg, Kranz.) 2 Mk.

F. Hummel, Die englische Aussprache in systematischer Darstellung. (Weimar, Böhlau.) 30 Pf.

J. Groag, Schulgrammatik der englischen Sprache. 1. Theil. Elementarbuch. (Wien, Hölder.) 2 Mk. 40 Pf.

O. Goldsmith, The history of Rome. Hrsg. v. R. Wilcke. (Halle, Gesenius.) 1 Mk. 80 Pf.

F. Demattio, Letture italiane scelte. P. I. (Innsbruck, Wagner.) 1 Mk. 60 Pf.

